



Steh auf lieber Mädchen

BAYARD

Den Officieren der Preussischen Armee
geweiht.



BERLIN 1801

bey Chr. Fried. Wilmberg
Vind. Spindt fecit

W. L.

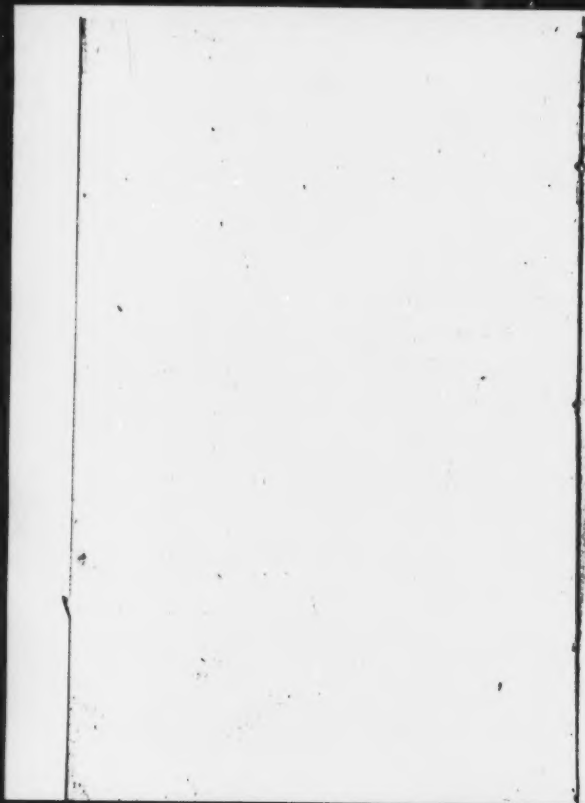


Sr. Hochwohlgeboren

dem

HERRN VON KÖCKERITZ

Obersten der Armee, Generaladjutanten Sr. Majestät
des Königs, Ritter des Ordens des Verdienstes
u. s. w.



Hochwohlgeborner Herr,
Hochgebietender Herr Oberst!

Man nannte Bayard den Ritter ohne Furcht und Tadel. Würden meine Zeitgenossen Ew. Hochwohlgeboren anders nennen, wenn der Name nicht aus der Mode gekommen wäre?

Diese Aehnlichkeit hat mich bestimmt, Ew. Hochwohlgeboren ein Buch zu weihen, dessen einziges Verdienst darin besteht, die fragmentarische Geschichte eines Mannes von großem

und liebenswürdigem Character zu enthalten.

Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Hochwohlgeboren

Berlin,

den 6ten October 1800.

ergebenster Diener

F. BUCHHOLZ.

Die glänzenden Thaten des Ritters Bayard, seine militairischen Talente, seine persönlichen Eigenschaften, und der grofse Ruf, den er sein ganzes Leben hindurch genofs, sind nicht so allgemein bekannt, dafs es überflüssig scheinen könnte, davon ein neues Gemälde zu entwerfen. Wenn unter allen Mitteln, Nacheiferung und Tugendliebe einzulösen, das Beispiel obenan stehet, wer verdient dann mehr als Muster aufgestellt zu werden, als ein Krieger, der die Ehre und der Stolz seines Jahrhunderts war, und mit den, seinem Stande eigenthümlichen, Eigenschaften Tugenden verband, die, so oft sie auch im Kriege vernachlässiget werden, dennoch die Beschwerden desselben allein erträglich machen können? Ausserdem wird sich zeigen, dafs, wie grofs auch die Achtung war, welche dem Ritter Bayard von seinen Zeitgenossen be-

wiesen wurde, diese ihm doch nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. * Sie sahen in ihm nur den braven Mann und den guten Soldaten voll Gefühls und Großmuth. Ich werde aber beweisen, daß man zu diesen Eigenschaften noch die eines gebildeten Geistes, eines großen Kriegers und eines Mannes von Kopf hinzufügen mußte. .

Pierre du Terrail, berühmt unter dem Namen des Ritters Bayard, wurde im Jahr 1475 in der Dauphiné geboren. Seine Familie war von altem Adel, und wenn gleich nicht reich, doch allgemein geachtet von Seiten der Tugend und der militairischen Dienste aller, welche dazu gehörten. Der Soldatenstand war darin erblich, und diese erste Ursache ihrer Armuth war, vermöge eines gerechten Ersatzes, die Ursache des Rufs, in welchem sie standen, und des edlen Wett-eifers, der sie alle befeelte. Der Urgroßvater und Großvater des Ritters Bayard endigten ihr ausgezeichnetes Leben auf dem Bette der Ehre; der erste starb unter den Augen seines Königs in der Schlacht bei Poitiers, und der zweite, mit Wunden bedeckt, in der Schlacht bei Montleri; ein Tag, dessen die französische

Geschichte ungern erwähnt, weil er nur für diejenigen rühmlich war, die ihr Leben an ihm einbüßten; denn die übrigen hatten nur die Schande, ihre Truppen schlecht geführt zu haben, und verdankten ihr Leben dem panischen Schrecken, welches sie rettete.

Dem Ritter Bayard blieb in einem Alter von funfzehn Jahren keine andere Hofnung und Stütze seines Glücks, als sein Oheim mütterlicher Seite, der Bischof von Grenoble, ein Prälat, der mit allen Tugenden seines Standes eine eben so edle Geburt verband, als die des Herrn von Terrail war. Dieser Mann fühlte, daß er seine Würde zum Theil den Verdiensten seiner Ahnen verdankte, und war daher immer bereit, die Vortheile derselben mit denen zu theilen, welche gleiches Ursprungs mit ihm waren.

Der Bischof übernahm die Sorge für des Ritters erste Erziehung, und betrieb sie um so eifriger, weil sein älterer Bruder nur für ein ruhiges, stilles Leben Geschmack hatte, und folglich der Ritter der einzige war, der die Ehre des Hauses aufrecht erhalten zu können schien. Der Stand, den sein Oheim gewählt hatte, führte zur Geistesbildung; der

Jüngling legte sich auf die Wissenschaften: ein Entschluß, der unter den Kriegern seiner Zeit gewiß sehr selten war (vorzüglich unter denjenigen, welche von Soldaten erzogen wurden) und dem er vielleicht in der Folge die Menschlichkeit und Sanfttheit verdankte, die man am meisten an ihm bewunderte.

Sein fester und gedrungener Körperbau setzte ihn in den Stand, die angreifendsten Uebungen auszuhalten. — Ueber alle junge Leute seines Alters trug er auf den Degen und die Lanze den Sieg davon; vorzüglich aber im Reiten; ein Vorzug, der an dem französischen und savoyischen Hofe über Verdienst geschätzt wurde, indem die Hofleute den Geschmack für die Jagd, der bisher unter ihnen geherrscht hatte, aufgaben, und sich wetteifernd bemühten, gute Reuter zu werden. Man wird kaum glauben können, daß ein solches Talent die Gunst der Fürsten erwarb; gleichwohl ist nichts gewisser, als daß sie in beiden Staaten demjenigen, der für einen guten Stallmeister gehalten wurde, die entscheidendsten Vorzüge gestatteten, und zwar bei Vacanzen, wo es auf nichts weniger als ein solches Talent ankam.

Der Bischof von Grenoble war eine Zeitlang ungewiss, an welchen von beiden Höfen er seinen Neffen bringen sollte. Die Nachbarschaft von Chamberi, welches nicht weit vom Schlosse Bayard lag, bestimmte ihn zuletzt, den jungen Mann dem Herzog von Savoyen zu überlassen, an dessen Hofe es weniger kostete, sein Glück zu machen, und wo man zugleich weniger brauchte, um zu glänzen.

An dem Tage der Abreise sah man den Ritter im Hofe seines väterlichen Schlosses die letzten Umarmungen mit all' der Zärtlichkeit und sanften Einfalt annehmen, welche in jenen Zeiten herrschend war. In Gegenwart seiner Verwandten bestieg er sein Ross, und seine Biographen, voll naiver Bewunderung seiner geringfügigsten Thaten, und eben dadurch vielleicht bessere Maler der Natur als wir, erzählen ohne allen Argwohn, daß sie durch ihre Umständlichkeit ermüden könnten, wie sein junges muthiges Pferd sich gebäumt, wie der Herr von Terrail mit der Bewunderung eines Greises die Geschicklichkeit und Stärke seines Sohnes gesehen und ihn gefragt habe: ob er sich denn gar nicht

fürchte? und wie er geweint, als ihm sein Sohn die Antwort gegeben: „Wovor sollt' ich mich fürchten, mein Vater, da ich von „Personen umgeben bin, die mir so theuer „sind, und von denen ich selbst so aufrichtig „geliebt werde? Mitten unter den Feinden „meines Königs und meines Vaterlandes „würd' ich keine Furcht empfinden können.“ — Er hatte von der Natur die Lebhaftigkeit und den Muth erhalten, welche seinem Stande angemessen sind. Mit ihrer letzten Umarmung gab ihm seine Mutter alle die Lehren, welche sein Verhalten bilden konnten; sie beschwor ihn, an den Höfen und in den Armeen alle die Tugenden zu zeigen, welche nur zu oft in beiden vernachlässiget werden, Sanftheit, Offenheit, Bescheidenheit, Verbindlichkeit, Freigebigkeit, Mitleid mit den Armen und Kranken, Güte des Herzens, welche Menschlichkeit gebietet, vor allen aber reine Sitten, als Grundlage des Verdienstes und Mittel, wo nicht zu Ehrenstellen, deren Glanz vergänglich ist, wenigstens zu öffentlicher Achtung zu gelangen, die sich nie verliert. Der Prälat begab sich nach Chamberi, und als er bei dem

Herzog als, brachte er es dahin, daß der Fürst den jungen Bayard bemerken mußte, dessen kriegerische Miene ihm auffiel. Er erkundigte sich nach ihm, und nahm auf der Stelle den Antrag des Bischofs an, ihn unter seine Pagen aufzunehmen. In dieser Schule, einer der besten in Europa, vervollkommnete sich der Ritter Bayard in seinen Uebungen und legte sich, so wenig es auch zu erwarten war, noch mehr auf die Wissenschaften.

Der Friede, welcher damals in Europa herrschte, sollte durch einen Krieg unterbrochen werden, zu welchem Carl der Achte, der damals auf dem französischen Throne saß, die Anstalten zu machen angefangen hatte. Der Herzog von Savoyen, welchen sein Interesse von Italien trennte, wollte sein Alliirter werden. Zu Lyon wollten beide zusammentreffen; und als der König zuerst ankam, schickte er den Grafen von Ligni und einen Theil seiner Gardien dem Herzog entgegen.

Carl, Herzog von Savoyen, hatte nichts vergessen, was ihm in den Augen des französischen Hofes, der aus lauter jungen, größtentheils reichen und Verschwendungliebenden Männern bestand, Glanz gewähren

konnte. Seine ganze Garde begleitete ihn; außerdem aber auch seine Stallmeister und vorzüglich seine Pagen, unter welchen Bayard hervorstach, der, vermöge des damals herrschenden Geschmacks, am französischen Hofe als einer der geschicktesten Reuter bekannt war. Der Graf von Ligni war sehr neugierig ihn kennen zu lernen. Er wußte sich etwas damit, Bayards Talent zu besitzen, und die Freunde des jungen Ritters, welche den Grafen für ihn zu gewinnen suchten, bemerkten sehr bald, daß der Ruf seiner Geschicklichkeit ihn bereits zu seinem Vortheil eingenommen hatte. Dieser Umstand konnte sehr geringfügig scheinen, wenn er nicht — zur Schande des menschlichen Verstandes — bewiese, daß die erste Ursach der guten Meinung, welche Bayard von sich erregte, durchaus nicht von den glücklichen Anlagen hergenommen war, die man in ihm bemerkte, von seiner Sanftheit, seinem Fleiße, seinem Geschmack für die Wissenschaften und seiner Strenge in Erfüllung aller Pflichten, sondern — von der Ueberlegenheit, die er als Reuter besaß. Sobald der Graf von Ligni dem Herzog von Savoyen die ersten Höflichkeiten bewiesen

hatte, sprach er mit ihm nur von seinem Pagen. Auch beim Abendessen des Königs war von ihm die Rede, und als der Herzog den folgenden Tag beim König zu Mittag aß, lobte der Graf den jungen Pagen und sein Pferd so nachdrücklich, daß ihn der König zu sehen wünschte. Die beiden Höfe versammelten sich auf der Wiese von Ainori. Der König und der Herzog kamen im Kahne an. Bayard und sein Pferd beschäftigten zwei mächtige Fürsten und ihre Begleitung länger als zwei Stunden, und wenn der Page am Ziel seiner Bahn war, so rief der König, von seiner Geschicklichkeit bezaubert: *Piqués, piqués encore une fois*. Die Pagen des Königs, entweder eifersüchtig auf das Lob, das er erhielt, oder von Bewunderung hingerissen, riefen auch ihr: *Piqués!* und dieses wiederholte Rufen erwarb ihm mehrere Jahre hindurch den Beinamen Piquet. Der Herzog von Savoyen kehrte darauf in seine Staaten zurück; aber Bayard folgte dem König als Page. Die Gunst des Grafen von Ligni zeichnete ihn aus. Drei Jahre darauf machte er ihn zu seinem Edelmann. In dieser Eigenschaft begleitete ihn der Ritter nach

Lyon, wohin der König zum zweitenmal reifete.

Während Carls Aufenthalt in dieser Stadt beschäftigte man sich mit Festen und Schauspielen. Täglich rief man das Andenken an die Turniere, diese unter den französischen Rittern ehemals so gewöhnliche Uebung zurück. Der Herr von Vaudrei, ein Edelmann aus Bourgogne, welcher durch seine Stärke und Geschicklichkeit berühmt war, bat den König um die Erlaubniß, zu Fuß und zu Pferde, im Lauf mit der Lanze und im Kampf mit der Streitaxt eine Probe ablegen zu dürfen; und als er sie erhalten hatte, liefs er auf einem öffentlichen Platze seinen Schild ausstellen, und machte sich anheischig, alle diejenige zu bekämpfen, welche sich einstellten und ihre Namen von dem Wassenkönig aufzeichnen lassen würden. Man sollte glauben, man läse die Geschichte eines Ritters aus Carls des Großen Zeiten. Die Kämpfe mit der Lanze innerhalb der Schranken hatten angefangen seltsam zu scheinen; aber Carl der Achte, ein Fürst, der immer nur auf Krieg bedacht war, liebte alles, was das Bild desselben in seine Seele zurückführte. Der Ruf

des Herrn von Vaudrei brachte eine Menge furchtbarer Kämpfer herbei. Der Waffenkönig Montjoie konnte sein Erstaunen nicht bergen, als er sahe, daß Bayard, damals kaum 20 Jahr alt, und wenn gleich sehr groß für sein Alter, doch blaß, mager und dem Anschein nach aller starken Anstrengungen unfähig, sich auf die Liste der Streitenden setzen ließ. Man fand dies so verwegen, daß man mit dem König davon sprach; aber Carl der Achte, weit entfernt, den jungen Mann zu tadeln, munterte ihn dazu auf. Am festgesetzten Tage fanden sich der Hof und alle vornehme Damen von Lyon auf dem öffentlichen Platze ein. Der Herr von Vaudrei that Wunder mit der Lanze und der Streitaxt; Galliot von Genouilhac, Borneval, Sandricourt, Chatillon, Bourdillon u. s. w. unterlagen, und man fürchtete nur desto mehr für Bayard. Als es aber zum Handgemenge kam, war man nicht wenig erstaunt, ihn mit Vortheil einen Riesen bekämpfen zu sehen, der alle übrigen besiegt hatte; und als die Kämpfer darauf, der Vorschrist gemäß, mit aufgezoogenem Visir vor den Damen, welche längst den Schranken

standen, vorüber gingen, riefen sie beim Anblick des blaffen und mageren jungen Mannes in ihrem Dialect: „Schaut, wie er jämmerlich ausieht, und doch hat er es besser gemacht, als die Andern.“ Der Graf von Ligni, welcher den Ritter Bayard als sein Werk betrachtete, hörte nicht auf, den König den Erfolg zu rühmen, wovon er Zeuge gewesen war, und schickte ihn nach Aire, einer Stadt im Gebiete von Artois, wo seine Compagnie Gensd'armes in Garnison stand, bei welcher Bayard eine Stelle bekleidete. Vor der Abreise stellte er ihn dem König vor, der beim Abschied zu ihm sagte: „Freund Piquet, der liebe Gott entfalte noch mehr in Euch, was ich bisher gesehen habe. Seyd brav. Ich werde für Euch sorgen.“ Diesem Versprechen fügte er ein Pferd aus seinem Stalle und einiges Geld hinzu. Unter denen, welche den Herrn von Vaudrei mit Bayard zugleich bekämpft hatten, waren mehrere, die ihm an Stärke und Geschicklichkeit gleichkamen; aber keiner hatte in einem so hohen Maasse, wie er, die Eigenschaften, welche Menschen gewinnen, diese Sanftheit, diese Offenheit, diese Miene voll Treuherzigkeit und Gefäl-

ligkeit. Auch erhielt er allenthalben Auszeichnungen, die er nur seinen Grundfätzen und Sitten zuschreiben konnte. Die Edelleute, welche die Compagnie des Grafen von Ligni ausmachten, gingen ihm, als sie seine Ankunft vernommen hatten, zu Pferde aus Aire entgegen, und erwiesen dadurch der Tugend ihres Cameraden eine Ehre, welche sie unter andern Umständen nur dem Ansehen ihres Chefs erwiesen haben würden. Der Eifer dieser Edelleute hatte die Neugierde der Einwohner von Aire rege gemacht, vorzüglich der Damen, welche sich geputzt an die Fenster stellten, als wenn es ein Fest oder einen öffentlichen Einzug gegolten hätte. Damals war Aire gröfser und die Einwohner dieses Städtchens bei weitem zahlreicher und begüterter, als jetzt.

Wenig Tage nach seiner Ankunft in Aire liefs Bayard in der Stadt und den benachbarten Garnisonen ein Tournier ankündigen. Eine grofse Menge Ritter begab sich dahin, um Antheil daran zu nehmen. Bayard besiegte sie alle und trug aufser dem Preis des Tourniers den Vorthail davon, seiner Freigebigkeit genügen zu können, indem er den

errungenen Preis unter diejenigen vertheilte, die nach ihm am besten gekämpft hatten.

Endlich erklärte Carl der Achte dem König Friederich von Neapel den Krieg. Bayard verließ seine Garnison. Ludwig von Ars, der in des Grafen von Ligni Abwesenheit die Compagnie commandirte, führte sie über die Gebürge. Zwar mußte man bald zurück; indessen hatte man vorher das Königreich Neapel erobert. Bayard war bei der Schlacht von Foronovo. Vorher machte ihn der König zum Ritter. In der Schlacht selbst wurden unter ihm zwei Pferde erschossen.

Carl der Achte brachte den Rest seines Lebens im Frieden zu, und Bayard fand erst unter der Regierung Ludewigs des Zwölften Gelegenheit zur Auszeichnung, indem er im Gefolge dieses Monarchen zum zweitenmal nach Italien ging und ihm das Herzogthum Mailand in einem einzigen Feldzug erobern half. Diese Eroberung gab ihm Mülhe, und die Mülhe benutzte er, um den Hof von Savoyen zu besuchen, wo er seine erste Erziehung erhalten hatte. Der Herzog Carl war gestorben; und die verwittwete Herzogin hatte sich mit einem geringen Gefolge nach

Carignano, einem ihr zum Wittwensitz angewiesenen Ort, begeben. Hier versicherte Bayard die Fürstin seiner Achtung und Dankbarkeit, und dieser Beweis seines guten Herzens war ihr um so angenehmer, da mehrere, welche dem Herzog zugleich mit Bayard gedient hatten, das Ihrige thaten, ihn geltend zu machen; vorzüglich die Frau von Fiuxas, eine von den Günstlingen der Fürstin, die in ihrer Blütenzeit den Ritter geliebt hatte und jetzt die lebhafteste Achtung für ihn fühlte. Zu Carignano erwartete Bayard die Befehle seines Chefs. Im Gebiete von Mailand waren neue Bewegungen entstanden. Ludwig Sforza hatte sich der Hauptstadt bemächtigt, und la Tremouille näherte sich, um ihn zum zweitenmal daraus zu verjagen. Alle Ordnonanzcompagnien waren bereits im Mailändischen, und die des Grafen von Ligni befand sich sieben bis acht Meilen von Mailand selbst. Bayard begab sich zu ihr und suchte sich gleich nach seiner Ankunft auszuzeichnen. Er war zwar noch immer einfacher Gendarm; aber sein Muth, seine Verwendungen für seine Cameraden bei dem Grafen von Ligni, dessen Liebling er war, der Aufwand, den

ihn seine Wirthschaftlichkeit und die Unterstützungen des Bischofs von Grenoble zu machen erlaubten, vorzüglich aber sein Eifer im Dienste des Königs, hatten ihm in der Compagnie ein gewisses Ansehen verschafft.

Ludwig von Ars, einer der tapfersten Männer seines Jahrhunderts und voll leidenschaftlicher Liebe für alle diejenigen, welche ihm hierin ähnlich waren, unterstützte Bayard in allem, was ihn auszeichnen konnte; das Vergnügen, seinem Freund zu dienen und Ruhm zu geben, war ihm mehr werth, als alles, was er für sich selbst von den Veranlassungen hoffen konnte, die er ihm überließ. Bayard hatte in Erfahrung gebracht, daß Ludwig Sforza zu Binasco, einem Flecken, welcher ungefähr anderthalb Meilen von Mailand entfernt liegt, unter der Anführung des Johann Bernhardin Cajazzo, eines sehr tapfern Mannes, dreihundert Mann Cavallerie postirt hatte. Er sprach davon mit seinen Cameraden. Der Entschluß zum Ueberfall war bald gefaßt. An der Spitze von fünfzig Tapfeten, welche von ihren Schützen begleitet waren, trat er den Marsch an. Cajazzo hatte immer kluge Spione in seinem Dienst;

von

von ihm lernte Bayard die Nothwendigkeit, sie zu gebrauchen. Von des Ritters Absicht unterrichtet, wollte ihm der Italiäner die Hälfte des Weges ersparen und rückte aus Binasco. — In einiger Entfernung von diesem Ort stießen die Truppen auf einander. Bayards Mannschaft, ohne eigentlichen Anführer, erhielt die Befehle von dem Muth, der sie befeelte, und brach mit Ungestüm ein. Als die Lanzen zer Splittert waren, griff man zu den Säbeln. Dies war Bayards vertrautes Werkzeug; wobei seine Stärke ihm zu Hülfe kam. Er that Wunder, und so viel Muth auch die Feinde zeigten, so befeelte er doch seine Cameraden so sehr, daß es ihnen gelang, einen Theil des Schlachtfeldes zu gewinnen. Cajazzo, den des Ritters Ruf in den Kampf gelockt hatte, wollte zeigen, daß er ihm entgegen gestellt zu werden verdiente. Bald sprengte er auf die Franzosen ein und trieb sie entweder durch den Säbel oder durch die Hefigkeit des Anfalls auseinander; bald ermahnte er, zurückgeworfen, die Seinigen, ein Terrain wieder zu gewinnen, das sie an Leute verloren hätten, welchen sie vollkommen gewachsen wären.

Bayard sprach kein Wort; aber er socht ohne Rast, und indem jeder für sich und seine persönliche Ehre kämpfte, waren alle gleich sehr beseelt und so damit beschäftigt, Hiebe auszutheilen und zu pariren, daß weder Cajazzos Leute merkten, daß sie wichen, noch Bayards Gefährten, daß sie vorrückten; alle waren unter einander gemischt, wüthend, außer sich; kurz in einem Zustand, der nur bei braven feurigen jungen Männern stattfinden kann, welche der Widerstand empört und der Ruhm beseelt. So kamen sie bis auf eine halbe Meile von Mailand; und hier war es, wo Cajazzo, mehr ermüdet als besiegt, sich ein wenig von Bayard entfernte, vorzüglich weil er seine Leute mit Schweiß und Blut bedeckt, kraftlos und ohne Athem sah. Dieser bemerkte jetzt die Vortheile, welche er errungen hatte, und fand darin neue Kraft zum verfolgen. „Auf, meine Freunde! „meine Gefährten! sagte er, der Sieg ist „unser.“ Sie gaben ihren Pferden die Sporen, und fanden Cajazzo in Reih und Glied, den neuen Angriff auszuhalten. Dies war aber der letzte Versuch dieses braven Mannes. Da ein Theil seiner Leute sich in der Nähe

von Mailand erblickte, so wendeten sie um, um sich in Sicherheit zu setzen; die anderen, noch lebhafter angegriffen, als vorher, sahen sich genöthigt zu folgen, und so eilten zuletzt alle in vollem Galop in die Stadt.

Cajazzo hatte sich, so lange seine Leute kämpften, keinen Augenblick widersprochen. Als er fliehen mußte, war er der letzte, und dabei rief er seine Soldaten zurück, wandte sich oft nach Bayard um, der ihn mit unglaublicher Hitze verfolgte, und zeigte den Franzosen, daß er wohl verdient hätte, ihren Triumph zu theilen, da er sie so manchen Gefahren ausgesetzt und seine eigene Niederlage so sehr verzögert hatte. Unterdessen kamen die beiden Truppen, unter einander gemischt, vor die Thore von Mailand. Ein französischer Gensd'arm, der dies bemerkte, rief mit lauter Stimme: Zurück, Brüder, zurück! Aber Bayard, außer sich für Freude über diesen Triumph, war taub gegen den wiederholten Zuruf, und, verlassen von seinen Gefährten, sprengte er in vollem Galop in Mailand hinein, als hätte er die Hauptstadt einnehmen wollen. Erst beim Anblick des fürstlichen Schlosses machte er Halt, und

stand da wie einer von den erdichteten Helden, welche ganze Königreiche mit isolirtem Arm erobern wollten.

Bürger, Soldaten und Weiber fielen über ihn her, um ihn für seine Verwegenheit zu bestrafen; aber der brave Cajazzo, der immer in seiner Nähe geblieben war, liefs ihn von seinen Gensdarmen beschützen und machte ihn zum Gefangenen. — Bayard hatte in diesem tapfern Italiäner gesehen, wie man mit Ehren besiegt werden kann, und lernte nun von ihm, wie man sich seines Glücks bedienen mufs. Cajazzo führte ihn in seine Wohnung, machte ihn zum Herrn derselben, und als er sich an demselben Tage zum Abendessen bei Ludwig Sforza einfand, der von den Fenstern seines Pallastes aus ein Augenzeuge der Gefangnehmung und des Muths Bayards gewesen war, sprach er mit lauten Lobeserhebungen von den Thaten, die er ihn hatte verrichten sehen, und beklagte den Zufall, der ihn zum Gefangenen seiner besiegt Feinde gemacht hatte. Ludwig war nur gefühllos und hinterlistig, wenn er es mit Königen und Fürsten zu thun hatte; gegen Inferioren zeigte er sich oft edel und

großmüthig. Er wollte Bayard sprechen, und Cajazzo eilte sogleich zu ihm, um ihn dem Fürsten vorzustellen.

Herr Edelmann, sagte Ludwig zu ihm, was hat euch hierher gebracht? — Die Lust zu siegen, antwortete Bayard. — Aber glaubet ihr, Mailand allein einzunehmen? — Nein, gnädiger Herr! ich glaubte mich von meinen Cameraden begleitet. — Sie und ihr, fügte der Herzog hinzu, hätten dies doch nicht zu Stande bringen können. — Gut, sagte Bayard, der seine Verwegenheit nicht läugnen konnte, sie sind klüger gewesen, als ich; dafür sind sie frei, und ich gefangen; doch ich bin der Gefangene des bravsten und großmüthigsten Mannes. — Ludwig erkundigte sich darauf nach der Stärke der französischen Armee, und zwar mit einer Miene, als verachte er sie. Wir, erwiderte Bayard, wir zählen unsere Feinde nicht. Alles, was ich euch sagen kann, ist, daß die Soldaten meines Herrn lauter ausgesuchte Leute sind, vor welchen die eurigen nicht Stand halten werden. —

Durch Bayards Offenherzigkeit beleidigt, antwortete Ludwig: Der Ausgang würde in

kurzem eine andere Meinung von seinen Truppen erregen, und eine Schlacht über ihren Muth und sein Recht entscheiden: — Wollte Gott, rief Bayard, dies geschehe morgen, und ich wäre frei. — Ihr seyd es, entgegnete der Herzog; ich liebe euern Muth und euere Standhaftigkeit, und mache mich anheischig, dieser Wohlthat alles hinzuzufügen, was ihr von mir verlangen könnt. Durthdrungen von so viel Güte, warf sich Bayard zu Ludwigs Füßen, bat, ihm in Betrachtung seiner Pflicht den Stolz zu verzeihen, der in seinen Antworten läge, und versprach ein ewiges Andenken. „Jetzt, fügte er hinzu, bitt' ich euch nur noch um mein Pferd und meine Waffen. Allenthalben werde ich euere Großmuth rühmen.“ Cajazzo liefsogleich beides holen. Vor Ludwigs Augen mußte sich Bayard bewaffnen; denn Ludwig wollte ihn zu Pferde sehen, Bayard empfahl sich dem Fürsten und Cajazzo, brach vor ihren Augen eine Lanze, verließ Mailand, und fand das französische Heer vier Meilen von der Hauptstadt. Der Graf von Ligni, der sehr für ihn besorgt war, und alle seine Cameraden empfangen ihn mit den

lebhaftesten Freudensbezeugungen, und vernahmen mit Erstaunen das großmüthige Verfahren Ludwigs, den man sich damals in Europa — nicht so, wie er wirklich war, sondern nach dem Unglück dachte, welches seine Politik und sein Muth angerichtet hatten. Kaum waren Mailand und Novarra erobert, als Ludwig, der wegen seiner Treulosigkeit gegen alle europäische Fürsten, unglücklich zu werden verdiente, der aber auch wegen der Tugenden, die er besaß, eines Bedauerns werth war, von den Schweizern, deren Vertheidigung er bezahlte, aufs schlechteste verathen wurde; zur größten Schande einer Nation, welche bis dahin nie ihr Wort gebrochen hatte. Man lieferte ihn an la Tremouille aus. Der unglückliche Fürst sah sich also in den Händen der Franzosen, ohne eine Schlacht geliefert zu haben.

Seine Gefangennehmung endigte den italienischen Krieg. Die französischen Truppen, die keinen Feind mehr fanden, und durch überflüssige Märsche ermüdet wurden, sehn-ten sich nach Ruhe. Diesen Zeitpunkt benutzte Bayard, Ludewigen zu besuchen. Er fand ihn in dem Zelte, das ihm als Gefäng-

niss angewiesen war, und zeigte ihm in seinem Mitleid und seinen Beforgnissen das für Unglückliche sehr feltne Schauspiel, gefühlvolle und erkenntliche Herzen zu finden. Ludwig hatte noch groſſe Hofnungen. Mehr bedurfte es nicht, um Muth zu beweisen. Er empfing den Ritter mit offener, ruhiger Miene, dankte ihm für sein Andenken, und schien mehr mit Bayards Gegenwart, als mit seinem eigenen Unglück beschäftigt. Bayard bewunderte seine Standhaftigkeit, und durchdrungen von dem Gefühl, welches der Anblick eines groſſen Unglücks einflöſſet, verlies er ihn, und that alles, was in seinen Kräften stand, den Grafen von Ligni zu bewegen, Ludwigs Elend zu vermindern. Der Graf von Ligni war des Königs rechte Hand, und der groſsmüthige Fürst würde das Loos des Gefangenen sehr erträglich gemacht haben, hätte dieser nicht durch neue Ränke bewiesen, daß es gefährlich sey, ihn in Freiheit zu setzen. Bei seiner Ankunft in Frankreich wurde Ludwig eingesperrt, und starb im Gefängniſs.

Bayard, welcher zum Guidon der Compagnie des Grafen von Ligni gemacht war,

folgte seinem Chef, als er sich in Marsch setzte, um den Aufruhr von Tortona, Voghera und einigen andern Städten zu bestrafen, welche ihm der König nach Eroberung des mailändischen Gebiets geschenkt hatte. Die Einwohner der letzteren Stadt schickten Deputirte an ihn ab, um ihn zu besänftigen. Er wollte sie nicht hören, und rückte mit seiner Compagnie in Voghera ein. Die Deputirten, welche es aufgaben, ihn zu bewegen, wandten sich an Ludwig d'Ars und den Ritter Bayard. Beide versprachen ihre Verwendung; und als der Graf von Ligni, dem sich die Deputirten zum zweitenmale vorstellten, sie hängen zu lassen drohte, warf sich Ludwig d'Ars vor ihm nieder, und bat um ihre Begnadigung, um Bayards willen, um seiner Gefährten willen, um seiner Bitten willen, die er mit den ihrigen vereinigte. Der Graf von Ligni liefs sich bewegen, und als er bemerkte, daß die Deputirten für dreihundert Mark Silbergeschirre mitgebracht hatten, sagte er zu ihnen: Fort, ich verkaufe meine Gnade nicht, und nehme keine Geschenke von ungetreuen Unterthanen. Bayard, fügte er hinzu, nehmt dies Geschirr; ich schenke

es euch. Gnädiger Herr, erwiderte Bayard, ich danke euch; aber Gott verhüte, daß die Geschenke so schlechter Menschen in mein Haus kommen; sie würden mir Unglück bringen. Und damit nahm er das Silbergeschirr, und vertheilte es auf der Stelle an alle diejenigen, die sich im Lager des Grafen von Ligni befanden. Eine merkwürdige Handlung, weil sie einen tugendhaften Character ankündigt, den weder Jugend noch Bedürfnis aus seinem Gleichgewicht setzen konnten; denn zu eben der Zeit, wo Bayard sich so uneigennützig zeigte, hatte er kaum die Mittel sich die Nothwendigkeiten des Lebens zu verschaffen. Der Graf von Ligni erfuhr es, und schenkte ihm Kleider, Pferde und Geld, die der Ritter, wie gewöhnlich, mit seinen Cameraden theilte.

Als unumschränkter Herr des Herzogthums Mailand wollte Ludwig der Zwölfte die Eroberung Neapels unternehmen. Man kennt die Mittel, deren er sich bediente, um den Erfolg zu sichern, und das Unglück, welches daraus entstand. Der Graf von Ligni blieb in Frankreich bei dem König zurück; aber seine Compagnie begab sich unter den Be-

fehlen Ludwigs d'Ars und des Ritters Bayard zur Armee des Herrn von Aubigni. Man fieng mit der Belagerung von Canossa an, welches trotz des nachdrücklichen Widerstandes des Peralto, eines spanischen Feldherrn von großen Rufe, eingenommen wurde.

Die Soldaten wollten alles über die Klinge springen lassen, und murrten, als man es ihnen nicht gestatten wollte; aber d'Aubigni widersetzte sich ihren Beschwerden, um Peralto zu retten, den er durch eine starke Escorte in Sicherheit bringen ließ. Diese den Gesetzen des Krieges sehr gemäße Handlung wurde bald darauf belohnt. Gonsalvo von Cordova nahm den Franzosen Andria weg, und wollte gegen sein gegebenes Wort die Geiseln hängen lassen, die sich in seinen Händen befanden. Peralto brauchte sein ganzes Ansehen, um ihn von einem so unwürdigen, und für die Spanier, die sich in der Macht der Franzosen befanden, äußerst gefährlichen Entschlusse abzubringen; als er aber mit allen seinen Vorstellungen nichts ausrichtete, so suchte er die Geiseln zu befreien, indem er ihnen Gelegenheit zur

Flucht gab, und sich dem Hafs eines unver-
sonlichen Generals aussetzte, der Kriegesrecht
über ihn halten liefs, und ihn darauf, trotz
den Bitten der ganzen Armee und dem An-
denken an seine geleisteten grossen Dienste,
auf die Galeeren schickte. Diese schändliche
Handlung machte alle französischen Officiere
in Italien zu persönlichen Feinden Gonsal-
vo's. Vor allen nahmen sich Ludwig d'Ars
und der Ritter Bayard vor, den unglücklichen
Peralto zu rächen. Der erstere wollte Bis-
ceglia belagern, eine Stadt, welche dem Gra-
fen von Ligni durch seine Gemahlin Alienor
des Baux, Herzogin von Altemor, gehörte;
aber da er zu dieser Expedition wegen des
Einverständnisses mit den Einwohnern nur
siebenzig Mann mitgenommen hatte, so über-
fielen ihn die Spanier, welche von allem un-
verrichtet waren, und schlossen ihn zwischen
der Stadt, die er eingenommen hatte, und
der Burg ein, die er belagerte. Die Bürger,
Anfangs auf seiner Seite, wünschten, daß
man es vergessen möchte, und erklärten sich
für den Stärkeren; und alle zusammen griffen
ihn wüthend an, während man von der Burg
aus das grobe Geschütz auf ihn richtete.

Bayard, den das Schicksal seiner Gefährten beunruhigte, weil er aus dem Widerstand der Burg schliessen mußte, daß sie Hülfe erhalten hätte, nahm vierzig von seinen Gensdarmen mit eben so viel Schützen und eilte in vollem Galop nach Bisceglia. Seine Freundschaft für Ludwig d'Ars gab ihm doppelten Muth. Er eilte der Truppe zuvor, drang selbdritter in die Stadt, schlug sich durch eine Menge Spanier und stellte sich an die Seite seines Freundes. Beim Anblick des Ritters faßte Ludwig d'Ars, der sich für übermannt hielt, wieder Muth.

Seit drei Stunden schlug er sich rastlos, und seine Leute waren erschöpft. Endlich kamen Bayards Leute nach und fanden ihn mit Blut bedeckt, seine Rüstung von allen Seiten beschädigt und seinen Säbel weniger furchtbar durch die Schneide, als durch die Schwere. St. Bonnet, ein angesehener Officier und gemeinschaftlicher Freund Bayard's und Ludwigs d'Ars, hatte kaum von ihrer Gefahr gehört, so holte er alle brave Männer zusammen, und traf beinah eben so früh ein, als ihre Truppe. Ihren vereinigten Andrang widerstanden die Spanier nicht; sie

flohen und ließen Ludwig d'Ars im Besitz der Burg und Stadt Bisceglia. Wenig Tage darauf gab d'Aubigni dem Ritter das Gouvernement von Monervino mit einer halben Compagnie Gensd'armes, über welche er die Aufsicht haben sollte. Da der Ritter auf seinem Posten keinen Ueberfall zu befürchten hatte, so brach er mit funfzig Mann auf, und stieß auf eine feindliche Partie von derselben Stärke. — Sie wurde von Alonzo de Soto-Major, einen nahen Verwandten des Gonsalvo, commandirt, für welchen die Spanier eben so viel Hochachtung bewiesen, als die Franzosen für Bayard. Man griff sich an. Das Handgemenge war lebhaft. Die Spanier mußten weichen. Alonzo that was Cajazzo gethan hatte; er zog sich zuletzt zurück. Bayard, der ihn hart verfolgte, forderte ihn zum Zweikampf heraus. Sie versetzten sich mehrere Hiebe. Alonzo wurde dadurch entkräftet, und, von den Seinigen verlassen, ergab er sich dem Ritter, der ihm ein Zimmer im Schlosse gab, und keine andere Sicherheit von ihm forderte, als sein Wort. Alonzo mißbrauchte Bayards Güte mit der Treulosigkeit seines Verwandten Gonsalvo; er suchte

zu entfliehen. Schon hatte er sich von der Burg entfernt, als ihm der Ritter mit solchem Eifer nachsetzen liefs, dafs er eingeholt und enger verwahrt wurde. Sein Lösegeld, welches auf tausend Thaler bestimmt war, kam endlich an. Man setzte ihn in Freiheit; und da Bayard nicht wollte, dafs er glauben möchte, er habe ihn aus Eigennutz so hart behandelt, so vertheilte er vor seinen Augen die tausend Thaler unter die Officiere und Soldaten seiner Garnison.

Alonzo beklagte sich bei seiner Zurückkunft über den Ritter, und verbreitete, er habe ihn mehr wie einen Verbrecher, als einen Kriegsgefangenen behandelt. Als man dies Bayard hinterbrachte, versammelte er die Garnison, und erkundigte sich, ob man Alonzo gegen sein Wissen und Willen gemifshandelt habe. Vom Gegentheil versichert, erhielt er von dem Herrn von la Palisse, damals General der französischen Truppen in Italien, die Erlaubnifs, ihn zu fordern, und auf der Stelle schickte er dem Spanier ein Cartell. Alonzo wollte sich lieber schlagen, als sein Wort zurück nehmen. Er liefs Bayard sagen, dafs er sich innerhalb

zwölf Tagen an einen Ort zwei Meilen von Andria begeben würde; die Waffen sollte er selbst wählen. Die Bedingungen waren: der Ritter Bayard sollte von dem Herrn von la Palisse und zweihundert Mann Gensd'armen auf den Kampfplatz geführt werden, und Alonzo würde sich mit einer gleichen Anzahl einfinden. Sie fanden sich am bestimmten Tage wirklich ein, und schlugen sich auf den Degen und den Dolch. Beide waren bis an die Kehle mit einem Harnisch bedeckt, der sie undurchdringlich machte, und da sie im Pariren gleich geschickt waren, so versetzten sie sich tausend Hiebe, ohne sich eine Wunde beizubringen. Bayard hatte seit längerer Zeit das Quartanfieber. Er befürchtete, daß die lange Dauer des Zweikampfs seine Kräfte erschöpfen, und seinem Gegner Vortheile geben möchte. Er setzte sich dem Tode aus, um tödten zu können; er ließ sich von Alonzo einen wüthenden Hieb geben, und anstatt ihn zu pariren, hieb er mit so viel Stärke und Geschicklichkeit nach, daß er ihm, trotz dem Kragen, die Kehle verletzte. — Der Spanier, welcher sich gefährlich verwundet fühlte, warf seinen Degen

gen weg, und behielt bloß seinen Dolch. Dann packte er ihn. Sie rangen eine zeitlang, und fielen darauf beide nieder. Und in diesem Augenblick stieß Bayard seinen Dolch in die Nasenöffnung des Alonzo, und rief: Ergieb dich oder du stirbst. — Zu spät! Alonzo war nicht mehr. Don Diego, welchen Alonzo als Zeugen mitgebracht hatte, trat näher, und sagte zu Bayard: Mein Herr, sie haben gesiegt. Hierauf kniete der Ritter nieder, um Gott für den Sieg zu danken, und als er sich wieder aufgerichtet hatte, zog er den Leichnam von dem Kampfsplatz, überlieferte ihn an Don Diego, und fragte: Ob er seine Pflicht gethan habe? Zu sehr, mein Herr, antwortete Diego, zu sehr für die Ehre Alonzos und Spaniens. Wollte der Himmel, rief Bayard, ich könnte ihn, ohne Schaden für meine Ehre, lebendig zurück geben. — Bayards Ruhm vermehrte sich mit jedem Tage; aber die spanischen Truppen bestanden damals aus so braven Kriegern, daß sie ihn bewunderten, ohne ihn zu fürchten, und mehrere, die es nicht abwarten konnten, daß Belagerungen oder Schlachten ihnen Gelegenheit gäben, sich mit ihm zu messen, for-

derten ihn in der Festung selbst zum Zweikampf. Die beiden Könige, Ludewig der Zwölfte und Ferdinand, hatten um diese Zeit einen Waffenstillstand von zwei Monaten geschlossen. Die Officiere beider Armeen verliessen ihre Garnisonen, und benutzten ihre Freiheit, auf dem Lande umherzuziehen. Eines Tages begegnete Bayard, begleitet von dem Herrn von Orose, mehreren spanischen Ritters, welche sehr gut beritten und bewafnet waren. Einer trennte sich von den übrigen, und sprach zu Bayard: Herr Franke, der Waffenstillstand macht uns herzlich viel Langeweile. — Haltet ihrs genehm, dafs wir zehn gegen zehn, oder zwanzig gegen zwanzig im Streit unserer Herrn und zu unserer eignen Ehre einen Kampf versuchen, unter der Bedingung, dafs die Besiegten die Gefangenen der Sieger bleiben? Bayard antwortete: Euer sind dreizehn. Wollt ihr euch nach acht Tagen zwei Meilen von hier einfinden, so wollen wir uns in gleicher Anzahl dahin begeben. Diesen Vorschlag nahmen die Spanier an. Am festgesetzten Tage begaben sich beide Partheien auf den Kampfplatz. Die Hauptverabredungen waren, dafs

diejenigen Ritter, deren Pferde aus dem Kampf geschafft würden, ihren Gefährten nicht beistehen könnten; aber dafs, wenn ein einziger von ihnen zu Pferde bliebe, seine Parthei nicht für besiegt gehalten werden sollte. Uebrigens sollte der Kampf nur bis zur Nacht dauern. Hierauf legten die Kämpfer ihre Lanzen ein, und der Streit begann.

So brav die Spanier auch waren, so hatten sie doch eine List erdacht, sich des Sieges zu versichern. Sie zielten nur nach den Pferden, und tödteten deren eilf im ersten Anfall. Nach den Gesetzen des Kampfs blieben also nur zwei Ritter übrig, welche Widerstand leisten konnten: Bayard und Orose waren es. Glücklicher oder aufmerksamer als ihre Gefährten, hatten sie sich vor den Lanzen ihrer Feinde in Acht genommen, und indem sie sich hinter die gefallenен Pferde zurückzogen, konnten sie nur von vorn angegriffen werden. Die Spanier sprengten zusammen auf sie ein; aber sie öffneten sich, um den Anfall zu vermeiden, und indem sie sich darauf kreuzten, um ihren Gegnern in die Flanke zu kommen, nah-

men sie ihnen in zwei Gängen drei Lanzen ab. Bayard und Orose machten von den ihrigen nur wenig Gebrauch; sie mußten ihre Pferde zu erhalten suchen, auf welche die Spanier unaufhörlich zielten; allein so bald sie ihnen nahe genug gekommen waren, bemächtigten sie sich ihrer Lanzen. Dieser beschwerliche Kampf dauerte länger als vier Stunden, Bayard und Orose wollten sich nicht für besiegt erklären. Die Spanier sahen die Nacht einbrechen, und da sie selbst ganz außer Athem waren, so schlugen sie den Franzosen vor, mit gleicher Ehre den Kampfplatz zu verlassen. Diese willigten ein. Ein jeder kehrte in seine Garnison zurück, und wenig Tage darauf erfuhr man den Bruch des Waffenstillstandes.

Mit Ungeduld hatte Bayard das Ende desselben erwartet. Seine Talente konnten nur im Kriege glänzen; aber so sehr er auch sein Glück dadurch zu machen hoffen konnte, so war ihm doch die Ruhe der Völker theurer, als sein eigener Vortheil. Mit Betrübnis sah er das Schicksal so vieler tausend Menschen, die entweder in früheren Schlachten gefallen, oder in künftigen zu sterben be-

stimmten waren; Dörfer, die man zerstört oder den Flammen geopfert hatte; Städte, die geplündert oder in Aschenhaufen verwandelt waren: Ein Schauspiel, dessen Schrecknisse bisweilen durch die Leidenschaft verringert wurde, das ihm aber immer Thränen und Seufzer kostete. Diener der Gewalt, vermöge seines Standes, und bisweilen gezwungen, die Beute zu theilen, verlor er keinen Augenblick, seinen Antheil denjenigen Officieren und Soldaten zu überlassen, deren Bedürfnisse ihm bekannt waren; und so benutzte er zum Glück für seine Freunde und Gefährten, was seine Feinde Ursache hatten, ihr Unglück zu nennen.

Von Monervino aus, wo seine Eigenschaft als Gouverneur ihn zurück zu bleiben zwang, ermangelte er nicht, tagtäglich Streifparthien ins Feld zu schicken, und ihre Entdeckungen waren eben so häufig, als glücklich. Man hat gesehen, daß er es vorzüglich auf Gonfalso angelegt hatte, dessen Unmenschlichkeit und Treulosigkeit in seinen Augen alles auslöschten, was in seinen Talenten für den Krieg bewundernswürdig war; es war für Bayard ein doppelter Sieg, wenn

er einen Vortheil davon tragen konnte, der Gonsalven persönlich interessirte; denn er glaubte in ihm die Laster zu bekämpfen, für deren furchtbarsten Feind er sich erklärt hatte. Ein Spion benachrichtigte ihn, daß der spanische General auf verschiedenen Wegen, beträchtliche Summen für seine Armee von Neapel kommen liesse, und daß einer von den Kriegeszahlmeistern vier Meilen von Monervino vorbeigehen würde.

Von zwanzig Mann begleitet, legte sich der Ritter sogleich zwischen zwei Felsen in Hinterhalt, und schickte Tardieu, einen Gensdarme, seinen Freund und alten Cameraden, ab, mit fünf und zwanzig Albanern einen andern Weg zu besetzen, den die Spanier nehmen konnten. Das Schicksal wollte, daß die Spanier den Weg wählten, in dessen Nähe sich Bayard befand. Der Ritter fiel sogleich mit dem Degen in der Hand über sie her. Seine Leute schrien: Frankreich, hau' ein! Die Spanier machten sogleich links um, und entflohen in vollem Galop, ohne die geringe Anzahl der Feinde zu bemerken, und sich um ihren Zahlmeister zu bekümmern. Bayard folgte ihn nach Monervino.

Er liefs seine Coffer öffnen, um das Geld zählen zu lassen, das sie enthielten. Der Zahlmeister versicherte, dafs es funfzehntausend Ducaten wären; worauf er sie blos auf einen grossen Tisch ausschütten liefs. In eben diesem Augenblick kam Tardieu aus seinem Hinterhalt zurück. Mit gierigen Augen betrachtete er das Geld, und meinte, die Hälfte davon gehöre ihm, da er bei der Unternehmung gewesen wäre. Das ist wahr, erwiderte der Ritter, aber bei der Prife seid ihr nicht gewesen, und da ihr ausserdem unter meinen Befehlen stehet, so hängen eure Ansprüche von meinem guten Willen ab.

Tardieu war freilich noch jung, aber er war länger als Bayard im Dienste; er hatte ihn bei seiner Ankunft in Aire in mehrere Familien eingeführt, und war seitdem sein Begleiter in allen Feldzügen gewesen; Kummer und Freude hatte er mit ihm getheilt, und sich durch seine natürliche Fröhlichkeit dem Ritter, der ein aufgewecktes Wesen sehr liebte, gewissermassen nothwendig gemacht. Diesen verdross blos, dafs Tardieu sich die Hälfte der Summe anmassete, ohne sie von seiner Freundschaft zu erwarten. Er bestand

also darauf, daß Tardieu nur so viel haben sollte, als er ihm geben würde; aber dieser, den der Eigennutz verblendete, verlor alle Besinnung, verließ Bayard unter Drohungen und beklagte sich bei dem General der Armee. Man erstaunte darüber, daß ein Freund den Ritter der Ungerechtigkeit und des Eigennutzes anklagte, ihn, den sogar seine Feinde immer gerecht und großmüthig fanden. Man ließ ihn holen. Die Sache kam zur Sprache. Tardieu wurde aller seiner Ansprüche auf die Prife verlustig erklärt. Die Ueberlegung hatte ihm seine gewöhnliche Denkungsart wiedergegeben. Er liebte Bayard und be-reute den gethanen Schritt. Er entschuldigte sich mit der Noth, näherte sich dem Ritter wieder und sagte: „Was ich wider euch ge-
„than habe, geht mir mehr zu Herzen, als
„der Verlust dessen, was ich erwartete; denn
„wenn ich es recht überlege, was verschlägt
„es mir, daß ihr die Ducaten habt? Ich
„werde davon eben so viel Vortheile haben,
„als ihr selbst; ihr werdet sie anwenden, euern
„Freunden zu dienen, und so wird es mir
„nicht an Mitteln fehlen, in diesem Lande
„zu leben.“ — Lachend umarmte ihn der

Ritter und führte ihn nach Monervino zurück. Hier schüttete er von neuem die Ducaten auf den Tisch. Tardieu gerieth wieder außer sich vor Freuden. „Ueber den schönen Fang! rief er; aber ich habe keinen Antheil daran. Indessen, hätte ich nur die Hälfte davon, so wär' ich für mein ganzes Leben ein gemachter Mann.“ — „Bewahre Gott,“ erwiderte Bayard, daß ich um einer solchen Kleinigkeit willen einen braven Mann kränke. Nehmt die Hälfte. Freiwillig und mit Freuden geb' ich euch, was ihr durch Gewalt nie würdet von mir erhalten haben.“ Von Bewunderung und Dankbarkeit ergriffen, warf sich Tardieu zu des Ritters Füßen: „Ach, mein Gebieter! sagte er; wie werd' ich mich für diese große Wohlthat dankbar genug zeigen und wie den Fehltritt genug bereuen können, wodurch ich mich ihrer unwürdig machte?“ — „Wär' ich reich,“ erwiderte Bayard, so würde ich für euch und meine übrigen Freunde mehr thun.“ — Siebentaufend fünfhundert Ducaten waren ihm übrig geblieben. Er versammelte die Garnison und vertheilte sie unter sie in Gegenwart des spanischen Zahlmeisters, der

nicht aufhörte, ihn mit Lob zu überschütten. Der gute Mann war indessen nicht wenig besorgt, daß Bayard, um doch auch etwas für sich zu behalten, sich an ihm halten und ein starkes Lösegeld fordern würde. Er äußerte diese Beforgniß. Bayard befreite ihn auf der Stelle davon. „Mein Metier als Soldat, sagte er, verband mich, euch gefangen zu nehmen, und ich habe das Recht, ein beträchtliches Lösegeld von euch zu fordern. Ich bin indessen damit zufrieden, daß ich durch eure Gefangnehmung die Mittel erhalten habe, andern wohlzuthun. Was ich euch genommen habe, gehört eurem Herrn, der ein Feind des Meinigen ist. Was euch selbst gehört, das laß' ich euch.“ — Zugleich gab er ihm einen Trompeter, der ihn zu Gonfalten zurückführte, welcher damals in Barletta eingeschlossen war.

Einige Tage hindurch hatte der Ritter die Freude zu glauben, daß er endlich mit diesem General zusammentreffen würde; den seine militärischen Talente eben so berühmt machten, als er durch seine Laster verabscheut war. Es verbreitete sich nämlich das Gerücht, daß die Franzosen Barletta belagern würden.

Die Armee versammelte sich von allen Seiten und Bayard wurde aufgefördert, einer großen Berathschlagung beizuwohnen. D'Aubigni und d'Alegre waren, wie Bayard, für die Belagerung von Barletta; aber der Herzog von Nemour verwarf ihren Rath und begnügte sich mit einer Blockade. Yve d'Alegre ward aufgebracht über die Anmaßung eines Generals, von welchem er glaubte, daß er ohne Talente und Erfahrung sey. D'Aubigni, minder lebhaft und klüger, unterdrückte seine Empfindlichkeit; aber er benutzte die erste Gelegenheit sich von dem Herzog zu trennen, um ein Corps in Calabrien zu commandiren. Bayard suchte die Erlaubniß nach, ihm folgen zu dürfen; aber er wurde genöthigt, bei dem General zu bleiben. Seine Tapferkeit und Einsichten konnten indessen das Unglück nicht abwenden, das ihn bedrohte; denn die Klugheit vermag nichts gegen die Ereignisse, welche die Leidenschaften herbeiführen, und die des Herzogs waren die einzigen Ursachen der Uebel, die er erfuhr. Voll Eigensinn gegen die Ideen der besten Generale, war er ungewiß in den feinen, unbeständig in seinen Plänen, und

glaubte, daß die Tapferkeit, welche nicht einmal einen guten Soldaten ausmacht, für einen General hinreichend sey. Er unternahm Belagerungen, und hob sie mit Schande wieder auf. Seine Blockade von Barletta nahm ein unglückliches Ende. Die Scharmützel, welche er gegen die Spanier wagte, und welche ihm immer viel Leute kosteten, erwarben ihm nicht den mindesten Ruhm. Er war zur Unzeit unternehmend und rasch gewesen. Er war jetzt eben so sehr zur Unzeit klug und zurückhaltend. Zu einer Zeit, wo er hätte handeln sollen, legte er die Hände in den Schooß, bloß weil er die Augenblicke der Ruhe zum Handeln verwendet hatte. Und durch diese Verkehrtheit setzte er sich in eine Lage, wo ihm eben das, was ihm hätte zu Statten kommen können, nachtheilig wurde, und das, was ihm zum Lobe gereichen konnte, zu seinem Tadel ausschlug.

Endlich entschloß er sich, gegen Gonsalven zu marschieren. Der spanische General verließ Barletta, um nach Serignola zu gehen, und bot ihm eben dadurch eine Gelegenheit dar, ihn abzuschneiden und mit Vortheil zu schlagen. Als der Herzog vor

die Verschanzungen kam, welche Gonsalvo mit bewundernswürdiger Eile hatte aufwerfen lassen, wollte er die Schlacht aufschieben. Er lieferte sie gleichwohl und verlor sie mit seinem Leben.

Bayard verließ den General nicht, so lange er noch athmete, und wenn man überall dem Beispiel dieses braven Mannes gefolgt wäre, so würde das Treffen bei Serignola kein unglücklicher Tag für die Franzosen geworden seyn. Muthig durch die Unordnung, welche der Tod des Generals im französischen Heere verursachte, gingen die Spanier schaarweise aus den Verschanzungen, die sie nicht mehr als einen Schutz, sondern als ein Hinderniß ihres Muths betrachteten. Einer von ihren Gensdarmen, der auf einem mächtigen Streitroß saß, und von Kopf bis zu Fuß bewafnet war, trat hervor, und forderte mit eingelegter Lanze alle französischen Gensdarmen heraus. Bayard, immer voran, wenn es Gefahren galt, senkt die Lanze, sprengt auf den Spanier, und trifft ihn so gewaltig, daß die Lanze gegen seinen Magen in Splitter springt, und Mann und Roß über einen Haufen fallen. Zu gleicher Zeit ermuntert

er seine Gefährten durch Worte und Bewegungen, und fällt mit ihnen über ein spanisches Bataillon her, welches Gonfalvo, die Pique in der Hand, zu Fusse anführt.

Sobald Gonfalvo sah, daß die französischen Gensdarmen, welche den übrigen Nationen so furchtbar waren, auf ihn einsprengten, liefs er sein Bataillon Halt machen, stellte sich in die erste Linie, die aus lauter geübten und starken Soldaten bestand, und erwartete mit kreuzweis übereinander gelegten Piquen den Angriff. Bayard ritt im Trödt gerade auf den Mittelpunkt los, wo sich Gonfalvo befand, als dieser plötzlich seinem Bataillon eine Oeffnung zu machen befahl, und das Geschütz abfeuern liefs, welches hinter ihm stand. Eine Menge Gensdarmen wurden getödtet, andere von ihren Pferden geworfen; und ehe Bayard die übrigen in Ordnung bringen konnte, hatte Gonfalvo seine Artillerie zum zweitenmal laden lassen. In demselben Augenblick benachrichtigte man den Ritter, daß Yve d'Allegre sich mit seiner Arriergarde nach Averso zurück zöge, und ihn ersuchen liefse, alles zu retten, was er noch retten könnte. Er sammelte also auf der

Stelle die Flüchtlinge, und nachdem sie sich hinlänglich verläßt hatten, führte er sie trotz den häufigen Angriffen Gonsalvos in Sicherheit nach Venosa.

Diese unglücklichen Begebenheiten, von welchen der Verlust der Schlacht eine Folge war, schreckten den französischen Hof nicht ab; er versammelte neue Truppen, und schickte eine mächtige Armee nach Italien, unter den Befehlen Ludwigs von Tremouille, eines durch seine Tapferkeit und Klugheit berühmten Feldherrn, eben desselben, der, nachdem er den Herzog von Orleans besiegt hatte, in Bretagne revoltirte, und in der Folge für eben diesen Fürsten, als er sein König geworden war, siegte. Allein die Maafsregeln, die man gegen die Zweideutigkeit Alexanders des Fünften nehmen mußte, der schnelle Tod dieses unwürdigen Pabstes, die Unruhe, in welche die Wahl seines Nachfolgers versetzte, und nach allem diesen die Krankheit des französischen Generals, der genöthigt wurde, nach Frankreich zurück zu kehren; vernichtete die blühende Armee, die er nach Italien geführt hatte. Man war genöthigt, sie der Anfüh-

rung des Herzogs von Mantua zu überlassen, der sie bis an die Ufer des Garigliano vorrücken liefs, nachdem er so gute Maafsregeln genommen hatte, dafs der Uebergang gesichert war, wenn er ihn ernsthaft gewollt hätte. Aber ob ihm gleich die ersten Angriffe gelungen waren, die er auf das Lager Gonfalvo's, welches am entgegen gesetzten Ufer stand, gemacht hatte; so behielt er gleichwohl den Rest der Armee zurück; und überliefs die übergesetzten Truppen der Gewalt des Feindes. Yve d'Alegre und Bayard führten sie an, und thaten alles, was in ihren Kräften stand, um ihre Leute zu retten, welche einer ganzen Armee preis gegeben waren. D'Alegre feuerte einmal, und setzte sich darauf in Trott, um die Brücke zu erreichen, welche Mola de Gaietta gegen über lag. Bayard hielt indessen die Feinde auf. Indem er bald zurück wich, bald den Feinden die Spitze bot, brachte er es dahin, sich mit d'Alegre zu vereinigen, und mit ihm über die Brücke zurück zu gehen. Während d'Alegre, aufgebracht auf den Herzog, ihm Vorwürfe machen wollte, liefs Bayard sein Zelt vorn an der Brücke aufschlagen, indem

dem er vorher sah, daß Gonfalvo, als ein großer General den Fehler des Herzogs benutzen, und das französische Lager angreifen würde.

Der spanische General hatte in seiner Armee einen Officier, Namens Pierre de Sas, so bucklicht, verwachsen und häßlich, als man jemals einen in einem Heere gefunden hat; aber er war voll Geist und Muth, unternehmend, und durch seine Kriegeslisten berühmt. Gonfalvo gab ihm den Befehl, die französische Armee zu recognosciren. Mit hundert Mann Cavallerie und eben so viel Infanterie passirte er den Fluß an einer seichten Stelle, die ihm bekannt war, sonderte sein Corps in mehrere Abtheilungen, und griff die Franzosen von mehreren Seiten so plötzlich an, daß sie sich in ihrer Betäubung einbildeten, die ganze spanische Armee vor sich zu haben, ihre Rettung in der Flucht suchten, und überall Schrecken verbreiteten.

Auf den ersten Lärm hatte sich Bayard bewaffnet, Die geringe Anzahl der Angreifenden war ihm nicht entgangen, und er hatte Leute genug, sie zurück zu treiben. Aber als er eben Anstalt dazu machte, be-

merkte er zweihundert Mann Cavallerie, welche Gonsalvo abschickte, sich der Brücke zu bemächtigen. Diese Gefahr war die grössere. Er überliess also die Sorge, de Sas zu bekämpfen, einem Stallmeister des Königs, Namens de Terde, und sprengte ganz allein über die Brücke, um die Feinde mit eingelegter Lanze zu erwarten. Die zweihundert spanischen Gensdarmen marschirten vier Mann hoch. Bayard stürzte zwei in den Fluß, und zwang die andern zum Weichen. Jeder seiner Stöße tödtete einen Feind. So lange seine Lanze vorhielt, konnten sie keinen Schritt vorwärts; aber als sie zerbrochen war, wich der Ritter nach und nach bis an das Geländer der Brücke zurück, wo er, den Degen in der Hand, noch immer die Spanier aufhielt, welche die Schaam eben so sehr befeelte, als der Muth. Dieser ungleiche Kampf dauerte über eine halbe Stunde. De Sas wurde weit über den Fluß zurückgetrieben, und man brachte Bayard endlich hundert Mann Gensdarmen. Jetzt griff er die Feinde an, die ihn allein nicht hatten besiegen können, und zwang sie zur Flucht. Er war ermüdet. Sein Pferd konnte nicht mehr,

Er wollte sie also nicht verfolgen. Aber der Ungestüm seiner Gensdarmen, die noch nicht gekämpft hatten, riß ihn mit fort. Sie verfolgten die Spanier, bis sie auf einen Haufen Reuter stießen, der jenen zu Hülfe kam. Der Rückzug wurde nothwendig und schwieriger; indessen brachte Bayard alles in Ordnung, und zog sich gemächlich nach der Brücke zurück.

Die zweihundert spanischen Flüchtlinge hatten sich mit der Cavallerie vereinigt, und zogen heran, um ihn einzuschließen. Er bemerkte es, ohne es vermeiden zu können, indem seine Leute zu weit vorgerückt, und zu wenig zahlreich waren, um sich durchschlagen oder sich mit Ordnung zurückziehen zu können. Der Ritter opferte sich seiner Truppe auf, indem er allein angriff. Die Spanier erkannten in ihm sehr bald den Krieger, der sie verhindert hatte, über die Brücke zu kommen, griffen ihn schaarweise an, und machten dadurch seinen Gensdarmen Platz zum Rückzug. Bayard machte sich von den Spaniern los, und wollte seinen Leuten folgen; aber zum zweitenmal umzingelt, war er genöthigt, sich in einen Graben zu werfen,

wo er noch widerstand. Die Feinde riefen ihm unaufhörlich zu: Mein Herr, ergebet euch! Ich muß wohl, meine Herren, erwiderte er, ich bin müde, von meinem Pferd gestürzt, und ihr — euer dreißig gegen mich. Und damit übergab er ihnen seinen Degen. Die Sieger gingen mit ihm nach dem Lager, sehr vergnügt mit ihrer Prise, ohne zu wissen, daß es der berühmte Bayard war.

Guiffraj, ein Edelmann aus der Dauphiné, und Bayards Freund und Nachbar, erreichte die Brücke, wo er eine neue Truppe Gensdarmen fand. Er rief: Nun, meine Herren, wir sind in Sicherheit; aber unser Freund, der brave Bayard, der uns alle gerettet hat, ist entweder todt oder gefangen. Sollte es mir auch das Leben kosten, Nachricht muß ich von ihm haben. Er stieg sogleich ab, um sein Pferd von neuem zu satteln. Die übrigen Gensdarmen liebten den Ritter eben so sehr, und folgten Guiffraj's Beispiel. Sie eilten ihm im Galop nach, und erreichten die Spanier, welche sie als Helden angriffen, die entweder sterben, oder ihren Anführer wieder haben wollten. Als Bayard ihren Zuruf hörte, warf er einen Spanier vom

Pferde; bemächtigte sich desselben, nahm seinen Degen zurück, und rief: Hau' ein, Hau' ein, Bayard, Bayard, den die Feinde fahren lassen. Dieser Name flößte den Spaniern zugleich Verzweiflung und Furcht ein. Angenehmer hätten sie ihrem General nicht schmeicheln können, als wenn sie ihm einen so furchtbaren Feind überliefert hätten; und von der andern Seite zweifelten sie nicht, daß Goncalvo ihnen die Fahrlässigkeit zum Vorwurf machen würde, mit welcher sie ihn ins Lager geführt hatten. Sie thaten also ihr Aeußerstes ihn zu halten: aber der Ungestüm der Gensdarmen nöthigte sie, dies Vorhaben aufzugeben, und sich im Galopp zurückzuziehen. Triumphirend kam Bayard ins Lager zurück. Alle Gensdarmen in seinem Gefolge waren seine Freunde, und alle Krieger in beiden Armeen seine Bewunderer. Es schien, als hätte sich Frankreichs Glück in Bayard vereinigt, um seine Tugend auf eine auffallendere Art zu krönen. Der Marquis de Saluces, Anführer der französischen Truppen nach der freiwilligen Entfernung des Herzogs von Mantua, ließ sich am Ufer des Gerigliano schlagen. Der Rest

der Armee suchte Zuflucht in einigen benachbarten Städten, die den Franzosen übrig geblieben waren. D'Alegre zog sich mit den vornehmsten Anführern nach Gaietta zurück, und Bayard und Ludwig d'Ars schlossen sich in Venosa mit dem Voratz ein, es zu vertheidigen, bis neue Hülfe aus Frankreich kommen würde. Kaum waren sie an Ort und Stelle gekommen, kaum hatten sie Magazine und Festungswerke untersucht; so machten sie dem General zu Gaietta bekannt, daß sie im Stande wären, sich ein ganzes Jahr in Venosa zu halten, und daß sie fest beschloßen hätten, dem König diese Stadt zu retten, oder sich unter ihren Trümmern zu begraben. Sie fügten hinzu: sie wären überzeugt, daß man zu Gaietta dasselbe thun würde. Ihre Hoffnung wurde vereitelt. Nicht lange, so erhielten sie die Nachricht, daß die französischen Generale und sogar der brave d'Alegre, willens wären, einen Tractat mit Gonfalso zu unterzeichnen, ihm alle Festungen Italiens auszuliefern, und sich mit dem Rest ihrer Truppen nach Frankreich zurückzuziehen.

Bayard wollte dieser Nachricht nicht glauben; aber als man ihm und Ludwig d'Ars

den Tractat zur Unterzeichnung vorlegte, so verwürfen sie ihn mit dem lebhaftesten Unwillen, und betheuerten, sie wollten lieber in Italien sterben, als zeigen, daß in Frankreich nur Memmen zu Hause wären. Mit dieser Antwort schickten die beiden Ritter den Ueberbringer des Tractats zurück, und erwarteten in Venosa die Spanier, deren einzige Feinde sie blieben. Mehrere kleine Festungen hingen von dieser größern ab. Alle lagen so nahe an einander, daß es leicht war, sie zusammen zu vertheidigen. Um dies zu Stande zu bringen, bedurfte es nur der Einigkeit unter den Anführern, und einer strengen Disciplin von Seiten der Soldaten. Ludwig d'Ars und Bayard schwuren, sich nie zu verlassen, und nachdem sie ihre Truppen versammelt hatten, schlugen sie denjenigen, die des Dienstes überdrüssig wären, vor, nach Frankreich zurückzugehen. Alle erklärten, man thäte ihrem Muth und ihrer Anhänglichkeit an ihre Anführer Unrecht; sie wären entschlossen, ihnen zu folgen. Gut, sagte Bayard; aber jeder bedenke, daß er ein doppelter Verräther ist, wenn er sein Versprechen nicht hält.

Da der Abzug der französischen Truppen einen größeren Ueberschuß in den umliegenden Gegenden zuwege brachte, so verkauften d'Ars und Bayard ihre Kostbarkeiten und ihr Silbergeschirr, um einen größern Vorrath von Munition und Proviant zu bekommen, indem der Mangel an beiden gewöhnlich der Grund der Unzufriedenheit unter den Soldaten ist. Die Magazine wurden gefüllt. Die Wälle wurden mit einer zahlreichen Artillerie besetzt, welche in der Folge noch durch die Kanonen vermehrt wurde, die man aus allen den Festungen zog, welche sich nicht halten konnten. Ludwig d'Ars und Bayard wandten alle Geschicklichkeit an, um nicht gleich zu Anfang einen Abbruch zu leiden, und so den Ruf beizubehalten, den ihnen in Italien der kühne Entschluß gab, sich, von den andern verlassen, und ohne alle weitere Hoffnung, als ihren Muth, und die eben so ungewisse als entfernte Hülfe, unter einer Menge von Feinden aufrecht zu halten.

Gonsalvo, welcher sich einbildete, daß es den beiden französischen Rittern nur um **Auszeichnung** zu thun sei, und daß sie ne

benher eine ehrenvollere Capitulation suchten, als die von Gaietta gewesen war, forderte sie auf, sich zu ergeben, und drohte, daß er sie auf Gnade und Ungnade annehmen würde, wosern sie ihn zwingen, seine Zuflucht zu den Waffen zu nehmen. Diese Aufforderung geschah mit Prunk und Pomp von Seiten Gonfalvens, der es sich zum Gesetz gemacht hatte, seine Feinde mit Stolz zu behandeln. Man antwortete darauf: Ludwig d'Ars und Bayard befinden sich zu Venosa, und erwarten den General Gonfalvo.

Gereizt durch die Verwegenheit dieser Abentheurer, (wie er sie nannte,) machte der stolze Spanier alle Anstalten zur Belagerung von Venosa, als ein Zwiespalt, der in seiner Armee entstand, ihn nöthigte, sein Vorhaben aufzugeben. So gebietend auch Gonfalvo als General war, so hatte er doch in dem Widerstand der italiänischen Großen ein unübersteigliches Hinderniß gefunden, sich die Unterwerfung zu verschaffen, welche er verlangte. Prosper Colonna, aufgeblähet durch die Grösse seines Namens, und durch die Brauchbarkeit, von welcher er für alle diejenigen war, für die er sich erklärte,

wollte gleichen Rang mit Gonsalvo haben, welcher seinerseits nur Inferioren dulden konnte. Er war Spanier, General und Sieger; drei Titel, von welchen jeder Ansprüche mit sich führte, und da er vermöge seines stolzen Characters die seinigen immer gegründet fand, so machte er dem Prosper Colonna sehr oft Vorwürfe darüber, daß er sich ihnen nicht unterwarf. Hierauf antwortete der Italiäner; daß er sich mehr als einen Alliirten seines Königs als in dem Lichte seines Befoldeten betrachtete, und folglich für Gonsalvens militairischen Verfügungen nur in sofern Respect habe, als sie ihr gemeinschaftliches Interesse beförderten. Wenn Prosper, überzeugt von Gonsalvens unerfättlicher Herrschsucht, sich einfallen ließe, seine Ideen und Verhältnisse zum Besten seines Vaterlandes und zu seinem eigenen Vortheil zu verändern, so würde man den allgemein gefürchteten, und in seinem Lager so sehr respectirten General von Lebensmitteln entblößt, und von seinen Truppen verlassen, eben-so rühmlich nach Spanien zurückziehen sehen, als die Franzosen in ihr Vaterland zurückgekommen wären. —

Gonsalvo hatte zu viel Verstand, um die Wahrheit dieser Vorwürfe Colonna's nicht heimlich zu bekennen. Die Macht der italienischen Großen war damals so angethan, daß sie, unfähig ihr Vaterland in Ruh und Frieden zu erhalten, sich nach Belieben ihre Oberherrn wählten; aber weder der Ruhm seiner Nation noch sein eigener Stolz erlaubten Gonsalven dies einzugestehn. Er nahm vielmehr die Miene an, als wäre ihm Prosper entbehrlich; er zog ihn selten zu den Berathschlagungen, und hörte nur auf die Eingebungen d'Alviano, aus dem Hause der Ursini, welches von jeher den Colonnas entgegen war.

Dieser Vorzug war das Verderben Gonsalvo's, und zum Theil die Rettung der in Venosa eingeschlossenen Franzosen. Nachdem Prosper den größten Theil der Italiäner zum Abfall von der spanischen Armee gebracht hatte, verließ er selbst Gonsalven, um sich nach Spanien zu Ferdinand zu begeben, dessen unruhiges und argwöhnisches Gemüth alles, was der Italiäner zum Nachtheil Gonsalvo's verbreitete, so bereitwillig aufnahm, daß dieser bald darauf eine Zurtücknahme

der unbegrenzten Macht erhielt, die ihm über die Truppen und über die italienischen Angelegenheiten war gegeben worden. Der Kummer, den ihm diese Ungnade verursachte, bewog ihn alle seine Entwürfe aufzugeben. Die Eroberung des Königreichs Neapel und die gänzliche Unterwerfung dieses Staats schien ihm nicht mehr, wie ehemals, etwas Persönliches, und indem er die Fehler vergaß, die ihm seine Ungnade zugezogen hatten, um sich nur seiner Verdienste zu erinnern, sagte er oft: Man könne nicht zugleich ein großer und ein ehrlicher Mann seyn. Mehrere Tage verschloß er sich, und wollte mit keinem andern sprechen, als mit Alviano, der eben so, wie er, ein Feind der Unabhängigkeit war, und von Herrschsucht verzehrt wurde. Ludwig d'Ans und Bayard, genau von allem unterrichtet, was in Gonzalvo's Zelte vorging, wollten seinen Schmerz und seine Unthätigkeit benutzen, um aus Venosa zu kommen, und ihrer Cavallerie Erfrischungen zu verschaffen. Die ersten Versuche fielen glücklich aus. Aufgemuntert durch den Erfolg, wagten sie sich tiefer ins Land, und mit Erstaunen ver-

nahm man, daß eine Handvoll verlässener Franzosen den Spaniern alle Eroberungen abnähme, die sie weit und breit gemacht hätten. Die benachbarten Städte, Flecken und Dörfer, eine Beute eben der Franzosen, welche man verachtete, beklagten sich laut bei Gonfalvo, und nöthigten ihn, ihnen einige Truppen zu Hülfe zu schicken: aber Ludwig d'Ars und Bayard, die ihre Leute nicht preis geben wollten, zogen sich, Beute beladen, nach Venosa zurück. Innerhalb ihrer Mauren und im Schoofse eines so großen Ueberflusses, als ob sie es mit dem König von Spanien gehalten hätten, vernahmen sie Gonfalvo's Befürchtungen, die Ränke, welche gegen ihn geschmiedet wurden, seine Versuche sich zu rächen, die Besorgniß Ferdinands, daß es ihm gelingen könnte, und die Gelegenheit, die eben diese Besorgniß Ludwig dem Zwölften gab, einen vortheilhaften Frieden zu schließen. Die Lage der beiden Ritter, welche gewissermaßen unumschränkte Herrn in einem Lande geworden waren, welches ihr König nicht hatte vertheidigen können, und welches sein Feind nicht anzugreifen wagte, erschien so

reizend, daß weder Entfernung, noch Gefahr, eine Menge junger Edelleute abgehalten haben würde, sich mit ihnen zu vereinigen, wenn nicht der ausdrückliche Befehl Ludwigs, welcher damals mit Ferdinand unterhandelte, ins Mittel getreten wäre.

Da die beiden Fürsten sehr viel Dinge abzumachen hatten, welche mit ihrem Streit in keiner Verbindung standen, so suchten sie ihn schnell zu endigen; man schloß also einen Waffenstillstand, welcher allenthalben den Verkehr zwischen den beiden Nationen auf drei Jahre wiederherstellte; das Königreich Neapel war indessen davon ausgenommen, wegen der Festungen, welche Ludwig d'Arz und Bayard noch besaßen. Die beiden Ritter blieben also in derselben Lage, immer bereit, die Angriffe zurückzuschlagen, welche Gonsalvo endlich auf sie machen wollte. Seine Truppen und sein Geschütz näherten sich; die Stadt wurde eingeschlossen; er machte gewaltige Anstalten, und drohte alles in Asche zu verwandeln, um die Keckheit zweier französischer Abentheurer zu bestrafen, und seinen Herrn wegen des Unrechts zu rächen, welches ihm

Ludwig der Zwölfte durch die Unterzeichnung eines Tractats mit Philipp von Oestreich, dem Schwiegersohn und Feinde Ferdinands, zugefügt habe. Dieser Tractat war indessen nicht zu Stande gekommen. Man fing von neuem an mit dem König von Aragonien zu negociiren, und die beiden Monarchen schlossen endlich einen Frieden, welcher Goncalven der Nothwendigkeit überhob, zwei Helden zu überwinden, welche alle seine Bemühungen vereitelten. Der spanische General schickte ihnen die Nachricht von dem Friedenstractat. Sie antworteten, daß sie ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs ihre Festungen nicht übergeben würden. Man war also genöthigt, ihnen diesen Befehl vom französischen Hofe zu bringen. Mit Ruhm und mit den Lobeserhebungen der ganzen Nation überschüttet, kamen sie dasselbst an. Ludwig d'Ars, der schon lange gedient hatte, erhielt Belohnungen, welche seinem Range angemessen waren. Bayard erhielt den Posten eines Stallmeisters des Königs mit Gehalt, und die Anwartschaft auf die erste Compagnie Gensdarmen, welche vacant werden würde.

Die Unruhe, welche Gonfhalvo's unternehmender Geist in Ferdinands Herzen unterhielt, die Turbulenz der Neapolitaner, und die gerechten Forderungen Philipps, brachten den Wunsch hervor, mit Ludewig dem Zwölften in einem dauernden guten Vernehmen zu bleiben, und da dieser Fürst mit seinen Nachbarn keine Fehden hatte; so hoffte man, in Frankreich einer langen Ruhe zu genießen. Mit einmal erscholl die Nachricht von dem Aufruhr der Genuesser, welche der Pabst und Maximilian in Bewegung gebracht hatten. Ludwig beschloß, in eigener Person gegen die Rebellen zu marschiren. Bayard begleitete ihn, und als man im Kriegesconfell verlegen war, wie man die Genuesser angreifen sollte, die sich auf hohen Bergen verschanzt hatten, war er es, welcher dem König sagte: „Sire, ich kann nicht sagen, was in einer Sache geschehen muß, die ich nicht sehe. Mich dünkt, man muß erst wissen, was die Feinde thun, und das werd' ich schon aufs Reine bringen.“ La Palisse billigte die Erklärung Bayards, und als er sich an die Spitze der Gensdarmen stellte; trug er ihm auf, mit einer auserlesenen

Schaar

Schaar voranzugehen. Der Ritter trat sogleich seinen Marsch an, und als ihn die Genueser mit seinen Leuten die Felsen hinaufklettern sahen, rollten sie Steine auf ihn herab und schossen ohne Unterlaß. Ungeachtet dieses Widerstandes drang er bis zu ihrem ersten Posten vor, aus welchem er sie verjagte, und erreichte darauf den Fuß eines Bergschlosses, welches la Palisse einnahm. Er richtete unter den Feinden ein solches Gemetzel an, daß, während sie von Schrecken ergriffen waren und von der andern Seite von d'Alegre verfolgt wurden, die Stadt sich nicht zu halten wagte und den folgenden Tag überging. Jean d'Auton, Geschichtschreiber Ludewigs des Zwölften und Augenzeuge dieser Begebenheit, sagt, nachdem er alles, was den Fürsten angeht, berichtet hat: Da war auch ein Edelmann, genannt Peter Bayard; derselbe machte sich an diejenigen, welche zurückgewichen waren, und hieb sie so lange zusammen, bis sie wieder vorrückten.

Nach Genuas Unterwerfung verließ der König diese Stadt mit dem größten Theil der

Baarschaft ihrer Einwohner, und begab sich nach Savona, wo er mit Ferdinand, König von Arragonien, zusammentreffen wollte. Die beiden Monarchen hatten in ihrem Gefolge nur Generale und berühmte Anführer. Gonsalvo begleitete den König Ferdinand, und glaubte, den ganzen französischen Hof aufzuwiegen, an welchem er, Bayard und Ludewig d'Ars allein ausgenommen, lauter Besiegte sah. Aber diese beiden Männer, vorzüglich aber Bayard, hatten um so mehr den Vorzug vor ihm, da ihre Tugenden im auffallendsten Contrast mit den Fehlern standen, durch welche der spanische General seine großen Talente verdunkelte. Da konnte man sehr deutlich sehen, wie sehr der Character der Könige auf die Hofleute und die ganze Nation wirkt.

Ferdinand zeigte nur gierige, vom Eigennutz und Ehrgeiz verzehrte Seelen, deren Element Betrug und Treulosigkeit war. Selbst bei ihren Festen hatten die Spanier eine unruhige, düstere und mürrische Miene; die Franzosen hingegen, deren König, in Geschäften sowohl als in Zerstreuungen, die Offenheit liebte, zeigten sich überall herab-

lassend, fröhlich, galant und prächtig; Eigenschaften, deren Vorzüge die Italiäner so oft erfahren hatten und die sie mit der Herrschaft der Franzosen hätten verfühnen sollen.

Veränderte sich an einem Ort, wo Ferdinand und Gonsalvo, diese hinterlistigsten Menschen ihres Jahrhunderts, zusammen waren, die französische Redlichkeit? Wenigstens sagt man, daß Ludwig der Zwölfte, um Gonsalven vollends in Ferdinands Augen verdächtig zu machen, ihn mit Schmeicheleien überhäufte, und so unter dem Schleier der Achtung und Güte die Absicht verbarg, ihn unglücklich zu machen. Ferdinand seinerseits rühmte den Herrn von Aubigni und besuchte ihn sogar in seiner Wohnung, als ihn das Podagra ans Zimmer fesselte. Yre d'Alegre, Gouverneur von Savona, erhielt auch mehrere Beweise von der Achtung dieses Fürsten, der, um die hohe Tugend mit Grösse und Würde zu vergleichen, unter dem Schwarm der Hofleute den Ritter Bayard aufsuchte, und als er ihn bei Ludwig d'Armand, zum König Ludwig sagte: Herr Bruder, glücklich der Fürst, der solche Ritter hält!

Nach einer Zusammenkunft von einigen Tagen trennten sich die beiden Könige. Auf die neuen Ursachen zu Beschwerden, welche ihnen die Venetianer gaben, deren gemeinschaftliche Gegner sie waren, schlossen sie das folgende Jahr mit dem Kaiser und dem Pabst die Ligue von Cambrai; eine Verbindung, von welcher man bisher in Europa noch kein Beispiel gesehen hatte, und welche die Venetianer mit Schrecken als das Werkzeug ihres gänzlichen Verderbens betrachteten; die aber zeigte, was man sonst schwerlich geglaubt haben würde, daß große Mächte sich durch Verbindung schwächen.

Der König hatte sich anheischig gemacht, den Feldzug zu eröffnen, und erschien zu Anfang des Jahrs — ein Zeitpunkt, wo die Allirten kaum ihre Anstalten machten — mit seiner Armee jenseits der Alpen. Bayard war mit einer Compagnie von dreißig Gensdarmen und dreihundert Infanteristen, die ihm der König gegeben hatte, vorangegangen und hatte sich im Herzogthum Mailand einquartirt, von wo aus er den Streifereien der venetianischen Garnisonen am besten Einhalt thun konnte; denn die Republik schien

sich von ihrem ersten Schrecken erholt zu haben, es sey nun, weil die Weisheit ihres Senats sie auf die Folgen dieses Krieges aufmerksam gemacht, oder weil die Grösse der Gefahr sie über die Gefahr selbst verblendet hatte; genug, ihre Garnisonen trotzten dem Mailändischen und richteten manche Verheerungen an den Gränzen dieses Staats an. Zugleich war d'Alviano aus dem Hause der Urfini, der Freund des Gonfalso und der Feind der Colonna, vom Senat zum Anführer der Truppen erwählt worden, und näherte sich mit einer Armee, welche aus zweitausend Mann Cavallerie und dreissigtausend Infanterie bestand. Er belagerte Treviso, welches er trotz dem muthigen Widerstande der Franzosen einnahm, vertheidigte das Gebiet der Venetianer und nahm den Feinden alle Eroberungen wieder ab, die sie bereits gemacht hatten.

D'Alviano's Gedanke war, nach so viel glücklichen Erfolgen gradesweges auf die französische Armee loszugehen und sie anzugreifen; aber seine durch das Flegmä des Senats in Zaum gehaltene Lebhaftigkeit mußte nachgeben, und anstatt das Treffen

anzubieten, mußte er es erwarten. Da der König es mit eben so viel Ungeduld wünschte, als er, so fand sich die Gelegenheit bald. Den 14. May 1509 standen die Armeen einander gegen über. Der französische Vortrab und der Nachtrab der Venetianer begannen den Kampf; d'Alviano that Anfangs Wunder. Er warf alles was ihm Widerstand leistete, und zwang den König, den Seinigen in eigener Person zu Hülfe zu kommen; Bayard, welcher sich im Nachtrab befand, eilte mit seinen fünfhundert Mann Infanterie herbei, ging durch Ravinen und mit Wasser angefüllte Gräben, und fiel dem Feind mit so viel Muth und Glück in die Flanke, daß die Venetianer, von den Truppen gedrängt, welche der König in eigener Person anführte, von allen Seiten anfangen zu weichen; d'Alviano von einem gewissen Vaudenesse, aus dem Hause Chabannes, gefangen genommen wurde; der Rest der Armee, von furchtsamen Generalen angeführt, keine Schlacht mehr lieferte; und d'Alviano durch einen Lanzenstoß ein Auge verlor. Weit mehr gebeugt durch seine Niederlage, als durch dies Unglück, kam er blu-

tend in die Zelte des Königs und schimpfte auf die Feigherzigkeit seiner Collegen, die ihm, wie er sagte, den Sieg entrißen hätten, indem er durch sie verhindert worden wäre, die ersten Vortheile zu benutzen. Der General hörte, so lange er sich in der Gegenwart des Königs befand, nicht auf, sich über die Venetianer zu beklagen, und auf den Lärm einer falschen Attaque, welche der König machen ließ, um die Wachsamkeit seiner Truppen auf die Probe zu stellen, sagte er zu denen, die darüber betreten schienen, seyde ganz ruhig; das sind Franzosen, die sich mit Franzosen schlagen wollen; was die Italiäner betrifft, so kommen sie euch in vierzehn Tagen nicht wieder; ich kenne sie. Alle Geschichtschreiber gestehen, dafs, wenn die Verbündeten des Königs, ein jeder von seiner Seite, die Venetianer nach dieser Niederlage angegriffen hätten, die Republik vernichtet gewesen wäre. Aber der Pabst, zufrieden mit dem, was er ihr wieder abgenommen hatte, that keinen Schritt gegen seinen Vortheil. Der König von Arragonien beschäftigte sich nur damit, die Fe-

flungen in Empfang zu nehmen, die man ihm erobert hatte, und der Kaiser, den man in Deutschland wenig achtete, weit entfernt den Venetianern Abbruch zu thun, sah sich genöthigt, den König von Frankreich um Unterstützung zu bitten, um sich nur gegen sie halten zu können. Ludwig bewilligte sie ihm, und befahl dem Herrn von la Palisse mit siebenhundert Mann Cavallerie und ihrem Gefolge zu dem Kaiser zu stoßen. Zu eben dieser Zeit ging der König in seine Staaten zurück, und liefs den zahlreichen Adel, den er nach Italien geführt hatte, müßig. Die meisten baten um die Erlaubniß, den Herrn von la Palisse begleiten zu dürfen, welcher sich vorzüglich Bayard als einen Mann ausbat, auf dessen Tapferkeit und Einsicht er sich verlassen konnte.

La Palisse setzte sich mit seinem kleinen Corps in Bewegung, und machte den Anfang seiner Operationen damit, daß er die Venetianer zwang, die Belagerung von Verona aufzuheben; worauf er weiter marschirte, um sich mit dem Kaiser vor Padua zu vereinigen. Maximilian hatte sich vorgenommen diese Stadt zu belagern, versichert,

dass nach ihrer Einnahme die Venetianer keinen weitem Widerstand leisten würden. In der That war sie die Schutzwehr der Republik, und mit Padua würde ihre ganze Macht auf dem festen Lande gesunken seyn. Indessen hatte sich der Senat allzu grossen Gefahren ausgesetzt gesehen, um nicht mitten in der Gefahr alle Besonnenheit zu behalten, welche einen Ausweg finden lehrt. Auf das Gerücht von dem Marsch des Kaisers hatte die Republik Emissarien in die Nachbarschaft der bedrohten Stadt geschickt, um das Landvolk zum Widerstand aufzufordern; und diesmal erndtete' man die Früchte einer sanften und gerechten Regierung. Die Bauern hatten auf der Stelle die Waffen ergriffen, und sich zuerst dem Wohl des Staats aufzuopfern beschlossen. Sie hatten vortheilhafte Posten gewählt, von welchen sie den Marsch der Armee aufhalten konnten. Die Aussenwerke der Stadt waren mit sehr starken Forts umgeben, und nichts in Europa war damals mit der Stärke ihrer Festungswerke zu vergleichen. Innerhalb und ausserhalb des Staats hatte der Senat die geschicktesten Canoniere und Ingenieure aufsuchen lassen. Der St,

Markus Schatz wurde geöffnet, und die Venetianer erkauften ihre Sicherheit damit. Vierzehn tausend Mann Infanterie, sechs tausend Mann Cavallerie, und der ganze Adel der Republik machten die Besatzung von Padua aus. Auf den ausdrücklichen Befehl des Senats mußten sich alle Söhne der Senatoren stellen. Sie, so wie alle Uebrigen, standen unter dem Befehl des Grafen von Petiliano, Generalissimus der Truppen der Republik. Diese wichtige Stadt wollte der Kaiser Maximilian an der Spitze von dreißig tausend Mann mit so viel Sicherheit und so wenig Vorsichtigkeit belagern, als hätten die Venetianer mit ihm die Abrede genommen, sich nicht zu vertheidigen. Als er sich aber auf seinem Marsche dahin bei jedem Schritte aufgehalten sahe, bald durch die Hinterhalte der Bauern, bald durch Streifparthien der Garnison, die ihm entgegen kamen; so gab er seine erste Meinung auf, und indem er die Stadt für unüberwindlich hielt, würde ihn, ohne den Rath einiger deutschen Großen, die sich in seinem Gefolge befanden, und vorzüglich des Fürsten von Anhalt, mit

welchem sich la Palisse vereinigte, seine natürliche Unbeständigkeit beredet haben, die Belagerung aufzuheben, ehe sie noch angefangen war. — Sie gestanden die Schwierigkeiten der Unternehmung; aber sie machten ihm zugleich die Schande begreiflich, die ihn treffen würde, wenn er sie aufgäbe. So sehr sie auch die unangenehmen Folgen eines solchen Eigensinnes einfahen, so ließen sie ihn doch einen glücklichen Erfolg hoffen. Man führte die Batterien auf, die schönsten, welche man bis dahin gesehen hatte, und die Approschen wurden förmlich gemacht.

Während die Kaiserliche Artillerie die Mauern von Padua beschoss und man die erste Bresche erwartete, um Sturm zu laufen, suchte Bayard die Armee wegen der Beschimpfungen zu rächen, welche sie täglich von verschiedenen Streifpartien der Venetianer zu leiden hatte. Am hellen Mittag hatte er die Approschen vor dem Vinzenz-Thore mit allem möglichen Nachdruck gemacht. Bald fochte er zu Fuß bald zu Pferde, indem der kräftige Widerstand der Belagerten ihn zwang, auf alle Arten zu kämpfen. Seit-

dem, was sein Muth unbeschäftigt geblieben: einschickte also von allen Seiten Spione aus, um in ebenen Felde Gelegenheit zur Auszeichnung zu finden.

Bayard wurde durch die Reputation gereizt, welche sich ein Venetianischer Anführer, Namens Malvezzo tagtäglich erwarb. Tag und Nacht griff er, nach Maafsgabe seiner Entdeckungen, das Lager an, und hob oft ganze Posten auf, ohne einen Mann zu verlieren. An ihn machte sich Bayard und da er den Tag erfahren hatte, wo der Venetianer einen neuen Angriff auf das Lager machen wollte, so postirte er sich auf seinem Wege in einem grossen leeren Hause mit ungefähr hundert Mann. Malvezzo erschien bald darauf an der Spitze von dreihundert gut bewaffneten Leuten, unter welchen sich eine Truppe Albaner befand, die ohne alle Ausnahme sehr gute Schützen waren. Sie marschirten in guter Ordnung als Leute, welche etwas zu fürchten hatten, wiewohl sie sich der Gefahr nicht nahe glaubten. Bayard blieb ganz ruhig in seinem Hinterhalt, und liess sie vorbeimarschiren, damit sie von dem Lager des Kaisers und ihm eingeschlof-

fen würden; als er sie aber weit genug glaubte, ging er aus seinem Hinterhalt hervor, liefs zum Angriff blasen und marschirte auf den Feind los.

Sie befanden sich gerade auf einem breiten, von Graben begränzten Wege, so dafs sie nur mit der Fronte und in einem sehr engen Raum kämpfen konnten; ein grosser Vortheil für Bayard, der nur nach dem Verhältnifs seiner kleinen Anzahl Leute mit dem Feind zu schaffen hatte. Malvezzo war überrascht; aber stellte sich sogleich zum Angriff, und warf mit seiner Lanze mehrere Gensdarmen über den Haufen; als er aber sah, dafs seine Albaner, auf welche er am meisten rechnete, von dem Capitain la Crote geschlagen wurden, so benutzte er die Schnellkraft seines Pferdes, um über den Graben zu setzen, und entloh mit zwanzig Cavalleristen in vollem Galop. Hundert und sechzig gut Berittne und Bewaffnete blieben zurück; aber da sie der Verlust ihres Anführers muthlos gemacht hatte, so streckten sie das Gewehr und ergaben sich mit den Albanern.

Unzufrieden mit dem geringen Erfolg seiner zahlreichen Batterien und des Krieges, vorzüglich aber der Belagerung Paduas überdrüssig, beklagte sich der Kaiser über den Rath derjenigen, die ihn verleitet hatten sie fortzusetzen, so wie auch darüber, daß seine Armee seit dem Anfang dieser Unternehmung nichts gethan hätte, was ihr einen Ruf geben könnte. Keiner hatte den Muth ihm zu antworten, daß seine Unentschlossenheit, seine Langsamkeit, seine Unfähigkeit im Kriegesmetier, die schlechte Disciplin seiner Armee, und die Ungelehrigkeit seiner Truppen die einzige Ursachen davon wären. Der Fürst blieb also überzeugt, daß man ihn zu einer verwegenen Unternehmung verführt habe, und daß Padua nicht einzunehmen sey, weil er es noch nicht eingenommen hatte. Bisweilen setzte sich der melancholische Kaiser zu Pferde, untersuchte obenhin die Werke und, von Franzosen begleitet, deren Lebhaftigkeit und Offenheit ihm besser gefiel, als das Flegma und der Stolz der Deutschen, ritt er mit ihnen aus dem Lager, und sah zu seiner Zerstreuung Pferde zureiten. Er war eben damit beschäftigt, als er

in der Ferne eine Staubwolke entdeckte, welche sich dem Lager näherte. Er schickte Leute ab, welche sich erkundigen mußten, was das wäre, und erfuhr, daß Bayard und die Hauptleute la Clayette und la Crote ihm dreimal mehr Gefangene brächten, als sie Leute gebraucht hatten, sie zu Gefangenen zu machen. Zu einer günstigern Zeit würde der Kaiser sehr wenig daraus gemacht haben. Jetzt schien es ihm ein großer Sieg zu seyn. Er näherte sich Bayard, der ihm zwei Fahnen und eine Menge Gefangene übergab, und sagte: „Ha, Bayard, wie glücklich ist euer König, einen Diener zu haben wie ihr seyd. Für hundert tausend Gulden jährlicher Renten möchte ich zwanzig von eurer Kraft besitzen.“ Der Ritter schien sehr erkenntlich für diesen Lobspruch, und verdiente die vermehrte Anhänglichkeit seiner Freunde, indem er ihnen die Ehre dieses Kampfs zuschrieb, so wie aller Vorthteile, die er in der Folge dieser Belagerung davon trug, indem er sich täglich durch die Niederlage einer feindlichen Partie auszeichnete. Indessen waren diese kleinen Verluste ohne weitere Erfolge sowohl für das Schicksal der

Republik, welche der Kaiser zerstören wollte, als für die Belagerung von Padua. Die Stadt fuhr fort sich zu vertheidigen, und abgesehen von dem beständigen Donner des Geschützes, welches gegen die Mauern schmettete, blieben die Truppen, abgeschreckt durch einige unglückliche Versuche, so ruhig im Lager, und der Ueberfluß herrschte darin so sehr, daß man hätte glauben sollen, die Armee des Kaisers legte es mehr darauf an, sich unter den Mauern von Padua zu erholen, als sie zu zerstören.

Ein Grieche, Namens Constantin, welchem die Türken Macedonien und Thessalien genommen hatten, das seine Vorfahren besaßen, hatte sich zum Kaiser begeben. Sein Unglück hatte ihm Maximilians Mitleid erworben; sein Verstand und seine Gewandtheit verschafften ihm sein Zutrauen. Dieser Mensch besaß in allen Stücken den Character der Griechen: die Kunst, Herzen zu gewinnen, mit der Absicht, zu betrügen. Sein Unglück machte ihn noch boshafter. Da der Kaiser bei der Zerrüttung seiner Finanzen die vorgebliche Anhänglichkeit Constantins nicht theuer genug bezahlen konnte, so verrieth er
dem

dem Feinde des Fürsten alle Geheimnisse, in welche er eingeweiht war. Seit dem Anfang des Krieges unterhielt er Einverständnisse mit den Venetianern. Der Graf Petiliano erfuhr durch ihn alles, was man gegen Padua zu unternehmen gedachte: Der Verräther ging einmal so weit, daß er einem Canonier befahl, auf die Franzosen bei einem Ausfall, den sie auf die Venetianer machten, zu schießen.

La Palisse, der dies bemerkte, ging auf den Canonier los, liefs ihn lebendig in einen Mörser laden, und schickte ihn stückweise in die Stadt. Dann wandte er sich an Constantin, der den Kaiser begleitete, beschuldigte ihn der Verrätherie und erbot sich zum Beweis. Maximilian vertheidigte seinen Liebling gegen die erste Hitze des la Palisse, und der Grieche, um den Verdacht der Armee zu verringern und sich zugleich an la Palisse zu rächen, verleitete den Kaiser zum Befehl eines Sturms, dessen Gefahr auf die Franzosen allein zurückfallen mußte. Dieser Sturm sollte auf eine von den Hauptbastionen der Festung gemacht werden, von welcher die Deutschen bereits zurückgeschlagen waren,

und Constantin gab dem Kaiser zu verstehen, daß nur die Wuth der Franzosen den Sieg über den hartnäckigen Widerstand der Venetianer davontragen könnten. — Maximilian machte ihn darauf aufmerksam, daß die Franzosen keine Infanterie zur Belagerung mitgebracht hätten, und daß folglich sein Project unausführbar sey; der Grieche aber erwiderte, daß dies ein sehr glücklicher Umstand wäre, indem der französische Adel die Tapferkeit aller Krieger von der Welt auslöschte. Der Kaiser gerieth darauf in Verlegenheit, wie er la Palisse, der seit der Zänkererei mit Constantin seine Unzufriedenheit auf keine Weise verbarg, damit bekannt machen sollte. Dieser antwortete: Seine Majestät wäre nicht verbunden, ihre Befehle mündlich zu geben; die Sache könnte schriftlich abgemacht werden. Dies that der Kaiser, und schickte das Schreiben durch eben den Secretair ab, der es abgefaßt hatte.

La Palisse war nicht wenig erlaunt über den Inhalt desselben, und berief alle Chefs seiner Gensdarmen in sein Zelt. Hier las er ihnen das Schreiben des Kaisers vor und schimpfte auf die Bosheit Constantins, weil

cher der Urheber desselben wäre. Mehrere folgten bloß den Bewegungen ihres Muths, und ohne die Geringschätzung in Betrachtung zu ziehen, welche ihnen der Kaiser bewies, antworteten sie, hier wäre nichts weiter zu thun, als zu marschiren. Unter andern sagte ein gewisser Herr von Humbercourt zu la Palisse: „Was ist da zu bedenken? Meldet dem Kaiser, daß wir bereit sind. Ich habe Langeweile im Lager. Die Nächte sind kalt, und der gute Wein fängt auch an zu fehlen.“ Dieser muntere Einfall hatte mehrere Ritter auf Humbercourts Seite gezogen; aber la Palisse, der als General dachte, war anderer Meinung; und da er es Bayard ansah, daß er eben so dachte, wie er, so suchte er ihn zur Erklärung zu bringen. „Nun, Herkules, der Franzosen, sagte er zu ihm, was sagt ihr denn? Hier ist nicht Zeit zum Zahnstochern; der Kaiser muß auf der Stelle Antwort haben.“

Der gute Ritter, der immer gewohnt war, eine fröhliche Miene zu machen, antwortete: „Wollen wir dem Herrn von Humbercourt glauben, so bleibt uns freilich nichts übrig, als munter auf die Bresche zu gehen; aber

„da es für einen Gensdarmen ein schlechter
„Spafs ist, wenn er zu Fusse agiren muß, so
„möcht' ich mich wohl entschuldigen. Der
„Kaifer meldet euch da in seinem Schreiben,
„dafs ihr alle französische Edelleute absitzen
„lassen sollt, um mit seinen Landsknechten
„zu marschiren. Was mich anbelangt, so
„hab' ich zwar blutwenig auf dieser Welt;
„aber ich bin doch ein Edelmann, und ihr
„übrigen Herren seyd aus grossen Häusern
„und habt euer bedeutendes Eigenthum;
„und so steht es um viele von unsern Gens-
„darmen. Meint denn der Kaifer, dafs es
„billig sey, so viel Adel in gleiche Fahr mit
„Fussknechten zu bringen, von welchen der
„eine ein Schuster, der andere ein Schmidt,
„der dritte ein Becker, kurz die sammt und
„sonders Handwerker sind, welchen an der
„Ehre weniger liegt, als Edelleuten? Das
„heifst, mit Ehren zu melden, allzuklein
„von uns gedacht. Meine Meinung ist, fuhr
„er fort, indem er sich an la Palisse wandte,
„dafs ihr dem Kaifer eine Antwort gebet,
„wie folget: Ihr hättet seinem Willen gemäß
„eure Hauptleute versammelt, welche alle
„bereit wären, seine Befehle zu thun, laut

„der Verordnung des Königs ihres Herrn.
„Er wisse indessen, daß dieser ihr Herr nur
„Leute zurückgelassen hätte, welche von
„Adel wären. Diese mit dem Fußvolk von
„niedrigem Stand zusammen zu thun, hiesse
„sie verunglimpfen. Es wären aber eine
„Menge Grafen, Freiherren und Edelleute
„in seinem Heere. Die möchte er mit den
„französischen Gensdarmen absitzen lassen,
„welche ihnen sehr gern den Weg zeigen
„würden. Dann könnten seine Landsknechte
„folgen, wenn sie sähen, daß es gut ginge.“
Als der Ritter seine Meinung gesagt hatte,
wurde nichts weiter eingewendet. Sein Rath
wurde für klug und tugendsam gehalten.
Und diese Antwort erhielt der Kaiser, welcher
sie sehr rechtlich fand.

Um sich danach zu richten, schickte er sogleich den deutschen Gensdarmen den Befehl zu, sich in seinem Zelte zu versammeln. Der Fürst von Anhalt und der Hauptmann Jacob hatten sehr viel Ruf. Der Kaiser suchte sie zu gewinnen. Er zweifelte nicht daran, in der Hartnäckigkeit der Deutschen großen Widerstand zu finden, und schickte die Beschimpfung, seine eigenen Unterthanen einen

Beweis von Gehorsam versagen zu sehen, den ihm die Franzosen gegeben hatten.

Indessen mußte der Versuch gemacht werden. Er trat aus seinem Zelte und fragte die versammelten Gensdarmen, ob sie, mit den Franzosen vereinigt, einen Sturm auf die Bastion machen wollten. Die Deutschen befaßten sich keinen Augenblick. Wir sind, antworteten sie lebhaft, bestimmt, zu Pferde zu kämpfen; andere Dienste muß man von uns nicht erwarten. Aufgebracht, verlor der Kaiser die Zeit nicht mit unnützen Vorstellungen. Er ging drohend in sein Zelt zurück und verließ noch dieselbe Nacht das Lager, um sich nach Deutschland zu begeben, von wo aus er seinen Generalen den Befehl zuschickte, die Belagerung aufzuheben.

Man gehorchte ihm mit unfäglicher Mühe und Arbeit, da es dem Geschütz an Equipage fehlte, und der Abzug nur nach wiederholten Versuchen zu Stande gebracht werden konnte. Der Fürst von Anhalt mit seinen Landsknechten und Bayard an der Spitze eines Detachements Gensdarmen machten den Nachtrab aus, und hielten die häufigen Angriffe der Garnison aus, welche die Freu-

de, sich befreit zu sehen, noch unternehmender machte. Als endlich die Armee und ihre Equipage in Sicherheit waren, dachten der Fürst von Anhalt und Bayard darauf, sich zu retten. Die Landsknechte, welche sich an der Garnison rächen wollten, die ihnen immer auf den Nacken saß, rafften Reiser und andere brennbare Stoffe zusammen, und steckten in einem Augenblick mehrere Dörfer in Brand, die ihnen bisher zum Quartier gedient hatten. Der Ritter Bayard, den diese Barbarei mit Abscheu erfüllte, versuchte vergeblich die Wüthenden abzuhalten; sie hörten weder auf seine Ermahnungen, noch auf die Stimme der Natur und Vernunft; nach wenigen Minuten war alles in einen Aschenhaufen verwandelt, bis auf das Haus, wo Bayard gewohnt hatte, und welches er so glücklich war, seinem Besitzer zu retten. Voll von den traurigen Bildern dieser Mordbrennerei, ging der Ritter zu den Fürsten von Anhalt und machte ihm große Vorwürfe über die Barbarei seiner Truppen. „Wenn der Krieg,“ sagte er, „eine nothwendige Plage geworden ist, so „macht man ein verzehrendes Ungeheuer

„daraus, wenn man neue Abscheulichkeiten
„hinzufügt. Greise, Weiber und Kinder
„müßten nie als Feinde betrachtet werden;
„noch weniger die Häuser, in welchen man
„gewohnt hat, und das, was zum Unterhalt
„dienen mußte.“ Der Fürst von Anhalt
antwortete darauf: im Kriege wäre alles er-
laubt. „Falsche Maxime,“ erwiderte Ba-
yard, „die Stärke der Waffen sollte nur ge-
„braucht werden, um die Billigkeit in ihre
„Rechte einzusetzen: die Gerechtigkeit ist
„der gewöhnliche Vorwand aller Kriege.
„Und muß man denn alles thun, was er-
„laubt ist?“ Der Fürst von Anhalt bewun-
derte Bayard; aber seine Landsknechte wa-
ren deswegen nicht minder grausam, und
selbst unter den Franzosen war Bayard lange
der einzige seines Schlages. Zwar hatte der
Kaiser seine Armee verlassen; aber er sah
sich genöthigt, den Krieg gegen die Vene-
tianer fortzusetzen, weil ihn diese ihrerseits
angriffen; und da der König von Frankreich
fortfuhr ihm beizustehen, so erhielt Bayard
den Befehl, sich mit vierhundert Gensdar-
men in Verona zu werfen. Bayard fand diese
Festung leer an Munition und Fourage.

Schon den dritten Tag nach seiner Ankunft fing er an Mangel zu leiden. Die Gensdarmen murrten laut gegen die Unaufmerksamkeit oder den Geiz des kaiserlichen Commissarius, der sie der Gefahr aussetzte, entweder mit ihren Pferden Hungers zu sterben, oder ihren Unterhalt mitten durch feindliche Streifparthien zu suchen, welche Tag und Nacht die umliegende Gegend durchschwärmten, theils um die Noth der Garnison zu vermehren, theils um die Cabalen der Bürger zum Vortheil der Republik zu benutzen. Der Ritter beruhigte seine Leute, und nahm seine Maafsregeln so, daß er sie haufenweise auf Fourage ausschickte. Mehrere kamen ohne Verlust zurück. Andre wurden von einem Venetianischen Anführer, Namens Manfroni, der eben so thätig, als brav und klug war, sehr gemisshandelt. Eines Tages schlug er die Escorte der französischen Fourageurs und verfolgte sie mit so viel Lebhaftigkeit, daß sie nur mit Mühe nach Verona zurückkommen konnte. Der Ritter hatte von den Wällen der Stadt die Niederlage der Seinigen gesehen. Er ging ihnen bei ihrer Zurückkunft entgegen. „Meine Freunde.“ sagte er,

„ich werde euch rächen; ich selbst will euch
„das nächstemal fouragiren führen.“

Diese Worte hörte ein Spion, welchen der Venetianische Capitain Mittel gefunden hatte, in die Wohnung des Ritters zu bringen. Unterrichtet von dem Tag und der Stunde der Abreise, dem Weg, den Bayard nehmen wollte, und der Anzahl seiner Truppen, brachte der Venetianer sechshundert Infanteristen mit Piquen und Flinten bewaffnet in einem grossen Landhause unter, und hinterliess ihnen den Befehl, nicht eher zum Vorschein zu kommen, als bis sie ihn, von den Franzosen verfolgt, würden vorbeijagen sehen.

Bayard verliess Verona seinem Versprechen gemäß; da es ihm aber sehr darum zu thun war, dem Mansfoni eins zu versetzen, so war sein Zug um fünfzig Mann stärker, als dieser erwartete. Vierzig schickte er unter der Anführung seines Lieutenant Pierre Pont ab, die Fourageurs zu decken und mit hundert andern Gensdarmen postirte er sich in dem Dorfe St. Martino, zwei französische Meilen von Verona, indem er Leute auf Entdeckungen ausschickte. Diese kamen

nach wenig Augenblicken im Galop zurück, um ihm anzukündigen, daß fünfhundert Mann Cavallerie sich dem Dorfe und den Fourageurs näherten.

Sogleich war Bayard mit seiner Mannschaft zu Pferde, dem Manfroni entgegen zu gehen. Dieser erwartete ihn mit Ruhe, und hielt muthig seinen ersten Anfall aus. Dann that er, als wenn er ungern wiche, und zog sich allmählig nach seinem Hinterhalt zurück. Mit dem Kampf beschäftigt, hatte Bayard vergessen, dies Haus recognosciren zu lassen; aber kaum war er vorüber, als Manfroni ihm mit einmal die Stirn bot und nun auch seinerseits Bayards Mannschaft angriff, indem er aus allen Kräften St. Marc, St. Marc! schrie. Auf dieses Signal brach seine Infanterie von allen Seiten los, umschloß die französischen Gensdarmen und schoß alle ihre Gewehre auf sie ab. Bayards Pferd stürzte unter ihm, und er selbst verwickelte sich mit seinem Fuß. „Zu Hülfe,“ rief er, „zu Hülfe, Cameraden;“ aber der größte Theil von ihnen war so betäubt und so mitgenommen von der letzten Salve, daß sie weder seine Stimme hörten, noch seine Gefahr sa-

hen. Einer seiner Gensdarmen, Namens Grammont, bemerkte ihn, schlug sich durch, sprang vom Pferde, machte ihn los, und versuchte ihn wieder zu Pferde zu bringen; aber eine Mannschaft Infanteristen drängte sich vor, bemächtigte sich ihrer, und wollte sie eben entwaffnen, als Pierre Pont mit den Seinigen herbeieilte, sie loszumachen. Kaum saß der Ritter im Bügel, so sprengte er mit Pierre Pont den übrigen Gensdarmen zu Hülfe, die sich als Verzweifelte vertheidigten, indem ein jeder von ihnen sich gegen vier Feinde wehrte. „Kinder,“ sagte er zu ihnen, „wir sind verrathen worden. „Laßt uns tüchtig einhauen und auf den „Rückzug denken, indem wir den Fahrweg „gewinnen.“ Es gelang ihm, seine Mannschaft in Ordnung zu bringen; aber das Feuer der feindlichen Schützen war so groß, daß man jeden Augenblick einen von seinen Gensdarmen vom Pferde stürzen sah. Er selbst sah sich zum zweitenmale zu Fuß ohne alle andere Waffen, als seinen Degen. Manfroni hatte die Augen ohne Unterlaß auf ihn gerichtet. Er ließ ihn zum zweitenmale von seinen Schützen einschließen, die

ihn glücklich wieder gefangen nahmen, und indem sie ihm die Flinten auf die Brust setzten, ungestüm darauf drangen, daß er sich ergeben sollte; aber auf den Namen, Bayard! den er unaufhörlich rief, eilte sein Guidon mit einigen Schützen herbei, und gab ihm ein Pferd, worauf es ihm gelang zu dem Rest seiner Mannschaft zu kommen, welche bereits die Geländer der Brücke von St. Martino erreicht hatte. Manfroni verfolgte ihn bis dahin, da er aber sahe, daß die Nacht einbrach, daß seine Infanterie ermüdet war, daß sich Bayards Gensdarmen in die beste Ordnung gesetzt hatten und daß das Terrain ihre kleine Anzahl begünstigte; so hielt er es für gerathener, sich zurück zu ziehen. Zu seinen über diesen geringen Erfolg erslauten Soldaten sagte er: nein, meine Freunde, das sind nicht Menschen, mit welchen wir uns geschlagen haben, das sind Teufel. Vom Feinde befreit musterte der Ritter seine Mannschaft; und kaum wird mans glauben, nach einem so wüthigen Gefecht vermißte man nur einen Schützen und vier Pferde, von welchen zwei Bayard gehört hatten. Der Ritter besaß zu wenig Ei-

telkeit, um sich über die Niederlage um seinetwillen zu härmern; er tröstete sich vollens, als er seine ganze Mannschaft in Sicherheit sahe, und ruh'te zu St. Martino aus, eh' er nach Verona zurückkehrte.

Manfroni seinerseits setzte seinen Weg nach St. Bonifacio fort, von wo er abgegangen war. Seine Absicht war, seine Infanterie dahin zurück zu führen; aber sie war so ermüdet, daß, nachdem sie ihm die Unmöglichkeit vorgestellt hatte, ihm zu folgen, sie in einem kleinen Dorfe, vier Meilen von St. Bonifacio, zurück blieb, um daselbst die Nacht zuzubringen. Zufälligerweise befand sich einer von Bayards Spionen in demselben Dorfe. Er sah, daß sich die Infanterie daselbst einquartirte und verfolgte darauf den Weg nach Verona, wohin sich, seiner Meinung nach, die Franzosen zurückgezogen hatten. Bei seiner Ankunft in St. Martino fand er Bayards Compagnie daselbst. Als ihn der Ritter nach Neuigkeiten von dem Feinde fragte, erfuhr er, daß sich die Cavallerie nach St. Bonifacio begeben hätte, und sich rühmte, den Franzosen einen tüchtigen Streich versetzt zu haben, und mit den Ein-

wohnern von Verona in solchen Einverständnissen zu stehen, daß sie in kurzen Herrn desselben seyn würden. Ihre Infanterie hingegen wäre, aller Bitten Manfroni's ungeachtet, vier Meilen von St. Bonifacio zurückgeblieben, und brächte daselbst die Nacht zu. Kaum hatte Bayard den Spion entlassen, so sagte er zu den Vornehmsten unter seinen Gensdarmen: „hier ist eine Gelegenheit uns „zu rächen.“ In demselben Augenblick befahl er, das Signal zum Satteln zu geben. Im Mondschein ritt man bis ans Dorf und kam vor Tages Anbruch an. Die Venetianische Infanterie, welche die französischen Gensdarmen mit ihrer Niederlage beschäftigt glaubte, hatte verabsaumt, Schildwachen außer dem Dorfe auszustellen, so daß Bayard, ohne bemerkt zu werden, bis an die Häuser kam, worin sie sich aufhielt. Alle lagen im tiefsten Schlaf, aus welchem sie erst auf den Zuruf der Franzosen erwachten, die sie von allen Seiten umgaben. Ihr Anführer, welcher Mittel gefunden hatte zu entspringen, erreichte einen Standort, von wo er sie mit lautem Geschrei rief und die Trommel rühren ließ, um sich zu versammeln und zu ver-

theidigen. Gerade dies wurde die Ursache ihres Verderbens. Bayards Schützen, welche ihre Anzahl fürchteten, machten sie alle nieder, bis auf den Capitain und zwei Edelleute, welche der Eigennutz rettete. Die Anzahl der Todten belief sich von Seiten der Feinde auf beinah sechs hundert Mann. Der Senat, welcher bis dahin die Last des Krieges nur durch seine Klugheit ertragen hatte, schrieb einen Brief voll Vorwürfe an Manfroni. Für diesmal zeigte der ganze Senat eine Ungerechtigkeit, wie sie in der Regel nur an den Höfen der Könige begangen wird: er vergaß alle Dienste, welche Manfroni seit dem Anfang des Krieges der Republik geleistet hatte, und befahl seinem Generalprocurator ihm den Proceß zu machen. Manfroni würde bei aller seiner Unschuld Mühe gehabt haben, den unangenehmen Folgen eines solchen Handels zu entgehen, hätte nicht sein gutes Glück den Hauptmann der Infanterie und die beiden Edelleute, welchen Bayard die Freiheit gegeben hatte, zu dem Generalprocurator geführt. Alle drei sagten zum Vortheil ihres Chefs aus, und bekannten, daß er sie vor der drohenden

den Gefahr gewarnt habe; bloß ihre außerordentliche Müdigkeit habe sie gezwungen, sich ihr auszusetzen. Manfroni wurde also losgesprochen, und vermöge eines Principes der Ungerechtigkeit, von welchem auch die weisesten Regierungen nicht frei sind, ihm die Anerkennung seiner Unschuld als Belohnung und Wohlthat angerechnet. Manfroni fing die Fehde wieder an, und machte sich vorzüglich an Bayard, weil er glaubte, daß die Niederlage desselben ihm den meisten Ruhm erwerben könnte. Er besach einen von den Spionen des Ritters, Vicentino genannt, und ließ ihm sagen, daß er den folgenden Morgen mit Tages Anbruch mit dreihundert Mann leichter Cavallerie aufbrechen würde, um das Gouvernement von Legnago in Besitz zu nehmen.

Manfroni fügte unvorsichtig hinzu, daß er außer den dreihundert Mann leichter Cavallerie, die er gleich zum Vorschein bringen würde, noch zweihundert Gensdarmen und zweitausend Mann Infanterie auf der Insel Escala in Hinterhalt legen wollte. Indessen ging der Spion mit der Absicht fort ihm ehrlich zu dienen, und bei seiner An-

kunst in Verona sprach er mit dem Ritter Bayard nur von dem Marſch Manfroni's und von ſeinen dreihundert Mann leichter Cavallerie. Der Ritter ſchickte ihn zurück, und machte Anſtalt, noch dieſelbe Nacht aus Verona zu rücken, wiewol nur mit zweihundert Mann Gensdarmen. Manfroni, der Einverſtändniſſe in der Stadt unterhielt, hatte dem Spion aufgetragen, einen Bürger, der an der Spitze der Intrigue ſtand, in ſeinem Namen zu beſuchen; er zweifelte nicht, daß es ihm nach Bayards Beſiegung leicht ſeyn würde, Herr einer Stadt zu werden, deren Einwohner für ihn waren. Ein Edelmann aus Bourgoigne, Namens de Sucre, Bayards Freund und Officier unter den Gensdarmen, war ſpät mit ihm ausgegangen, und bemerkte den Spion in eben dem Augenblick, wo er ſich mit aller Vorſichtigkeit aus dem Hauſe des Bürgers ſtahl. Die Stunde und die Sorgfalt, womit er ſich zu verbergen ſuchte, machten ihn dem de Sucre verdächtig. Er hielt ihn an, und mit einer Miene, welche Schrecken einflößen mußte, fragte er ihn, was er in dieſem Hauſe gemacht hätte, welches eines geheimen Einverſtändniſſes mit den Venetia-

nern verdächtig wäre? Der Spion war so außer Fassung, daß er keine Antwort zu geben im Stande war. Man mußte ihn zu Bayard führen. Der Ritter ahmte nicht die Hefigkeit des Gensdarmen nach, welcher den Spion auf der Stelle durchbohren wollte. Er versprach ihm das Leben, wenn er ihm die Wahrheit sagte; und so gelang es ihm, alles zu erfahren. Der Spion unterrichtete den Ritter von der Anzahl der Truppen, die Manfroni in Hinterhalt legen würde.

Bayard commandirte in Verona nur die französischen Truppen, welche aus lauter Cavallerie bestanden. Der Fürst von Anhalt befand sich daselbst im Namen des Kaisers mit vier- bis fünftausend Mann deutscher Infanterie. Bayard ließ ihn von den Einverständnissen, welche die Venetianer in Verona unterhielten, und von den Mitteln, sie unschädlich zu machen, unterrichten. Zugleich bat er ihn um zweitausend Mann Infanterie zu einer nothwendigen Expedition. Der Fürst von Anhalt hatte bereits mehrere Winke dieser Art erhalten. Er stand auf, denn es war Nacht, und nachdem er in allen Vierteln der Stadt gute Einrichtungen ge-

macht hatte, wollte er den Ritter Bayard mit seinen zweihundert Gensdarmen und den zweitausend Mann Infanterie, die er ihm gegeben hatte, ausrücken sehen. Die Franzosen marschirten bis nach Servoda, und sobald Bayard daselbst seine Infanterie postirt hatte, ging er bis Ifolla. Es dauerte nicht lange, so sah er den Hauptmann Manfroni mit seiner leichten Cavallerie zum Vorschein kommen. Manfroni marschirte, als ob er nichts zu befürchten hätte. Bayard detachirte sogleich funfzig von seinen Gensdarmen unter der Anführung seines Guidons, die Venetianer anzugreifen, und dieser hatte Zeit genug, um einige Lanzen zu brechen, während der Ritter, um allen Argwohn zu entfernen, daß der Hinterhalt entdeckt sey, allmählig herbeikam. Als ihn Manfroni nahe genug sahe, gab er das Signal, und in demselben Augenblick sprengten in vollem Galop zweihundert venetianische Gensdarmen hervor, welchen die Infanterie in zwei Colonnen folgte.

Bayard schien bestürzt, liefs Halt machen, die Retraite blasen, und fing den Rückzug in kleinen Schritten an. Sein Guidon, der

sich mit den Venetianern herumtummelte, machte sich los, und kam mit so viel Schnelligkeit und so viel scheinbarem Erlaunen zum Corps zurück, daß Manfroni nicht länger an dem glücklichen Erfolg seiner List zweifelte, auf die Franzosen eindrang, und mit ihnen bis nach Savona kam, indem er bald durch seine Lanzen, bald durch das Feuer seiner Infanterie operiren ließ.

Bayard hielt an der Spitze der Seinigen diesen grimmigen Anfall aus, ohne das Mindeste zu wagen, und nahm dabei die Miene an, 'als ob er zu seiner Vertheidigung nur seine Mannschaft hätte; sobald er aber Manfroni nahe genug an Servoda gebracht hatte, um ihm nicht entweichen zu können, ließ er seine Infanterie in guter Ordnung vorrücken, und rief: Jetzt ist die Reihe an uns, Kinder; thut eure Pflicht! Er hieb auf die venetianischen Gensdarmen ein, welche geworfen wurden, während seine Infanterie die Linien der feindlichen durchbrach, und ein so schreckliches Gemetzel anrichtete, daß die Aufmerksamkeit des Ritters nur sehr wenige von den Unglücklichen retten konnte. Manfroni kämpfte noch mit seiner Cavallerie; sobald er

aber sah, daß er von allen Seiten theils durch sein eigenes Schrecken, theils durch die Ueberlegenheit des Feindes geworfen wurde, so versammelte er einige Gensdarmen und floh im vollen Galop. Bayard hielt sich nicht mit der Verfolgung auf. Mit sechszig Gefangenen von Bedeutung und großer Beute ging er nach Verona zurück. Seine einzige Freude war, die Einverständnisse, welche in Verona im Schwange gingen, entdeckt und den Hauptmann, der sie allein benutzen konnte, geschlagen zu haben.

Der Kaiser trug damals die ganze Last des Krieges mit den Venetianern, wenn man die unbedeutende Hülfe abrechnet, welche ihm der König von Frankreich gewährte. Der Pabst, weit entfernt, seinen Haß gegen die Republik fortzusetzen, war zu einer Ausöhnung geneigt; mit den Vortheilen zufrieden, die ihm dieser Krieg verschafft hatte, wünschte er, sich den Besitz derselben durch einen Separatfrieden zu sichern. Dies Verfahren war aller Billigkeit entgegen, so sehr es sich auch mit dem Ehrgeiz vertrug. Der Pabst stand an der Spitze des Bundes von Cambrai. Billigkeit war nicht der Gegenstand desselben ge-

wesen und hatte eben so wenig die Artikel dictirt. Es fiel ihm also nicht schwer, allen, welche dabei interessirt waren, solche Auslegungen zu geben, die zu seinem Vortheil passten. Unter den Alliirten war der Pabst am besten weggekommen. Die Umstände machten ihn zu dem Mächtigsten in Italien; aber man konnte ihn nie bewegen, sein Contingent an Truppen zu geben. Der Kaiser hatte für sich nichts zu hoffen. Er drang also um so mehr in den König von Frankreich, und dieser schickte endlich dem Marschall von Chaumont, Gouverneur von Mailand, den Befehl, in das Gebiet der Republik mit einer Armee einzurücken, zu welcher der Ritter Bayard flossen sollte.

Die Franzosen wollten ihre Ankunft durch eine Menge Unternehmungen auszeichnen, um die Venetianer wo möglich in Betäubung zu setzen. Sie belagerten zu gleicher Zeit Städte, Forts und Schlösser, die in wenig Tagen eingenommen wurden; unter andern die Stadt Legnago, die nicht wenig besetzt war, und deren Garnison, ohne Waffen, mit dem Stock in der Hand auswandern mußte.

Der rasche Einfall der Franzosen hatte das Schrecken durchs ganze Land verbreitet. Der grösste Theil der Landbewohner hatte nicht Zeit gehabt, sich in die Städte zu flüchten, und hielt sich daher in Wäldern und Höhlen verborgen. Nicht weit von Longaro, einem grossen Dorfe, wo sich die Armee aufhielt, lag eine breite, tiefe, eine halbe Viertelmeile lange Höhle unter einem hohen Berg. Diese Höhle hatte nur einen sehr engen Eingang, und einen Ausgang hatte man bis dahin noch nicht entdeckt. Eine Menge Bauern und einige Edelleute brachten ihre Sachen hierher, und begaben sich darauf mit Weib und Kind und Lebensmitteln und Waffen in die Höhle. Mehrere Tage verlebten sie ganz ruhig. Sie gingen nicht hervor, aus Furcht, den Franzosen Spuren von ihrem Aufenthalt zu geben. Indessen schwärmten einige Abentheurer des Heers, welche von allen Seiten Beute zu machen suchten, um den Berg her. Sie sahen die Höhle, und mit gewaltigem Lärm traten sie vor den Eingang.

Auf der Stelle hörte man sie von dem Geschrei der Weiber und Kinder wiederhallen,

welche um Barmherzigkeit baten. Einige Greise suchten sie zum Schweigen zu bringen; und indem sie glaubten, daß ihr hohes Alter den Abentheuern Mitleid gebieten würde, traten sie hervor und warfen sich ihnen zu Füßen: wir haben euch, sagten sie, unsere Häuser und Güter überlassen; beneidet uns den abscheulichen Schlupfwinkel nicht, wohin ihr uns gejagt habt. Diese Auskunft erbitterte die Abentheurer, anstatt sie zu rühren. Sie ließen die Greise zurück, und wollten mit Gewalt in die Höhle. Unterdeß hatten sich die Bewohner derselben in Vertheidigungsstand gesetzt; sie stellten sich mit Piquen und Flinten an den Eingang und tödteten mehrere. Die Abentheurer wurden wüthend, und gingen fort, um Beistand zu suchen; als sie aber einsahen, daß alle Bemühungen sie nicht in den Besitz der Höhle setzen würden, so verslopfen sie den Eingang mit Stroh und Heu und Holz. Die Bewohner derselben schlossen von diesen abscheulichen Anstalten auf ihre Absicht und erhoben ein fürchterliches Gebrüll. Die Edelleute stellten sich mit ihren Familien als Gefangene dar, und erboten sich zu einem

hohen Lösegeld, wenn man ihnen das Leben lassen wollte. Die Abentheurer hörten sie; der Eigennutz trug den Sieg über die Barbarei davon; aber die Bauern, welche sehr zahlreich waren, und nicht diese Mittel hatten, sich loszukaufen, bemächtigten sich der Adlichen, stellten sie hinter sich, und erklärten, daß, um diese zu retten, alle gerettet werden müßten.

Jetzt entstand in dieser unglückseligen Höhle ein grausamer Krieg zwischen den Edelleuten und den Bauern, und während sie sich schlugen, steckten die barbarischen Franzosen die brennbaren Stoffe an, womit sie den Eingang erfüllt hatten. Alle, welche sich darin befanden, wurden von Rauch erstickt. Die Nachricht von dieser unwürdigen Handlung verbreitete sich bald unter die Armee. Bayard, der sie nicht glauben konnte, ging selbst zur Höhle, aus welcher er über eine Menge Cadaver einen jungen Menschen, halb geröstet und ganz gelb vom Rauch, hervor kommen sah. Der Unglückliche warf sich zu seinen Füßen und bat um sein Leben. Wie hast du das erhalten können, fragte der Ritter, da alle deine

Cameraden umgekommen sind? Er erzählte darauf, wie er halb erstickt vom Rauch, verzweifelnd in alle Winkel der Höhle gelaufen sey, und jeden Augenblick diejenigen hätte nieder sinken sehen, die ihm gefolgt wären. Glücklicher als alle andere — oder vielmehr unglücklicher als sie, da er zu einem langsamern Tode aufgespart sey — habe er im Hintergrunde eine Oeffnung gefunden, durch welche er die Luft eingeathmet hätte, welche von dem Gipfel des Berges bis dahin strömte. Als er darauf, nach zerstreutem Rauch mehrmals in der Höhle hätte ruhen hören, so hätte er sich zu zeigen gewagt, in der Hoffnung, daß eine so unnatürliche Handlung, als die, deren Opfer er so leicht geworden wäre, die Wuth seiner Feinde gestillt haben, und daß sie sich entschließen würden, den einzigen zu retten, der ihr entgangen wäre.

Von Mitleid ergriffen, fragte der Ritter den jungen Mann, wer er wäre, und erfuhr, daß sein ganzes Vermögen und seine Eltern mit ihm in diese Höhle eingeschlossen, vor seinen Augen verloren gegangen wären. Bayard machte die Hauptleute aufmerksam

auf die Folgen, welche das Beispiel einer so schrecklichen Handlung nach sich ziehen könnte. Sorgfältig liefs er die Urheber derselben auffuchen. Mehrere von ihnen wurden Knall und Fall vor dem Eingang in die Höhle aufgehängt. Er liefs sich auch so viel von der gemachten Beute bringen als noch aufzutreiben war, und dies schenkte er dem jungen Venetianer, als dem rechtmässigen Erben seiner unglücklichen Landesleute.

Einige Tage darauf verlief die Armee das Lager. D'Alegre und der Ritter Bayard führten den Vortrab, welcher zum Theil aus Albanern bestand, die ein gewisser du Sais, Mercur genannt, anführte. Es schien, als wäre der Ritter bestimmt, zu sehen, wie weit die menschliche Wuth führen kann. Die Albaner stiefsen auf eine* republicanische Compagnie Gensdarmen, die sie ohne allen Widerstand gefangen nahmen. Mercur warf einen Blick auf ihren Anführer, und erkannte in ihm einen seiner Verwandten und seinen Todfeind. Da bist du ja, rief er ihm zu, niederträchtiger Unterdrücker deiner Familie, der mir mein Gut geraubt hat, es mit Gewalt an sich hält und mich durch die Re-

publik hat verdammen lassen; jetzt bist du in meiner Gewalt und ich kann mich rächen. — Was du sagest, ist wahr, antwortete der Gensdarm; aber ich bin ein Kriegesgefangener und für meine Sicherheit ist gesorgt, wenn ich mein Lösegeld bezahle, welches ich in drei Tagen berichtigen werde. — Ich werde dich, antwortete Mercur, gerade so behandeln, als ich von dir würde behandelt werden, wenn ich mich in deinen Händen befände. Sag, aber schwöre, wie würdest du mit mir verfahren? — Es schien, als ob sich alle Furien in diesem Augenblick, des Herzens des Gensdarmen bemächtigten. Hätt' ich dich, sagte er, in meinen Händen; so sollte dich alles Geld der Welt nicht vor den Wirkungen meines Hasses schützen; ich selbst würde dich zerreißen. — Gut, sagte Mercur, ich will deine Wuth nachahmen. Und eh Bayard, erschüttert von der Leidenschaft dieser beiden Menschen, im Stande war, sich zu widersetzen, ließ ihn Mercur durch seine Leute ermorden. Mehrere Tage schien dieser Geist in der Armee zu herrschen. Man sprach nur von rauben, morden und brennen. Der Himmel schien die

Franzosen dafür durch die zahllosen Unannehmlichkeiten zu bestrafen, welche ihr König von dem römischen Hof erlitt. Der Pabst gab dem König von Spanien die Investitur des Königreichs Neapel, welche er Ludwig dem Zwölften versprochen hatte, und der Kaiser, theils aus Unvermögen, theils aus bösem Willen, hielt keins von den Versprechen, die er ihm gethan hatte.

Die Fortsetzung des Kriegs war indessen unvermeidlich, da die Venetianer noch immer eine große Macht auf den Beinen hatten, um alles Verlorne wieder zu erobern, und in Mailand und Genua Einverständnisse unterhielten, um zu jeder Zeit Unruhen zu erregen. Noch mehr: der Pabst erklärte sich geradezu gegen Frankreich, und griff den Herzog von Ferrara, seinen Allirten, an, ob er gleich ein Lehnsmann des heiligen Stuhls war. Dieser Fürst hatte die Ueberlegenheit der Franzosen in Italien benutzt, und den Venetianern und dem Pabst alles wieder abgenommen, was beide Mächte seinen Ahnen entrisen hatten.

Sobald sich der König in einen Krieg mit einem Pabst verwickelt sah, der aus seinem

Privatstreit einen Religionskrieg zu machen wußte, so versammelte er zu Tours die Geistlichkeit seines Königreichs, und nachdem er die Entscheidung erhalten hatte, daß er mit dem besten Gewissen einen rechtmäßigen Krieg gegen einen ungerechten Papst führen könnte; so ließ er ein großes Corps seiner Truppen in Ferrara einrücken. Bayard commandirte in demselben mehrere Compagnien Gensdarmen mit den Herren von Montoisson, von Fortrailles und du Ludes. Der Herzog verließ seine Hauptstadt um sie desto ehrenvoller zu empfangen, und sie eben dadurch zu bewegen, ihm nicht fühlbar zu machen, daß sie weit mehr als er selbst, Gebieter eines Landes wären, welches sie mit einem so bedeutenden Heer schützen sollten. Achthundert Abentheurer aus der Schweiz, unter dem Commando Jacob Zamberg's, rückten ebenfalls in Ferrara ein, und machten durch ihre Ankunft die Stadt vollends sicher.

Der Papst verstand zu wenig vom Kriege, um irgend etwas unmöglich zu finden; er stellte sich selbst an die Spitze einer großen Armee, und drohte, die Hauptstadt in eigener Person zu belagern. Der Herzog wünschte

te dies sehnlichst, um ihn an den Mauern derselben seine Kräfte verschwenden zu sehen; und betrachtete es als ein Unglück, als der Pabst seinen Entschluß änderte und mit der Belagerung von Mirandola den Anfang machte; einer Stadt, welche seit langer Zeit als ein Reichslehn angesehen wurde und damals der natürlichen Tochter des berühmten Johann Jacob Trivulzio und Wittwe Ludwig Picos von Mirandola gehörte. Der Pabst hatte vor kurzen durch ein Breve die Gräfin und ihre Kinder in seinen Schutz genommen, und rechtfertigte sein gewaltfames Verfahren nur durch die klägliche Entschuldigung, daß Zeit und Umstände ihn nöthigten so zu handeln; wobei er überall nichts verlangte, als was seine Feinde gegen ihn gebrauchen könnten. Nachdem die Gräfin einige Schlösser aufgegeben hatte, begab sie sich mit Alexander Trivulzio, ihrem Vetter, fünfhundert Mann Infanterie und siebenzig Reutern in die Stadt. Der Pabst, welcher auf die Schwäche ihres Geschlechts rechnete, und sie durch die Furcht vor einer Belagerung und einen Kampf mit dem sichtbaren Oberhaupt der Kirche geschreckt glaubte, liefs die Gräfin zur

Ueber-



Uebergabe auffordern, indem er zugleich mit seiner Armee und den Bannstrahlen des Vaticans drohte. Aber die Gräfin hatte von ihrem Gemahl und ihrem Vater dergleichen verachten gelernt. Ihre Antwort war: ein bewaffneter Papst höre auf, ein Gegenstand der Verehrung für sie zu seyn. Zugleich machte sie Anstalten zur Gegenwehr. Ihr Vetter hielt die Garnison für zu schwach, und rieth ihr, den Herzog von Ferrara um Beistand zu bitten, welcher sogleich hundert französische Gensdarmen, Kanoniere und Munition in die Festung bringen ließ. Er selbst rückte darauf bis Hospitalet vor, einen Ort, der zwischen den beiden Armen des Po liegt und von Mirandola nicht weit entfernt ist. Von der andern Seite besetzte der Gouverneur von Mailand, Guastalla, Corragio und Carpi; so daß ein Theil der päpstlichen Armee bloquirt war, und die Belagerung täglich schwieriger wurde.

Der Ritter Bayard, welcher einige Meilen von den übrigen französischen Truppen campirte, unterrichtete sich genau von den Bewegungen der päpstlichen Armee, vorzüglich aber von den Schritten des Papstes. Er er-

fuhr, daß der heil. Vater, verdrüsslich über die lange Dauer der Belagerung und voll Mißtrauen in die Geschicklichkeit seiner Generale, beschloffen hatte, St. Felice, ein großes Dorf zwischen Concordia und Mirandola, wo er sich einquartirt hatte, zu verlassen, um ins Lager zu kommen und seine Truppen in Person zu commandiren. Bayard entschloß sich, alles zu wagen, um ihn aufzuheben; er glaubte nämlich, daß eine Prise von solcher Bedeutung Italien den Frieden unter sehr vortheilhaften Bedingungen für den König von Frankreich geben müßte. Er theilte sein Vorhaben dem Herzog von Ferrara mit. Dieser billigte es. Mit hundert Gensdarmen setzte er sich in Bewegung, versichert von dem Beistand des Fürsten, seine Unternehmung möchte gelingen oder nicht; denn um sich an den, zum Hinterhalt bestimmten, Ort zu begeben, mußte Bayard zwischen dem Lager von Mirandola und St. Felice durch, und war folglich einer doppelten Entdeckung ausgesetzt. Seine Maafsregeln waren indessen so gut, daß er in einer dunklen Nacht anderthalb Meilen marschirte ohne von irgend einem erkannt zu werden, und sich eine Stunde

vor Tagesanbruch im Hinterhalt befand. Dieser war ein großes verlassenes Landhaus, dessen Höfe geräumig genug waren, um die Gensdarmen und ihr Gefolge zu verbergen. Es lag eine Viertelmeile von St. Felice und eine halbe Meile vom Lager. Bayard empfahl seinen Leuten Stille und Geduld, stellte Schildwachen an die Fenster und ruhte dann in seiner Rüstung aus.

Unterdessen hatte sich der Pabst zeitig wecken lassen. Seine Equipagen hatte er vorausgeschickt. Er selbst stieg in eine Sänfte und nahm den Weg nach Mirandola; aber weit langsamer, als er wünschte, indem der Schnee, welcher in großen Flocken herabfiel, seine Leute verhinderte vorwärts zu gehen. Dies gerade rettete ihn. Seine Officiere und einige Prälaten, welche vorangegangen waren, fielen geradezu in den Hinterhalt. Die Gensdarmen zeigten sich zu früh, nahmen einige von ihnen gefangen und jagten die übrigen in die Flucht. Von der Gefahr ihrer Vormänner unterrichtet, kehrten die Entfernteren auf der Stelle um, und als sie die Sänfte des Pabstes in der Nähe von St. Felice fanden, ließen sie ihn sogleich umwenden,

indem sie sagten: Bayard, angebracht ihn verfehlt zu haben, komme sporenstreichs nach St. Felice. Erschrocken springt bei diesen Worten der Pabst aus der Sänfte, läuft zu Fuß in das Schloß, und als er Bayard herbeieilen sieht, hilft er selbst die Zugbrücke aufziehen, und überläßt die Bischöfe und alle Officiere seines Gefolges der Gewalt Bayards, der sie gefangen nimmt.

So groß indessen auch ihre Anzahl war, so tröstete sie Bayard doch nicht, den Pabst um so wenig Augenblicke verfehlt zu haben. Traurig kehrte er zu dem Herzog von Ferrara zurück, welcher sich mit einem Corps Cavallerie genähert hatte, und sich bereits schmeichelte, den Pabst im Triumph in seine Hauptstadt zu führen.

Bis dahin hatte Julius immer mit Lobeserhebungen von Bayard gesprochen: Bayard war derjenige, den er unter den französischen Anführern am meisten schätzte. Aber nach dieser Unternehmung gegen seine heilige Person, die er als ein Sacrilegium ansah, betrachtete er ihn als einen Gottlosen, versprach demjenigen große Belohnungen, der Bayard in seine Hände liefern würde, und

begriff ihn fürs erste in den Bann, welchen er gegen alle Generale ausgesprochen hatte, die in dem Kriege gegen ihn verwickelt waren. Bayard kümmerte sich wenig um eine so ungerechte Erbitterung; und man sah bei dieser Gelegenheit, daß er bei aller Einfachheit seiner Sitten und aller aufrichtigen Anhänglichkeit an seiner Religion sehr deutlich zu unterscheiden wußte, was ihn zum Verbrecher gegen dieselbe machte und was nur den Ehrgeiz des Papstes beleidigte.

Das Fieber fesselte den Papst einige Tage an das Schloß von St. Felice; es war die Folge des Schreckens, den er hatte, Bayard so nahe zu sehen. Sobald die Unpäßlichkeit vorüber war, erneuerte er sein Vorhaben, ins Lager zu gehen, wohin ihn der Herzog von Urbino, der ihn an der Spitze eines Theils der Armee abholte, ohne alle Gefahr brachte. Ohne in dem Zelte auszuruhen, das man für ihn aufgeschlagen hatte, stieg er sogleich zu Pferde, untersuchte die Laufgräben, die Batterien und alle übrigen Arbeiten, und ermunterte die Soldaten und Officiere. Dann quartirte er sich in eine kleine Kirche, welche von den Kanonien der Stadt erreicht werden

konnte; indem er sich einbildete, daß die Belagerten die Heiligkeit des Orts mehr respectiren würden, als ihn selbst. Diese thaten indessen, als wüßten sie nicht, daß er im Lager sey, und schossen nach allen Richtungen hin; und so wurde sein Aufenthalt mehrere male von Kanonenkugeln getroffen und verschiedene von seinen Officiern vor seinen Augen zerschmettert. Der hartnäckige Greis blieb dennoch an diesem gefährlichen Ort. Den Tod seiner Leute und die Gefahr, worin er sich selbst befand, betrachtete er weniger als eine Folge seiner Unbesonnenheit, als er seine Erhaltung einer göttlichen Vorsehung, der Gerechtigkeit seiner Forderungen und der Heiligkeit seines Asyls zuschrieb.

Die Ankunft des Pabstes hatte seinen Truppen neue Kraft gegeben. Die Batterien, deren Anzahl er vermehren ließ, schossen ohne Unterlaß, und die Belagerten sahen sich, trotz ihres muthigen Widerstandes, täglich enger eingeschlossen. Die Gräfin von Mirandola ließ also den Herzog von Ferrara und den Marschall von Chaumont um Verstärkung bitten.

Der erstere war sehr bereit, die Stadt, so viel an ihm war, zu entsetzen; aber der letztere hatte nicht die mindeste Lust, etwas zu unternehmen. Man sagt, er habe die Verschanzungen des Pabstes untersucht und für unüberwindlich erklärt. Das Wahre von der Sache ist, daß er als erklärter Feind des Marschalls von Trivulzio nichts versuchen wollte, um seiner Tochter einen kleinen Staat zu erhalten, welcher die Achtung vermehrte, die man in Italien und am französischen Hofe für ihn hatte. Die Gräfin sah sich also auf ihre eigenen Kräfte eingeschränkt, die sie mit einer außerordentlichen Entschlossenheit zu gebrauchen fortfuhr, indem sie alle vortheilhaften Vorschläge abwies, die der Pabst ihr machen ließ, und sich den Drohungen preisgab, womit er seine Anerbietungen begleitete. Der Herzog von Urbino, Nefse des Pabstes und General seiner Truppen, hatte die Gräfin ehemals zu Rom gekannt, und zu einer Zeit, wo das Glück seinem Oheim den hohen Rang, welchen er jetzt behauptete, sehr wenig zu versprechen schien, mit dem verstorbenen Grafen Ludwig in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden. Noch mehr:

da er nicht vorhersehen konnte, daß die Verheissungen des Pabstes, die Wittve und ihre Kinder in seinen Schutz zu nehmen, einen ungerechten Krieg zur Folge haben würden, so hatte er geglaubt, die Zweifel der Gräfin dadurch beruhigen zu können, daß er ihr sein Wort verpfändete. Aus allen diesen Gründen bekriegte der Herzog, von seinem Oheim betrogen, sehr ungern Personen, welche er selbst hatte verrathen helfen. Dies sah man an der Langsamkeit seiner Angriffe; und sobald der Cardinal von Pavia, Liebling des Pabstes, ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, wollte Se. Heiligkeit die Sorge für die Belagerung selbst übernehmen. Seine Geschäftigkeit, seine Verheissungen, seine Drohungen ersetzten den Abgang der Geschicklichkeit und Erfahrung. Der Zufall begünstigte ihn. Bei einem starken Frost froren alle Gräben der Stadt zu, so daß man, ohne sie ausfüllen zu dürfen, unverzüglich Sturm laufen konnte. Die Officiere der Garnison kündigten dies der Gräfin an, die sich noch immer nicht zur Capitulation entschliessen konnte. Besiegt durch die Vorstellung der Unmöglichkeit einer Vertheidigung, und noch mehr durch

die Thränen der Einwohner, liefs sie endlich den Pabst fragen, welche Bedingungen er ihr bewilligen werde.

Der stolze Pabst weigerte sich die Abgeordneten zu sehen, und begnügte sich ihnen antworten zu lassen, die Gräfin hätte sich zu spät entschlossen, und er würde sie nur auf Gnad' und Ungnade annehmen. Die französischen Officiere, die sich in Mirandola befanden, waren erbittert über die Härte des Pabstes und über die Schande, sich in der Gewalt eines rachsüchtigen und von seinem Glücke aufgeblasenen Geistlichen zu sehen. Sie richteten ihre Blicke auf Bayard, und wunderten sich, wie er mit seinem Einflufs auf den Geist des Herzogs von Ferrara, und seinem Ansehn in der Armee desselben, nichts unternähme, um ihnen die Demüthigung zu ersparen, die ihnen bevorstand. Die Gräfin, weit entschlossener als der Gouverneur der Stadt, weigerte sich, wie sie, ohne alle Bedingungen in die Gewalt des Pabstes zu kommen, begab sich auf die Wälle, um den Muth der Soldaten zu beleben, und liefs sich in den Strassen der Stadt umher tragen, wo sie wechselsweise die Bürger bat und bedrohte.

Alle diese Schritte einer Heldin brachten in den betäubten Seelen der Einwohner keine andere Wirkungen hervor, als Mitleid und Schmerz. Die Weiber und Kinder warfen sich ihr zu Füßen: selbst die Männer, wiewohl sie die Waffen noch immer in Händen hatten, beschworen sie, sich ihres Schicksals zu erbarmen. Da die Gräfin sie durchaus nicht bereden konnte, mit ihr zu kämpfen und zu sterben, so beschloß sie endlich, sich mit ihnen zu retten.

Die Abgeordneten kehrten also auf ihrem Befehl zu dem Papst zurück, um ihm zu sagen, daß, da das Schicksal des Krieges mehrere tausend Menschen in seine Gewalt lieferte, sie bereit wären, seine Gesetze zu empfangen; er möchte aber, eh' er ihnen etwas vorschriebe, sich ihrer Gerechtsame als Christen erinnern, und daß seine Macht, deren Wirkung ihnen so verderblich geworden wäre, eigentlich von seiner Eigenschaft als gemeinschaftlicher Vater herrühre. Die Agenten der Gräfin, welche vor den Cardinälen und Bischöfen sprechen sollten, die ihm ungern an der Spitze der Armee folgten, fügten hinzu: die Gräfin und ihre Unterthanen

wendeten sich aus Respect an ihn, als einen Mittler, der bereitwillig seyn würde sie zu retten; der Herzog von Urbino, General der siegreichen Armee, wäre unstreitig der einzige, von welchem sie etwas zu besorgen hätten; denn sie wären überzeugt, daß der heil. Vater in keiner anderen Absicht ins Lager der Sieger gekommen wäre, als um die Besiegten zu retten. Zu gleicher Zeit kamen Officiere von dem Herzog von Ferrara und den beiden Marschällen, Chaumont und Trivulzio an, welche den Pabst mit grausamen Repressalien bedrohten, wenn man mit der Garnison und den Einwohnern von Mirandola nicht menschlich verführe. Julius fuhr sie Anfangs an; aber die Abgeordneten Trivulzios, von ihrem Herrn unterrichtet, antworteten mit so viel Stolz, daß er wol nachgeben mußte, wenn er sich nicht durch Bestrafung einer lobenswerthen Standhaftigkeit einen neuen Haß in Italien zu Wege bringen wollte. Die Cardinäle und Bischöfe vereinigten sich mit ihnen, indem sie ihm das Erlaunen zu Gemüth führten, in welches ganz Europa bei der Nachricht gerathen würde, daß der gemeinschaftliche Vater der

Christen nur ihre Vernichtung wollte. Der Herzog von Urbino fügte als Krieger hinzu, daß die ganze Armee für die Erhaltung der Garnison von Mirandola interessirt wäre, denn alle diejenigen, welche für Se. Heiligkeit söchten, wären Repressalien ausgesetzt; und wenn Italien bestimmt wäre, ein Beispiel von jenen grausamen Kriegen zu erleben, wo der Besiegte von dem barbarischen Sieger aufgeopfert würde, so müßte die Nachwelt dem Vater aller Christen nicht einen solchen Vorwurf machen dürfen.

Nachdem Julius der Natur, der Menschlichkeit und den Ausprüchen der Ehre und Vernunft widerstanden hatte, wich er endlich der Furcht, sich von denen verlassen zu sehen, welche seine Stärke ausmachten. Man setzte fest, daß die Einwohner von Mirandola im Besitz ihrer Güter und Gerechtsame bleiben, daß die Soldaten der Garnison sich zur französischen Armee begeben, die Officiere aber als Kriegesgefangene zurück bleiben sollten. Diese Bedingungen wurden angenommen. Der Pabst ging durch die Breche in die Stadt und triumphirte so über eine Wittve und zwei Kinder, die er noch

vor wenig Tagen ganz laut in den Schutz des heil. Stuhls genommen hatte.

Das Verfahren des Papstes empörte ganz Europa; noch war es nicht über die Religion getheilt und das Aergerniß, welches das Oberhaupt der Kirche bei dieser Gelegenheit gab, war vielleicht eine von den Veranlassungen zu den Ketzereien, welche es in der Folge trennten, und den Unordnungen, die darauf folgten. Durch die Einnahme von Mirandola hatte sich der Pabst den Weg nach Ferrara gebahnt; aber die große Truppenzahl, die sich in dieser Festung befand, ließ ihm wenig Hoffnung übrig, es mit Gewalt einzunehmen; und so beschloß er, mit den Venetianern es zu blockiren und auszuhungern. Der Herzog von Ferrara gerieth über diese Ablicht in keine Verlegenheit. Seine Hauptstadt war auf mehrere Jahre versehen, und außerdem hielt er es für unmöglich, daß die päpstliche Armée alle Zugänge besetzen sollte. All diese Ruhe verließ ihn indessen, als er erfuhr, daß der Tod des Marschall von Chaumont das Land den Feinden offen ließe. Ein venetianischer Capitain, der eine genaue Kenntniß desselben hatte, brachte

die Belagerung von la Bastida in Vorschlag; einer kleinen Stadt, welche ungefähr fünf und zwanzig Meilen von Ferrara entfernt lag, und dem Herzog die Passage von dieser Seite sicherte. Der Gedanke des Venetianers wurde mit Beifall aufgenommen, und er selbst erhielt den Auftrag la Bastida zu belagern.

Der Marschall von Trivulzio war dem Marschall Chaumont im Commando der französischen Truppen in Italien gefolgt. Er errieth die Absicht des Feindes, und thätiger als Chaumont, ließ er seine Truppen aus Romagna, wo sie sich bis dahin befunden hatten, nach dem bedrohten Ort marschiren; da er aber einen langen Marsch zu machen hatte, so hatte er den Verdruss, zu hören, daß die Truppen des Papstes vor den seinigen an Ort und Stelle kommen würden. Der Gouverneur von la Bastida, im Begriff angegriffen zu werden, schickte einen Courier an den Herzog, um ihn anzuzeigen, daß, da seine ganze Garnison aus fünf und zwanzig Mann bestehe, er sich höchstens zwei Tage halten könnte.

Diesen Brief erhielt der Herzog in Gegenwart des Ritters Bayard und des Herrn von

Montoisson. Er ward blaß. Beide erkundigten sich nach der Ursache seiner Bewegung. Er gab ihnen den Brief. Auf der Stelle sagten sie, man müsse alles wagen, um la Bastida zu retten; aber es sey die größte Eile nöthig. Er stellte ihnen die Schwierigkeiten vor, welche damit verbunden wären: die Entfernung, die schlechte Beschaffenheit der Wege, ein Defilé in der Nähe, auf welchem kaum zwei Menschen neben einander fortgehen könnten, und beinah eine halbe Viertelmeile lang; eine Brücke über einen Canal zwischen dem Po und der Stadt, und endlich die kurze Zeit, die der Gouverneur sich halten konnte. Er fragte darauf Bayard nach seiner Meinung; denn wegen seiner großen Erfahrung hörte man ihn gern in Berathschlagungen. Der Ritter antwortete: hätten die Feinde die Vorsicht gebraucht, das Defilé und die Brücke zu besetzen, so würde das Unternehmen sehr schwierig seyn; vielleicht aber hätten sie es nicht gethan. Auf alle Fälle müsse man den Kern der Garnison nehmen und ohne Verzug dahin marschiren. Man könnte die Feinde überraschen, da sie sich auf solche Eile nicht gefaßt mach-

ten. — Der Entschluß wurde sogleich gefaßt. Dem Ritter übertrug man die Anführung. Chatillon, Montoison, du Lüde, der Capitain Fonterailles und der Herzog selbst begleiteten ihn. In Kähne liefs er die achthundert Schweizer des Capitain Jacob und zweitausend Mann Infanterie setzen. Die Gensdarmen in sehr kleiner Anzahl, traten ihren Marsch zu Lande an. Eine halbe Stunde vor Tages Anbruch hatten sie das Defilé erreicht, von welchem oben die Rede war, und da sie niemand vorfanden, so bemächtigten sie sich desselben. Die Kähne kamen mit Tages Anbruch in der Nähe an, und die Infanterie vereinigte sich mit den Gensdarmen. Man rückte bis an die Brücke des Canals vor, und fand noch immer keinen Feind. Die Truppen brauchten eine halbe Stunde, um diesen Ort zu defiliren, und so wie sie ins Freie kamen, stellte sie Bayard in Schlachtordnung. Der Anfang konnte nicht glücklicher seyn. Man befand sich in einer Nähe von weniger als einer halben Meile vom Lager, und immer wufste man noch nicht, was darin vorging. Aber da es bereits heller Tag war, so blieb nichts weiter übrig, als Leute

Leute anzugreifen, die dreimal stärker waren. Das Glück hatte den Anfang gemacht; die Tapferkeit mußte das Uebrige thun. Hier war die Nothwendigkeit zu siegen, oder zu sterben. Die Infanterie bildete eine lange Fronte, und eine Menge von Trompetern hatten den Auftrag, so bald man im Angesicht des Feindes seyn würde, von allen Seiten zu blasen, um ihnen glaublich zu machen, daß die Armee zahlreicher sey, als sie es in der That war. Dieses kleine Heer, welches kaum aus dreitausend Mann bestand, marschirte in zwei, wenig von einander entfernten Corps; zur Linken sechs und zwanzig Gensdarmen und die achthundert Mann des Capitain Jacob; zur Rechten die zweitausend andern Infanteristen mit dem Rest Gensdarmmerie, dem Herzog von Ferrara, dem Ritter Bayard und den übrigen Hauptleuten. Die Feinde waren so wenig auf ihrer Huth, daß sie die Ankunft der Franzosen nicht eher erfuhren, als bis sie einen Kanonenschuß vom Lager entfernt waren. Der linke Flügel fing den Angriff an: der Bastard du Fay, Guidon der Compagnie Gensdarmen des Ritters, brach mit

zwanzig Reutern vor, und hieb in eine feindliche Mannschaft so tapfer ein, daß er alles in Unordnung brachte. Das Schrecken verbreitete sich sogleich durch das ganze Lager. Ein großer Haufen Cavallerie fiel über du Fay her. Er wurde genöthigt sich zurück zu ziehen; aber er hielt seine Leute so lange geschlossen, bis Pierre Pont, welcher ihm an der Spitze von hundert Gensdarmen zu unterstützen bestimmt war, so heftig in diese Cavallerie einhieb, daß er sie gänzlich warf. Die achthundert Schweitzer, welche ihm folgten, rückten in der besten Ordnung heran, um durch einen Ort, wo sich der größte Theil der feindlichen Infanterie beisammen befand, ins Lager einzudringen; sie empfing die Schweitzer mit vieler Standhaftigkeit, und würde sie sogar zurück getrieben haben, wäre nicht Pierre Pont, der die feindliche Schwadron zerstreut hatte, dazu gekommen. Er fiel ihr in die Flanke, machte sich eine Oeffnung und ritt sie über den Haufen. Der rechte Flügel war indessen von der andern Seite eingedrungen, und vollendete die Niederlage. Alles floh, bis auf vierhundert Mann Cavallerie, welche

sich wieder gesammelt hatten und mit entschlossener Miene auf die französische Infanterie eindringen, um auf sie einzuhauen. Der Ritter Bayard und der Capitain Fontenailles versammelten sogleich ihre Gensdarmen und gingen auf diesen Haufen los, welcher nach einem kurzen Widerstand geworfen, und bis auf zwei, welche sich ergaben, in Stücken gehauen wurden.

Nachdem der Herzog von Ferrara eine Stadt gerettet hatte, welche er verloren glaubte, trat er, voll Freude und Vertrauen, Ferrara und den übrigen Theil seiner Staaten zugleich gerettet zu haben, den Weg nach der Hauptstadt an. Die Einwohner derselben gingen ihm entgegen, und empfingen ihn im Triumph. Die Weiber bewarfen den Fürsten und die ihn begleitenden Krieger mit Blumen, und priesen den Ritter Bayard, dessen heilsamer Rath sie erhalten hatte. Selbst die Herzogin, welche das Beispiel der ihres Staats beraubten Gräfin von Miranda in Angst gesetzt hatte, ging den Generalen entgegen; sie war schön, jung, geistreich und gebildet, und der kleine Umfang ihrer Herrschaft machte, daß sie ein desto lebhafter-

res Interesse an dem Krieg und seinen Ereignissen nahm. Auch sie überhäufte die Generale mit Lobsprüchen, beschenkte sie mit Blumenkränzen und mit Guirlanden, und liefs auf diese Galanerien Schauspiele und Feste folgen, mehr damit sie sich des glücklichen Erfolgs dieser Expedition freuen, als von den Beschwerden derselben ausruhen möchten.

Während die Freude zu Ferrara herrschte, brach der Pabst zu Mirandola; wo er geblieben war, in Drohungen aus; indem er den Führern seiner Truppen Vorwürfe darüber machte, dafs sie sich von Leuten hätten zuvorkommen lassen, welche von dem Ort, wohin sie sich begeben musten, entfernter waren, als sie; und von ihrem Plan nur durch ihren Mafsch unterrichtet seyn konnten. „Ihr hängt mir, sagte er, einen Schimpf an, welcher auf den heil. Stuhl zurückfällt, dessen Lehnsmanu der Herzog von Ferrara ist. Seiner thörigten Eitelkeit dien' ich jetzt zum Siegeszeichen und dem ganzen Europa zum Schauspiel. Ueberall singt man den Sieg dieses kleinen Fürsten und die Niederlage der päblichen Armee. Warum hab'

„ich sie nicht selbst angeführt?“ — Um sich zu rächen, wollte der ungestüme Pabst Ferrara belagern; aber nachdem der Herzog von Urbino und die erfahrensten Officiere ihm die Unmöglichkeit des glücklichen Erfolgs bewiesen hatten, begnügte er sich, die Blockade fortzusetzen und den Ort noch enger einzuschließen, bis er, wie er sagte, mehrere Truppen versammelt haben würde, um ihn förmlich zu belagern und den Herzog von Ferrara und den Ritter Bayard gefangen zu nehmen. Sein Haß gegen den letzteren wurde noch vermehrt, seit der Entdeckung und Bestrafung einiger Spione, welche der Pabst an mehrere Edelleute von Ferrara abgeschickt hatte, um sie zum Verrath ihres Fürsten und zur Oeffnung eines der Stadthore zu bewegen. Sieben solcher Spione hatte Bayard hängen lassen, indem er läugnete, daß sie von dem Pabst, dessen Befehle sie anführten, abgeschickt wären. Julius glaubte sich verpflichtet, den Tod dieser Elenden zu rächen. Zu diesem Ende gewann er einen Bösewicht, welcher in den Ruf stand, geschickter als die ersten zu seyn, gestand ihm, wie viel ihm daran gele-

gen wäre, Bayard und alle Franzosen zu vernichten, und versprach ihm eine beträchtliche Summe, wenn er den Herzog von Ferrara bewegen könnte, sie ihm auszuliefern. Der Pabst erlaubte diesem Spion, Namens Gerlo, dem Herzog, als Belohnung für diese Meißeidigkeit, die Stelle eines Generallieutenants der päblichen Truppen und eine Niece des Pabstes für seinen ältesten Sohn anzubieten.

Gerlo kam in Ferrara an, sprach mit dem Herzog, und suchte ihn dadurch zu bewegen, daß er ihm von der einen Seite die großen Anerbietungen und von der andern die Kleinigkeit schilderte, wodurch er sie erwerben könnte; da es im Grunde nur darauf ankäme, eine kleine Anzahl Franzosen auszuliefern, die ihn umstehend unter milder vortheilhaften Bedingungen verrathen würden. Der Herzog nahm die Miene an, als wollte er sich darauf einlassen, ließ Gerlo in eins von den Zimmern des Pallastes verschließen, und ging sodann, von einem einzigen Edelmann begleitet, zum Ritter Bayard, um ihn mit den abscheulichen Planen des Pabstes bekannt zu machen. Himmelpet! rief der Ritter, ist es

möglich, gnädiger Herr! — Glaubt ihr, antwortete der Herzog, daß ich fähig sey, eine solche Lüge zu erfinden? — Nein, gnädiger Herr! entgegnete Bayard; aber ich bin von Abscheu ergriffen, und wage nicht, dergleichen von einem Pabst zu glauben. — Bayard, fügte der Herzog hinzu, was ich euch sage, ist nur allzuwahr; ihr wäret verloren, wenn ich den treulosen Rathschlägen folgen wollte, die man mir giebt. Ich werde uns samt und sonders deswegen zu rächen suchen. — Er ging auf der Stelle fort, ließ den Agenten des Pabstes zu sich kommen, und sagte zu ihm: Seine Ueberlegungen hätten ihm gezeigt, wie wenig er sich auf seinen Herrn verlassen könnte, da er sich nie die Mühe gegeben, seinen Haß gegen ihn zu verbergen, und mehr als einmal gedroht hätte, ihn zu tödten, wenn er in seine Hände fiel. Außerdem wären die Franzosen die Stärkeren in seiner Stadt, und Se. Heiligkeit wäre von den Angelegenheiten und dem Verfahren des Fürsten zu sehr unterrichtet, um nicht zu wissen, daß ihr Ansehen überall hinreichte, wo man ihres Beistandes bedürfte. Und wenn die Franzosen, fügte der Herzog hin-

zu, aufhören mir zu gehorchen, weil sie den Bewegungsgrund meiner Befehle entdecken, würd' ich nicht doppelt der Gefahr ausgesetzt seyn, als Meineidiger behandelt und entweder ihrem König oder dem Pabst selbst ausgeliefert zu werden? Hätt' ich ihnen nicht einen rechtmässigen Grund gegeben, und hätten sie nicht die Macht dazu? — Indessen, fügte der Herzog hinzu, wenn ihr wollt, Gerlo — — so weis ich ein kürzeres Mittel. In einem Augenblick könnt ihr meinen Wunsch erfüllen und euer Glück machen. Der Pabst ist alt und hat weder den Willen, noch die Zeit, euer Schicksal zu verbessern; sein Nachfolger wird euch wegjagen, wenn er es nicht selbst thut. Ich biete euch eine bedeutende Summe und ein sicheres Glück an, wenn ihr mich von ihm befreien wollt. — Der Herzog fand in der Seele Gerlo's den Beweis von der Wahrheit, daß ein Verräther keinem gehört. Angelockt durch den Köder des Gewinns versprach er dem Herzog, daß er unter gewissen Bedingungen den Pabst innerhalb acht Tagen vergiften wollte. Zufrieden mit diesem abscheulichen Versprechen ging der Fürst mit so viel Ruhe zu Bayard,

als ob nur davon die Rede wäre, einem feindlichen General einen Hinterhalt zu stellen. Der Ritter, der sich auf des Herzogs Rechtfchaffenheit verließ, hatte mit keinem Franzosen von dem Plan gesprochen, den man gegen sie entworfen hatte, und beschäftigte sich eben auf den Wallen damit, die Kanonen reinigen zu lassen, als der Herzog erschien.

Der Ritter ging ihm entgegen. Der Fürst zog ihn auf die Seite und theilte ihm seine Verabredung mit Gerlo mit. „Gnädiger Herr,“ rief Bayard, „wie hat sich ein Fürst, wie ihr, in einem so hohen Grade durch die Rache und das Beispiel verblenden lassen können! In diese Verrätherei sollt ihr nie willigen; und könnt' ich glauben, daß sie zu Stande käme, so würd' ich den Pabst vor euch warnen.“ — Wie, sagte der Herzog, ich könnte, ohne meiner Ehre zu schaden, mich nicht eines Feindes entledigen, welcher meinem Leben und dem Leben so vieler braven Männer nachstellt? Ich kann mir nicht denken, daß eine gerechte Rache ein Verbrechen sey. — Ich fordere, erwiederte Bayard, keine anderen Richter

menschlicher Handlungen, als die Vernunft
 und die Menschlichkeit, und mehr als jemals
 sind wir hier verpflichtet, die Religion hin-
 zuzufügen. Durch Tugend muß man das
 *Laster bestrafen, und mit Waffen den Krieg
 führen. Dieser Verräther, so verachtungs-
 würdig er ist, so sehr er von allen recht-
 lichen Menschen verabscheut werden wird,
 würde zuletzt doch nur deswegen den allge-
 meinen Abscheu verdienen, weil er das
 Werkzeug des Pabstes und eines großen
 Fürsten gewesen ist. — „Was mich betrifft,“
 sagte der Herzog, „so hab' ich kein so zar-
 „tes Gewissen; aber mein Entwurf soll ohne
 „alle Folgen bleiben, wenn ihr ihn missbil-
 „liget. Es wird uns indessen beide ge-
 „reuen.“ — Gott wird uns dafür bewah-
 ren, erwiderte Bayard; indessen will ich lie-
 ber das Opfer der Verrätherei seyn, als das
 Werkzeug derselben werden. — Gerlo wur-
 de also zum Pabst zurück geschickt, welcher
 sein Leben der Großmuth eines Mannes ver-
 dankte, dessen Verderben er so sehnlichst
 wünschte.

Den Pabst beschäftigten bald darauf an-
 dere Sorgen. Seine Truppen wurden von

allen Seiten um Ferrara geschlagen, und da die Flotte der Venetianer, welche den Po bedeckte, genöthigt wurde nach einem bedeutenden Verlust die Flucht zu ergreifen, so fand er sich endlich gezwungen, die Blockade aufzuheben, und alle seine Entwürfe auf Ferrara fahren zu lassen. Trotz alles dieses Unglücks, welches die Armee des heil. Vaters Schlag auf Schlag traf, machte ihn sein Titel, den er selbst zu verachten schien, seinen Siegern furchtbar. Der König von Spanien, welcher aus guten Gründen fürchtete, die Macht Ludewig des Zwölften durch die Abnahme der päpstlichen wachsen zu sehen, gab sich alle erfindliche Mühe, um den Kaiser aus der Allianz zu ziehen; und dieser Fürst, der eben so unbeständig war, als es mittelmäßige Köpfe immer sind, hörte auf den König von Spanien, und machte dem französischen Conseil seinen Willen durch den Bischof von Gurk bekannt. Aber die Wahl dieses Prälaten machte das Uebel wieder gut, welches das Vertrauen des Kaisers in die Rathgebungen der Spanier dem König von Frankreich würde verursacht haben.

Regierenden Fürsten verschafft nur Standhaftigkeit Achtung; diese Tugend giebt ihrer Macht den nöthigen Nachdruck.

Maximilian wurde von allen seinen Ministern als leichtsinnig, ungewiss in seinen Entwürfen, und eben daher gleichgültig gegen Verdienst und glückliche Erfolge betrachtet. Diejenigen, welche nach seinen Befehlen handelten, fanden ihn selten in seinen ersten Ideen wieder. Seine Gesandten, welche sich nie auf die Instructionen verlassen konnten, die sie von ihm erhielten, und eben so viel zu fürchten hatten, wenn sie ihnen gewissenhaft folgten, als wenn sie sich davon entfernen zu müssen glaubten, beruhigten sich damit, die Rechte des Reichs zu respectiren, auf welche er als ein schwacher Fürst äußerst eifersüchtig war, und folgten übrigen ihren eigenen Einsichten, weil sie aus Erfahrung wußten, daß sein Vortheil seinen Planen immer entgegen lief.

Der Bischof von Gurk, den Maximilian zu seinem Gesandten in Frankreich gewählt hatte, ein Mann von großem Genie, der die Autorität der Könige zu respectiren verstand ohne sich ihrer Schwachheiten zu unter-

werfen — war mehr, als jeder andere dazu geeignet, das, was er thun mußte, mit der Dunkelheit und Unbestimmtheit seiner Instructionen zu vereinigen. Dieser Prälat galt allgemein für außerordentlich hochmüthig und stolz; aber es giebt Gelegenheiten, wo die Fehler eines Menschen eben so viel bewirken, als seine Talente; und da man mit einem gebieterischen Pabst zu thun hatte, so konnte man ihm keinen allzu festen Character entgegenstellen. Er ging nach Frankreich ab, und der König, welcher seine Schwäche für Auszeichnungen kannte, verschwendete die größten Ehrenbezeugungen an ihn.

Hierauf war es leicht, ihm begreiflich zu machen, wie sehr der Kaiser durch einen Bruch mit dem König ihren gemeinschaftlichen Vortheilen schadete; daß der Pabst und der König von Spanien, während sie ihn mit eiteln Hoffnungen schmeichelten, eigentlich die Waffen gegen ihn in Bereitschaft hielten, und daß statt dessen die Franzosen ihre Versprechungen treulich erfüllten und ihn nicht nur in den Besitz der Städte gesetzt hätten, welche in seinem Namen durch französische Truppen wären erobert

worden, sondern auch fortführen für ihn zu kämpfen, um sie ihm zu erhalten. Der Stolz giebt Ehrgefühl und ist der einzige Fehler, welcher zur Tugend führt. Der Bischof von Gurk wurde durch das Verfahren des Königs gewonnen. Seine Offenheit bewunderte er um so mehr, da er schon lange mit Fürsten unterhandelte. Er verließ endlich den französischen Hof um sich an den päpstlichen zu begeben, fest entschlossen, den Pabst mehr als jemals mit seinem Herrn zu entzweien, den jener betrügen wollte.

Julius erwartete ihn mit Ungeduld in Bologna. Er schmeichelte sich, ihn durch die Aussicht auf den Cardinalshut gewinnen zu können; aber der Stolz, den der Bischof bei seinem Eintritt in Bologna affectirte, zeigte dem Pabst, daß der Erfolg eines solchen Mittels nichts weniger als sicher sey; denn als der Bischof, von einem zahlreichen Gefolge von deutschen Edelleuten und einigen Cardinälen umgeben, den venetianischen Gefandten unter ihnen entdeckte, so respectirte er weder seinen Character, noch das Asyl, welches der Pabst ihm gestattete: er sah ihn mit einer aufgebrachten Miene an, und sagte zu ihm:

es wäre sehr viel Kühnheit, sich vor dem Gesandten eines großen Fürsten sehen zu lassen, gegen welchen seine Herrn im Kriege begriffen wären; zugleich befahl er ihm, sich zurückzugeben. Der Schwächere mußte gehorchen. Man benachrichtigte den Pabst von diesem herrischen Verfahren; er gerieth darüber in Unwillen, aber der Anblick des Bischofs von Gurk, der in seinem Pallast erschien, verächtete seine Leidenschaft. Nach den gewöhnlichen Ceremonien, welche der Stolz des Abgesandten abkürzte, erklärte er ihm die Veranlassung seiner Ankunft, und zog sich mit der Versicherung zurück, daß er an dieser Erklärung nichts verändern würde.

Der Kampf der Leidenschaften macht die Menschen geschmeidiger. Derselbe Pabst, welcher allen Fürsten Europa's trotzte und den Rath der erfahrensten Cardinäle verachtete, opferte das unangenehme Gefühl, welches der Stolz des Bischofs von Gurk in ihm erregte, dem Haß gegen den König von Frankreich auf, und wollte ihn allein sprechen, um zu versuchen, ob nicht der Eigennutz in der Seele des Prälaten eben die Veränderung

hervorbringen würde, welche in ihm der Wunsch, sich zu rächen, schuf.

Der Gefandte verlor in der Gegenwart des Pabstes und in der geheimen Unterredung mit ihm nichts von seiner Festigkeit; und als er sahe, daß Julius sich in keinen Vergleich mit dem König von Frankreich einlassen wollte, so sagte er: Ich habe nichts hinzuzufügen, nachdem Ew. Heiligkeit diesen Vorschlag abgewiesen hat, und ziehe mich zurück. — Wenn ihr euch auf meine Entwürfe einlassen wollt, fing der Pabst an, so flehet euch der Cardinalshuth zu Diensten, und eure Revenüen will ich um hunderttausend Ducaten vermehren. — Der Bischof verwarf diese großen Anerbietungen mit so viel Verachtung, daß es den Pabst gereuen mußte, sie gemacht zu haben. Plötzlich nahm er seinen ungestümen Character wieder an. Gut, sagte er zornig, euer Herr kann seinen Planen folgen; aber eh' ich mich zu einer Ausöhnung mit Frankreich bequem finden lasse, lieber will ich meine Thiere und mein Leben verlieren. Der Bischof von Gurk reisete ab und verbreitete allenthalben die Leidenschaft des Pabstes gegen den ältesten

flen Sohn der Kirche. Er ging auf der Stelle nach Modena trotz den Bitten des Pabstes, zu ihm zurück zu kommen. —

So wurde also die Alliance zwischen dem König von Frankreich und dem Kaiser bestätigt, und beide Fürsten agirten noch eine Zeitlang gegen ihren gemeinschaftlichen Feind. Der Ritter Bayard, für welchen der Herzog von Ferrara — wiewohl bei weitem weniger als seine eigenen Thaten — die Gnadenbezeugungen des Hofes nachsuchte, wurde zum Commando einer Compagnie Gensdarmen ernannt, die der König so eben dem Herzog von Lothringen geschenkt hatte. Er führte sie zur Armee des Marschalls Trivulzio, und war ein Zeuge der Schlacht, welche dieser General an den Ufern des Po im Gebiete von Ferrara gegen die vereinigten Truppen des Pabstes und der Venetianer gewann. Von hier ging er mit ihm nach Bologna, welches sie einnahmen. Bald darauf befand er sich an der Seite des Herzogs von Nemours, als dieser junge Fürst mit eben so viel Glück als Geschicklichkeit diese Festung entsetzte, welche die Feinde im Begriff waren, wieder einzunehmen. Wenig Zeit vor dieser be-

rühmten Expedition hatte Bayard eine beträchtliche Partie Schweizer geschlagen, und dadurch den Stolz gedemüthigt, den ein kleiner, über die Franzosen davon getragener, Vortheil ihnen eingelöst hatte.

Der Herzog von Nemours, welcher in das Commando der Armeen zuerst eingeweiht wurde, war entzückt über diesen Sieg, und bewies demjenigen, der ihn errungen hatte, seine Freundschaft dadurch, daß er ihn zu seinen Festen liefs; ein sicheres Angeld, daß man zu den Geschäften gelangen wird. Nachdem der Fürst Bologna in Sicherheit gesetzt hatte, wurde er genöthigt, Brescia zu Hülfe zu eilen, welches schon einmal durch Bayards Sorgfalt gerettet, aber seit kurzen vermöge einer Parthei seiner Einwohner, welche den Franzosen nicht wohl wollten, von neuem an die Venetianer übergegangen war.

Unterweges erfuhr er, daß die Republik dem Proveditore Gritti, gegen welchen sich das Schloß von Brescia noch vertheidigte, Verstärkung schickte: er machte einen forcirten Marsch, und kam Paul Baillon, der diesen Succurs commandirte, um einen Tag zuvor. Sobald sich der General in der Unmög-

lichkeit sahe, Brescia zu erreichen, ohne ein Treffen zu liefern, so entschloß er sich dazu und näherte sich der französischen Armee. Der Ritter Bayard führte die Spitze der Avantgarde an; er hatte das Fieber, und da der Anfall die ganze Nacht durch gedauert hatte, so marschirte er ohne alle andere Waffen als seinen Degen und ohne andere Bekleidung als einen Sammtrock, indem er sich nicht einbilden konnte, daß Paul Baillon zu dem Fehler, sich unterwegs aufgehalten zu haben, noch einen andern hinzufügen würde — nämlich eine überlegene Armee anzugreifen. Sobald er aber die Läufer der feindlichen Armee sah, lieh er sich einen Waffentrock, veränderte das Pferd, und von Teligni's Mannschaft unterstützt, sprengte er auf die Feinde ein, ohne den Rest der Avantgarde abzuwarten.

Der Herzog von Nemours, der gern so bald als möglich zu Brescia anlangen wollte, ward sehr unwillig über die Nachricht, daß man sich in einen Kampf eingelassen hätte; er hielt dies nicht nur für einen Verzug, sondern glaubte auch, man setze ihn der Gefahr aus, Brescia und ein Treffen zu verlie-

ren. Aber sobald die Soldaten riefen: **Es ist Bayard**, und von selbst, mit dem außerordentlichen Entschlusse ihn beizustehn, marschirten; so konnte der Herzog nicht anders urtheilen, als dafs ein so vorsichtiger Officier sich in kein Gefecht einlassen würde, ohne des davon zu erwartenden Vortheils gewifs zu seyn, und schickte ihm nicht nur eine Verstärkung, sondern marschirte in eigener Person mit der ganzen Armee, um den Sieg zu sichern.

Der venetianische General erwartete ihn nicht. Er liefs seine ganze Artillerie und funfzehnhundert Mann auf dem Kampfsplatz und entfloh mit den Uebrigen. So wurde also der Herzog von einem Feinde befreit, der ihn auf seinem Marsch beunruhigen und den Venetianern in Brescia, welche die Franzosen nicht hätten angreifen können, eine bedeutende Verstärkung zuführen konnte. Die französische Armee kam zwei Stunden nach dem Kampf im Schlosse dieser Stadt an. Von hier aus liefs der Herzog die Venetianer auffordern, sich zurück zu ziehen, und gab den Befehl, ihre Schanzen zu be-
rühren.

Die Thore des Schlosses wurden den folgenden Tag, Morgens um acht Uhr, geöffnet. Die ganze Armee zog heraus. Da die Gensdarmen bei dieser Gelegenheit nicht zu Pferde kämpfen konnten, so wurden sie auf Bayards Rath zu Füsse angeführt, und um das Beispiel zu geben und durch seine Entschlossenheit den Anschein der Gefahr zu verringern, stellte er sich an die Spitze mit seiner Compagnie. Die Gefahr war groß. Der Herzog selbst machte den Ritter aufmerksam darauf und bat ihn, sich zu erhalten, als einen Mann, der seiner Armee unentbehrlich und eine Zierde der Nation wäre. Mein General! antwortete Bayard, meine Gensdarmen, welche sich derselben Gefahr aussetzen, sind von eben dem Schlage als ich; wir haben immer zusammen gefochten, und als ihr Anführer muß ich an ihrer Spitze seyn.

Die Venetianer hatten den obern Theil ihrer Verschanzungen mit dem Kern ihrer Truppen besetzt. Ein Wald von Piquen vertheidigte die Approche; man lösete mehrere Batterien, welche sehr vortheilhaft an-

gebracht waren, und das Musketenfeuer suchte diejenigen, welche die Piquen und Lanzen nicht erreichen konnten. Durch Feuer und Dampf drang Bayard vor, und mit gefenktem Kopf stürmte er auf die erste Schanze. Die Gefahr war ungewöhnlich groß; denn außer den Feuertöpfen, Schwärmern und Grenaden, drohten ihm Streitäxte, Degen, Piquen und Lanzen. Mit Bayards Compagnie agierte die Compagnie Molarts seines Freundes. Sie thaten ihr Aeufserstes gegen tapfere und durch ihre Verschanzungen gesicherte Feinde. Auf, Kinder, sagte Bayard, sie vertheidigen sich gut; aber schlagen müssen wir sie doch. Und als er sahe, daß sie wichen, rief er in einem siegenden Tone: hinein, hinein! und sprang zuerst in eine Verschanzung, stieß mit seiner Pike alles zurück, was sich ihm entgegenstellte, öffnete seinen Leuten, welche ihm schaarenweise folgten, den Weg, und gerade als ob die Größe der Gefahr und vor allen die Nothwendigkeit zu siegen, ihn außer sich gesetzt hätte, warf er sich mitten unter die Feinde, indem er sich einbildete, es sey seine Pflicht und stehe in seiner Macht, allein zu siegen.

Oben in der Lende erhielt er einen so heftigen Lanzenstoß, daß das Eisen und ein Stück Holz darin stecken blieben. Das Blut quoll aus der Wunde hervor. Als er sah, daß seine Leute darüber ersaunten, rief er den Capitain Molart. Bruder, sagte er, commandire diese Leute hier, und bekümmere dich nicht weiter um mich. Er stützte sich darauf auf zwei Schützen und begab sich ein wenig auf die Seite. Man wollte ihn ins Schloß bringen. Er weigerte sich. Die beiden Schützen legten ihn also auf die Erde. Die Noth machte sie zu Wundärzten. Sie zogen das Eisen und das Holz heraus. Die Natur war weniger stark, als sein Muth. Er ward ohnmächtig. In ihren Armen trugen sie ihn auf das Schloß. Die Soldaten, welche ihn in diesem Zustand vorbeitrugen sahen, flossen einen Schrei der Wuth aus. Molart und seine Leute, vorzüglich aber Bayards Compagnie, stürzten sich in die Feinde und gaben durchaus keinen Pardon, als ob die Wunde eines von seiner Mannschaft geliebten Mannes ein Verbrechen gegen das ganze Heer gewesen wäre. Sogar der Herzog von Nemours durchlief die

Glieder und gebrauchte statt aller Reden den Namen des verwundeten Bayard. Kinder, sagte er, vorwärts, vorwärts! Laßt uns den Verlust des guten Ritters an diesen Schurken rächen. Nie gehorchte man einem Fürsten williger. So lebhaft auch sein Eifer war, die Soldaten übertrafen ihn noch; sie hatten einen Vater und Freund zu rächen. Die Tapferkeit der Venetianer unterlag Truppen, welche von einem solchen Geist befeelt waren. Man sah sie in Verwirrung sich in die Straßen der Stadt verbreiten, um sich zu retten; aber alle Ausgänge waren verschlossen, theils durch ihre eigenen Maafsregeln, indem sie selbst die Thore der Stadt gesperrt hatten, theils durch Corps de Reserve, welche der Herzog vor der Schlacht hatte ausstellen lassen. Man richtete ein schreckliches Gemetzel an. Die Uebrigen verdankten ihr Leben mehr der Müdigkeit der französischen Soldaten, als ihrem Mitleid.

Unterdeffen war Bayard in die Citadelle gebracht worden, und da daselbst alles in Verwirrung war, so hatte er sich blutend auf ein schlechtes Soldatenbett geworfen;

mehr bekümmert um den Ausgang der Schlacht, deren Getöse er hörte, als um seine Wunde. Endlich kündigte man ihm den Sieg an. Die Soldaten, welche ihn schaarenweisen umgaben, urtheilten von seiner Gefahr nach dem Blute, in welchem sie ihn schwimmen sahen, und drohten alle Einwohner zu ermorden und die Stadt in einen Aschenhaufen zu verwandeln. Endlich rissen sie die Thür der Wachstube aus, legten ihn darauf und trugen ihn zu einem der schönsten Häuser der Stadt. Die Thüren desselben waren verschlossen: sobald sie aber als Sieger anklopften, öffnete ihnen eine Dame in Thränen gebadet, und mit dem vollen Ausdruck des Schreckens auf ihrem Gesicht. Der Ritter bemerkte ihre Furcht. Um sie zu beruhigen, sagte er zu seinen Trägern: Kinder, bewacht dies Haus: euren Antheil an der Beute will ich euch schon ersetzen. Man brachte ihn in ein prächtiges Zimmer, und kaum hatte man ihn niedergelegt, so warf sich die Frau vom Hause (denn sie wars, die ihnen geöffnet hatte) zu des Ritters Füßen: „gnädiger Herr,“ sagte sie, mit weinenden Augen, „mein Haus und alles, was es ent-

„hält, gehört euch nach den Rechten des
„Krieges. So viel es mich auch kosten mag
„es zu verlieren, so unterwerf ich mich
„ohne Schmerz diesem Verlust, wenn ich
„eurer Großmuth das Leben meines Mannes
„verdanken kann, der sich in ein Kloster ge-
„rettet hat, das meinige, über welches ihr
„zu gebieten habt, und vor allem die Tu-
„gend zweier Töchter, welche ich mit der
„Sorgfalt einer zärtlichen Mutter verborgen
„habe, und die ihre Rettung nur eurer Güte
„verdanken können.“

„Frau,“ erwiderte der Ritter, „ich woll-
„te, ich könnte die ganze Stadt retten. Ich
„weiß nicht, ob ich von meiner Wunde ge-
„nesen werde; aber darauf könnt ihr rech-
„nen, daß, so lange ich lebe, eure Güter
„und die Ehre eurer Töchter ungeschädet
„seyn sollen. Laßt sie kommen.“ Man hol-
te sie aus dem Winkel eines Heubodens, wo-
hin sie die Mutter versteckt hatte. Unterdes-
sen gingen zwei von Bayards Schützén fort,
den Herrn des Hauses in dem Kloster aufzu-
suchen, wohin er sich geflüchtet hatte. Sie
führten ihn in sein Haus zurück. Er trat zu-
nächst in Bayards Zimmer, dessen Wunde ein

Wundarzt untersuchte. Alle waren äußerst aufmerksam auf seinen Ausspruch; ihr Leben, ihr Glück, ihre Ehre hing von dem Leben eines Mannes ab, der es in seiner Macht hatte, der Zerstörer dieses Hauses zu werden. Endlich entschied der Wundarzt, daß die Wunde, obgleich sehr tief, nicht gefährlich wäre. Nie freute man sich so sehr über die Rettung eines Feindes. Man bemühte sich, ihm Annehmlichkeiten aller Art zu verschaffen, und Bayard sah sich durch seine Tugend und durch die Zuneigung seiner Wirthe bei weitem mehr im unumschränkten Besitz des Hauses, das er bewohnte, als durch Gewalt und durch die Rechte des Krieges.

Während in seiner Wohnung alles ruhig war, erscholl die Stadt in allen ihren Abtheilungen von Geschrei und Jammer. Der Habsucht und Wuth hingegeben, stieß der Soldat die Hausthür ein, plünderte und mordete unmenschlich die Unglücklichen, welche seine Habsucht nicht befriedigen konnten; die Weiber und Mädchen, welche allenthalben einen Zufluchtsort suchten, kamen oft zu spät in die Kirchen, als die einzigen Oerter, welche man verschonte. Der Herzog von

Nemours, welcher gezwungen diese Gräuelt that, lief in den Straßen umher, um so viel als möglich das Morden und Schänden zu verhindern; aber seine Befehle wurden nicht eher befolgt, als bis der Soldat sich mit Beute beladen sah. Jetzt traten sie unter ihre Fahnen zurück. Man untersuchte die Häuser, um die Leichname der Ermordeten heraus zu ziehen. Man fand an zwanzig tausend, welche ihre Mörder vor den Thoren der Stadt begruben.

Der Herzog von Nemours besuchte nach Erfüllung dieser traurigen Pflicht den Ritter Bayard in der Begleitung einer großen Menge Officiere, welche sein Verfahren bewunderten, ohne die Kraft zu haben, es zu befolgen. Mehrere waren mit einem Theil der Beute geschmückt, die sie gemacht hatten; aber keiner fand, daß er es in dem Grade war, als Bayard durch seine Mäßigung. Der Herzog von Nemours hörte nicht auf, ihn zu loben und zu wiederholen: er kenne keinen Rang und kein Glück, das er nicht mit Freuden gegen die Tugend des Ritters Bayard vertauschte. Dieser junge General, der seiner Siege so würdig war, und ein glücklicheres

Ende verdiente, als das ihn erwartende, endigte seinen ersten Besuch damit, daß er dem Ritter achthundert Thaler schenkte, die dieser den beiden Schützen gab, welche die Thüre seines Logis bewacht hatten.

Nach wenig Tagen kam der Herzog zurück. Machet, daß ihr wieder besser werdet, Bayard, sagte er zu ihm; wir bedürfen eurer. Innerhalb eines Monats giebt es, hoff ich, eine neue Schlacht. — Ich werde dabei seyn, gnädiger Herr, erwiderte der Ritter, wär es auch in einem Tragesessel. Mein General soll nicht ohne mich schlagen. — Der Herzog verlangte, daß der Wundarzt den Verband vor seinen Augen abnehmen sollte, und als er ihn außer Gefahr sah, machte er ihm bekannt, daß die Befehle des Königs ihn nöthigten, mit der ganzen Armee in das Mailändische zu marschiren, welches die Spanier mit ihren Truppen zu überschwemmen drohten. „Ich laß euch zurück,“ fügte der Herzog hinzu; „freilich mit einer schwachen Garnison; aber die Feinde sind das „letztmal zu sehr mitgenommen worden, „um etwas auf Brescia zu unternehmen. „Was die Sorge für eure Person betrifft, so

„verlaß ich mich auf die Erkenntlichkeit eurer Wirthe.“ — So nahm der Herzog Abschied vom Ritter. Die Armee trat ihren Marsch an, und Bayard blieb mehr wegen seiner außerordentlichen Schwäche, als um seiner Wunde willen zurück. Seine Freunde gaben ihm treulich Auskunft über alle Bewegungen des Heers. Er schloß daraus, daß eine Schlacht nicht fern sey. Der Gram bemächtigte sich seiner. Er stand auf, versuchte seine Kräfte, und als er fand, daß er nicht stark genug war, um thätigen Antheil nehmen zu können, ward seine Unruhe so groß, daß seine Leute besorgt wurden.

Der Wundarzt beurtheilte seine Stimmung aus der Beschaffenheit seiner Wunde, und um zu verhindern, daß seine Einbildungskraft die Wirkung der Genesungsmittel zerstöre, versprach er, ihn in zwei Tagen in den Stand zu setzen, daß er marschiren könnte, wenn auch seine Wunde noch nicht geschlossen wäre. Sein Wirth und seine Wirthin wünschten ihm Glück zu dieser Nachricht; aber er bemerkte leicht, daß ihre Freude, wenn gleich aufrichtig, mit einiger Unruhe gemischt war. Die Großmuth des

Ritters erhob sie über alle Besorgniß, daß er sich seiner Rechte mit Härte bedienen könnte. Indessen hatte der Herzog die Einwohner von Brescia — freilich im Genuß ihrer Güter gelassen, aber auch zugleich verordnet, daß sie jede Brandschatzung bezahlen müßten, die man von ihnen fordern würde. Sie waren also gewissermaßen Kriegesgefangene der Officiere, denen ihre Häuser zugewallen waren; und Bayards Wirthe, so sehr sie auch bisher verschont geblieben waren, mußten sich darauf gefaßt machen, daß er, vom Glücke sehr wenig begünstigt und jetzt nach einer langen Krankheit zu Felde zu gehen genöthigt, eine desto größere Summe fordern würde, jemehr ihre bisherige Verschonung auf seine Rechnung kam. Die übrigen französischen Officiere hatten sogar den Hausrath ihrer Wirthe verkauft, ohne daß sich ihr Vermögen durch so starke Contributionen vermehrt hätte. Dies war die Folge ihres weitgetriebenen Aufwandes, welcher sie nöthigte andere zu ruiniren, indem sie sich selbst ruinirten. Seit einigen Tagen war dies Verfahren der Gegenstand der Unterhaltung und des Kummers unter Bayards Wirthen gewesen. Endlich erschien

der Tag der Abreise. Man mußte das lange Schweigen brechen. Die Frau vom Hause entschloß sich dazu. Sie ging zu Bayard und warf sich zu seinen Füßen: „Gnädiger „Herr,“ sagte sie, „ihr habt unsere Ehre „gerettet, und wenn ihr unser ganzes Ver- „mögen an euch nähmet, so würde das ein „schwacher Ersatz für eine so große Wohl- „that seyn. Während allè unsere Nachbarn „dem Morden und Plündern ausgesetzt wa- „ren, haben wir von euch Beweise der Güte „und Sanftmuth erhalten. Unsere gerechte „Erkenntlichkeit bestimmt uns, bekannt zu „machen, daß das Haus, worin der Ritter „Bayard wohnte, in der ganzen, der Wuth „der Soldaten überlassenen Stadt, das einzige „gewesen ist, welches unangetastet blieb. „Sogar eure Leute, würdig eines Herrn, „wie ihr seyd, sind eben so sehr unsere „Bedienten gewesen, als die eurigen. In- „dessen, gnädiger Herr, und wiewohl wir „euch alles verdanken und als eure Gefan- „gene von eurer Gnade und Ungnade ab- „hängen, wird uns erlaubt seyn, ohne Un- „dankbarkeit zu wünschen, daß wir mit dem „Leben und der Ehre, die eure Güte gerettet „hat,

„hat, ein mäßiges Vermögen behalten, so
„viel zum Unterhalt der Familie nothwendig
„ist. Ich habe eure Großmuth richtig zu be-
„urtheilen geglaubt, wenn ich euch nur ein
„Geschenk anbiete, welches weit hinter allem
„zurück bleibt, was wir euch schuldig sind.
„Den Werth eurer Wohlthat würd' ich zu
„verkennen befürchten, wenn ich mich auf
„eine Belohnung derselben einlassen wollte.“
Zugleich überreichte sie ihm ein Kästchen mit
Ducaten. Der Ritter sah es lächelnd an und
fragte, wie viel darin wäre. Die Frau ge-
rieth in Verlegenheit, indem sie befürchtete,
sein Lächeln wäre die Folge der Verachtung.
Lebhaft antwortete sie: „Gnädiger Herr! es
„sind nur zweitausend fünfhundert Ducaten
„darin. Ihr verdient unendlich mehr, und
„wir wollen unser Aeufserstes thun, um euch
„zu genügen.“ — „Nein, gute Frau,“ ent-
gegnete der Ritter, „ich verlange kein Geld.
„Der einzige Zoll, den ich fordere, ist eure
„und eurer Familie Freundschaft. Als Feind
„kam ich in euer Haus. Ihr nehmt mich mit
„Menschlichkeit auf, und eure unausgesetzte
„Sorgfalt hat gewiss sehr viel zu meiner Ge-
„nesung beigetragen. Damit ist es genug.

„Nehmt eure Ducaten zurück und rechnet
„darauf, daß ihr in mir immer einen Diener
„und Freund besitzen werdet.“

Eine so seltne Großmuth verursachte der Frau mehr Erstaunen als Freude. Sie warf sich von neuem zu des Ritters Füßen, beschwor ihn, das Geschenk anzunehmen, das sie ihm darbrächte, und versicherte, daß ihre Umstände nicht darunter litten.

„Wenn ihr durchaus wollt,“ sagte Bayard,
„so darf ich mich nicht länger sträuben; aber
„kann ich das Vergnügen haben, von euren
„Töchtern Abschied zu nehmen?“ Sie holte sie auf der Stelle. Während ihrer Abwesenheit theilte der Ritter die Ducaten in drei Theile, zwei von tausend und einen von fünfhundert Ducaten. Als die jungen Mädchen angekommen waren, dankte er ihnen für ihre Aufmerksamkeit, ihm Gesellschaft zu leisten und die Langeweile zu vertreiben.
„Ich wollte euch, wohl,“ fügte er hinzu,
„meine Erkenntlichkeit dafür beweisen; allein Soldaten, wie ich, haben jungen Mädchen selten Kostbarkeiten zu geben. Eure Mutter hat mir indeß Mittel verschafft, mich bei euch zu bedanken. Hie sind zwei

„taufend fünfhundert Ducaten, die ich von
„ihr erhalten habe. Ich schenke einer jeden
„von euch tausend als Beitrag zu eurer Aus-
„stattung, und was die übrigen fünfhundert
„betrifft, so vermach' ich sie den armen Non-
„nen dieser Stadt, welche geplündert worden
„sind, und bitt' euch, die Vertheilung zu
„übernehmen.“

Die beiden jungen Mädchen, welche sehr wenig auf ein solches Geschenk rechneten, ersuchten ihn ihrerseits, Armbänder von Haaren, mit Gold und Silber durchflochten, und eine atlassene Börse anzunehmen, welche sie während seiner Krankheit gearbeitet hatten. „Das nehm' ich sehr gern von euch an,“ antwortete der Ritter, „und tragen werd' ich beides, so lang' es halten wird.“

Der Herr von Aubigni, der zugleich mit dem Ritter von Brescia abgehen sollte, kam in diesem Augenblick an, und die geringe Verwunderung, welche er bei der Erzählung dieser großmüthigen Handlung blicken ließ, war für Bayard eine feinere und schicklichere Lobeserhebung als alles, was das Erstaunen Schmeichelhaftes hätte sagen können. Der Ritter verließ Brescia, und nahm anstatt der

Beute, womit sich die übrigen Officiere beladen hatten, die Achtung und Freundschaft seiner Wirthe mit; zugleich die Bewunderung aller Bürger und die Ehre, sagen zu hören, daß das einzige glückliche Haus in dieser allen Schrecknissen des Krieges preisgegebenen Stadt gerade dasjenige wäre, welches dem Ritter Bayard zum Asyl gedient hätte.

Als Bayard bei der Armee ankam, war sie eben mit der Belagerung von Ravenna beschäftigt. Diese Belagerung hatte der Herzog von Nemours unternommen, um die Spanier zu einer Schlacht zu nöthigen; denn er wußte, daß sie sich anheischig gemacht hatten, es zu entfetzen. Die Schlacht wurde mit jedem Tag nothwendiger: die feindliche Armee vermehrte sich, während die französische sich mehr durch ihren Ruf als durch ihre Anzahl hielt.

Sobald die Spanier sich genöthigt sahen, alles zu wagen, um Ravenna zu retten, fanden sie Mittel, sich so vortheilhaft zu postiren, daß sie der französischen Armee alle Lebensmittel abschnitten und sie dahin brachten, daß sie weder die Belagerung fortsetzen, noch das Lager verlassen konnte, ohne sich der Gefahr preis zu geben, von einem über-

legenén und in feinen Verschanzungen zurückgezogenen Feind geschlagen zu werden.

Was die Gefahr noch vermehrte, war die unerwartete Erklärung des Kaisers zum Vortheil der Spanier. Nachdem Maximilian lange zwischen dem, was er seinen Eidschwüren schuldig war, und dem, was er aus Eigensinn und Unbeständigkeit wünschte, geschwankt hatte, zeichnete er seinen Abfall durch einen geheimen Befehl an seine im französischen Heere dienenden Truppen aus, sich auf der Stelle zurückzuziehen. Glücklicherweise fiel dieser Befehl in die Hände des Capitain Jacob, eines der angesehensten deutschen Generale, der Anfangs aus Eigennutz, in der Folge aus Neigung französisch geworden war. Seine Freundschaft für den Ritter Bayard erlaubte ihm nicht, die Ordre zu verheimlichen, die er erhalten hatte; und so viel Mühe es ihm, bei der Verschiedenheit seiner Sprache von der französischen, auch kosten mochte, sich zu erklären, so machte er ihm doch die Gefahr begreiflich, in welche die Armee gerathen würde, wenn die Deutschen, welche den größten Theil derselben ausmachten, sich vor der Schlacht zurückzögen.

Der Ritter eilte, dem Herzog von Némours Rechenschaft von der so eben erhaltenen Nachricht abzulegen. Ich wufste, sagte der Fürst, daß die Schlacht unvermeidlich sey, und befürchtete alles vom Kaiser, bis auf eine solche Verrätherei. Wenn die Deutschen uns verlassen, so müssen wir uns zu einem heroischen Tod entschließen. Er wandte sich darauf an den General Jacob, und dieser beschwor ihn, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Auf der Stelle wurde das Krieges-Conseil versammelt. „Ihr wißt, meine „Herrn,“ sagte der Fürst, „daß, seitdem ich „die Ehre habe, die Armee zu commandiren, „es weder an Muth, noch Klugheit, noch „Glück gefehlt hat. Die günstigsten Erfolge „haben unsere Unternehmungen gekrönt. „Indessen umgeben uns von allen Seiten unsere von ihrer Bestürzung zurückkommenden Feinde. Selbst diejenigen, die wir belagert halten, sind uns furchtbar geworden, und unsere verworfenen Alliirten, für welche wir gesiegt haben, vereinigen sich mit ihnen, um unser Verderben zu beschleunigen. Was müssen wir nicht alles befürchten? Die Zeit, welche unsere Trup-

„ßen verringert, das Spanische Heer, das uns
„beobachtet, die in Ravenna eingeschlossenen
„Truppen und den größten Theil derjenigen,
„die mit uns kämpfen sollten. Ich kenne die
„Gefahr, worin wir uns befinden. Ich lege
„sie euch vor, und will nur mit euch über
„die Mittel entscheiden, ihr auszuweichen,
„oder eines ruhmvollen Todes zu sterben?“

Nach dieser Rede war es leicht, die Absichten des Kaisers zu errathen, welche der Herzog von Nemours für zweckwidrig hielt, laut werden zu lassen, da er die Armee sehr leicht muthlos dadurch machen konnte. La Palisse und d'Alegre sprachen beide als wahre Franzosen, indem sie zur Schlacht riethen. Andere waren entgegengesetzter Meinung, indem sie die Nachtheile einer Niederlage mitten unter einer Menge von Feinden, und ohne alle Auswege ihrer Verfolgung zu entgehen, schilderten. Der Herzog von Nemours hatte die Pflicht, die Armee des Königs und den Ruf zu erhalten, den ihn seine Siege gegeben hatten. Die Verschiedenheit der Meinungen machte ihn vollens unentschlossen. Und ihr, Bayard, sagte er, was denkt ihr? „Unter andern Umständen, gnädiger Herr,“

antwortete Bayard, „würd' ich mich wohl in
„Acht nehmen, meine Meinung zu sagen,
„Erst seit gestern befind' ich mich bei der
„Armee. Der Zustand der Feinde ist mir voll-
„kommen unbekannt. Indessen brauch' ich
„nur den eurigen zu wissen, um zur Schlacht
„zu rathen. Dergleichen muß man nicht
„anders wagen, als im Fall des sichern Vor-
„theils, oder der dringenden Nothwendig-
„keit. In dem letzteren befindet ihr euch.
„Von Feinden umringt, könnt ihr ihnen nur
„durch eine Schlacht entkommen, und euer
„einziges Asyl ist der Sieg. Ihr müßt ent-
„weder schlagen, oder euch ergeben. Alle
„Wege zum Rückzug sind gesperrt. Euér
„Lager leidet Mangel an Lebensmittel und
„Fourage. Unsere Soldaten, denen es an
„Brod fehlt, werden bald keinen Muth und
„keine Kräfte mehr haben, und unsere Pferde,
„die sich von Weidenlaub und schlechtem
„Gras nähren, sterben täglich bei tausenden.
„Jetzt können wir noch schlagen, um uns zu
„erhalten und zu siegen. Nach zwei Tagen
„werden wir nur schlagen, um uns zu ver-
„derben. Freilich wird Italien verloren,
„wehn wir besiegt werden; aber bleiben wir

„hier in unserer Unthätigkeit, so gehen wir
„mit verloren. Uebrigens können wir unse-
„rer nachtheiligen Lage zum Theil durch die
„Weisheit unserer Maafsregeln abhelfen.
„Die Noth, in welcher wir uns befinden,
„mufs unsere Ueberlegungen vollständiger
„machen; durch Verwegenheit ersetzt man
„das Glück nicht, und die Verzweiflung
„hilft keiner verzweifelten Lage ab. Ausser-
„dem, wenn wir alles, was uns bedroht, mit
„einem so ruhigen Blick betrachten wollen,
„als ob wir bereits entronnen wären, so wird
„es nicht schwer halten, einzusehn, dafs,
„die Hungersnoth unsers Lagers ausgenom-
„men, der Anschein weit mehr gegen uns
„ist, als die Dinge selbst. Lassen wir unsere
„Feinde darüber im Irrthum, und benutzen
„wir es, um desto leichter über Leute zu
„triumphiren, die uns ohne alle Mühe besie-
„gen zu können wähnen. Wie oft haben
„wir sie mit ungleichen Kräften zur Flucht
„gebracht? Und würden sie uns angreifen,
„wenn sie nicht gezwungen wären? Ein Sieg
„wird uns alle retten, und mit uns das ganze
„Gebiet von Mailand. Ja schon glaub' ich,
„diese stolzen, prächtig bewaffneten, von ihrer

„Ueberlegenheit eingenommenen, an Ruhe
„und Ueberfluß gewöhnten, und seit Jahr
„und Tag in den Wollüsten Romagnon's
„schwelgenden Feinde der weisen Anführung
„unserer Generale weichen, und Italien dem
„entschlossenen Muth unserer Soldaten ab-
„treten zu sehen!“

La Palisse gab der Meinung Bayards, welche im Grunde die seinige war, seinen Beifall. Lautrec trat auf ihre Seite, und seinem Beispiel folgte Ludwig von Breze, Großseneschall von der Normandie, Jacob von Crussol, und eine große Menge von denen, welche anfangs entgegen gewesen waren. Der Herzog von Nemours kündigte seinen Entschluß durch eine dreimalige Abfeuerung seiner Artillerie an, und obgleich die Bresche von keiner Bedeutung war, so wurde doch der Befehl zum Sturm gegeben. Man rechnete nicht darauf, eine gut besetzte und von einer zahlreichen Garnison verteidigte Stadt auf diese Weise einzunehmen; indessen blieb kein anderes Mittel übrig, die Spanier aus ihren Verschanzungen herbeizulocken, und ein einziger Tag war für die von Lebensmitteln entblößten Franzosen von großem

Werth. Der Sturm war schrecklich: denn die Feinde vertheidigten sich mit vieler Tapferkeit. Sechsmal rennten die Franzosen an, und sechsmal wurden sie zurückgeschlagen. Endlich liefs der Herzog von Nemours, der seine Truppen sparen wollte, weil er wufste, dafs die über diesen Sturm beunruhigten Feinde ihm den folgenden Tag ein Treffen liefern würden, zum Rückzug blasen.

Den selben Abend versammelte er die Generale in seinem Zelt, und verständigte sich mit ihnen darüber, dafs es unumgänglich nöthig wäre, die Dispositionen der Feinde zu erfahren. Er wandte sich darauf zu Bayard: Ritter! sagte er, vor eurer Ankunft im Lager erkundigten sich die Spanier fleifsig nach euch, und bewiesen durch diese Unruhe die Achtung, in welcher ihr bei ihnen stehet. Ich möchte wohl, dafs ihr ihnen selbst Nachricht von euch brächtet, und sie durch ein nachdrückliches Scharmützel zwänget, sich in Schlachtordnung zu stellen, um ihre Disposition zu beobachten.

Bayard, so voll von Erkenntlichkeit für die Wahl seines Generals, als wenn er sie weniger verdient hätte, versprach den folgenden

Tag bei guter Zeit auf den Feind loszugehen, und ihm zuverlässige Auskunft zu verschaffen. Um die Absicht des Herzogs zu erfüllen, beschloß er seine ganze Compagnie mitzunehmen, welche, da jeder seine Schützen bei sich hatte, ein großes Corps ausmachten.

Gaston hatte in seiner Compagnie einen Lieutenant und Liebling, der ihn bisweilen zu den verwegesten Handlungen verleitete. Die Jugend des Herzogs von Nemours machte, daß er dergleichen Fehler verzieh, und es war sehr viel, daß er, bei so viel Tapferkeit und Lebhaftigkeit, nicht selbst welche beging. Dieser Officier hieß der Baron von Bearn. Er besaß ein großes Vermögen, und da seine Großmuth es zu einer Art von Almende für seine Freunde machte, so hatte er deren eine große Menge. Die Tapferkeit und Tugend des Ritters Bayard waren Gegenstände seiner Achtung und Bewunderung; aber je mehr ihm der Ritter Mußter zu seyn schien, desto mehr legte er es darauf an, ihm gleich zu kommen. Der Vorzug, welchen der Herzog von Nemours dem Ritter gab, machte den Ehrgeiz des Barons rege, und heimlich verabredete er mit seinen Freunden, vor Ta-

gesanbruch aufzubrechen, und das Schrecken ins Lager der Feinde zu bringen. Der Ritter seinerseits stellte seine Leute sehr früh in Reih' und Glied. Der Bastard du Fay, sein Guidon, nahm dreissig Schützen mit, um hinter der Artillerie der Spanier über den Ronco zu setzen, und so tief als möglich in ihr Lager einzudringen. Pierre Pont, sein Lieutenant, sollte dem Letzteren mit dreissig Mann folgen, um ihm im Fall der Noth beizustehen; aber den Anfang mit einer Attaque machen, um die Feinde von zwei Seiten zu beschäftigen.

Bayard bildete mit dem Rest seiner Compagnie ein drittes Corps, und beabsichtigte einen grossen Versuch, damit die Spanier glauben möchten, die ganze Armee auf dem Nacken zu haben. In dem Gedanken, sie zu überraschen, trat er seinen Marsch an; und schon näherte er sich den Ufern des Ronco, als er mit einem Blick auf das entgegengesetzte Ufer, es mit Franzosen bedeckt sah, welche in vollem Galopp flohen, und mit Spaniern, welche sie verfolgten. Dies war der Baron von Bearn mit seiner Mannschaft. Sein Angriff war so geräuschvoll gewesen,

dafs er alles im feindlichen Lager in Bewegung gesetzt hatte. Er hatte Wunder gethan, und seine Tapferkeit würde alles geleistet haben, was Bayard that, wenn die Tapferkeit den mit Einsicht verbundenen Muth aufwiegen könnte. Die Feinde, zur rechten und linken geworfen, und sich selbst überlaufend, setzten seinen ersten Anfällen nur ihr Geschrei entgegen. Von dem Erfolg verleitet, wagte er sich allzu weit, um ihnen nicht Zeit zur Besinnung zu geben, und sie darauf aufmerksam zu machen, dafs sie sich leicht einer kleinen Mannschaft entledigen könnten. Der Baron von Bearn verlor also alle seine Vortheile, indem er sie zu weit verfolgte. Er sah sich von allen Seiten umzingelt, und die Klugheit, welche ihn siegreich hätte zurückführen können, diente, da er zu spät auf ihre Stimme hörte, nur, ihn besiegt zu retten. Er versammelte alle seine Genossen, schlug sich mit ihnen durch eine Schwadron der Feinde, die sich entgegenstellte, durch, flog Anfangs im Trott, dann im Galopp, und stürzte sich mit verhängtem Zügel in den Ronco, als der Ritter Bayard ankam.

Der Bastard du Fay hatte die Flichenden vor ihm gesehen und Halt gemacht, um seine Befehle abzuwarten; denn er konnte nicht glauben, daß er ein Lager angreifen sollte, wo alles in Bewegung seyn mußte. Bayard liefs sogleich Pierre Pont zu ihm flossen. Er selbst kam im Trott an. Seine ganze Compagnie bildete also Ein Corps, mit welchem er am Ufer des Flusses hielt. Durch seine Gegenwart aufgemuntert, und in der Hoffnung, daß man ihm zu Hülfe kommen würde, liefs sich der Baron von Bearn noch einmal in den Kampf ein; sobald er aber sahe, daß Bayard keine Bewegung machte, zu ihm zu kommen, und im Gegentheil zurückwich; so ging er über den Ronco, lebhafter als jemals von den Feinden verfolgt. Bayard hatte die Miene angenommen, als fürchtete er sich, blos um ihnen Muth zu machen, zu ihm zu kommen. Sobald er sahe, daß sie auf seiner Seite des Flusses und in Unordnung waren, so rief er: „Vorwärts, Cameraden! jetzt ist es Zeit, unsern Leuten beizustehn.“ Dann wandte er sich an die Flichenden: „Bleibt, Gensdarmen! sagte er, ihr habt gute Hülfe.“ Und nun warf er sich auf die

Spanier, jagte sie in die Flucht, passirte den Fluß und kam mit ihnen zugleich in das Lager an. Die ganze Armee hatte die Waffen ergriffen und sich in Schlachtordnung gestellt. Bayard merkte sich die Disposition, attaquirte die Infanterie, deren Widerstand ihm wenig schaden konnte, warf mehrere Bataillons, ritt Zelte nieder und steckte das Lager an mehrern Orten in Brand. Sobald er aber ein Corps von dreihundert Gensdarmen im großen Trott auf sich zukommen sah, fing er den Rückzug schon in der weitesten Ferne an, damit sie ihn allein bekämpfen und verfolgen möchten. Sie thaten es bis an das Ufer des Flusses, über welchen er zurückging, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben. Der Herzog von Nemours wurde indessen von der Niederlage des Baron von Bearn unterrichtet. Laut tadelte er seine Anmaßung und Verwegenheit, und nur der Gedanke, daß Ritter zu beleidigen, konnte ihn abhalten, in eigener Person aufzubrechen, um ihn zu unterstützen oder zu retten. Sobald er seinen Sieg und glücklichen Rückzug erfuhr, eilte er herbei, ihn zu umarmen, um ihn für sein Verfahren zu belohnen und zugleich

gleich dem Baron von Bearn eine Lehre wegen seiner Unvorsichtigkeit zu gehen. Euch, Bayard, lieber Freund, und eures gleichen kommt es zu, zu scharmützeln, sagte er; ihr gehet behutsam hin und kommet unbeschädigt zurück! — Die Generale umgaben darauf den Ritter. Er gab ihnen Auskunft über den Zustand der Feinde, über das Schrecken, das er ihnen verursacht hatte, und über ihre wahrscheinliche Disposition in dem nächsten Treffen, welches der Herzog von Nemours auf seinen Rath für gut befand, bis auf den nächsten Tag zu verschieben. Sobald dieser Plan beschlossen war, brachte man den Rest des Tages und die ganze Nacht damit zu, die Artillerie zu transportiren und eine Brücke über den Ronco zu schlagen. Alles in der französischen Armee war in Bewegung. Die Generale versandten ihre Befehle nach allen Seiten hin. Die Gensdarmen versuchten ihre Waffen und Pferde, und die Infanterie, von welcher sich der Herzog vornahm, mehr Gebrauch zu machen, als in den frühern Schlachten geschehen war, setzte sich in den Stand, dem Vertrauen desselben zu entsprechen. Der Capitain Jacob, eben derselbe Anführer

der deutschen Infanterie, welcher die Armee durch Zurückhaltung der Truppen seiner Nation gerettet hatte, und Molart, Anführer einer großen Anzahl Abentheurer, welche bis dahin unbefieglich im Kampf, aber grausam nach dem Sieg gewesen waren, brachten die Nacht mit Bayard zu, und berathschlagten, was den folgenden Tag geschehen mußte. Denn die Befehle der Generale sind nie so bestimmt, daß der Erfolg einer Schlacht nicht in den meisten Fällen sehr von der Fähigkeit der Hauptleute abhängen sollte.

Endlich erschien der Tag, und fand die Arbeiten vollendet, und beide Armeen unter den Waffen. Bayard und die Officiere seiner Compagnie begaben sich zum General, welcher den Bastard du Fay, Guidon des Ritters, zum Anführer aller Guidons der Armee machte, und ihm die Besetzung einer Brücke anvertraute, um die Garnison einer benachbarten Stadt zu verhindern, den Spaniern zu Hülfe zu kommen. Der Herzog von Nemours flog darauf mit Lautrec, d'Alegre, Bayard u. s. w. zu Pferde, und ritt am Ufer des Flusses, einer Truppe Spanier, welche auf dem entgegengesetzten marschirte, beinahe gegen

über, auf und ab. Sie betrachteten sich eine Zeitlang. Der Herzog von Nemours zog die Blicke der Spanier vor allen übrigen auf sich, durch seine gute Miene und die Pracht seines Anzuges und seiner Waffen: Sein Kopf war entblößt, als ob noch nichts zu befürchten wäre, und die Soldaten, welche sein edles und kriegerisches Ansehn bewunderten, betrachteten das Vertrauen und die Freude, welche er blicken ließ, als eine sichere Vorbedeutung des Sieges.

Der General kam mit seiner Begleitung auf eine kleine Anhöhe. Bayard, sagte er, hier wären wir leicht zu treffen; verborgene Schützen am andern Ufer könnten uns nach ihrer Bequemlichkeit aufs Korn nehmen. Diese Bemerkung machte Bayard für den jungen Fürsten besorgt; er näherte sich dem Ufer, und gab den Spaniern ein Zeichen, ihn zu hören.

Meine Herrn, sagte er zu ihnen, ihr steht eben so gefährlich als wir, und spazieret auf und nieder, bis das schöne Spiel seinen Anfang nimmt. Verabreden wir, daß wir bis dahin von keiner Seite einen Schuß thun. — Ein Spanier antwortete ihm: Ich bin Pedro

du Pas, Anführer der Gençtaires. Wer ist der Officier, der mit mir spricht? — Es ist Bayard, erwiderte der Ritter. Kaum hatte er sich namenkundig gegeben, so bewiesen ihm die Spanier um die Wette ihre Achtung, und ließen sich gefallen, daß nicht geschossen würde. Sie fragten darauf, wer der Herr wäre, dessen Waffen und Kleider so viel Glanz verbreiteten: Und als Bayard ihnen geantwortet hatte, es wäre sein General, der Herzog von Nemours selbst, Nefse seines Königs, und Bruder ihrer Königin, so grüßten sie ihn mit Ehrerbietung und zogen sich zurück. Eigentlich war der Fürst nur gekommen, die feindliche Armee zu recognosciren. Sobald er aber sahe, daß der größte Theil seiner Infanterie sich auf dem Fluß befand, und daß die Uebrigen schon herüber waren, so passirte er ihn selbst an einer Untiefe, und erfuhr, daß der Capitain Molart, voll Ungeduld die Spanier zu erreichen, ohne Ordnung marschirt wäre, und den ganzen Rest der Infanterie nach sich gezogen hätte. Der General fand sie indeß auf ihren angewiesenen Posten.

Die Disposition der französischen Armee zu beschreiben, würde allzuweit führen. Der Herzog von Nemours stand im Mittelpunkt, und da er nicht glauben konnte, daß das Gefecht von seiner Seite anfangen würde, so war er nur von wenig Rittern, und ungefähr zweihundert Gensdarmen begleitet. Indessen griff Fabricio Colonna gerade ihn mit einem großen Corps Cavallerie an, welches in zwei Schwadronen getheilt war. Der Herzog von Nemours ging dem Angriff wacker entgegen, als Bayard ihn aufmerksam machte, daß ihn die Feinde umzingeln wollten, und daß auch er seine Truppe theilen mußte. Das Gefecht ging an, und die Franzosen hielten sich, trotz der ungleichen Anzahl, lange genug, um Yve d'Alegre Zeit zu geben, Hülfe herbeizuschaffen. Hierauf wichen die Feinde, und ließen dem Herzog den Sieg. Der Fürst wollte sie verfolgen; aber der Ritter und Louis d'Ars, welche Bedenken trugen, ihn allzusehr auszusetzen, beschworen ihn, nur auf die Vereinigung seiner Gensdarmen zu denken, um die Infanterie zu unterstützen, welche mit der feindlichen handgemein geworden war. Die beiden Officiere machten

sich anheischig, die Niederlage der Cavallerie zu vollenden.

Der Herzog von Nemours war von diesem Augenblick an des Raths Bayards beraubt. Beseelt von der Freude über einen Sieg, der für das Wohl des Staats und die Erhaltung der Armee so nothwendig war, und aufgemuntert durch die Versuche, die er bereits gemacht hatte, folgte er seiner Hitze zu sehr; und um seinem Triumph die Ehre, ihn selbst vollendet zu haben, hinzufügen zu können, stürzte er sich mitten in ein Bataillon Infanterie, welches sich, trotz der allgemeinen Unordnung, gehalten hatte, und jetzt nicht mehr im Stande, den Sieg streitig zu machen, sich, ohne überwunden zu seyn, zurückzog. Der Herzog von Nemours warf sich auf ihre Piquén, wurde durchbohrt, und fiel unter die Füße seines Pferdes. Das Bataillon setzte seinen Marsch fort, und floss in einiger Entfernung auf den Ritter, welcher vom Nachsetzen zurückkam. Ungefähr vierzig Mann, von welchen die Hälfte entwaffnet und von Beschwerden erschöpft war, begleiteten ihn. Dennoch wollte er kämpfen, als mit einmal einer von den spanischen Capitaines her-

vortrat, und sagte: Herr Ritter, wollt ihr euch unterfangen, gegen brave Leute zu fechten, welche der Sieg verschont hat, so begnügt euch, ihn errungen zu haben, und laßt uns das Leben, das uns Gott erhalten hat. Der Ritter liefs sich diesen Vorschlag unter der Bedingung gefallen, daß ihm die Fahnen ausgehändigt würden. Dies geschah. Er kehrte mit diesem neuen Siegeszeichen ins Lager zurück; aber mitten unter so viel Ruhm äußerte der brave Mann, welcher dem Herzog so zärtlich ergeben war, den lebhaftesten Schmerz, und benetzte die Lorbeern, welche er gesammelt hatte, mit Thränen.

Das Commando der Armee war dem Herrn von la Palisse übertragen worden. Er glich dem Herzog von Nemours an Tapferkeit, und übertraf ihn an Einsicht. Eine strengere Disciplin wurde eingeführt. Der General selbst arretirte einen gewissen Abentheurer Jacquin, und liefs ihn auf der Stelle hängen, weil er gegen seine Befehle geplündert hatte.

Indessen so gut auch la Palissens Absichten waren, so schwächte doch die Desertion der Deutschen und Italiäner seine Armee so sehr,

dafs sie zuletzt auf viertausend Mann zusammenfchmolz. Die Sieger wurden auf diese Weise gezwungen, den Besiegten das Feld zu räumen, und sich nach Pavia zurückzuziehen, wo la Palisse, welcher vorherfah, dafs er in kurzem würde angegriffen werden, eine Brücke über die Tecino schlagen liefs, um sich, wo möglich, zurückzuziehen.

Die Schweizer, welche sich seit kurzen für den Pabst und die Ligue erklärt hatten, kehrten nach Pavia zurück, überrumpelten das Schlofs, und kamen auf diesem Wege in die Feflung. Die französifche Infanterie erwartete sie in Schlachtordnung. Mit vielem Muth hielt sie ihren ersten Anfall aus, und während sie sich zurückzog, befchäftigte Bayard die Schweizer zwei ganze Stunden hindurch mit dreifsig Mann Gensdarmen. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschoffen, und als er eben im Begriff war, den Rückzug zu endigen, und die Brücke bereits abbrechen liefs, um nicht verfolgt zu werden, erhielt er einen Säbelhieb zwischen der Schulter und dem Halfe, der das Fleisch bis auf den Knochen abschälte. Die Gröfse der Wunde und das Blut, welches Stromweise hervorfchofs,

erschreckten seine Gensdarmen. Sie glaubten, er sey tödtlich verwundet. Er selbst beruhigte sie, indem er ihnen sagte, daß es nichts auf sich hätte. Um das Blut zu stillen, liefs er sich eine Compresse von Moos und Leinwand machen, und mit einem solchen Verband zufrieden, setzte er den Rückzug fort, und kam nach Alessandria, von wo seine Truppen, welche nicht mehr im Mailändischen subsistiren konnten, in der Folge nach Frankreich zurückkamen, und in die an den Alpen belegenen Städte zerstreut wurden.

Nach seiner Wiederherstellung nahm Bayard den Weg nach Grenoble, um das Vergnügen zu genießen, seine Familie wieder zu sehen, und in der Voraussetzung, daß die vaterländische Luft zur Stärkung seiner Gesundheit beitragen würde. Sobald der Bischof von Grenoble seine Ankunft erfuhr, ging er ihm mit seiner ganzen Familie entgegen. Der Adel der Stadt, welcher Bayards Ruhm ehrte, wollte sie begleiten. Der Magistrat und die Geistlichen vereinigten sich mit ihnen. Sogar die Damen, theils durch Beispiel und Neugierde, theils durch Hochachtung bestimmt, wollten dem Ritter Bayard

entgegen gehen, von dessen Thaten sie so viel gehört hatten. Unter dieser zahlreichen Begleitung zog er in die Stadt; und mit bei weitem größerem Recht, als von jenen Eroberern, deren Ruhm nur die Wirkung ihrer Macht, und bisweilen ihrer Verbrechen ist, sagte man von ihm: So wird die Tugend geehrt. Aber die Freude, welche Bayards Rückkehr verursachte, wurde bald durch eine gefährliche Krankheit gestört, mit welcher er befallen wurde; sie war mit einem beständigen Fieber begleitet, welches bei einem so heftigen und feurigen Temperamente große Ausbrüche verursachte. Der Bischof rief die Aerzte des Landes. Sie vermehrten die Gefahr. Man verbarg sie ihm nicht, und er selbst kannte seinen Zustand. „O Gott,“ sagte er, „mein Leben steht in deinen Händen; aber hast du es mir in so vielen Stürmen und Schlachten nur darum erhalten, „dass ich jetzt, wie ein Weib, auf dem Bette „sterben soll?“

Der Bischof von Grenoble und seine ganze Geißlichkeit, mit allen Klöstern der Stadt und der umliegenden Gegend, beteten für ihn. Gegen alle Erwartung ward er wieder gesund,

und seine Genesung verscheuchte bald alle Gedanken, welche seine Krankheit hervorgerufen hatte. Vor seiner Krankheit hatte Bayard in Grenoble ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit bemerkt. Er erkundigte sich nach ihrem Namen und Stand, und da ihre niedrige Abkunft und die große Armuth ihrer Eltern seiner Lüsternheit einen freieren Spielraum verflatteten, so vertraute er sich seinem Kammerdiener. Dieser fand Mittel, sich bei der Mutter des jungen Mädchens einzuführen, und bemerkte an ihr sehr viel Liebe zum Gelde, und bei weitem mehr Vorurtheile, als wahres Ehrgefühl. Das junge Mädchen hingegen, zurückgehalten durch das Beispiel und die Lehren mehrerer Personen von Stande, welche ihr Zutritt gestatteten, und stolz, wie alle eigentlich schönen Personen, ließ dem Kammerdiener des Ritters weniger Hoffnung übrig; und dabei erfuhr er, daß sie für einen jungen Mann ihres Standes eine heftige Leidenschaft gefaßt hätte. Um die Wünsche seines Herrn zu befriedigen, erklärte er sich gegen die Mutter. Er bot Geld und erhielt das Mädchen. Der Ruf der Großmuth, den sich der Ritter

erworben hatte, war die Ursache eines geringeren Widerstandes von Seiten des Mädchens. Sie trat in sein Zimmer, und da sie ihn allein sah, warf sie sich zu seinen Füßen. Gnädiger Herr, sagte sie weinend, ihr habt so viele große Städte und die Ehre so vieler Familien gerettet, und wollet die Tugend eines unglücklichen Mädchens vernichten, das man euch gegen seinen Willen hingiebt, und zu dessen ersten Beschützer euch euer Edelmuth machen sollte? — Dies rührte den Ritter. Er sah in seinem Verfahren nur das, was einen Mann von zartem Ehrgefühl beleidigen konnte. Steh auf, liebes Mädchen! sagte er; du sollst den Ritter Bayard eben so tugendhaft und glücklich verlassen, als du zu ihm gekommen bist. Er führte sie selbst zu einer Dame von seiner Verwandtschaft, der er den ganzen Auftritt zu verschweigen und sich des Mädchens anzunehmen empfahl.

Den folgenden Tag schickte der Ritter sehr frühe zu der Mutter des jungen Mädchens, welche nicht wenig bestürzt war, als sie, anstatt der erwarteten Belohnung, sich Bayards Vorwürfen ausgesetzt sah. Die gute Frau entschuldigte sich mit ihrer Armuth und mit

der Unmöglichkeit, ihre Tochter zu verheirathen, da sie kein Vermögen hätte. Wie viel verlangt man denn? fragte der Ritter. Sechshundert Franken, antwortete sie. Er gab sie auf der Stelle, und fügte zweihundert Livers zur Ausflattung des Mädchens und zur Subsistenz der Mutter hinzu. Diese Handlung, deren Quelle nur die Rechtschaffenheit des Ritters war, verdient vielleicht mehr Lob, als alle seine militairischen Thaten.

Ferdinand, König von Arragonien, lebte noch, und Europa konnte keinen dauernden Frieden geniefsen. Kaum sah er die Franzosen aus Italien verjagt und dadurch seine Macht im Königreich Neapel befestigt, so dachte er auf die Ausführung eines Entwurfs, den er längst gemacht hatte, und den ans Licht zu bringen er die Gelegenheit mit Ungeduld erwartete. Jean d'Albret regierte in Navarra. Als geborner Franzose hatte er sich immer voll Eifer für den König von Frankreich und dessen Interesse gezeigt; er war, wie dieser, dem Concilium von Pisa beigetreten, und hatte sich, wenn gleich nicht mit grossem Erfolg, doch mit nicht geringer Leidenschaft, gegen den Pabst erklärt. Da die

Schwächeren immer das meiste von der Ungerechtigkeit und dem Ehrgeiz zu fürchten haben, so warf der Pabst den Bannstrahl der Kirche auf Jean d'Albrets Haupt, weil er ihn nicht gegen einen so mächtigen König, als Ludwig der Zwölfte war, zu gebrauchen wagte. Um aber nicht das Ansehen zu gewinnen, als wagte er sich nicht an den Stärkeren, so fügte er dem Bewegungsgrund, der ihn wirklich befeelte, einen andern hinzu.

Dies war der Schutz, den der König von Navarra dem Capitul von Pampelona zum Vortheil seines Bruders, des Cardinals Amanjeu d'Albret, widerfahren liefs, welcher, trotz der Erhebung des Cardinals Facio zu derselben Würde, zum Bischof dieser Hauptstadt war erwählt worden. Der Pabst hatte den Cardinal ernannt, und sprach daher den Bannfluch über das Königreich Navarra aus. Jean d'Albret besafs mehr Verstand, als Festigkeit, und kannte seine Rechte weit besser, als die Mittel, sie zu vertheidigen. Er schrie gegen das Verfahren des Pabstes, bat den König von Frankreich um seinen Beistand, und vernachlässigte, seine eigenen Kräfte zu gebrauchen.

Wiewohl er die Absichten des Königs von Arragonien errieth, so nahm er doch nur gelinde und langsame Maafsregeln, sich denselben zu widersetzen; Maafsregeln, welche immer gefährlich sind, wenn man es mit einem verschmitzten Feind zu thun hat, den Thätigkeit und Stärke allein zur Gerechtigkeit zurückführen können. Er schickte einen Gefandten nach dem andern an Ferdinand ab, und dieser erfuhr durch sie mehr die Schwäche und Furchtsamkeit seines Gegners, als seine Entschlossenheit und Macht, sich zu vertheidigen. Da indessen den Gefandten eine Antwort werden mußte, so forderte Ferdinand, als Garantie der Ausöhnung zwischen ihm und Jean d'Albret, alle befestigten Plätze des Königreichs Navarra, die Erziehung seines ältesten Sohnes am castilianischen Hofe, und die Zurückberufung des Grafen von Beaumont, Sohnes des berüchtigten Grafen von Lerin, eines geschwornen Feindes der Familie Grammont, dessen für das Königreich Navarra verderbliche Empörung zeigte, daß man sich der allzugroßen Erhebung einzelner Familien widersetzen und vorzüglich den Feindseligkeiten steuern muß, welche unter

ihnen entziehen. — Der König von Navarra verwarf voll Unwillen Ferdinands Vorschläge, der, um seinem gewaltsamen Verfahren den Anschein der Mäßigung zu geben, die Miene annahm, als wollte er sich mit einigen Truppen begnügen, welche ihm der König von Navarra zum Krieg gegen Frankreich liefern sollte; zugleich aber darauf bestand, daß der Thronerbe an seinem Hofe erzogen würde und daß man ihm sechs von den besten Festungen des Königreichs überliesse.

Jean d'Albret, welcher in seinen Gedanken die Hülfe Ludwigs des Zwölften nach seinem Bedürfnis und der Anhänglichkeit, abmaß, welche er immer für diesen Monarchen bewiesen hatte, glaubte der Schaverei des Königs von Arragonien entgehen zu können, und erklärte, daß, da man seine Lage in einem so hohen Grade mißbrauchte, das Schicksal der Waffen entscheiden müßte. Kaum war diese Antwort in Ferdinands Conseil bekannt geworden, als der Herzog von Alba und der Graf von Lerin an der Spitze einer Armee erschienen, welche aus guten Truppen und rebellischen Navarrenfern bestand, die ihnen folgten. Sie machten sich an einige Solda-

Soldaten, welche der König von Navarra in der Nachbarschaft von Pampelona zerstreut hatte, und da sie glaubten, ihn in der Hauptstadt überraschen zu können, so marschirten sie eiligst darauf los, und nahmen sie ein. Der König hatte sich gerettet, und war nach Frankreich gegangen, wo er Ludwig den Zwölften die Nachricht von dem Verlust seiner Staaten und den Gefahren brachte, worin er sich befunden hatte.

Der erste Eindruck eines so grossen Unglücks konnte nicht anders als vortheilhaft für ihn wirken. Ludwig wurde gerührt, und da sich persönliche Bewegungsgründe mit seinem Mitleid verbanden, so liess er neue Truppen nach Guyenne marschiren, um sich den Planen Ferdinands und der Engländer auf diese Provinz entgegen zu setzen. Die ganze Armee marschirte bald darauf unter Jean d'Albrets Befehlen nach Navarra.

Der König hatte zu seinem Beistand alle diejenigen französischen Generale, welche sich im italienischen Krieg am meisten ausgezeichnet hatten, z. B. la Palisse, Odet de Foix, Grafen von Lautrec, den Ritter Bayard u. s. w. Die Herzoge von Bourbon und

Longueville, begleitet von einem zahlreichen Adel, wollten dieser Expedition beizohnen; als sich aber die beiden Prinzen über das Commando der Armee veruneinigten, so schickte ihnen der König zum Generalissimus Franz von Valois, Grafen von Angoulême, angeblichen Thronerben, der in der Folge mit mehr Ruhm und Ruf, als Glück und Ruhe unter dem Namen Franz des Ersten über Frankreich regierte. Kaum war der junge Fürst bei der Armee angekommen, so ließ er den Herzog von Alba zur Schlacht auffordern, indem er hinzufügte, daß sein Ruf und die Ehre, sich mit einem so großen Feldherrn zu messen, ihn sehr viel Vergnügen an diesem Feldzug finden ließen.

Der Herzog von Alba, eben so einsichtsvoll und tapfer, aber minder grausam als sein Sohn, der in der Folge unter Carl dem Fünften und Philipp den Zweiten so berüchtigt wurde, ließ ihm antworten, seine Achtung ehre ihn unendlich; aber die Befehle des Königs seines Herrn verhinderten ihn, seinen Vorschlag anzunehmen.

Die Weigerung dieses Generals und alle die Anstalten, welche er machte, eine Schlacht zu vermeiden, zeigten zur Genüge, daß sich der Krieg in die Länge ziehen würde. Man theilte also die Armee in drei Corps; der König von Navarra nahm an der Spitze des beträchtlichsten Bergui ein, und da diese Eroberung ihm den Weg nach Pampelona bahnte, so dachte er auf die Belagerung dieser Festung. Sobald der Herzog von Alba sahe, daß die ersten glücklichen Erfolge dem König von Navarra den größten Theil seiner Staaten wieder gegeben hatten, so brach er von St. Jean - pied - de - port, wo er mit einem fliegenden Lager stand, auf, kam zuerst in Pampelona an, warf eine starke Besatzung in die Stadt, und zog sich darauf in vortheilhafte Posten zurück, um im Fall der Noth neue Verstärkung hinein werfen zu können. Bei dieser Gelegenheit machte man dem König von Navarra den Vorwurf, daß er sich das einzige Mittel, seine Staaten wieder zu bekommen, hätte entwischen lassen; dies bestand darin: dem Herzog von Alba, welches sehr leicht war, zuvorzukommen, sich der Defileen zu bemächtigen, und den feindli-

ehen General zwischen dem Grafen von Angoulême und sich einzuschließen. Trotz dieses Fehlers und der Garnison, wodurch der Herzog von Alba die Festung gesichert hatte, belagerte der König von Navarra mit la Palisse, dessen Einsicht und Tapferkeit sehr wenig über die Unfähigkeit und das Unglück Jean d'Albrets vermochten, Pampelona.

Das Unternehmen war kaum angefangen, als eine Hungersnoth im Lager ausbrach. Die Spanier, welche die vortheilhaftesten Posten der umliegenden Gegenden inne hatten, hielten die Zufuhren an, widersetzten sich dem Fouragiren, und neckten unaufhörlich die französischen Truppen. Ein beträchtliches Schloß in der Nähe einer kleinen Stadt, Pont de Reine genannt, war die Art von Citadelle, wohin die Spanier die bedeutendste ihrer Mannschaften gelegt hatten. Der König von Navarra befahl dem Ritter Bayard, die Belagerung desselben zu übernehmen, um die Zufuhr der Lebensmittel von dieser Seite zu erleichtern.

Der Ritter nahm seine Compagnie Gensdarmen, alle Schützen, die Abentheurer des Capitain Bonneval, und achthundert Mann

von der Infanterie, welche der Herzog von Suffolk in der Armee commandirte. Mit diesem kleinen Corps marschirte er nach dem Schlosse, und auf die Weigerung des Commandanten, sich zu ergeben, beschloß man es. Nach einer Stunde war die Bresche gemacht, und der Ritter befahl der Infanterie, Sturm zu laufen. Aber diese Truppe, welche überall eben so ungelehrig als eigennützig war, weigerte sich zu gehorchen, wenn man ihr nicht den Sold, wie nach dem Siege, gäbe. Bayard antwortete, er wollte dies zugestehn, wofern die Infanterie das Schloß eroberte, Da sie sich noch immer weigerte, so traten die Abentheurer an ihre Stelle, und liefen mit vieler Entschlossenheit Sturm; sie wurden aber dreimal zurückgeschlagen, und mußten sich zurückziehen. Bayard ließ noch einmal Bresche schießen, um die Belagerer auf diesen Ort aufmerksam zu erhalten. Dann ließ er durch einen zuverlässigen Officier vierzig auserlesene Soldaten ausheben, und befahl ihm, einen starken Thurm zu ersteigen, während er den Sturm von neuen anfangen würde. Dies gelang. Die Feinde wurden zwischen zwei Feuer gebracht, in

Stücken gehauen, und das Schloß geplündert.

Mit lebhaftem Verdruss sah die Infanterie, wie die Gensdarmen und Abentheurer die Beute theilten. Sie schickte einige von ihren Officieren an Bayard, und verlangte entweder einen Theil derselben, oder den doppelten Sold, der ihr versprochen wäre, weil man das Schloß erobert hätte. Aufgebracht durch diese Keckheit liefs ihr der Ritter zur Antwort sagen, ein Ungehorsam, welcher sich auf Eigennutz gründete, könnte nicht besser bestraft werden, als durch den Eigennutz selbst, und da sie müßige Zuschauer des Sturms und der Gefahr gewesen wären, so sollten sie es auch bei der Vertheilung der Beute seyn.

Diese Antwort schien sie Anfangs zu erbittern. Jeder eilte zu seiner Fahne, und alle nahmen die Miene der Empörung an; als sie aber sahen, daß Bayard, weit entfernt sie zu beruhigen, ihnen seine Gensdarmarie auf den Leib zu schicken drohte, so unterwarfen sie sich, und kehrten mit ihm ins Lager zurück. Der Herzog von Suffolk, ein gebohrner Engländer, war Anführer dieser

Infanterie und Bayards vertrauter Freund. Der Ritter tadelte ihn nachdrücklich, und seit dieser Zeit hatte dies Corps mehr Achtung für Bayard, als für seine eigenen Officiere. Es kam ihm in der Folge sehr zu stat-ten, ihnen diese Achtung eingeliefert zu ha-ben; denn da er sie oft zu schwierigen Un-ternehmungen anzuführen hatte, so bedurfte es seiner ganzen Autorität, um sie in Zaum und Zügel zu halten. Die Unzufriedenheit ward im Heere bald allgemein. Die Belage-rung von Pampelona zog sich in die Länge, und die Hindernisse vermehrten sich mit je-dem Tage. Die Stadt war belagert, aber man konnte sagen, daß die französische Ar-mee durch mehrere Abtheilung der spani-schen, welche alle Zugänge besetzt hielt, bloquirt war. Es fehlte an Munition und Lebensmitteln, und zugleich an Gelegenheit, sie herbeizuschaffen.

Der König von Navarra, welchem die Rache und die ersten Erfolge diesen Feldzug sehr leicht vorgestellt hatten, gerieth über die Verluste, die man ihm jeden Augenblick an-zeigte, und über die ganze Lage der Armee in Verzweiflung, und ließ einen wüthenden

Sturm auf die Stadt wagen, weil er keine andere Rettung einfah. Der Gouverneur verdoppelte seine Thätigkeit mit eben so viel Muth als Glück. Weder die Tapferkeit des la Palisse noch der entschlossene Muth Bayards konnten den hartnäckigen Widerstand der Belagerten besiegen, und der König von Navarra mit Blut bedeckt, und an diesem Tage wenigstens eines besseren Schicksals werth, kehrte mit ihnen in sein Zelt zurück, um das Unglück so vieler Gefallenen, und die Gefahr der noch vorhandenen zu beweinen. Diese Gefahr wurde noch vermehrt, durch die plötzliche Ankunft des Herzogs von Najara, an der Spitze von sechstausend Mann, welche mit den in der Gegend von Pampelona verbreiteten Truppen, eine bedeutende Armee ausmachten. Bayard hatte einen zweiten Sturm in Vorschlag gebracht, um die Unordnung zu benutzen, in welche die Belagerten durch den ersten gesetzt seyn mußten. Diesen Gedanken mußte man aufgeben, um sich über die Mittel, die Belagerung aufzuheben, und mit der geringsten Gefahr nach Frankreich zurückzukehren, zu vereinigen. Die engen Pässe der Pyrenen

waren sehr stark besetzt, nicht allein mit Spaniern, sondern auch mit Navarrenern, welche gegen ihren Willen Feinde ihres Königs geworden waren. Bei seiner Zurückkunft in sein Land hatte er alles mit Feuer und Schwerdt verwüthet. Grade als ob seine unglücklichen Unterthanen an seinem traurigen Schicksal und an der Treulosigkeit Ferdinands schuld gewesen wären, ließ er die Bäume abhauen, die Erndten zerstören, die Häuser niederreißen, und gemachte Vorräthe zerstreuen; und verdiente durch dies alles die furchtbaren Leiden, womit er selbst und seine Armee auf seinem Rückzug heimgesucht wurden. Dies war eine gute Gelegenheit für Bayard, die gewöhnlichen Folgen jener barbarischen Maximen aus einander zu setzen, die dahin abzwecken, Völker zu zerstören, welche die unfrigen werden können, oder sich selbst zu Grunde zu richten, wenn man sie nicht unterwirft. Mit einer außerordentlichen Verwirrung wurde die Belagerung von Pampelona aufgehoben; der hungerleidende Soldat, dem man Brodt verweigerte, widersetzte sich der Ordnung und Disciplin. Die Uebel vermehrten sich

noch, als die Armee auf dem Marsch war. Da es an Pferden für die Artillerie fehlte, so war man genöthigt, die großen Kanonen zu vernageln. Ein Theil der Bagage wurde im Stich gelassen. Mehrere, von den Beschwerden zu Boden gedrückte Soldaten warfen ihre Waffen weg und starben entweder vor Hunger oder durch die Grausamkeit der Bergbewohner, welche den Nachtrab angriffen und einen großen Theil der Deutschen erschlugen. Mitten in diesem allgemeinen Jammer war der Ritter der Einzige, der Gemüthsruhe behielt. Er war, wie alle Uebrigen, auf Hirsebrodt eingeschränkt; aber sein Mitleid mit dem Elend der Uebrigen verringerte das seinige.

So bereitwillig man gewesen war, dem König von Navarra zu gehorchen; als er die Verheerung seines Landes gebot, so eifrig malte man dem französischen Hofe die traurigen Folgen dieser unmen schlichen Befehle; die, welche sich beklagten, verdamnten sein gewaltthames Verfahren, je nachdem sie darunter gelitten hatten. Indessen schien Ludwig geneigt, dem unglücklichen Jean d'Albret neue Hülfe angedeihen zu lassen; als aber die

Engländer die Picardie angriffen, war er genöthigt, seine Waffen gegen diese zu wenden und das Königreich Navarra seinem Usurpator zu überlassen.

Englands Kriegserklärung gegen Frankreich war eine Folge der Leidenschaft des Pabstes gegen dies Königreich. Da er gegen Ludwig den Zwölften nicht ganz Italien zusammen bringen konnte, so suchte er nähere Feinde, und bestimmte Heinrich den Achten ihm den Krieg zu erklären. Ueber Calais ging dieser Fürst mit einer Armee von dreißigtausend Mann nach Frankreich, wo er mit dem Kaiser zusammentraf, der ihn achttausend Mann Cavallerie und ein starkes Corps Schweizerinfanterie zuführte, und die Majestät des Reichs und seine eigene Grösse so sehr erniedrigte, daß er sich in den Sold des Königs von England begab, der, außer der Unterhaltung seiner Truppen, ihm täglich hundert Thaler Tischgelder bezahlte. Mit einer so bedeutenden Armee, von zwei mächtigen Monarchen angeführt, ließen sich große Entwürfe ausführen. Man traute sie den Feinden wirklich zu, und der König von Frankreich eilte, seine in verschiedenen Garnisonen zerstreuten Truppen zu-

sammen zu bringen, um sich in den Stand zu setzen, seine lebhaft angegriffene Gränze zu vertheidigen.

Piennes, Gouverneur der Picardie, wurde zum General der französischen Truppen ernannt, und mit den berühmtesten Generalen seiner Zeit schickte man ihm auch den Ritter Bayard. La Palisse war neidisch auf den Vorzug, den man dem Herrn von Piennes gab, welcher ihm weder an Fähigkeit noch an Ruhm gleich kam; indessen herrschte damals die Gewohnheit, das Commando der Armee demjenigen Gouverneur zu überlassen, in dessen Provinz sie fechten sollte. Bayard schien eben so unzufrieden mit dieser Wahl. Piennes schätzte ihn, ohne ihn zu lieben, und liefs seiner Geschicklichkeit Gerechtigkeit widerfahren, ohne Vertrauen in ihn zu setzen. Es schien sogar, als ob das Beispiel der übrigen Generale ihm noch mehr Abneigung für diesen braven Mann einflöste, und, was immer ein Beweis von mittelmässigem Verdienst ist, Piennes befürchtete, man möchte den Rathgebungen des Ritters seine glücklichen Erfolge zuschreiben.

Die Gensdarmarie, bei welcher sich Bayard befand, versammelte sich, etwa zwölfhundert Mann stark, einige Tage früher, als die Infanterie, und näherte sich Terouene, welches die Feinde belagerten. In derselben Zeit ging der König von England vor dem Dorfe Tournehan mit zwölftausend Mann Infanterie vorüber, welche von keiner Cavallerie gedeckt war. La Palisse und Bayard hielten dies für eine günstige Gelegenheit, den König von England anzugreifen. Da der erstere darüber keine Vorschläge machen wollte, so sprach Bayard allein mit Piennes über diese Angelegenheit, und wurde von mehreren Officieren unterstützt, welche ihm die geringe Gefahr vorstellten, die damit verbunden wäre; im schlimmsten Fall, meinten sie, könnten sich die Gensdarmen ohne alle Mühe vor der Infanterie zurückziehen. Aber Piennes widerstand ihrer dringenden Vorstellung, und antwortete nur, daß die Befehle des Königs ihn aufforderten, sein Land zu erhalten, aber nicht Schlachten zu liefern.

Heinrich, welcher nicht wenig besorgt war, auf seinem Marsch beunruhigt zu werden, erfuhr mit großer Freude den Entschluß des Ge-

neral Piennes, und ging vor seinen Augen vorüber. Bayard bat, man möchte ihm wenigstens erlauben, den Nachtrab anzugreifen. Dies wurde gestattet. Er führte seinen Entwurf mit so viel Ordnung und Glück aus, daß er nicht nur eine Menge Feinde niederhieb, sondern auch eine von den großen Kanonen wegnahm, welchen der König von England die Namen der zwölf Apostel gegeben hatte. Die von Bayard eroberte hieß Johannes.

Durch Heinrichs Ankunft vor Terouene fand sich diese Stadt förmlich belagert. Crequi von Pontdormi war Gouverneur derselben; aber er hatte so wenig Truppen, und seine wiederholten Bitten um Munition und Lebensmittel waren so fruchtlos, daß kaum auf vierzehn Tage Vorräthe vorhanden waren, als die Feinde anrückten. Dieser Mangel an den nothwendigsten Provisionen würde für einen minder braven Mann, als Crequi von Pontdormi war, eine gültige Entschuldigung gewesen seyn; aber weit entfernt, darin einen Grund zur Capitulation zu finden, sprach er nur darum so nachdrücklich davon, damit er die Mittel zum Widerstand früher erhalten möchte.

Teligni, Seneschall von Rouergue, wagte einen Versuch, sich in die Stadt zu werfen. Es gelang ihm, und seine Ankunft vermehrte die Zahl der Truppen und die Hungersnoth. Bayard, welchen die schändliche Unthätigkeit Piennes müßig im Lager hielt, gerieth in die Versuchung, Teligni's Beispiel zu folgen; aber er änderte seinen Plan, als vom König der Befehl anlangte, die Festung um jeden Preis mit Lebensmitteln zu versehen. Seit dem letzten italienischen Kriege hatte man ein Corps Albaner in französischen Sold genommen, welches sich vorher gegen eben diejenigen ausgezeichnet hatte, welche es jetzt bezahlten. In raschen Unternehmungen waren sie unübertrefflich; Schnelligkeit war der eigenthümliche Character ihrer Nation, und eine lange Gewohnheit zu kriegen hatte Disciplin und Muth hinzugefügt. Fonterailles commandirte sie, und da er es darauf anlegte, ihnen einen gewissen Ruf zu verschaffen; so hatte er aus ihnen gerade das gemacht, was jetzt unsere Dragoner sind. Die Verproviantirung war beschlossen. Eine große Zufuhr von Lebensmitteln, Waffen und Pulver war in Bereitschaft. Fonterailles

wurde mit achthundert Albanern commandirt, von welchen jeder einen Sack mit Pulver und ein halbes eingefalzenes Schwein auf seinem Pferde hatte. Sie sollten sich durch eine von den Abtheilungen des Lagers durchschlagen, in vollem Galopp bis auf den Rand des Festungsgrabens eilen, sich daselbst ihrer Last entledigen, sich alsdann vereinigen, und die Höhe von Guinegasse gewinnen, wo die ganze Gensdarmrie sie erwarten wollte. Dies führte Fonterailles aus. Er ritt dreitausend Engländer über den Haufen, die sich bei seiner Rückkehr entgegenstellten, und erreichte die Gensdarmrie. Diese wollte sich eben nach einem so glücklichen Erfolg zurückziehen, als man zehn- bis zwölftausend englische Schützen, von fünftausend Mann deutscher Infanterie und mehreren Kanonen begleitet, in guter Ordnung zum Kampf anrücken sah. Der Kaiser und der König von England, von dem Marsch der Gensdarmrie unterrichtet, ohne ihre Absicht errathen zu können, detachirten diese Truppen auf entlegenen Wegen, jenseits Guinegasse, mit dem Befehl, auf ein gegebenes Zeichen nach dem Lager zurückzukehren, und der feindlichen

lichen Gensdarmarie den Weg abzuschneiden, während die beiden Fürsten sie von vorn mit ihrer ganzen Cavallerie angreifen würden. Bei Fonterailles Zurückkunft hatten die Franzosen ihre Helme abgenommen, waren vom Pferde gestiegen, und ruhten auf dem Grase. Mit einmal hiefs es: Zu den Waffen, zu den Waffen! Der grösste Theil war kaum zu Pferde, als er beim Anblick der grossen Anzahl Feinde sporenstreichs davon jagte, während der Herzog von Longueville, la Palisse und Bayard, welche sich unfähig fühlten, seinem Beispiel zu folgen, einige Gensdarmen zu versammeln suchten, um mit ihnen die Ehre der Nation zu retten, welche durch die schändliche Flucht ihrer Cameraden besleckt wurde. Diese drei Generale thaten Wunder; aber von der grossen Anzahl überwältigt, wurden der Herzog und la Palisse gefangen genommen; der letztere, eben so glücklich, als brav und entschlossen, fand Mittel, zu entfliehen. Nur der Ritter Bayard war übrig geblieben; und mitten in der Wuth des Kampfes hörte man ihn sagen: Wie? so entehren sich französische Gensdarmen? Meine Gensdarmen, meine Gefährten

haben mich verlassen, wie die Uebrigen? Er hatte nur noch funfzehn Mann; aber auch mit diesen bot er von Zeit zu Zeit die Spitze und zwang die Feinde Halt zu machen, bis er eine Brücke erreicht hatte, welche zwei Reuter nur mit Mühe zusammen passiren konnten. Von hier aus schickte er einen Schützen in vollem Galopp an die Chefs der Gensdarmen, um ihnen sagen zu lassen, daß er die Feinde eine halbe Stunde aufhalten könnte. Wende dich, sagte er zu dem Schützen, vorzüglich an la Palisse, wenn du ihn finden kannst; er wird nicht nicht in der Gefahr verlassen und unsere Ehre zu retten versuchen. Aber dieser General hatte, nachdem er den Engländern entkommen war, auf seinem Wege nur Fliehende gefunden. Vergeblich gebrauchte er Bitten, Vorwürfe, Drohungen, um sie zum Stehen zu bringen. Die betäubten Gensdarmen folgten nur ihrer Furcht und gaben einen Belag zu der Wahrheit, daß der Muth bisweilen eben so sehr von Begebenheiten und Umständen abhängt, als vom Herzen und der Entschlossenheit des Geistes.

Diese von allen Seiten fliehenden Truppen waren eben die, welche mit ungleichen Kräften so viele Siege über diejenigen davon getragen hatten, welche sie jetzt zur Flucht brachten. Als la Palisse sahe, daß sich von den Gensdarmen nichts erwarten ließe, so sprengte er nach Blangis, wo die Infanterie zurückgeblieben war; in der Besorgniß, daß die Cavallerie durch die Unordnung, worin sie gerathen war, sie mit ihrer Furcht anstecken möchte. Unterdessen fuhr Bayard fort, den Andrang der Engländer auszuhalten, indem er seine Gensdarmen durch sein Beispiel und die Hoffnung einer baldigen Hülfe aufmunterte. Sobald der Kaiser und der König von England der Brücke näher kamen, bemerkten sie die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger, und befahlen den Gensdarmen der Franche-Comté den Fluß zu passiren, um ihnen in den Rücken zu fallen, während sie mit den Schützen anrücken und die Feinde mit Pfeilen verjagen wollten. Der Ritter warf einen Blick auf sein Lager, und entdeckte in der ganzen Ebene keinen, der ihm zu Hülfe kommen konnte. Dagegen bemerkte er, daß die feindlichen Gens-

darmen über und unter der Brücke den Fluß passirt hatten, und ihn in großer Anzahl umgeben wollten, während die englischen Schützen ihrerseits mit starken Schritten anrückten.

Kinder, sagte er zu seinen Gefährten, ich will euch nicht für nichts und wieder nichts in Stücken hauen lassen. Fliehen können wir nicht. Ergeben wir uns also an die Gensdarmen, welche auf uns loskommen; ihr wißt, daß die englischen Schützen keinen Pardon geben! Hierauf trennten sie sich, und jeder ergab sich an einen Feind von seiner Wahl. Bayard, den sein Glück nie verließ, bemerkte von weiten einen reichgekleideten Gensdarmen, der, weil er sah, daß es nichts zu kämpfen gab, und kein Vergnügen darin fand, wehrlose Leute gefangen zu nehmen, am Fuße eines Baumes abgestiegen war, und seinen Helm abgenommen hatte, um auszuruhen. Der Ritter jagte gerade auf ihn los, sprang vom Pferde, setzte ihm den Degen auf die Brust, und sagte: Ergieb dich, Gensdarm, oder ich tödte dich. Er staunt und außer sich, weil er nicht anders glauben konnte, als daß die Franzosen au-

genblickliche Hülfe erhalten hätten, und seine Gefährten niedergemacht wären, gab er dem Ritter seinen Degen, und ward sein Gefangener, indem er sich nach dem Namen seines Siegers erkundigte. Ich bin, antwortete dieser in einem milderen Ton, der Capitain Bayard, der euch euern Degen mit dem seinigen zurückgiebt, und euer Gefangener wird. Der feindliche Gensdarme, von einem so seltsamen Abentheuer überrascht, begab sich mit Bayard ins Lager, ohne zu wissen, wer von beiden der Gefangene wäre. Sobald der Kaiser Bayards Ankunft erfuhr, schickte er zu ihm, und empfing ihn darauf mit sehr viel Güte. Veränderte Gesinnungen und die letzten glücklichen Ereignisse hatten seine Abneigung vor den Franzosen vermehrt. Er zog den Ritter auf.

Als wir zusammen fochten, lieber Bayard, sagte er, da naht ihr nie die Flucht.

Hätte ich es erst heute gelernt, antwortete der Ritter, so würde mir Eure Majestät keinen Vorwurf darüber machen.

Auch versteht ihr nicht, euch gefangen nehmen zu lassen, fügte der Kaiser hinzu. — Der König von England trat in diesem Au-

genblick herein, und dem Geiſt ſeiner Nation gemäß, welche beſſer als jede andere das Verdienſt zu ſchätzen verſteht, lobte er Bayard, und verſicherte ihn ſeines Schutzes und ſeiner Achtung. Aber was eure Gensdarmen betrifft, ſagte er, ſo habe ich keine groſſe Meinung von ihnen; mit Unrecht haben ſie ihres Rufs geſoffen. Sind ſie nicht vor fünfshundert Mann Cavallerie geflohen, welche nicht ein Drittel ihrer Anzahl ausmachten? — Ja, erwiderte Bayard; aber dies Drittel war von ſiebzehn bis achtzehn tauſend Mann Infanterie unterſtützt, und unfere Leute, überraſcht und beinahe entwaſſnet, hatten noch obendrein den Befehl, ſich in keinen Kampf einzulaffen. — Niemals ſagte der Kaiſer, hab' ich ſo viel Gehorſam geſehen. — Um das Unangenehme dieſer Unterhaltung zu verſüſſen, ſagte der König von England zu Bayard: brave Leute, wie er, wären überall ſelten, und ihr Beiſpiel reichte nicht immer hin, einen groſſen Schwarm bei der Stange zu erhalten. Wären alle euch ähnlich, fügte der Fürſt hinzu, ſo würden wir bald genöthigt werden, die Belagerung dieſer Feſtung aufzuheben. Glücklicherweiſe ſeid

ihr unfer Gefangener, und ich werde mich wohl hüten, euch eher wieder loszulassen, als bis ich die Feflung eingenommen habe. Gefangener! erwiderte Bayard; das ift nicht ganz ausgemacht. Ich nahm den Gensdarmen, der mich hierher gebracht hat, gefangen, eh ich mich ihm ergab, und ich hatte fein Wort, ehe er das meinige erhielt. — Man liefs die Waffenkönige kommen, welche, da fie einen fo außerordentlichen Fall nicht hatten vorherfehen können, darüber nichts feßgefetzt hatten. Sie wagten keinen Ausfpruch; und die beiden Gefangenen baten den Kaifer und den König von England, ihr Schickfal zu entfcheiden.

Maximilian, auf welchen Bayards Gegenwart Zeit gehabt hatte, die gehörige Wirkung zu thun, entfchied, dafs, da der Ritter das Wort des Feindes gehabt hätte, eh er feinen Degen übergeben, ihr Verfprechen fich gegenseitig aufhobe. „Ich lafs es mir „gefallen,“ fagte der König von England; „aber ich erfuche den Ritter Bayard, da „er unfer Lager und unfere Werke gefehen hat, eine Reife von sechs Wochen in „die Niederlande zu machen, eh' er zur Ar-

„mee zurückkehrt. Der Kaiser mag seine Befehle so stellen, daß er diese Reise mit Vergnügen mache.“ — Der Ritter gelobte Gehorsam, und verließ das feindliche Lager mit den Lobeserhebungen und Geschenken beider Fürsten überhäuft. In der ersten Stadt, wo er anhielt; kamen ihm mehrere Engländer entgegen, und bewiesen ihm so viel Ehre, als ob er einer von den Anführern ihrer Nation gewesen wäre. Sie begleiteten ihn überall, und wollten ihn im Namen ihres Königs frei halten.

Die Engländer verfuhrten so auf den geheimen Befehl ihres Königs, der von den Kränkungen unterrichtet, welche Bayard im französischen Dienste gelitten hatte, ihn gern in den seinigen ziehen wollte. So sehr sich auch der Ritter bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet hatte, so hatte doch der französische Hof wenig oder gar nichts für ihn gethan und sein Ruhm war bisher seine größte Belohnung gewesen. Zwar commandirte er eine Compagnie Gensdarmen; aber die Einkünfte derselben wurden dem Herzog von Lothringen gegeben, während mehrere von denen, die unter Bayard gedient hatten, theils am Hofe,

theils in der Arme höher avancirt waren. Er murrte darüber nicht, und man glaubte ihn unzufrieden, weil er Urfach hatte es zu seyn.

Sobald sich die Engländer über die Absichten ihres Herrn erklärten, antwortete er: Seine Geburt bände ihn unauflöslich an Frankreich; sein Eifer wäre die Wirkung seiner Neigung, und seine Dienste die Folge seiner Pflicht; freilich schiene der Hof seinen Angelegenheiten nicht alle die Aufmerksamkeit zu schenken, welche er zu erwarten berechtigt wäre; aber später oder früher würde man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen; sein Vermögen habe er im Dienste nicht zugefetzt, da die Wohlthaten des Königs ihn sogar in die, für einen rechtschaffenen Mann einzig wünschenswürdige, Lage gesetzt hätten, das Unglück Anderer zu erleichtern.

Indessen ward Terouene eingenommen, und auf diese Eroberung folgte die von Tournai, welches die Einwohner selbst vertheidigten.

gen wollten. Bayard hatte Gelegenheit sich in die Stadt zu werfen; aber sein dem König von England gegebenes Wort verhinderte ihn.

Die Fortschritte der beiden allirten Fürsten würden den französischen Hof mehr beunruhigt haben, wenn nicht jeder von ihnen, so einig sie auch dem Schein nach waren, verschiedene Zwecke verfolgt hätte. Der König von England gab alle Kosten zum Kriege her, und der Kaiser erntete alle Vortheile desselben. Terouene und Tournai vorzüglich kamen ihm weit mehr zu statten als seinem Allirten. Der französische Hof hatte einige von den Personen in Sold, die den König von England umgaben. Diese machten ihn aufmerksam darauf, und brachten ihn glücklich dahin, sich gegen den Kaiser darüber zu erklären, wie ungerecht es sey, daß er noch länger die Kosten zu einem Kriege hergäbe, der für ihn keinen andern Vortheil haben könnte, als den, sich die Feindschaft eines mächtigen Königs zuzuziehen. Auch der Pabst, welcher die Erhebung des Oestreichischen Hauses und vorzüglich seine Macht in Italien zu fürchten Urfach hatte,

setzte heimliche Agenten bei dem König von England in Bewegung; Agenten, die er, wie sein Vorgänger, an allen europäischen Höfen unterhielt.

Der Herzog von Longueville, der seit der Schlacht bei Guinegasse als Gefangener in London lebte, und auf alles, was ihm seine Freiheit wieder geben konnte, sehr aufmerksam war, benutzte einen Augenblick den Kaltsinn des Königs gegen den Kaiser, um von dem ungemessenen Ehrgeiz dieses Fürsten, von dem Eigennutz, der ihn beherrschte, vorzüglich aber von seiner Unbeständigkeit zu reden, welche alle diejenigen preisgäbe, die sich mit ihm verbänden. Er zeigte, daß Frankreich, mit England vereinigt, allein die Fortschritte eines Hauses aufhalten könnte, dessen ganze Macht auf den spanischen Prinzen Carl, Enkel Maximilians, zurück fallen, und ihn dadurch, daß er Herr von Italien, den Niederlanden, Spanien und dem römischen Reiche werde, in den Stand setzen müßte, alle benachbarte Nationen zu unterjochen. Dieser, dem jungen Carl zugesicherte hohe Grad von Macht, hatte dem König von England bisher mehr Freude als

Unruhe verursacht. Er hatte als erste Bedingung seines Tractats mit Spanien und dem Reiche gefordert, daß Carl seine Tochter Maria heirathen sollte. Die Mittel, auf welche sich die Politik am meisten stützt, bringen indessen bisweilen Wirkungen hervor, welche ihren Absichten ganz entgegen gesetzt sind; und so ward dieser Artikel, die erste Ursache des Tractats, eine Ursache des Bruchs. Da der König von Frankreich sich nicht anders gegen seine Feinde vertheidigen konnte, als dadurch, daß er sie trennte; so ließ er dem König von Spanien Madam Renate, seine zweite Tochter, zur Gemahlin seines Enkels Carl antragen, dem er alle seine Rechte auf das Mailändische und auf Genua abzutreten versprach. Diese Bedingung war allzu vortheilhaft für Ferdinand, als daß ihm wegen seines, dem König von England geleisteten Versprechens, das geringste Bedenken hätte übrig bleiben können; und als dieser auf die Erfüllung desselben drang; so machte man ihm statt aller Antwort die Verbindung bekannt, in welche man mit dem König von Frankreich treten wollte. Heinrich betrachtete dies als eine doppelte Verrätherei; es

hiefs ihm, seiner Tochter einen Gemahl rauben und ihm selbst der Rache eines so aufgebrachten Feindes preis geben, als Ludwig war. Er beklagte sich bitter und schwur, die seiner Tochter angethane Schmach zu rächen. Der Herzog von Longueville, der sehr häufig mit ihm Ball spielte, nahm ihn immer mehr gegen den König von Castilien ein. Geschickt benutzte er seine Zärtlichkeit für seine Tochter, und erbitterte ihn um so mehr, indem er sie bei weitem mehr beschimpft und gefühlvoller darstellte, als sie beides wirklich war. Und als der Herzog den Wunsch, sich zu rächen, stark genug in ihm angefaßt hatte, gab er ihm zu verstehen: das einzige Mittel zum Zweck zu gelangen und die Ehre der Prinzessin zu retten, wäre, mit dem Hause Oestreich, vorzüglich aber mit dem König von Castilien zu brechen. Ludwig, gegenwärtig Wittwer, und voll Verlangen, einen Sohn zu haben, der ihm folgen könnte, wäre sehr geneigt, sich wieder zu verheirathen, und eine so große Verbindung würde der Prinzessin Maria weit mehr zu statten kommen, als der junge Carl, welcher nach den albernen Grundsätzen Spaniens wäre erzogen

worden, die dem Glück und der Freiheit der Weiber so sehr entgegen wären. Heinrich willigte in Alles. Ludwig billigte das Verfahren des Herzogs. Die Prinzessin wurde nach Frankreich gebracht. Die Heirath und der Allianztractat wurden zu gleicher Zeit geschlossen, zum großen Erstaunen des Königs von Castilien, welcher sich in dem alleinigen Besitz der Kunst glaubte, seine Feinde zu hintergehen.

Der mit England geschlossene Friede setzte Ludwig in den Stand, Spanien den Krieg anzukündigen. Er konnte zu Jean d'Albrets Vortheil mit Navarra anfangen; aber indem sein persönlicher Vortheil die Oberhand behielt, bestimmte er seine Zuerüstungen für das Herzogthum Mailand. Der Tod überraschte ihn mitten in diesem Plan, welchen bald darauf der Graf von Angouleme unter den Namen Franz des Ersten ausführte.

Der Ritter Bayard hatte unter diesem jungen Monarchen gedient, und wurde von ihm besonders geschätzt. Seine Freunde hofften, der neue König würde einen Mann befördern, welcher unter der vorigen Re-

gierung allzusehr vernachlässigt worden war; und dessen Beförderung und Glück ganz Frankreich wünschte. Franz der Erste, minder weise, aber weit freigebiger als sein Vorgänger, dachte wirklich darauf, die Verdienste der Generale zu belohnen, welche unter Ludwig den Zwölften gedient hatten; nicht als ob dieser Fürst sie weniger gekannt hätte, aber es sey nun nothwendige Sparsamkeit (wie die ungemeine Güte Ludwigs voraussetzen läßt) oder Liebe zum Geld daran Schuld gewesen; genug er gab ihnen selten etwas anders als Lobeserhebungen. Seit der Zurückkunft der französischen Truppen aus Italien, hatte Ludwig dem Ritter Bayard die Stelle eines Generallieutenants in der Dauphiné gegeben, ohne nur daran zu denken, ihm auch die Einkünfte derselben zu bewilligen. Franz der Erste bewilligte sie ihm in den ersten Tagen seiner Regierung, mit sehr vielen Beweisen der Auszeichnung, und verlangte, daß er auf der Stelle von seiner neuen Würde Besitz nehmen sollte, wiewohl unter der Bedingung, daß er bald zurückkehren und sich an die Spitze eines beträchtlichen Truppencorps stellen sollte, dessen

Commando er für ihn bestimmte. Man sah also in der Dauphiné einen Mann als Gouverneur der Provinz ankommen, der von gemeinen Adel war, sehr wenig Vermögen hatte, und niemals andere Beschützer und Stützen kannte, als seine Talente und seine Aufführung.

Die Erhebung des Ritters Bayard gab Stoff zu mancherlei Betrachtungen über die Ungerechtigkeit derjenigen, welche den Dienst als einen Ruin des Adels anzusehen gewohnt sind. Verschwendung, närrische Eitelkeit, Müßiggang, Muthwillen und Luderlichkeit sind die einzigen Ursachen der schlechten Umstände der meisten Officiere. Es ist ausgemacht, daß der Staat weniger thut, um die Dienste zu bezahlen, welche ihm geleistet worden sind, als die Oekonomie allgemeinet, so würden der Klagen weniger seyn.

Für Bayard war noch eine andere Belohnung aufbehalten, als diejenige, welche in dem Posten selbst lag. Diese bestand darin, daß in seinem Vaterlande sein Glück keinen Neid erregte, und daß alle diejenigen, welche durch die Geburt seinesgleichen waren,

ren, sich ihm mit Freuden unterwarfen. Sein Glück benutzte er zunächst zum Wohl der Provinz und der Hauptstadt Grenoble insbesondere. Das Schloß seiner Väter lag noch lange in Trümmern, als er schon auf seine Kosten mehrere den Einwohnern der Dauphiné nützliche Gebäude errichtet hatte.

Das Getümmel des Krieges endigte diese dem Ritter so angenehme Beschäftigung. Er mußte sich mit seiner Compagnie Gensdarmen und viertausend Infanteristen nach den Gränzen des Marquisats von Saluzzo begeben, welches seit einiger Zeit von den Schweizern, Frankreichs gegenwärtigen Feinden, und den spanischen Truppen, welche Prosper Colonna commandirte, besetzt war. Bei seiner Ankunft erfuhr Bayard, daß die Wege über Mont-Cenis und Mont-Genèvre, die einzigen, auf welchen man Artillerie transportiren konnte, von den Feinden besetzt, und daß folglich alle Wege nach Italien so gut als verschlossen wären. Indessen hatte sich das französische Heer versammelt, und der König war bereits in Lyon angekommen. Tagtäglich berathschlugte man, ob man mit den Schweizern unterhandeln oder versu-

chen wollte, einen Durchmarsch zu erzwingen; aber je mehr man über diese Mittel nachdachte, desto zweckwidriger fand man sie. Bayard, der auf neue Befehle von Seiten des Königs wartete, campirte auf Bergen, von wo aus er Spione unter die Feinde schickte, um eine genaue Kenntniss der Posten zu erhalten, welche sie besetzten, und um bestimmt zu wissen, ob es nicht möglich wäre, sie anzugreifen. Als er zuletzt erfuhr, daß ein savoyischer Edelmann Namens Carl von Saliers, Graf von Moret, welcher von seinem Herrn an den König von Frankreich abgeschickt war, sich anheischig machte, die Armee durch das Thal Barcelayetta über die Berge zu führen, so flog er zuerst auf einem Wege, den man jetzt die Dragonerie nennt, in die Ebene, und quartirte sich zu Savilliano mit seinen Gensdarmen ein. Der Marschall la Palisse, Trivulce, Lautrec und Pierre Navarre recognoscirten zuerst die vom Grafen von Moret angezeigten Wege, und kamen dann mit ihren Truppen in Savigliano an, wo Bayard schon lange war. Bayard erfuhr, daß Prosper Colonna, dem man eines Tages seine Thätigkeit und

Wachsamkeit rühmte, sich anheischig gemacht hätte, ihn in kurzen wie einen Vogel im Bauer wegzunehmen; und von dem Augenblick an, hatte er den Entwurf gemacht, ihn selbst aufzuheben. Alle Maafsregeln waren genommen, als der Marschall la Palisse und die andern Generale anlangten. Meine Herrn, sagte er zu ihnen, es ist leicht, Prosper Colonna mit seiner ganzen Cavallerie aufzuheben; aber wir müssen auf der Stelle marschiren; denn sonst verläßt er Carmagnola, wo er sich gegenwärtig befindet, oder die Schweizer, welche einige Meilen von dieser Stadt campiren, gewinnen Zeit, zu seiner Unterstützung herbei zu eilen.

Der Marschall la Palisse entschied, daß man den folgenden Tag mit Tagesanbruch den Marsch antreten wollte, und die Uebri- gen waren seiner Meinung. Der Connetable von Bourbon, den Bayard mit seinem Plan bekannt gemacht hatte, willigte um so mehr in die Ausführung desselben, da er mit dem Gouverneur von Carmagnola in Einverständ- niss war, und versichert seyn konnte, daß diese Festung an die Franzosen übergehen würde, sobald sie sich nur an den Fuß ihrer

Mauern gezeigt hätten; die Uebrigen mißtrauten einem Mann, der des Verraths fähig wäre, und beschloßen alle mögliche Vorsichtigkeit bei dieser Unternehmung anzuwenden. Bayard trat an der Spitze seiner Compagnie den Marsch zuerst an, damit die in der Gegend verbreitete Spione dem spanischen General, nur von ihm berichten möchten. Dies geschah. Gut, daß er kommt, antwortete der General denjenigen, die darüber mit ihm sprachen; er wird mich in den Stand setzen, mein Wort zu halten. Indessen brach Prosper Colonna noch an demselben Tage auf, um einem Kriegesconfeil beizuwohnen, welches zu Pignerol gehalten werden sollte. Alle Augenblicke erhielt er Nachricht von dem Feinde; da er ihn aber verachtete, so marschirte er langsam und ohne alle Vorsichtigkeit, und blieb sogar zu Villa-Franca, um zu Mittag zu essen. Der Gouverneur von Carmagnola benachrichtigte Bayard davon. Villa-Franca war ein schlechter Ort. Man beschloß den spanischen General daselbst zu umzingeln, und ihn ohne Umstände aufzuheben. Bayard war bisher voran marschirt; aber der Marschall von

Chabannes befand für gut, hundert Schützen voraufzuschicken, welche von dem braven Inbercourt angeführt wurden, der sich der Stadt auf eine Viertelmeile näherte, und sich darauf in einem kleinen Gehölz, das er unterwegs fand, in Hinterhalt legte. Bayard folgte unmittelbar auf ihn, und dann kamen bei einem und demselben Corps der Marschall von Chabannes, d'Aubigni, Büffi d'Amboise und Anne de Montmorenci mit ihren Compagnien, welche zusammen ungefähr funfzeshundert Mann Cavallerie ausmachten.

Unmöglich konnte ein so bedeutendes Truppcorps bei hellem Tage ein so ebenes Land durchziehn, ohne entdeckt zu werden. Jeden Augenblick kündigte man dem spanischen General die Gefahr an, die ihn bedrohte; aber er behauptete, daß dies nur Bayards Compagnie seyn könnte, und als er sahe, daß man hartnäckig auf das Gegentheil bestand, sagte er zornig: „Haben die Franzosen denn Flügel? Wir werden sie zeitig genug sehen.“ In diesem Wahn begab er sich in die Kirche, um die Messe zu hören. Mehrere Personen, auf deren Gesicht alle Schrecken ausgedruckt waren, versicherten

ihn, der ganze Weg von Carmagnola bis Villa Franca wäre mit französischen Gensdarmen besetzt. „Ich glaube davon nichts,“ antwortete er; „aber ich will, euch zu Gefallen und um euch meine Sicherheit zu zeigen, zwanzig Reuter recognosciren lassen und mich zu Tische setzen.“ Kaum war der General in sein Quartier zurückgekommen, als die zwanzig Reuter in vollem Galopp zurückkamen, nachdem sie dem französischen Vortrab gesehen hatten. Bayard, welcher sie sahe, rief: „Auf, Gensdarmen! wir müssen mit ihnen zugleich ankommen.“ Zwei Edelleute, der eine aus der Normandie, Beauvais der Brave genannt, der andere aus der Picardie, Namens Hallancourt, folgten ihnen in Carriere, und als die Feinde das Thor zumachen wollten, stießen sie mit ihren eingelegten Lanzen so kräftig dagegen, daß Hallancourt von dem Gegenschlag vom Pferde in den Graben geworfen wurde. Glücklicher als sein Gefährte klemmte Beauvais seine abgebrochene Lanze zwischen die beiden Flügel des Thores und verhinderte dadurch das Zumachen. In diesem Augenblick kam Inbercourt mit seiner Compagnie

an, sprengte die Wache auseinander, welche am Eingang der Stadt angebratht war, ging hinein und rief: Es lebe Frankreich! Sobald Bayard, der Marschall la Palisse und die übrigen Generale angekommen waren, umgab man die Wohnung des Prosper Colonna, wo er sich in Vertheidigungsstand gesetzt hatte, noch immer in dem Wahn, daß er es nur mit Bayard zu thun hätte. Als er endlich von dem obern Stockwerk seines Hauses die Menge der Truppen sah, die es umgaben, so ergab er sich mit dem Grafen von Policastro und mehreren andern Officieren von Bedeutung, die sich auf den Ruf seiner Thätigkeit und Einsicht verlassen hatten. Der Marschall la Palisse, dem man zunächst den feindlichen General vorstellte, empfing ihn mit aller Auszeichnung, die einem Mann von seinem Stande und seiner Geburt zukam. Man bemerkte indessen, daß die Gegenwart des Ritters, der einen Rath gegeben hatte, welcher ihm seine Freiheit und seinen Ruf kostete, ihn in einem so hohen Grad kränkte, daß er nie die Augen auf ihn richtete, und daß er seit diesem Augenblick nachsichtiger wurde, als er bisher gewesen war. Freilich zwang

ihn eine traurige Erfahrung zu dem Geständniss, daß eine zur Gewohnheit gewordene Wachsamkeit und die Keckheit, welche sie einflößt, uns bisweilen in Gefahr bringen.

Die Beute, welche die französischen Truppen bei dieser Gelegenheit machten, war unschätzbar. Prosper Colonna verlor dabei für sich mehr als hundert und funfzigtausend Thaler in baarem Gelde und silbernen und goldenen Geschirren; denn dieser General liefs sich mit einer mehr als königlichen Pracht bedienen. Man eroberte zugleich sechs- bis siebenhundert aufgeschirrte Pferde, unter welchen vierhundert von spanischer Race waren. Die Reichthümer der Stadt wurden der Antheil des Siegers. Während die französischen Truppen mit der Beute beschäftigt waren, bemerkte Bayard, daß zwei Albaner, die dem Nachsetzen entgangen waren, den Weg nach Coni genommen hatten, wo die Schweizer campirten. Es war um die französische Gensdarmarie geschehen, wenn diese sie in der Unordnung angetroffen hätten, worin sie der Eifer zu plündern gebracht hatte. Sie versammelte sich bald und verließ Villa-Franca, als die Schweizer

einrückten. Diese konnten keine Cavallerie verfolgen. Die Franzosen kamen also nach Fossano, wo die Gefangenen und die Beute in Sicherheit gebracht wurden.

Wankend gemacht durch die Gefangennehmung Prosper Colonna's und seiner Gensdarmmerie weigerten sich die Schweizer auf ihren Posten im Piemontesischen und dem Marquisat von Salluzzo zu bleiben, als sie die Nachricht erhielten, daß der König mit seiner ganzen Armee die Alpen passirt hätte und gegen sie im Anmarsch wäre. Eiligst verließen sie ihr Lager, gaben ihm alle Städte, vom Eingang ins Piemontesische bis an das Gebiet von Mailand preis, und erwarteten ihn erst bei Monza am Lambro. Hier ließ ihnen der König vortheilhafte Vorschläge thun, welche sie annahmen; als sie aber ihr Versprechen nicht hielten, kam es zu einer Schlacht.

Bayard hatte gleich zu Anfang den Vorschlag gethan, ein von der übrigen Armee abgefondertes Schweizercorps anzugreifen, aber der König, welcher auf seine Unterhandlungen mit den Schweizern rechnete, wollte nicht einwilligen, und als ihm der Rit-

ter nach ihrer Verrätherei an diesen Vorschlag erinnerte, antwortete er: Ich glaubte, diese Leute wären zuverlässig, und in diesem Wahn würd' ich ihnen doppelt so viel gegeben haben, als sie forderten, wenn ich es dadurch in meine Gewalt bekommen hätte, das Blut meiner Unterthanen zu sparen. Eine Erklärung, welche eines Königs würdig ist, der sein Volk als Vater liebt, und welche Franz vor der Schlacht wirklich gab. Leider modificirte die Freude über den ersten Sieg sie so sehr, daß in der Folge die traurigsten Niederlagen nicht im Stande waren, ihn daran zurück zu erinnern. — Als sich das Heer in Schlachtordnung gestellt hatte, befand sich der Ritter im Vortrab, welchen der Connetable von Bourbon anführte. Sie sahen die Unordnungen, in welche die Schweizer die deutsche Infanterie gesetzt hatten, und machten sie mit ihrem Blute wieder gut. Die Zügel und die Kopfbedeckung des Pferdes des Ritters wurden durch Säbelhiebe und Piquenstöße in den letzten Ausfall, welchen er machte, zerstört. Das Gebiß fiel nieder. Das freigewordne Pferd trug seinen Herrn in ein grosses Schweizerbataillon,

welches es von einem Ende zum andern durchlief. Glücklicherweise brach die Nacht ein. Nachdem der Ritter allen Gefahren entgangen war, befand er sich unter stark belaubten mit Weinstöcken umgebenen Bäumen, wo sein Pferd still stand. Er stieg ab, warf seinen Helm und alles, was ihm an seiner Rüstung hinderlich werden konnte, weg, und kroch auf Händen und Füßen nach der Seite hin, wo seine Truppen seyn mußten. Mehr als einmal blieb er auf diesem beschwerlichen Marsch stehen, um nicht von den Schweizern bemerkt zu werden. Endlich kam er ganz erschöpft an einen Ort, wo er Frankreich! rufen hörte. Er erzählte dem Herzog von Lothringen seine Abentheuer. Dieser gab ihm ein Pferd. Andere brachten ihm Waffen, und so befand er sich bald wieder in einem Zustand unter den Augen seines Königs zu kämpfen, der nicht weit von da auf der Lavette einer Kanone schlief, einem Schweizerbataillon so nahe, daß man genöthigt war das Licht auszulöschen, aus Furcht, es möchte ihn den Feinden zeigen.

Die Schlacht fing den folgenden Tag mit Tagesanbruch wieder an. Bayard that neben

den übrigen Wunder der Tapferkeit, welche von seinem Souverain bemerkt wurden. Nach erhaltenem Siege wollte der König von seiner Hand zum Ritter geschlagen werden. Zu diesem Entzweck versammelte er die vorzüglichsten Generale seiner Armee, machte ihnen große Lobeserhebungen für die Tapferkeit, die sie bewiesen hatten, sagte ihnen, er glaubte seine Pflicht gethan zu haben, und erklärte darauf seinen Wunsch, nach alter Weise zum Ritter geschlagen zu werden. Darauf wandte er sich zu Bayard: Ich kenne keinen in der Armee, sagte er, der so allgemein geschätzt würde, als dieser Ritter: ich will die öffentliche Stimme in ihm ehren. Ja, Bayard, lieber Freund, fügte der König hinzu, von eurer Hand will ich heute zum Ritter geschlagen werden, weil derjenige, der sich in so vielen Schlachten und Stürmen, immer als einen vollkommenen Ritter gezeigt hat, am meisten berechtigt ist, andere dazu zu machen. — Voll Achtung blickte Bayard auf die den König umgebenden Fürsten und Herrn, und antwortete: Ein so hoher Grad von Ehre käme nur ihnen zu; und nie würde er es wagen,

ihn in ihrer Gegenwart anzunehmen. Erbaut von dieser Bescheidenheit, ersuchten sie ihn, dem König zu gehorchen. Bayard meinte zwar, ein großer Monarch, wie er, wäre ein geborner Ritter über alle Ritter in der Welt; aber als der König sagte: Ich verlange es, Bayard; gehorchet! so erwiderte er: Sire, wenn es mit einennmal nicht genug wäre, so würd' ich es tausendmal thun, um nicht dem unumschränkten Willen meines Herrn zu widerstreben. Der König kniete darauf nieder, Bayard zog sein Schwerdt, schlug ihn mit der flachen Klinge auf den Nacken und wiederholte dabei folgende unvorbereitete Worte: „Sire, es sey so gut, als „ob es Roland wäre, oder Oliver Gottfried, „oder Baldowin, sein Bruder. Warlich ihr „seyd der erste Fürst, den ich zum Ritter schla- „ge. Der Himmel gebe, daß ihr im Kriege „die die Flucht nehmet.“ — Dann blickte er mit kindlicher Freude auf sein Schwerdt; mit einer Freude, wie sie ein einfaches Gemuth in einer solchen Lage denken kann und sagte: Du bist sehr glücklich, mein liebes Schwerdt, einem so tugendlichen und mächtigen König heute den Ritterschlag gegeben

zu haben. Warlich, mein gutes Schwerdt, als Reliquie wirst du aufgehoben werden, und vor allen andern Schwerdtern geehrt seyn, und nie will ich dich anders führen, als gegen Türken, Sarazenen und Mauren.

Nach dieser Ceremonie machte der König Anstalten zum Einmarsch in Mailand. Der Connetable von Bourbon und Pierre von Navarra bemühten sich es einzunehmen; dieser durch seine Minen, jener durch beträchtliche Geldsummen. Die Wirkung der letzteren war weit schneller, als die des Pulvers. Durch die Uebergabe der Festung war der König Herr vom Herzogthum Mailand, wo, bald nach seiner Rückkehr nach Frankreich, der Kaiser in eigener Person mit einer grossen Armée angriff.

Der Connetable von Bourbon, Vicekönig im Mailändischen, zog sich mit allen seinen Truppen in die Hauptstadt zurück, weil er nicht stark genug war, im Felde zu bleiben. Nur wenigen Parthien erlaubte er, sich in die umliegende Gegend zu verbreiten. Bayard führte sie beinah alle an, näherte sich so viel als möglich dem Lager des Kaisers, machte vor seinen Augen Gefangene, und zeigte

ihm, daß er nach Italien nicht das Glück mitgebracht habe, welches er in den Niederlanden gemüßbraucht hatte. Der Connetable hielt sich in Mailand gegen alle Angriffe des Kaisers, dem er mancherlei Abbruch that. Sobald er aber sah, daß der römische Hof den König betrog, und daß dieser Fürst, zu wenig auf seiner Huth gegen die Intrigue desselben, das mailändische Gebiet verlieren würde, so legte er freiwillig seine Stelle als Vicckönig nieder und zog sich nach Moulins, der Hauptstadt von Bourbon, zurück, eine Provinz, die ihm ausschließend gehörte. Bayard, dem er alle seine Entdeckungen über das Verfahren des Pabstes und die Nachlässigkeit des Königs, der sich von Luise von Savoyen, seiner Mutter, regieren ließ, mittheilte, verließ zugleich Italien, um sich in seine Provinz zu begeben. Hier unterhielt der Connetable, dem der Hof sehr viel Ursache zur Unzufriedenheit gab, einen vertrauten Briefwechsel mit ihm; und als er erfuhr, daß der König den Ritter Bayard forderte, so bat er ihn, über Moulins zu gehen, wo er ihm sein Herz mit allem Vertrauen öffnete, das die Tugend einflößt, und ihm den Auftrag

gab, mit dem König von seinen Beschwerden zu sprechen und ihn an die vertraute Freundschaft zu erinnern, welche zwischen dem König und ihm statt gefunden hätte, als Ludwig damit umgegangen wäre, sich zum zweitenmale zu verheirathen, und ihn, wo möglich auf immer, vom Thron zu entfernen. Zugleich sprach er mit ihm von seinen Beforgnissen für die Zukunft, wofern der König nicht die Parthei zerflörte, welche seine Feinde zu machen angingen. Man wollte ihm bald darauf alles nehmen, was er befaß, bis auf seine Geburt und seltnen Tapferkeit. —

Der Ritter seinerseits machte den Prinzen darauf aufmerksam, daß seine Entfernung vom Hofe nicht das beste Mittel wäre, seine Angelegenheiten daselbst in einen besseren Gang zu bringen; daß seine Geschicklichkeit und große Erfahrung im Kriege keine Ansprüche im Frieden gäben; daß die Minister sehr selten diejenigen aussuchten, die sich entfernten, so brauchbar sie auch seyn mögten. Die Erfahrung bewiese, daß sie die Aufrechterhaltung ihres Ansehens dem Interesse des Staats vorzögen, und daß sie, gewohnt alles nach ihren jedesmaligen Launen zu beurtheilen,

lén, nur in denjenigen Talente voraussetzen, welche sie mit ihrer Wahl beehrten. Man kann, fügte er hinzu, die Maxime nicht genug wiederholen, welche der Ungerechtigkeit der Minister ihre Entstehung verdankt: — daß ein in Ungnade Gefallener ein Mensch ohne Verdienst ist. Nie hat man am Hofe einen aufrichtig bedauert. Anmaßung und die Miene der Gunst stehen durchaus über Fähigkeit, Eifer und Dienste. — Der Connetable versprach dem Ritter, seinem Rath gemäß an den Hof zurückzukehren, und war nicht wenig vergnügt, seine Ankunft durch einen Freund ankündigen zu können, der im Stande war, ihm wirklich nützlich zu werden.

Ehe der Connetable den Ritter aus Moulin abreifen ließ, bat er ihn, seinen ältesten Sohn, Franz von Bourbon, ein Kind, das sich noch unter den Händen der Weiber befand, zum Ritter zu schlagen. Ich möchte sehr gern, sagte er, daß mein Sohn diesen Titel aus euren Händen empfinde; ich würde für seine künftige Aufführung und seinen Muth desto unbesorgter seyn. Bayard verrichtete diese Ceremonie mit Anstand, und hatte bald darauf das Vergnügen, den Connetable mehr als jemals in

der Gnade des Königs und vielleicht etwas zu sehr in der Gnade der Luise von Savoyen am Hofe zu lehen.

Endlich genoß Frankreich einiger Ruhe. Es verdankte sie dem Tode Ferdinands, Königs von Castilien, und der Jugend des Prinzen Carl, Erben der spanischen Königreiche. Doch der Tod Maximilians, seines väterlichen Großvaters, gab Gelegenheit zu einem neuen Kriege zwischen Carl und Franz dem Ersten, welcher beide Fürsten überdauerte, indem ihre Nachkommen ihn noch lange nach ihrem Tode fortsetzten.

Die beiden Könige stritten um das Reich. Carl trug den Sieg davon und erklärte sich sogleich für den Feind seines Mitbewerbers. Franz, um sich zu rächen, warf sich auf Navarra, welches er zum Vortheil Heinrich d'Albrets, seines rechtmäßigen Königs, eroberte; aber André du Foix, Herr von Esparre, General eines Theils der Truppen, welche zu dieser Expedition gebraucht wurden, wollte, dem Genius der Franzosen gemäß, neue Vortheile erringen, ehe er die früheren gesichert hatte, drang bis nach Castilien vor und zwang die Spanier, durch die

Belagerung von Logroño, aus dem Schlummer zu erwachen, worin sie gefallen schienen. Ihre Armee verjagte die französische von den Gränzen von Castilien, nahm in wenig Tagen alle Städte Navarra's wieder zurück, und drohte, bis nach Guyenne vorzudringen. Doch diese Provinz war für den Vorthail des Kaisers zu sehr entlegen; er wollte Frankreich lieber durch die Picardie oder Champagne angreifen.

Der König von Frankreich war allzusehr in Leidenschaft gesetzt, um den Gelegenheiten zum Kriege auszuweichen, und beide Monarchen, voll Groll gegen einander, hatten zu einer Zeit, wo die Umstände ihnen einen dauernden Frieden gestatteten, jeder eine Armee auf den Beinen. Franz der Erste hatte die Kaiserkrone nur durch die Unbehutsamkeit seiner Minister verloren. Er bemühte sich, die Fürsten wieder zu gewinnen, die ihm nützlich werden konnten. Das Haus von der Mark, welches von dem clevischen abstammte, besaß die Souveränität von Bouillon und Sedan, welche damals von größerem Umfang war, als itzt. Da weder der König von Frankreich, noch irgend ein

benachbarter Fürst ein Recht auf diesen Staat hatte, so waren die Einkünfte desselben beträchtlich, und die Einwohner reich und ruhig. Logues, Fleuranges, Messancour, Jamets und Mezieres waren Festungen, welche die beiden Hauptstädte Sedan und Bouillon schützten. Robert von der Mark war damals im Besitz; sein Bruder, Bischof und regierender Herr von Lüttich, und seine Kinder, welche im Dienst des Königs von Frankreich befördert und große Generale waren, vermehrten seine Macht. Zu Anfang der Zankereien zwischen Carl dem Fünften und Franz dem Ersten, sah sich Robert durch die Lage der Sachen und ihre Pläne in eben der Lage, worin sich Amadeus, Herzog von Savoyen, in dem Krieg Ludwigs des Vierzehnten mit dem österreichischen Haufe befand, das heisst, da der Kaiser nicht gut in die Picardie einfallen konnte, ohne den Engländern zu nahe zu treten, welche er fürchtete, so konnte er überhaupt Frankreich nicht angreifen, wenn ihm der Herzog von Bouillon nicht den Durchmarsch durch seine Staaten gestattete. Anfangs hatte Robert die Parthei des Kaisers gegen den König

von Frankreich ergriffen, über welchen er Urfach hatte zu klagen; als aber Carl, der seine Freundschaft nur in so fern schätzte, als er seine Verbindung mit dem König von Frankreich befürchtete, ihm eine Ungerechtigkeit zufügte; so trat Robert in seine früheren Verhältnisse zurück, hielt zu Romorentin eine Zusammenkunft mit dem König, und seiner Freundschaft und seines Schutzes versichert, faßte er den Entschluß, einen auffallenden Streich zu wagen, um seine Unabhängigkeit zu erklären, und sich als Fürst wegen der ihm angethanen Beleidigung zu rächen. Er wußte, daß Franz Truppen in der Nähe hatte, und daß der Ritter Bayard, ein Freund seines Sohnes Fleuranges, sich in die erste Festung werfen sollte, die man angreifen werde.

Er schickte also einen Wappenherold nach Worms, um dem Kaiser im Angesicht des ganzen versammelten Reichs den Krieg zu erklären. Nach dieser Erklärung verheerte er Luxemburg an der Spitze von dreitausend Mann Infanterie und fünfhundert Mann Cavallerie. Carl der Fünfte zog nicht sowohl die Eigenschaft als die Macht des Herzogs in

Betrachtung, und sah in seiner Unternehmung einen Angriff, und indem er sehr richtig urtheilte, daß sie mit Einwilligung des Königs von Frankreich gemacht würde, setzte er sich in den Stand, den ersten zu bestrafen, und sich an dem zweiten zu rächen. Der Graf von Nassau drang an der Spitze einer starken Armee in Roberts Gebiet, wo er alles mit Feuer und Schwerdt verheerte, Bouillon und seine anderen Festungen einnahm, und bloß Sedan und das Schloß von Jametz verschonte. Uebrigens ging er bis nach Mousson, indem seine Soldaten die Ländereien des Königs plünderten; und legte zuletzt alle Verstellung bei Seite, ging über die Maas, belagerte förmlich diese Stadt, nahm sie ein, und marschirte darauf mit dem General Sickingen, einem von den Lieblingen des Kaisers, bis nach Mezières, welches er an der Spitze einer Armee von fünf und dreißigtausend Mann belagern wollte. Die Eroberung dieser Festung würde ganz Champagne in Gefahr gebracht haben; und wenn der Kaiser neue Truppen nach der Picardie geschickt hätte, so wäre das ganze Königreich in Verlegenheit gerathen.

Es war also nothwendig, Mezieres zum Besten des Staats zu erhalten, und diese Festung, die schlechteste in ganz Frankreich, zum Bollwerk desselben zu machen.

Der Ritter Bayard befand sich seit einiger Zeit am Hof. Der König schloß sich mit ihm ein, eröffnete ihm alle seine Beforgnisse, und verbarg ihm nicht, wie sehr er seiner Hülfe bedürfe. „Verliere ich Mezieres,“ sagte der König, „so sind die Champagne und die Picardie dem Feinde geöffnet. Bis nach Paris wird er vordringen, und ihr wißt, daß eine Nation selten mit Vortheil in ihrem eigenen Lande kämpft. Mezieres muß um jeden Preis erhalten werden, und euch, mein lieber Ritter, habe ich zu diesem Geschäft ersehen. Die Gefahr ist in die Augen fallend; aber dafür ist auch Ehre zu erwerben. Alles was mich in meiner Wahl ungewiß macht, ist daß, wenn Frankreichs Unglück mich um Mezieres bringt, die Verzweiflung mir auch den Ritter Bayard rauben wird.“ — Bayard warf sich zu des Königs Füßen, und versicherte ihn, daß diese zärtliche Sorge ihn größerer Gefahr aussetzte, als der Feind selbst. Er bat darauf um be-

stimmte Befehle, in Hinsicht auf Munition und Lebensmittel, und begab sich nach Mezieres.

Die Maas umschlingt den grössten Theil dieser Stadt, und giebt ihr beinah die Gestalt einer Insel, indem sie eine ziemlich breite Erdzunge von der Seite der Ardennen zurückläßt, wo man durch ein Thor kommt, welches das Bourgogner Thor genannt wird; alle übrigen führen auf Brücken, welche man im Belagerungsfall abbrechen kann. Die Breite der Maas, deren Gewässer die Graben der Stadt ausfüllt, war eine von den Hauptvertheidigungen. Die Kunst hatte sie ehemals verflärkt, aber die Zeit hatte alles wieder zerstört, und für Bayard war sehr wenig übrig geblieben, um sie zu gebrauchen. Indessen unternahm er es.

Auf seinen Befehl versammelte sich die Garnison und die Bürger: „Ich mache keinen Unterschied unter euch, sagte er, wenn es auf Vertheidigung des Vaterlands ankommt. Kinder sogar müssen Arbeiter und Soldaten werden. Laßt uns einstimmig für unsern Sicherheit und unsern gemeinschaftlichen Ruhm arbeiten. Für den Erfolg kann man

„beinah gut sagen, wenn man sich aufrichtig
„bemüht, ihn zu verdienen.“ — Diese we-
nigen Worte, die Liebe, welche Soldaten
und Bürger für ihn hatten, und einiges
Geld, das er vertheilte, machten, dafs sie
mit Freuden die beschwerlichsten Arbeiten
ertrugen, die er durch seine Gegenwart und
Theilnahme zu erleichtern wufste. Augen-
blicklich sah man neue Wälle sich erheben,
und der Eifer der Arbeiter zeigte, wie fest
sie entschlossen waren, alles für ihre Erhal-
tung zu wagen. Alles war fertig, als die
Feinde ankamen. Der Graf von Nassau
schlug sein Lager, welches aus zwanzigtausend
Mann bestand, auf der Seite der Ardenennen,
dem Bourgogner Thor gegenüber, auf; der
General Sickingen das seinige, welches funf-
zehntausend Mann enthielt, jenseits der
Maas. Da die Garnison keine Aussenwerke
zu vertheidigen hatte, so befand sie sich bei
der Ankunft der Feinde auf den Wällen; und
mit Unruhe betrachtete der gröfste Theil die-
ses große Heer, welches, vermöge des un-
geheuren Troffes, der ihm folgte, noch
größser schien. Als Bayard dies sahe, sagte
er: „Die Feinde behandeln uns als Leute,

„welche sich fürchten, Ihre Anzahl soll uns
 „nicht erschrecken. Wir haben breite Gra-
 „ben und tüchtige Wälle. Und dann sind es
 „nicht diese Massen von Stein und Sand,
 „welche Festungen erhalten, sondern die
 „Ehrliche, der Muth, die Geduld und die
 „Entschlossenheit derjenigen, die sie ver-
 „theidigen.“ — Bayard hatte ausser seiner
 Compagnie von hundert Genadarmen, noch
 eine andere Compagnie von derselben Stärke,
 einlge Infanterie, und ein Corps von jungen
 Adlichen, welche jede Gefahr mit ihm thei-
 len wollten. Anne de Montmorenci, Con-
 netable von Frankreich gegen das Ende der
 Regierung Franz des Ersten, war einer von
 den vornehmsten dieses Corps. Kaum hatten
 die Belagerer ihre Batterien aufgeführt, so
 liessen sie den Ritter Bayard zur Uebergabe
 auffordern. Die feindlichen Generale kann-
 ten ihn, und ihr Herold erhielt den Auf-
 trag, seiner Aufforderung grosse Lobeserhe-
 bungen vorangehen zu lassen, und wenn sie
 keinen Eindruck auf den Geist des Ritters
 machen sollten, die Garnison durch Drohun-
 gen zu schrecken. Der Herold entledigte
 sich seines Auftrags mit Gewissenhaftigkeit,

und richtete alles so ein, daß eine Menge Officiere und Soldaten ihn hörten. Bayard errieth seine Absicht ohne Mühe. „Ich bin nach Mezieres gekommen,“ sagte er, „um es zu vertheidigen. Deine Gebieter werden, wenn sie es noch nicht wissen sollten, bald erfahren, daß ich nicht der Mann bin, der sich durch Worte schrecken läßt, oder die darauf erfolgende That fürchtet.“ — Dann bediente er sich der Sprache, welche dem Character eines Kriegers angemessener ist, und fügte hinzu: „Sollte das Schickfal meine Entschlossenheit und den Muth derer, die mir folgen, zu Schanden machen, so werd' ich mir aus den Leichnamen eurer Leute eine Brücke bauen, um aus der Festung zu kommen.“ Dabei sah er diejenigen an, die ihn umgaben, und lauter Beifall erscholl von allen Seiten.

Der Graf von Nassau erwartete mit Ungeduld die Zurückkunft seines Herolds. In Gegenwart des Generals Sickingen, welcher von den Schwierigkeiten der Unternehmung eine ganz andere Meinung hegte, fragte er ihn

nach Bayards Antwort. Die Auskunft des Heroldes bestärkte Sickingen in seiner Idee. Er sagte zum Grafen von Nassau, daß man die Truppen des Kaisers anderwärts besser hätte gebrauchen können. Ein Officier aus der Franche-Comté, der unter Bayard in Italien gedient hatte, sah nicht sogleich, daß Sickingen die Belagerung mißbilligte, als er in Gegenwart aller sagte: Er kenne den Ritter Bayard; denn er hätte ihn agiren gesehen: Es würde lange dauern, eh sie in Mezieres einrückten, und wenn der Ritter beim Leben bliebe, so würde es nie geschehn. Der Graf von Nassau unterbrach ihn. Ich kenne, sagte er, den Ruf des Ritters Bayard; aber er ist weder von Eisen noch Stahl. Er ist ein Mensch wie wir, und ich will ihn mit Kanonkugeln so zusetzen, daß er nach vier Tagen nicht mehr wissen soll, wohin oder woher.

Die Batterien waren in Bereitschaft, und der Graf von Nassau hatte kaum geendigt, als sie von allen Seiten mit einer solchen Wuth losdonnerten, daß die neuangeworbenen Soldaten der Garnison, von dem fürchterlichen Lärm betäubt, ihre Posten verließen, sinnlos in den Straßen der Stadt umher-

liefen, und um sich zu retten, sich von den Thoren und Mauern herabstürzten. Die Veteranen, welche nie einen solchen Kanonendonner gehört hatten, und durch die Desertion ihrer Cameraden stutzig wurden, richteten die Blicke auf ihre Officiere, um sich zu beruhigen. Diese gaben dem Ritter Nachricht davon, welcher sogleich alle Posten beritt und mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit sagte: „Ich ging damit um, alle diese Rekruten aus der Feslung zu jagen. Es waren unnütze Mäuler. Es sind unter uns brave Leute genug, um den Feind die Stirn zu bieten, und unsere Provisionen werden desto länger vorhalten.“ — Unterdeffen vermehrte sich das Feuer der feindlichen Batterien, und — was für jene Zeiten, wo für die Artillerie sehr schlecht gesorgt war, außerordentlich scheinen muß — die Belagerer schossen in vier Tagen mehr als fünftausend mal. Jetzt fing der Donner an nachzulassen. Die Feinde befürchteten, es möchte ihnen an Pulver fehlen, und sahen mit Erstaunen, wie die Belagerten unter Feuer und Dampf, und ohne sich an die Kugelsaat zu kehren, herbeikamen, die Bresche wieder

herzustellen. Bayard benutzte beides sogar, um Ausfälle zu machen, die eben so plötzlich als unerwartet waren. Bei dem geringsten Vortheil, den er erhielt, vernichtete er die Trancheen und füllte die Werke aus, welche die Belagerer in mehreren Tagen zu Stande gebracht hatten. Sickingen, dem man versprochen hatte, die Festung im Nu einzunehmen, beklagte sich bei dem Grafen von Nassau, und äußerte ihm sogar den Verdacht, daß er seine alte Zuneigung für Frankreich noch nicht verloren habe; denn eh er in die Dienste des Kaisers ging, war er in französischen Diensten gewesen. Der Graf von Nassau wurde durch diesen Vorwurf seines Collegen erbittert, und antwortete: diese Zuneigung, was auch daran seyn möchte, verführte ihn wenigstens nicht, zum Verräther an dem Kaiser zu werden, indem er ihn zu einem Waffenstillstand mit dem König zu bereden suchte, wie Sickingen einen für den Fürsten Robert, seinen Freund, erhalten hätte. Der Deutsche antwortete mit Hitze: Er hätte diesen Schritt ganz öffentlich gethan, und ein Gefühl von Edelmuth für einen Fürsten, dessen Freundschaft ihm Ehre brächte;

hätte ihn geleitet. Der Graf von Nassau, ein naher Verwandter Roberts von der Mark, zeige sich durch diesen Vorwurf als einen eben so schlechten Verwandten, als durch sein gegenwärtiges Verfahren als einen schlechten Diener seines Herrn. Ein so lebhafter Streit konnte nur ein trauriges Ende nehmen; indessen stellten die gemeinschaftlichen Freunde der beiden Generale den Vortheil vor, welchen die Belagerten von ihrer Uneinigkeit haben könnten: sie löhnten sich dem Anschein nach mit einander aus, und jeder ging auf seinen Posten.

Der Ritter machte bei seinen häufigen Ausfällen auf die Feinde mehrere Gefangene. Von ihnen erfuhr er das Mißverständniß, worin ihre Generale lebten, und das Glück wollte, daß einer von diesen Leuten ihn umständlich von den Streit und ihrer gegenwärtigen Stimmung unterrichten konnte. Auf der Stelle schickte er zwei Officiere von seiner Garnison an den König nach Troyes ab, und ließ ihn um Verstärkung bitten, wobei er versprach, sie ohne allen Schaden in die Festung zu bringen. Um dieselbe Zeit ließ er einen Bauer aus der Gegend von Se-

dan, einen Unterthan Roberts von der Mark, holen, dem er eine beträchtliche Summe versprach, wenn er einen Brief an diesen Fürsten übernehmen wollte. Der Bauer nahm den Vorschlag an, verließ in aller Stille Mezieres, und nahm den Weg nach Sedan über eine Brücke der Maas, mitten durch das Lager des Generals Sickingen. Der Bauer wunderte sich bei sich selbst, wie der Gouverneur von Mezieres ihn einen so gut besetzten Weg hätte empfehlen können, wo die Gefahr, entdeckt zu werden, in eben dem Maasse zunahm, in welchem er sich dem Lager näherte.

Der Unglückliche, welchem zu Muth war, als ob er schon angehalten wäre, wurde wirklich in eben dem Augenblick angehalten, wo er den Brief wegwerfen wollte. Man führte ihn zu Sickingen, und in der Ueberzeugung, daß es um sein Leben geschehen sey, bekannte er alles. Der General öffnete den Brief, und las, wie folget: „Der Graf von Nassau ist Ihr Verwandter, und Sie rechnen darauf, ihn in die Dienste des Königs von Frankreich zurückzubringen. Er muß sich bald dazu entschließen, wenn er nicht

„nicht durch eine zahlreiche Armee, welche
„zuerst Sickingen angreifen und durch meine
„Festung in sein Lager marschiren wird, in
„Stücken gehauen werden will u. s. w.“ Der
General hatte kaum die Geduld, diesen Brief
zu endigen. Er tobte auf die Verrätherei des
Grafen von Nassau, die er, wie er sagte, lange
vorhergesehen hätte, und gab auf der Stelle
die zum Aufbruch nothigen Befehle. Sickingens
Unruhe und die Bewegung seiner Truppen
gaben dem Bauer Zeit zur Flucht. Er
kam in Mezieres an und erzählte dem Ritter
zitternd das Unglück, das ihm widerfahren
wäre. Voll Freude über den glücklichen
Erfolg seiner List nahm dieser den Herrn
von Montmerenci und führte ihn mit mehreren
Officieren auf die Wälle nach dem Grafen
von Nassau zu. Mit Erstaunen sahen sie
Sickingens Truppen in Schlachtordnung dahin
marschiren. Der Graf von Nassau stellte
die seinigen in Reih' und Glied, als ob es
eine Schlacht gölte. Auf Sickingens erste
Bewegung hatte Nassau einen Officier an ihn
abgeschickt und ihn nach seiner Absicht fragen
lassen; und voll von der Verrätherei hatte
dieser heftig geantwortet: Sagt dem Grafen

von Nassau, ich wollte ihm das Vergnügen, mich in Stücken gehauen zu sehen, theuer bezahlen lassen. Nach wenig Augenblicken würde ich bei ihm seyn, und dann wollten wir sehen, wie es ablief. Auf diese Antwort Sickingens hatte sich der Graf, der seine Lebhaftigkeit kannte, in den Stand gesetzt, ihn zu empfangen. Die beiden Generale trafen zusammen, als Bayard mit seiner Gesellschaft auf den Wällen angekommen war. Er beobachtete sie genau, und nachdem er seine Begleiter von der Ursache dieser Bewegungen, die recht eigentlich dazu gemacht waren, sie in Erlaunen zu setzen, unterrichtet hatte, sagte er: Ich hätte große Lust, diese Leute sich schlagen zu sehen; aber sie sind zu flegmatisch. Ich muß ihnen entweder das Signal geben oder sie trennen. Sogleich ließ er mehrere Kanonen auf die Truppen des Grafen von Nassau abfeuern, und rechtfertigte ihn dadurch bei Sickingen, gegen welchen er sich zu erklären Zeit genug gehabt hatte. Eh' indessen Sickingen in sein Lager zurückkehren konnte, hatte Bayard Mittel gefunden, einen bedeutenden Secours, Munition und Proviant in die Festung zu bringen.

Da der tapfere Widerstand der Belagerten dem Grafen von Nassau alle Hoffnung nahm, die Festung mit Gewalt einzunehmen, so beschloß er, sie auszuhungern. Um sich den glücklichen Erfolg dieses Entwurfs zu sichern, beredete er einen Officier von seiner Armee, sich durch einen zuverlässigen Bedienten von einem seiner Freunde in der Garnison eine Bouteille Wein ausbitten zu lassen; der Bediente sollte bei dieser Gelegenheit das Innre der Festung und, wenn es möglich wäre, die Quantität der Lebensmittel untersuchen, die man herein gebracht hätte. Von Bayard unterrichtet, führte der Officier den Bedienten in einen ungeheuren Keller, in welchem große Fässer auf einander geschichtet waren, die er aufheben mußte, um sich zu überzeugen, daß sie voll wären. Freilich waren sie nur mit Wasser gefüllt; aber dies konnte der Deutsche nicht wissen; und so erfuhr sein General bei weitem mehr, als er wissen wollte. In seinen Erwartungen betrogen, und immer noch dem Verdacht Sickingens ausgesetzt, hob endlich der Graf von Nassau die Belagerung auf, und ließ dem Ritter Bayard die Ehre, einen ganzen Monat hindurch eine

Festung vertheidigt zu haben, die gar keiner Belagerung werth schien.

Die Freude des Königs über die Erhaltung von Mezieres war um so grösser, weil der Kaiser bereits vorgerückt war, um nach der Einnahme dieser Festung in das Innere des Königreichs einzudringen, wo er sich schmeichelte, grosse Fortschritte zu machen: und weil es ihm ruhmlich war, den Kaiser im Angesicht des ganzen Europa zum Rückzug genöthigt zu haben. Franz schrieb darüber folgenden Brief an seine Mutter, der er Rechenschaft von allen seinen Handlungen ablegte:

„Grade als ich mich zu Bette legen wollte, kam Saval, und brachte mir die Nachricht von der Aufhebung der Belagerung von Mezieres, und glaube, dass unsere Feinde in grosser Verlegenheit sind wegen der schimpflichen Retraite, die sie gemacht haben. Für den ganzen morgenden Tag werd' ich den Weg erfahren, den sie nehmen werden, und danach müssen' wir uns richten; und wenn sie böse gethan haben, so schwören wir, uns zu rächen. Bitte euch, gnädige Frau, Gott allenthalben danken zu

„lassen; denn ohne den geringsten Fehler zu
„machen, hat er diesmal gezeigt, daß er gut
„französisch ist. Und nun endige ich meinen
„Brief und überlasse dem Ueberbringer das
„Weitere. Bitte Gott, euch ein gesundes und
„langes Leben zu schenken. Euer ganz erge-
„benster und gehorsamster Sohn, Franz.“^{*)}

Während sich der König zu diesen Erfolgen Glück wünschte, nahmen der Graf von St. Pol und der Herzog von Vendome Mouzon wieder ein, rückten darauf in die Niederlande, und bemächtigten sich, nach manchem Abbruch, den sie dem Kaiser ge-

*) Tout à suture, Madame, ynfi que je me vouloys mettre ô lit, est arrivé Savat, lequel m'a apporté la certenété deu levement deu siège de Mefyetes et croy que nos annemys font au grant peine, veu la onteufe retrète qu'il ont fet; pour tout le jour de demain, je foré le chemyn qu'ys prandrônt, et selon sela il nous fodra gouverner; et s'il ont joué la pafyon, nous jourons la venvyance. Vous fuppliant, Madame, vouloyr mander partout pour faire remerfyer Dieu; car fans point de fote', il a montré ce coup qu'yl est bon françoys, et fefant fin à ma lettre remettant le tout seur le Porteur, puy a Dieu qu'il vbus doynt très bonne vie et longue: Votre très-humble et très-obéyfant fils, François.

than hatten, der beiden Städte Bapaume und Landreci. Der König selbst sammelte seine Armee, und machte Anstalten, die Schelde zu passiren, um den Kaiser zu erreichen, der in der Nachbarschaft von Valenciennes campirte. Seine Generallieutenante waren der Connetable, Herr von Tremoille und die Marschälle von Chabanes und Chatillon.

Sobald Bayard erfuhr, daß es eine Schlacht geben könnte, verließ er Mezieres, dessen Breschen er hatte ausbessern lassen, und eilte zur Armee. Seine Freunde gingen ihm in einer großen Entfernung vom Lager entgegen, und begleiteten ihn bis zum König, vor dessen Wohnung er in voller Rüstung abstieg, weil er wußte, daß es dem Monarchen Vergnügen machen würde, wenn er sich ihm in eben dem Zustand vorstellte, worin er Mezieres vertheidigt hatte. Der König empfing ihn mit allen den Beweisen von Achtung und Güte, welche sein Eifer und seine Thaten verdienten; er umarmte ihn, und erinnerte ihn auf eine sehr schmeichelhafte Art an die militairische Ceremonie, die ihn zu seinem Sohn im Mars machte, als er den Orden der Ritterschaft durch ihn erhielt.

Der Ritter Bayard, dessen Herz eben so einfach als groß war, wurde bei diesen Schmeicheleien des Königs bis zu Thränen gerührt, und meinte, diese Belohnungen wären zu groß für seine Dienste. Der König wollte ihm gleichwohl wesentlichere geben; beehrte ihn mit einem Ordensband, und machte ihn zum Capitain en Chef einer Compagnie von hundert Gensdarmen, da er bisher nur Lieutenant der Gensdarmen des Herzogs von Lothringen gewesen war. Durch dieses Avancement zum Rang der größten Generale erhoben, ging Bayard mit der Armee über die Schelde. Die Armee näherte sich der feindlichen genug, um mit Vortheil schlagen zu können, und den Vorwurf zu verdienen, daß sie es nicht gewagt habe. Der Connetable, la Tremoille, Chabanes, der Ritter Bayard und die Anführer der Schweizer drangen in den König, eine Schlacht zu liefern, und der Kaiser selbst schien ihm den glücklichen Ausgang sichern zu wollen, da er während einer Nacht mit hundert Mann die Flucht ergriff. Aber der Marschall von Chatillon widersetzte sich dem Rath der ganzen Armee, und der seinige

wurde befolgt; nicht als ob er mehr Ruf oder Fähigkeit gehabt hätte, als die übrigen Generale; aber er genoss das Vertrauen der Mutter des Königs, die ihm vor allen Dingen empfohlen hatte, ihren Sohn keiner Gefahr auszusetzen. Auf Kosten der Ehre und des Vortheils des Fürsten gehorchte man ihr. Der ganze Feldzug endigte sich mit der Eroberung einiger kleinen Festungen, und man findet nicht, daß der Ritter Bayard eher etwas Bedeutendes unternommen hätte, als bis ihn der König, von der Verschwörung unterrichtet, welche Jerome Moroné, Canzler im Mailändischen, angelistete hatte, um die Franzosen aus Genua zu verjagen, dahin schickte, um seine Parthei zu beleben, und die Garnison gegen die Bürger zu vertheidigen.

Im Einverständniß mit Ottaviano Fregoso, den der König zum Gouverneur von Genua gemacht hatte, entdeckte Bayard sehr bald alle die Triebräder, welche der Papst und der König von Spanien in Bewegung gesetzt hatten, um sich dieser Stadt zu bemächtigen. Ihre Truppen zeigten sich in der Nachbarschaft; aber sie wurden mit Verlust zurück-

geschlagen, nachdem sie die Treulosigkeit ihres Herrn vergeblich aufgedeckt hatten.

Fregoso's Treue ließ dem König nichts weiter für Genua befürchten. Bayard kehrte also in sein Gouvernement zurück, wohin ihn das Elend des gemeinen Volks rief. Eine ungünstige Witterung hatte eine Hungersnoth verursacht, welche durch den Eigennutz einiger Particuliers und durch die grausame Nachsicht der Magisträte sehr vermehrt worden war. Der Ritter war mit den Mitteln, eine gute Polizei auszuüben; sehr wenig bekannt; aber mit einem gefühlvollen Herzen und rechtschaffenen Gesinnungen, lernt man bald die Kunst, Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen. Er selbst untersuchte die Kornvorräthe von Grenoble, und da er eine so wichtige Sorge, als die für die Erhaltung des Volks ist, keinem anvertrauen wollte, von dessen Rechtschaffenheit er nicht die vollkommenste Ueberzeugung hatte, so wurden alle Städte und Dörfer, die zu Grenoble gehörten, und die er nicht selbst besuchen konnte, von treuen Männern besucht, welche weder der Eigennutz noch das Beispiel befohlen hatte. Durch dies Verfahren, welches

zu den Hauptpflichten seines Amtes gehörte, brachte er es dahin, den Ueberflufs wieder herzustellen; aber als gewöhnliche Folge der Hungersnoth verbreitete sich eine ansteckende Krankheit unter dem Volke. Jetzt hatte der Ritter alle Güte seines Herzens und allen seinen Muth aufzubieten, um an tausend Oertern dem Tod in der abscheulichsten Gestalt zu trotzen. Gleichwohl hielt ihn nichts ab, zu den Kranken zu gehen, für ihren Unterhalt zu sorgen, und Aerzte und Wundärzte, und was sonst noch Erleichterung verschaffen konnte, zur treuen Erfüllung ihrer Pflichten und Verachtung der damit verbundenen Gefahr aufzumuntern. Diese vereinigte Sorgfalt brachte die beabsichtigte Wirkung hervor: Die Krankheit liefs nach, und Bayard konnte sich das Zeugnifs geben, zweimal ein Volk gerettet zu haben, dessen Regierung ihm anvertraut war.

Die letzten Jahre waren unglücklich für den König gewesen. Ich sage für den König, denn für Frankreich waren sie es nicht. Für Frankreich war es vortheilhafter, das Mailändische verloren zu haben, als es noch länger unter seinen Provinzen zu zählen.

Der Monarch beschloß, zum zweitenmal über die Gegend zu gehen, um es wieder zu erobern. Diese Unternehmung würde unfruchtbar denselben Erfolg gehabt haben, den die früheren hatten, das heißt, die Franzosen hätten das Herzogthum erobert, um sich wieder daraus verjagen zu lassen; aber die Empörung des Connetable von Bourbon raubte ihnen die Ehre zu siegen, ehe sie besiegt wurden. Der König wurde genöthigt in seinen Staaten zu bleiben. Das Commando der für Italien bestimmten Armee überließ er dem Admiral von Bonnivet, dem unfähigsten Mann des ganzen Königreichs, dessen einziges Verdienst die Gunst der Königin Mutter und der Haß war, den sie ihm für den Connetable von Bourbon eingebracht hatte. Bayard war untröstlich, als er die Empörung dieses Fürsten erfuhr. Er verabscheute die Partheilichkeiten des Hofes, welche zu so viel Verbrechen verleiten, und rechtfertigte seinen Freund, so viel er konnte, durch die Partheilichkeit, welche Louise von Savoyen ihm bewiesen hatte. Zugleich bedauerte er das Schicksal eines Fürsten, den die Wuth seiner Feinde zwang, der Feind einer Nation

zu werden, deren Stolz er war; er wollte sich in die Dauphiné zurückbegeben, aber die Befehle des Königs nöthigten ihn, den Admiral Bonnivet nach Italien zu folgen, weniger um die glücklichen Erfolge zu theilen, die man unter einem solchen Général nicht erwarten konnte, als um über seine Fehler zu erröthen.

Der Admiral machte indessen bei seiner Ankunft in Italien einige Eroberungen, und ging mit eben so viel Ordnung als Glück über den Tecino, obgleich Prosper Colonna mit seiner ganzen Armee am Ufer dieses Flusses stand. Aber die Ufer des Tecino waren die Grenzen seines Ruhms. Einige Meilen von Mailand machte er Halt, anstatt geradezu in diese Stadt einzurücken, wo Prosper Colonna's Flucht das Schrecken verbreitet hatten; und dadurch gab er den Bürgern Zeit sich so zu verschanzen, daß es ihm unmöglich wurde, mit Gewalt einzudringen. Er näherte sich indessen Mailand, legte eine starke Garnison in Monca am Lambro, schickte den Ritter Bayard nach Lodi, und besetzte so die Hauptzugänge, durch welche Mailand Lebensmittel erhalten konnte.

Das Schloß von Cremona hielt sich noch immer für die Franzosen, die es seit ihrem letzten Rückzug aus Italien zu erhalten gewußt hatten. Jean d'Herbouville, Herr von Bünon, war Gouverneur desselben. Ob ihm gleich jeden Tag eine Menge Soldaten starben, so widerstand er doch den Angriffen der Feinde seit zwei vollen Jahren, ohne daß Beschwerden, Nachtwachen und sogar der Hunger seinen Muth schwächen konnten. Als dieser brave Mann seine Garnison auf eine geringe Anzahl eingeschmolzen sahe, und selbst von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde; so ließ er den schwachen Rest seiner Soldaten vor sein Bett kommen, und feuerte sie durch seine Ermahnungen und durch die Vorstellung, daß Krieger siegend sterben mußten, so an, daß sie nach dem Tode des Tapferen schwuren, sich bis auf den letzten Seufzer zu vertheidigen; ein Schwur, den sie so treulich hielten, daß der Ritter Bayard bei seiner Ankunft zu Lodi nur acht kranke Soldaten in Cremona fand, die nicht mehr im Stande waren zu kämpfen, aber alle Entschlossenheit hatten zu sterben.

Bayard kam mit einem Corps von zwölf-
tausend Mann in der Festung von Cremona
an, und nachdem er sie verproviantirt hatte,
machte er Anstalten, die Stadt wieder einzu-
nehmen. Aber ein heftiger Regen machte
den Boden um die Breschen, welche seine
Artillerie gemacht hatte, so locker, daß sich
der Soldat nicht halten konnte und dadurch
genöthigt wurde, den Sturm aufzugeben, den
man nicht erneuern konnte, weil der Regen
vier ganze Tage und Nächte anhielt. Bayard
gab zuletzt der Witterung und den Befehlen
des Generals nach, verließ Cremona und
ging nach Monca, um die Zufuhren anzuhal-
ten, welche durch diese Stadt nach Mailand
gebracht wurden. Der Admiral Bonnivet
kannte die Wichtigkeit dieses Postens; aber
leichtgläubig und unwissend schenkte er allen
Neuigkeiten seinen Glauben. Einige Italiä-
ner bildeten ihm ein, daß er durch die Be-
setzung von Vigera, Mailand weit mehr scha-
den würde; er gab also dem Ritter den Be-
fehl sich dahin zu begeben, so viel dieser
auch dagegen einwandte, weil er vorher
sah, daß seine Versetzung die Armée auf-
reiben würde.

In langen Zügen langten die Zuführn in Mailand an und da diese gut versehene Stadt eine Armee zur Garnison fassen konnte, so warf man neue Truppen hinein, welche den General nöthigten sein Lager zu verlassen und sich nach Biagrassa zu begeben, wo er von allem entblöst war. Die Hungersnoth fing sehr bald an fühlbar zu werden, und die Soldaten unterließen nicht, sich über einen General zu beklagen, der ihnen weder Unterhalt noch Gelegenheit zu einer Schlacht verschaffen konnte. Der Connetable von Bourbon, welcher die kaiserliche Armee commandirte, wollte ihn verfolgen und aufreiben; aber Prosper Colonna widersetzte sich, indem er sagte, es wäre sehr überflüssig, die Truppen gegen eine Armee anzuführen, welche von ihrem eigenen General vernichtet würde. Diese Erklärung Colonnas wurde vollkommen durch Bonnivets Verfahren gerechtfertigt. Alle Versuche, welche er machte, um sich aus einer Verlegenheit zu ziehen, in welche ihn seine eigene Unvorsichtigkeit verwickelt hatte, scheiterten aus keinem andern Grunde, als weil man selten einer Gefahr entgeht, die man sich selbst bereitet hat.

Mit der Sorge für seine Erhaltung beschäftigt, konnte der Admiral die Bewegungen des Feindes nicht verhindern; alle Truppen versammelten sich zu einem Corps, ohne daß er einen Versuch machte, es zu hintertreiben, und der einzige Schritt, den er nach ihrer Vereinigung that, wäre beinah das Verderben der ganzen Armee geworden. Vor der Vereinigung der feindlichen Truppen war das Dorf Rebecco ein vortheilhafter Posten für Bonnivet. Damals dachte er nicht daran ihn zu besetzen; aber jetzt, nachdem die Kaiserlichen die Behauptung desselben unmöglich gemacht hatten, wollte er sein Versehen wieder gut machen. Das Geschäft selbst übertrug er Bayard; er glaubte dadurch entweder den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung zu sichern, oder, wenn sie fehlschlagen sollte, das Unglück durch die Reputation desjenigen zu rechtfertigen, dem er die Sache anvertraute. Bayard wandte — nicht die Gefahr ein, welche mit der Behauptung Rebecco's verbunden wäre; sondern die Ueberflüssigkeit dieses Entwurfs; denn, meinte er, das hiesse den Feinden gerade so viel Truppen preisgeben, als nach diesem Dorfe geschickt würden.

Als

Als Günstling und mit dem Hochmuth eines Mannes, der nicht zu befehlen verdient, forderte Bonnivet Unterwerfung. Er nahm die Einwendungen des Ritters übel; aber dieser bestand darauf, und indem er als ein einsichtsvoller Mann, das, was er dem Vortheil des Königs schuldig war, sehr deutlich von der Unterwerfung unterschied, die seinem Representative gebürte, sagte er: „Gehorchen muß ich; aber indem ich eure „Befehle ausübe, bin ich zugleich berechtigt „das Nachtheilige derselben zu zeigen. Re- „becco ist ein von allen Seiten offenes Dorf, „den Feinden sehr nahe gelegen, von unse- „rer Armee hingegen entfernt, und von al- „len Oertern, die sie selbst wählen könnten, „um uns zu schlagen, der allerbequemste. „Der Erfolg wird zeigen, daß ich Recht „habe; aber ich sage denen, die ihr mir an- „vertraut, vorher, daß wir zusammen auf die „Schlachtbank gehen.“ — Da der Admiral die Wirkung sahe, welche diese Erklärung hervorbrachte, so antwortete er, er gäbe ihm ja zweihundert Mann von den besten Gensdarmen in der Armee und ein Corps französischer Infanterie; mit so viel Truppen brauch-

te er ja die Feinde weniger zu fürchten. „Nie hab ich sie gefürchtet,“ antwortete Bayard; „denn meine Generale haben mich nie anders als mit beinah gleichen Kräften ausgeschiedt. Ihr gebt mir genug, um mich tüchtig zu schlagen; aber nicht genug um zu siegen, oder uns zu retten.“ Bonnivet gab dem Ritter sein Wort, ihm zu Hülfe zu eilen, sobald er ins Gedränge kommen würde. Zum Gehorsam gezwungen, begab sich Bayard mit de Lorges nach Rebecca. Beide waren von der Gefahr, welche sie liefen; und von der Fahrlässigkeit ihres Generals so fest überzeugt, daß sie ihre Equipage nach Novara schickten und sich auf das Allernothwendigste einschränkten.

Bayard und de Lorges untersuchten gleich nach ihrer Ankunft in Rebecca das Dorf, und ihre Entdeckungen setzten sie vollends in Verzweiflung. Der Ort hatte mehrere breite Alleen, und außerdem konnte man durch die Veräunungen und Gärten, die ihn umgaben, hineindringen. Um ihn in Vertheidigungsstand zu setzen, hätte man auf mehr als zwei Meilen in der Runde einen Graben ziehen und eine Mauer errichten

müssen. Bayard fing damit an, seine Batterien vor den Alleen aufwerfen zu lassen, und da er leicht abnehmen konnte, daß die Feinde unter so vielen Zugängen, welche sie hatten, nicht die gefährlichsten wählen würden, so schrieb er im Einverständniß mit de Lorges an Bonnivet und meldete ihm die Unmöglichkeit sich zu halten, und die Gefahr, welche sie liefen. Der General antwortete ihnen trocken, sie hätten nichts zu befürchten; aus Mailand könne nichts heraus, wovon er nicht auf der Stelle unterrichtet würde. Auf die übrigen Briefe, welche die beiden Capitaine einmal über das andere an ihn abschickten, antwortete der General gar nicht.

Bayard hatte beinah sein ganzes Leben hindurch das Fieber gehabt. Auch zu Rebecca verfolgte es ihn. Es vermehrte seine Ermattung, ohne seine Wachsamkeit zu vermindern. Seine Gensdarmen und seine Infanterie war unablässig damit beschäftigt, Gräben zu ziehen und Verhacks zu machen. Er selbst schlief immer halb bewaffnet; sein Kürass lag neben ihm, sein Pferd war immer gefattelt. „Alles, was wir thun,“ sagte er,

„giebt unsern guten Willen zu erkennen.
 „Es geschieht weniger zu unserer Sicherheit,
 „als für unsern Ruf. Rebecca können wir
 „nicht halten. Vielleicht können wir uns
 „nicht einmal retten. Mit weit weniger
 „Truppen, als uns die Feinde über den Hals
 „schicken können, wollt' ich viermal soviel
 „aufheben, als in diesem Dorfe sind. Und
 „könnten wir einen glücklichen Erfolg erwar-
 „ten, so würde er nur den Stolz und die An-
 „maßung unsers Generals vermehren.“ Die
 Feinde erfuhren sehr bald Bayards Ankunft
 in Rebecca. Die Vertheidigungsanstalten,
 welche er machte, setzten sie in die Noth-
 wendigkeit, ihn bald anzugreifen; sein Ruf
 flößte überall Furcht ein, selbst da, wo die
 Gefahr augenscheinlich für ihn war. Lan-
 noi, ein unter den Deutschen sehr geachteter
 General, war in der Armee, welche der Con-
 netable von Bourbon commandirte, des Kai-
 sers Vertrauter; denn Carl der Fünfte setzte
 mehr Vertrauen in die Geschicklichkeit und
 Tapferkeit des Connetable, als in seine
 Treue. Dieser machte den Plan, Bayards
 Lager aufzuheben, und übertrug diese Expe-
 dition dem jungen Marquis de Pescara, ei-

nem schon damals sehr angesehenen Officier, der sich bald darauf in den Kriegen, welche Frankreich und Italien verheerten, berühmt machte, dessen Gefangener Franz der Erste mehrere Tage hindurch war, und den er selbst eben so sehr wegen seines Muthes lobte, als von Seiten der Feinheit und Güte, wodurch er ihm jede Erleichterung verschaffte. — Pescara übernahm diesen Auftrag mit Freuden; es war dabei, gegen die Gewohnheit, sehr wenig Gefahr zu laufen und sehr viel Ruhm zu erwarten; nur der Name des Ritters Bayard liefs einen nachdrücklichen Widerstand vermuthen. Der Marquis nahm seine Mafsregeln so, als wenn er eine Stadt hätte einnehmen sollen. Sein Corps bestand aus sechstausend Mann Infanterie und fünfhundert Mann Reuterei. Um mit Anbruch des Tages an Ort und Stelle zu kommen, marschirte er die ganze Nacht.

Pescara erreichte das Dorf und fand keine einzige Schildwache. Schon glaubte er, Bayard habe sich zurückgezogen; denn er konnte sich nicht einbilden, dafs ein so wachfamer Officier die erste Regel des Krieges vernachlässigt hätte, die Regel: in einer bedrohten

Gegend allenthalben Posten auszustellen. Bayard hatte wirklich befohlen, daß man allenthalben Schildwachen ausstellen sollte; aber vom Fieber, von den Beschwerden des Tages und von einem Mittel, das er genommen hatte, ermattet, hatte er diese Nacht verabsäumt die Posten zu besuchen, und die Officiere, welche es an seiner Stelle hätten thun sollen, hatten es wegen des Regens und der Kälte vernachlässigt.

Pescara rückte also bis dicht an Rebecca vor, ohne jemand anzutreffen. Erst an der Barriere einer Allee wurde er von vier Schützen entdeckt, welche aus allen Kräften: Zu den Waffen! Zu den Waffen! schrien. Die Wache der Barriere, so sehr sie auch überrascht war, stellte sich mit vieler Entschlossenheit ins Gewehr und hielt die Feinde auf, während man von allen Seiten Lärm schlug. Der Lärm kam bald zu Bayard, der von sieben Gensdarmen begleitet, halbgerüstet zur Barriere eilte. Der brave de Lorges kam in demselben Augenblick mit mehreren Officieren an. Die Truppen folgten in einem Zuge. Keiner schien über die Gefahr erschauert. Aus dem Lärm der feindlichen

Trommeln und Trompeten schloß indessen der Ritter auf ihre Anzahl. Er glaubte das Dorf umstellt. „Lieber Freund,“ sagte er zu Lorges, der sich in seiner Nähe befand, „der Kampf ist allzu ungleich; die Feinde „werden von allen Seiten auf uns eindringen, und ihr könnt euch darauf verlassen, „daß uns niemand beistehen wird. Lassen „wir die Bagage im Stich. Rettet euch mit „eurer Infanterie geradewegs nach Biagrasa, „ehe sie die Barriere niederhauen. Ich werde euch folgen und euch mit meinen Gensdarmen vertheidigen.“

De Lorges kehrte auf der Stelle um, und Bayard fuhr fort, an der Barriere zu kämpfen, bis er die Infanterie in Sicherheit glaubte. Dann trat er seinen Rückzug mit so viel Ordnung an, daß ihm die Feinde durchaus nichts anhaben konnten, und legte die Hälfte des Weges nach Biagrasa zurück, ohne mehr als zehn Mann verloren zu haben. Hier stieß er auf den Admiral Bonnivet, der ihm, wiewohl zu spät, zu Hülfe kam. Sie waren bereits in Biagrasa, als der Marquis von Pescara ihn noch in allen Häusern von Rebecco suchen ließ.

Die Ehre, seine Truppen gerettet zu haben, würde für jeden andern Mann als Bayard, hinreichend gewesen seyn; aber unfähig den Gedanken zu ertragen, daß man ihn für nichts und wieder nichts der Flucht ausgesetzt hatte, verlor er seine gewöhnliche Mäßigung, und machte seinem General die bittersten Vorwürfe. Bonnivet, den das Unglück durch Mißhandlungen zu bessern anfang, schien eben so viel Sanftmuth erworben zu haben, als Bayard verloren hatte. Er gestand, er habe sich geirrt, und versprach dem Ritter, ihm das Andenken an diesen Vorfall durch die Achtung zu benehmen, welche er seinen Rathgebungen bewelsen würde. Sie söhnten sich aufrichtig aus, und die große Gefahr, worin sie sich bald darauf befanden, vereinigte sie mehr als jemals.

Der Connetable von Bourbon, ein erklärter Feind des Admirals und unumschränkter Gebieter der kaiserlichen Armee, sobald es darauf ankam, die Franzosen zu verfolgen, bestimmte die übrigen Generale, ihre Aufmerksamkeit zu Bonnivets Verderben zu verdoppeln; die ganze französische Armee begriff er in dem Haß gegen ihren General.

Durch die Ankunft der Feinde, durch den Hunger und durch die Pest aus Biagrasa vertrieben, zog sich dieser nach Vigevano, disseits des Tecino zurück, und bot daselbst den Feinden eine Schlacht an, mehr mit der Aussicht auf einen ruhmvollen Tod, als einen Sieg. Der Connetable wünschte leidenschaftlich, daß man anbinden möchte; aber Lannoi, welcher den Launen des Glücks keinen Vortheil preis geben wollte, der in seinen Augen ganz entschieden war, begnügte sich den Admiral immer enger einzuschließen, und seine Vereinigung mit sechstaufend Schweizern und eben so viel Gascognern, die ihm zu Hülfe kamen, zu verhindern, indem er durch Detachements alle Pässe besetzte, durch welche sich Bonni-vet zurückziehen konnte.

Von diesem Augenblick an verbreitete sich das Schrecken unter den französischen Truppen. Sie ließen sich bei jeder Gelegenheit schlagen, und vermöge einer Art zu fühlen, welche sehr in der Natur ist, so entgegen sie auch der Vernunft seyn mag, setzte sie die Furcht über alle Bedenklichkeiten hinaus; schaarenweise schwammen sie

über den Fluß, und lieferten sich nackt, entwaffnet und verlassen eben den Feinden aus, welche sie in ihrem Lager nicht erwartet hatten. Die Schweizer folgten dem Beispiel dieser Deferteure, und zogen sich zu ihren Cameraden zurück, die sie erwarteten, um mit ihnen in die Schweiz zurückzukehren.

Diese Begebenheiten schienen nicht auf die Rechnung des Admirals gebracht werden zu können; allein das Nachdenken wollte, daß er dafür verantwortlich wurde. Die Unvorsichtigkeit seiner ersten Schritte hatte sie veranlaßt. Durch so viel Unglück gedemüthigt, hörte Bonnivet auf, der stolze und anmaßende General zu seyn, der die Rathgebungen Anderer ohne Umstandesverwarf, und seine eigene Meinung vergötterte. Unaufhörlich befragte er seine erfahrensten Officiere; aber dieses allzuspäte Vertrauen ließ ihn in ihren Vorschlägen mehr die Beweise seiner begangenen Fehler, als die Mittel finden, dieselben wieder gut zu machen. Bayard war vor allen sein Vertrauter geworden. Er ging ihm nicht von der Seite. Zusammen untersuchten sie das Lager; gemeinschaftlich suchten sie Muth und Hoffnung in

die Herzen der beflürzten Soldaten zurückzurufen. Bayard, der ein aufrichtiger Freund Bonnivets geworden war, beweinte das Unglück, welches ihm drohte, ohne es hintertreiben zu können. Gezwungen zu dem Geständniß, daß alles verloren sei, bekannte er zugleich, daß Bonnivets gegenwärtiges Verfahren ihn mehr zu einem Gegenstand des Bedauerns machte, als seine begangenen Fehler zu einem Gegenstand des Tadels. Die Gerechtigkeit, welche die Menschen sich selbst widerfahren lassen, mildert auf diese Weise die Strenge des öffentlichen Urtheils immer zu einem Gefühl des Mitleids. Um die Ueberreste seiner vernichteten Armee zu retten, blieb dem Admiral kein anderes Mittel übrig, als so schnell als möglich die Pestia zu passiren, und durch das Thal Aosta nach Frankreich zurückzugehen; aber wiewohl dies Mittel das letzte war, das sich ihm darstellte, so veräumte er doch, es zu rechter Zeit zu gebrauchen.

Die Annäherung der Feinde, welche ihn nicht aus dem Gesicht verloren hatten, machte seinen Rückzug sehr gefährlich. Gleichwohl beschloß Bonnivet ihn zu wagen,

und die Truppen erhielten Befehl, sich in Marsch zu setzen. Die Infanterie sollte zuerst defiliren, und die Cavallerie setzte sich in den Stand, die Feinde, die man mit großen Schritten heranrücken sah, zurückzutreiben. Lannoi und der Herzog von Urbino waren den Tag vorher der Meinung gewesen, die ganze Nacht den Truppen zum Ausruhen zu überlassen. Dies würde die französische Armee gerettet haben. Der Connetable stimmte sie um, indem er ihnen begreiflich machte, daß die Franzosen binnen drei bis vier Stunden entwischen könnten. Sie marschirten also die ganze Nacht durch, und fielen auf Bonniyets Gensdarmarie her, als seine Infanterie eben zu defiliren angefangen hatte. Er bat sie, ihren Marsch zu beschleunigen, und ging mit einer Entschlossenheit, die eines bessern Glücks würdig war, den Feinden an der Spitze der Cavallerie entgegen. Er brachte sie zum Weichen; aber in der Hitze des Kampfs, und indem die Verzweiflung ihn über alle Vorsicht hinaussetzte, erhielt er einen Musketenschuß im Arm, der ihn mit Blut bedeckte. Er hielt sich noch immer zu Pferde. Durch Worte feuerte er

diejenigen an, denen er nicht länger ein Beispiel geben konnte. Dabei blickte er bald auf die Infanterie, welche mit eben so viel Ordnung als Schnelligkeit vorrückte, bald auf den Ritter Bayard. Dieser that an der Spitze seiner Gensdarmen Wunder der Tapferkeit, und zeigte den Feinden, daß die Franzosen durch schlechte Anführung halb besiegt seyn müssen, wenn die Gewalt der Waffen ihre Niederlage vollenden soll. Indessen verlor Bonnivet immer mehr Blut; er fühlte sich matt. Voll Beforgniß in die Hände des Connetable von Bourbon zu gerathen, befahl er dem Grafen St. Pol an Bayard Stelle zu treten, den er sprechen wollte. „Bayard,“ sagte er zu ihm, ihr seht, wie es um mich steht; ich kann nicht mehr. In eure Hände leg' ich die Gewalt, womit mich der König bekleidet hat. Empfangt den Commandostab als derjenige, den ich für den würdigsten halte. Macht das Unglück wieder gut, wenn ihr könnt.“ — Es ist zu spät, sagte der Ritter; aber mit Freuden will ich dem Tod entgegen gehen, um der Armee alles zu leisten, was sie von mir erwarten kann. Er nahm den Commandostab, wählte Vau-

denesse, seinen Waffenbruder und Bruder des Marschall von Chabannes, zu seinem Lieutenant, und hieb so wüthend auf die Feinde ein, daß er sie zwang, die Sänfte Bonnivets passiren zu lassen.

Der Connetable von Bourbon, der die Tapferkeit der französischen Gensdarmrie kannte, hatte nicht gewollt, daß man sich ihren ersten Ausfällen allzu ungestüm hingeben sollte. Während sie mit der größten Hitze fochten, und die Feinde vor ihnen wichen, ließ Bourbon auf den beiden Seiten des Weges, der zur Brücke führte, unvermerkt Schützen anrücken. Seine Absicht war die Gensdarmrie in dem Augenblick, ~~wo sie~~ die Brücke passiren würde, einem ~~Kreuz~~ Feuer auszusetzen. Der Ritter bemerkte die Absicht des Connetable, ohne sie vereiteln zu können; aber er eilte seinen Rückzug zu endigen, ehe sich die Anzahl der Schützen vermehrt hatte. Die, welche bereits an Ort und Stelle waren, schossen, als sie ihn ankommen sahen, mit so viel Erfolg, daß sie eine Menge Gensdarmen zu Boden streckten. Der brave Vaudenesse erhielt einen Schuß, woran er auf der Stelle starb.

Der Ritter erhielt in eben dem Augenblick, wo er das Schickfal seines Freundes beklagte, einen Schuß in die Seite, welcher ihm den Rückgrad zerschmetterte. Der Schmerz war so lebhaft, daß er ausrief: O Jesus, erbarme dich! Er stützte sich auf dem Sattelknopf, und ritt noch einige Schritte, bis er den Grafen von St. Pol fand, dem er die Anführung der Gensdarmerie übertrug. Darauf liefs er sich von einem Edelmann, der ihn nicht verlassen wollte, am Fuß eines Baums vom Pferde nehmen. Er setzte ihn aufs Gerathewohl nieder: Bayard aber verlangte, daß er ihn mit dem Gesicht nach dem Feinde hinwenden sollte.

De Lorges, der mit einem Corps Infanterie am Eingang der Brücke geblieben war, gerieth über die Wunde des Ritters in Ver zweiflung. Er wollte ihn rächen, und liefs zu diesem Ende so wüthend auf die Feinde schießen, daß er viele von ihnen zu Boden streckte und die übrigen durch seine Entschlossenheit in Angst und Schrecken gesetzt, ihn mit den Rest der Gensdarmerie die Brücke passiren liefsen. Die Feinde passirten sie nach ihm. Als sie den Ritter unter einem

Bäume liegen fahlen, strömten sie schaarenweise zu ihm hin, und die gemeinen Soldaten, sobald sie erfuhren, daß es Bayard wäre und daß er das Unglück gehabt hätte, tödtlich verwundet zu werden, achteten sein Unglück und näherten sich, bloß um ihm zu dienen. So wenig die Schweizer auch in der Regel des Mitleids empfänglich sind; so zeigten sie sich diesmal am meisten gerührt von seinem Schicksal, und einer von ihren Officieren wollte ihn von seinen Leuten auf Piquen forttragen lassen. Bayard, welcher vermuthete, daß er nur noch einige Augenblicke leben würde, bat ihn, sich nicht zu bemühen. In diesem Augenblick kam der Connetable von Bourbon. Er erkannte Bayard. Die Erinnerung an sein Vaterland und an die Freundschaft, die er ehemals für den Ritter gehabt hatte, erwachten mit aller Lebhaftigkeit. Er weinte. Ach! Bayard, rief er aus, wie sehr bedaur' ich euch!

Selbst in den Augenblicken des Todes gab der große Mann Beweise von der Hoherzigkeit, die er sein ganzes Leben hindurch gezeigt hatte. „Ha, gnädiger Herr,“ antwortete er, „nicht ich bin zu bedauern; „ich

„ich sterbe als ein rechtschaffener Mann im
„Dienst meines Königs und meines Vater-
„landes. Aber euch muß man bedauern.
„Ihr seyd ein Prinz von französischem Blut,
„und ich sehe euch bewaffnet gegen euren
„König, eure Freunde, euer Vaterland, eu-
„ren Eid, eure Ehre und euren eigenen
„Vortheil.“ Durchdrungen von der Wahr-
heit dieses Vorwurfs, und gerührt von sei-
nem Unglück, in so fern es gegen seinen
Willen so traurige Folgen hatte, warf der
Connetable einen thränenschweren Blick auf
den Ritter und zog sich zurück, ohne ihm
antworten zu können. Den Umstehenden
befahl er alle Sorgē für ihn zu tragen.

Jetzt kam der Marquis von Pescara, der
größte Feind der französischen Nation, aber
ein Freund aller großen Menschen und ein
Beschützer der Unglücklichen. Er stieg vom
Pferde, ergriff Bayards Hand, versicherte
ihm seine Bereitwilligkeit, ihm zu dienen,
und als er sahe, daß er nicht fortgetragen
werden konnte, so ließ er sein Zelt holen,
das man auf der Stelle für ihn aufschlug. Der
Ritter befand sich unter lauter Siegern und
sah nur Freunde in ihnen. Der Marquis

von Pescara liefs sogar sein Bette in das Zelt bringen, und wollte es nicht verlassen, bis Bayard den letzten Seufzer gethan haben würde. Dies geschah sehr bald. Der Ritter starb in einem Alter von ohngefähr funfzig Jahren. Als ihn der Marquis von Pescara todt da liegen sahe, sprach er mit aufrichtigem Schmerz: Wir haben das Mufter eines wahrhaft grossen Mannes und die Franzosen einen grossen General verloren.

Sobald die französische Armee in Sicherheit war, erkundigte man sich unter einander nach dem Ritter Bayard. Seine Compagnie Gensdarmen, an deren Spitze er sich nicht hatte stellen können, weil er das Commando der Armee übernehmen muste, beweinte das Unglück seiner Abwesenheit als die Ursach ihres Verlustes. Unter ihr war kein einziger, der nicht irgend eine Wohlthat von ihm erhalten und nicht mit Freuden seinen Körper zum Schild für Bayard gemacht hätte. D'Alegre, Prevot von Paris, aber von einer andern Familie, als derjenige, von welchem in diesem Werke so oft die Rede gewesen ist, benachrichtigte die Truppen von dem

Zustand, worin er den Ritter verlassen hatte — Blutend, am Fusse eines Baumes, und im Begriff sein Leben auszuhauchen. Diese Nachricht löste ihnen eine Art von Wuth ein. Officiere, Gensdarmen und gemeine Soldaten liefen zusammen und vermischten sich, als ob dasselbe Gefühl des Schmerzes jeden Unterschied des Ranges und der Geburt aufheben müßte. Von einem seltsamen Eifer hingerissen, kehrten einige zu den Feinden zurück, um den geliebten Ritter noch einmal zu sehen. Gerührt von diesem hochherzigen Entschlusse zeigte ihnen der Marquis von Pescara selbst den Leichnam, stimmte in ihre Klagen ein, und voll Achtung und Bewunderung für ein Gefühl, wovon er selbst durchdrungen war, erklärte er sie für frei.

Das Gerücht von dem Tode des Ritters verbreitete sich bald in der ganzen Armee und verursachte eine allgemeine Betrübniß. So gefährlich auch Bonnivet verwundet war, so vergaß er doch seinen eigenen Schmerz und machte sich laute Vorwürfe, die unglückliche Veranlassung dieses Todes gewesen zu seyn. Jeder beweinte einen Freund,

einen Beschützer, einen Vater; und alle diese Ehrentitel, von so viel tausenden wiederholt, vereinigten sich auf einen einzigen Mann! Seine Freunde schickten eine Deputation an die Sieger ab, welche um den Leichnam bitten sollte; aber die Großmuth des Marquis von Pescara war ihrer Sorgfalt zuvorgekommen. Auf seine Befehle wurde der Körper des Ritters einbalsamirt und dann unter einer prachtvollen Begleitung von Edelleuten in die Kirche getragen. Eine Menge Officiere und Soldaten folgten und Leute, die er sein ganzes Leben hindurch befehlet hatte, ohne ihr Feind gewesen zu seyn, vermehrten das Gefolge, und bewiesen dadurch, daß die wahre Tugend ihre Verzeher von dem Vorwurf der Uebel freispricht, welche die Nothwendigkeit sie anzulisten zwingt.

Nachdem der Marquis von Pescara das Leichenbegängniß des Ritters besorgt hatte, schickte er seinen Leichnam an seine Freunde und Bediente zurück, um ihn nach Grenoble zu bringen. Der Herzog von Savoyen, dessen Besitzungen man zu diesem Ende passiren mußte, befahl, daß ihm in

allen Städten fürstliche Ehre erwiesen würde, und sein ganzer Adel mußte die Leiche bis an die Gränzen seiner Staaten begleiten. Die Bewohner der Dauphiné hörten nicht sobald von seinem Tode und seiner Ankunft, als sie schaarenweise an den Fuß des Gebirges zogen, von welchem er herabkommen mußte, um den Sarg des Mannes zu sehen, der sie vom Hungertode und der Pest befreit hatte. Die meisten waren in Trauer gehüllt, aber alle gleich betrübt.

Dieses zahlreiche Gefolge begleitete ihn bis eine halbe Meile von Grenoble, wo ihn die Geistlichkeit, der Landadel, das Parlament und die Rechenkammer in Empfang nahmen. Alle umgaben den Wagen und begleiteten ihn in großem Pomp nach der Kathedralkirche von Grenoble, wo er bis zum folgenden Tag beigesetzt wurde, an welchem man ihn in die Kirche der Minimer brachte, welche vor der Stadt lag und von seinem mütterlichen Großonkel Laurent Allemand gestiftet war. Dem großen Altar gegen über wurde er beerdigt, und zwar unter einem platten Stein ohne Verzierung und Inschrift: eine Art von Begräbnis, welches sehr zu

der Bescheidenheit desjenigen paßte, dessen Asche es enthielt und durch sein Andenken hinlänglich geschmückt war. Dem Eifer seines Vaterlandes, nicht der vergänglich'en Hülfe des Marmors und der Kunst, verdankt die Nachwelt das Beispiel und die Erinnerung seiner Tugenden. Diese Tugenden waren von der Art, daß seine Zeitgenossen sich wetteifernd bemühten, sie einer dem andern zu wiederholen und mehrere Geschichtschreiber seiner Zeit ihnen mit einem Eifer huldigten, welche ihrem guten Herzen mehr Ehre macht als ihren Talenten. Jeder Stand kann ihn zum Mußter der Religiosität, der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der Billigkeit und Uneigennützigkeit nehmen. Er war freigebig bis zur Verschwendung, hochherzig, muthig wie ein Held. Besiegt verlor er nichts von seinem Ruhm und den Werth seiner Siege vermehrte er durch seine Mäßigung. Er war für das Gute gemacht, dachte immer auf die Beförderung desselben und vermöge einer eben so glücklichen als seltenen Anlage, verwandelte er — um mich des Ausdrucks seines ersten Biographen zu bedienen — bei gewissen Gelegenheiten, wo ihn

die Leidenschaft bekämpfte, das Laster selbst in Tugend. Ehrliche und Rechtschaffenheit, durch Religiosität gehoben, trugen immer den Sieg über Jugend, Beispiel und Natur davon. Von seiner frühesten Jugend an befaß er, bis auf die Erfahrung, alle die Tugenden, die ihn ins Grab begleiteten, und verdiente schon vor seinem dreißigsten Jahre den Namen des Ritters ohne Furcht und Tadel; ein Titel, den man nur den Helden gab, welche mit hoher Tapferkeit und militairischen Talenten, Rechtschaffenheit und Reinheit der Sitten vereinigten. Hofmann war er in einem geringen Grade; er war unter den Waffen aufgewachsen und befaß die Geradheit eines Soldaten. Sein einziger Ehrgeiz war, die Pflichten seines Standes mit Pünktlichkeit zu erfüllen. Seine Uneigennützigkeit in Hinsicht auf Belohnung vermehrte den Vorwurf, den man den Höfen macht, daß sie weit öfter den Bewerbungen als den Verdiensten bewilligt werden. Nie commandirte er eine Armee als Chef. Der Marschallswürde näherte er sich, ohne sie zu erhalten; aber von allen, die sie bekleidet haben, hat ihn keiner

an der öffentlichen Achtung übertroffen. Eigenschaften des Herzens, wenn man sie in einem vorzüglichen Grade besitzt, gebührt mit Recht der Vorzug vor allen Titeln, welche freilich immer der Antheil des Verdienstes seyn sollten, aber es nur allzuoft unkenntlich machen und verdüßern.

Als man den König mit dem Verlust des Herzogthums Mailand, mit dem Rückzug seines Generals, seiner Wunde und der Gefahr, worin er und die Armee sich befänden, bekannt machte; so fühlte er als ein großer König bei der Menge dieser widrigen Ereignisse; als man ihm aber den Tod des Ritters Bayard anzeigte, so fühlte er als Privatmann und Freund. Er befahl, daß man seiner Leiche alle mögliche Ehre beweisen sollte, und wiederholte, wie alle seine Unterthanen, das Lob des großen Mannes.

E n d e.

A b r i s s

d e s

franzöfischen Militairs

im funfzehnten und zu Anfang des
fechszehnten Jahrhunderts.

1951

1951

1951

1951

1951

1951

1951

1951

1951

Frankreich war seit der Gefangennahme des Königs Johann (1356) in der größten Verwirrung. Zucht und Ordnung hatten das Militair verlassen; und so viel Mühe sich auch der Dauphin während seiner Regentschaft gab, dem Unwesen abzuhelpen, welches daraus entstand; die Schwierigkeiten waren so groß, daß es ihm unmöglich wurde, sie zu besiegen. Alle Provinzen revoltirten, und in Paris selbst erfolgte ein Aufstand nach dem andern. Es fehlte nicht an Connetablen, Marschällen u. s. w.; aber keiner von ihnen hatte Ansehen genug, dem Dauphin wirklich zu Hülfe zu kommen, oder vielmehr, alle waren zu sehr mit ihrer eigenen Sicherheit beschäftigt, um ihm Beistand leisten zu können. Es war ein Krieg Aller gegen Alle. Die Städter heshdeten die Landleute, und

diese plünderten ihrerseits, wo sie Eingang finden konnten, und zwangen die Edelleute, sich auf ihren Schlössern zu beseligen.

Als der Dauphin endlich als Carl der Fünfte den Thron bestieg, änderte sich die Gestalt der Dinge. Mit Hülfe des berühmten Bertrand du Guesclin gelang es ihm, dem Königreich Ordnung und Ruhe wiederzugeben. Durch Abschaffung der alten Rotten und Errichtung neuer Compagnien setzte er sich sogar in den Stand, die Engländer zu bekriegen, welchen er nach und nach alles wieder abnahm, was sie unter der vorigen Regierung erobert hatten. Ein Bündniß mit Heinrich von Transamare, König von Castilien, trug nicht wenig zu diesen glücklichen Erfolgen bei.

Sein Nachfolger, Carl der Sechste, befestigte dies alles. Die Truppen bestanden, wie unter der vorigen Regierung, aus Vassallen und Gemeinen; außerdem aber hatte der König eine beträchtliche Anzahl fremder Truppen, größtentheils Deutschen, in seinem Solde. Das Beispiel früherer Regierungen verlor nach und nach seine Kraft. Disciplin und Subordination hatten angefangen

herrschend zu werden. Unglücklicherweise führten der Wahnsinn des Königs und die Factionen der Häuser Bourgogne und Orleans das Königreich in die alte Verwirrung zurück. Die Engländer wurden auf diesem Wege Herren von Paris und von ganz Frankreich bis an die Ufer der Loire.

Dies war die Lage der Sachen, als Carl der Siebente nach dem Tode seines unglücklichen Vaters zur Regierung gelangte. Sie ward noch schlimmer, indem er Anfangs ganz verlassen war, und nur der Gutmüthigkeit einiger Vasallen und der Anhänglichkeit der Völker jenseits der Loire die wenigen Truppen verdankte, welche ihm übrig blieben. Es schien aufs Aeußerste gekommen zu seyn, als er auf eine, wo nicht wunderbare, doch wenigstens seltsame Art zu dem Besitz des Throns zurückgelangte. Wer kennt nicht die berühmte Jeanne d'Arc? Durch sie wurde Orleans entsetzt und die Engländer aus Frankreich verjagt. Unmittelbar darauf kam der Friede mit dem Herzog von Bourgogne zu Stande. Die Einnahme von Paris vollendete sein Glück. Sogleich schüttelte er das Joch ab, welches ihm seine

Minister und vor allen der Connetable von Richemont auflegten; und eine der glücklichsten Folgen dieser Entschlossenheit war die Veränderung, welche er mit dem Militair vornahm.

Die Grösse aller nachfolgenden Könige von Frankreich schreibt sich gewissermassen von der Aufmerksamkeit her, welche Carl der Siebente während seiner ganzen Regierung auf das Militair richtete. Alle seine Vorfahren waren in Hinsicht militairischer Operationen von ihren Vasallen sehr abhängig gewesen. Wenn ein König von Frankreich einer Armee bedurfte, um sich gegen die Angriffe auswärtiger Feinde zu vertheidigen, oder um innerliche Unruhen beizulegen; so blieb ihm nichts anderes übrig, als den Beistand seiner sämmtlichen Vasallen nachzufuchen. Diese waren Erzbischöfe, Bischöfe, Herzogen, Grafen, Barone, Castellane, Bannerritter u. s. w. Jeder von ihnen mußte sein Contingent stellen, und konnte im Unterlassungsfall bestraft werden; allein das Heer, das auf diesem Wege zusammengebracht wurde, hatte in der Regel einen sehr geringen Werth. Die Vorrechte der

Vasallen waren zu groß, als daß sich irgend ein ernsthafter Zweck durch sie und ihre Leute hätte erreichen lassen. Keiner von ihnen brauchte länger zu dienen als vierzig Tage; war die Fehde während dieses Zeitraums nicht beigelegt worden, so hing es von ihm ab, ob er in seine Heimath zurückkehren wollte oder nicht; und man kann leicht abnehmen, ob die Eifersucht auf erworbene oder ererbte Vorrechte ihnen gestattete, länger auszudauern. Bei vielen war die Dauer der Dienstzeit noch geringer, und einige hatten ihre Pflicht in den ersten fünf Tagen gethan. Alle Versuche früherer Könige, dieser Abhängigkeit ein Ende zu machen, waren vergeblich gewesen. Carl dem Siebenten gelang es, indem er sehr vorsichtig zu Werke ging.

Der Krieg mit den Engländern war geendigt; die Fehde mit dem Herzog von Bourgogne beigelegt. Das Heer sollte entlassen werden. Um allen Unordnungen zuvorzukommen, welche diese Entlassung nach sich ziehen konnte, forderte er die Marschälle von Frankreich auf, sich mit ihren Leuten in Bewegung zu setzen. Dann suchte er die

Städte und das platte Land für eine neue Ordnung der Dinge zu gewinnen, indem er versprach, daß ihre Ruhe und der ungestörte Besitz ihres Eigenthums dadurch gesichert werden sollte. Hierauf wählte er aus der ganzen Armee funfzehn Hauptleute von Erfahrung, Rechtschaffenheit und erprobter Tapferkeit. Diesen stellte er vor, wie wichtig es für das Wohl des Staats wäre, daß sie dem Vertrauen entsprächen, welches er in sie setzte, und gab ihnen den Auftrag, aus sämmtlichen Truppen die besten und zuverlässigsten Soldaten auszuwählen. Als dies geschehen, und dem König eine Liste darüber eingereicht war, machte er bekannt, daß er von nun an nur funfzehn Compagnien stehender Truppen haben wollte, und daß alle übrigen Soldaten sich in der größten Ordnung in ihre Heimath begeben sollten, widrigenfalls er sie am Leben bestrafen würde. Man gehorchte auf der Stelle, und nach vierzehn Tagen war auf den Landstraßen und in den Städten kein Soldat mehr zu finden.

Er schritt sogleich zur Organisation der Ordonnanz-Compagnien.

Ihren

Ihren Namen erhielten sie von der *Ordonnance* (*Règlement*) welche Carl darüber bekannt machte.

Jede *Compagnie* hatte hundert Lanzen oder *Gensdarmen*.

Zu jeder besetzten Lanze (wie man damals sprach) gehörten außer dem *Gensdarm* fünf Mann: drei Schützen (*Archers*) ein *Couteiller*, der seinen Namen von dem *Couteau* oder *Bajonnette* hatte, das er an der Seite trug, und ein *Page* oder *Valet*.

Jede *Compagnie* bestand also aus sechshundert Mann, und die funfzehn *Compagnien* machten eine *Cavallerie* von neuntausend Mann; die Menge der Freiwilligen nicht in Anschlag gebracht, welche es für eine besondere Gunst hielten, dieser *Gensdarmrie* agereirt zu werden, und mit der Aussicht auf die Stelle eines *Archer* oder *Gensdarm* auf eigene Kosten dienten. Die Anzahl dieser Freiwilligen, welche sich an den *Capitain* oder andere *Officiere* angeschlossen, ward bald so groß, daß eine *Compagnie* von hundert Lanzen oft aus zwölfhundert Mann bestand. Außer den *Capitain* gab es in jeder *Compagnie* einen *Lieutenant*, einen *Guidon* und

einen Fähnrich (*Enseigne*); Stellen, welche von dem ersten Augenblick der Errichtung an nur mit Männern von dem vornehmsten Adel oder mit Edelleuten besetzt wurden, welche sich durch ihre Tapferkeit sehr ausgezeichnet hatten. Außerdem hatte noch jede Compagnie ihren Quartiermeister. (*Maréchal de logis*.)

Diese Compagnien wurden in die Städte vertheilt, sowohl an den Gränzen als im Innern des Königreichs; damit sie nicht lässig fallen möchten, sonderte man sie in Schaaren von zwanzig, fünf und zwanzig bis dreissig Mann.

Jede Compagnie hatte ihren *Inspecteur*. Er hielt jährlich mehreremale *Revüe*, d. h. er erkundigte sich nach ihrem Verhalten, untersuchte ihre Waffen und Geschirre, und fragte nach dem Zustand ihrer Pferde. Sie wurden castigirt oder bestraft nach Maassgabe ihrer Vergehungen. Eine andere *Revüe* war von dieser ganz verschieden.

Jeder Gensdarm hatte vier Pferde, eins für seine Bagage, eins für seinen Pagen, und zwei für sich, wovon das eine ein Klepper war, auf welchem er seine Reisen machen

konnte, wenn er Freunde oder Verwandte besuchte; das andere aber ein Streitroß, welches nur in der Schlacht oder bei der Parade gebraucht wurde, und in der Garnison zurückbleiben mußte, wenn der Gensdarm sich daraus entfernte.

Auf Märschen sowohl als in den Garnisonen stand der Capitain oder der Lieutenant, oder überhaupt derjenige, welcher die Compagnie commandirte (denn dies konnten im Nothfall auch der Guidon und Fähnrich) für die Unordnungen, die in derselben begangen wurden. Die Disciplin aber war von dem ersten Anfang an so gut, daß Ackerbau und Handel durch das ganze Königreich in kurzen wiederaufblühten.

Die Befoldung dieser Truppen wurde in den Städten, Flecken und Dörfern erhoben. Besondere Comis leiteten dies Geschäft.

Alle Gensdarmen waren ursprünglich Edelleute. Dies dauerte bis unter Franz dem Ersten. Aus den Comentarien Montlieu's sieht man, daß er seinen ersten Feldzug als Archer der Gensdarmen-Compagnie des Marschalls de Foix machte. Er fügt hinzu, daß man dies für eine große Ehre gehalten

hätte; denn sehr reiche Edelleute wären Gensdarmen, und einige von ihnen bloße Archers gewesen.

Diese Einrichtung der Ordonnanz-Compagnien blieb lange dieselbe, und in der Zahl waren sie zu verschiedenen Zeiten verschieden. Unter Ludwig dem Zwölften hatte jede besetzte Lanze sieben und unter Franz dem Ersten sogar acht Mann. In welcher Eigenschaft die drei hinzugefügten dienten, ist ungewiß. Wahrscheinlich als Coutillers. Unter Heinrich dem Zweiten machten die Archers und Coutillers die leichte Reuterei aus, und dies scheint auch in den früheren Zeiten ihre Bestimmung gewesen zu seyn.

Der Page oder Valet war nicht ein Bedienter des Gensdarmen, zu dessen Lanze er gehörte; sondern ein junger Mensch von Stande, der sich dem Dienste widmete und bei dem Gensdarm in einer Art von Lehre stand. Nach der Ordonnanz Ludwigs des Zwölften mußte er wenigstens funfzehn Jahr alt seyn. Führte er sich gut auf, so wurde er zum Archer und in der Folge zum Gensdarm befördert. Sie waren also was die Junker bei unsern Regimentern sind.

Wirft man die Frage auf, wie die Archers und Coutillers fochten, so läßt sich dies bei dem großen Mangel an Nachrichten aus jenen Zeiten nur mit Wahrscheinlichkeit beantworten. Sie fochten nämlich nicht in Reih' und Glied mit den Gensdarmen; denn ihre ganze Bewaffnung gab ihnen eine andere Bestimmung, welche mit einem geringen Unterschied die der nachmaligen leichten Reuterei seyn mußte. Wahrscheinlich scharmützten sie also vor dem Treffen, welches die Gensdarmen liefern wollte, und wenn die Feinde geschlagen waren, so verfolgten sie die Flichenden und suchten ihre Wiedervereinigung zu verhindern, als wozu die Gensdarmen vermöge der Schwerfälligkeit ihrer Rüstung und ihrer Pferde nicht gebraucht werden konnten. Zugleich thaten sie die Dienste der heutigen Feldjäger.

Außer den gewöhnlichen Archers gab es noch andere unter der Benennung der *Archer's sujets à volonté*. Unstreitig waren dies solche, die sich zu Geschäften gebrauchen ließen, denen sich ein gewöhnlicher Archer nicht unterzog.

Jeder Capitain hatte seine Uniform und Devise. Die Archers, Coutillers und Pagen waren verpflichtet, die Uniform der Compagnie zu tragen; aber diese Einrichtung hatte nicht sowohl die grössere Schönheit der Truppen zur Absicht, als man sie als ein Mittel gebrauchte, die Thäter zu entdecken, wenn Unordnungen vorgefallen waren.

Viermal wurde des Jahrs Revüe gehalten. Zweimal Generalrevüe, wozu sich in der Regel ein Marschall von Frankreich einfand; die Gensdarmrie mußte alsdann von Kopf zu Fuß bewaffnet erscheinen, gerade als wenn sie in die Schlacht ziehen wollte. Die beiden anderen Revüen wurden von den Inspecteurs oder Commissarien gehalten und zum Unterschied Zeugrevüen (*Monstre de robe*) genannt, weil die Gensdarmrie nicht in den Waffen erschien.

Der Sold eines Gensdarm war für ihn und seine Lanze monatlich 30 Franken. Die Bewohner der Städte und des platten Landes, welche diese Abgabe entrichten mußten, nannten sie *Taille de Gensdarmes*. Dieser Sold kann gering scheinen, und ist es nach den gegenwärtigen Verhältnissen; aber man muß

bedenken, daß bei dem großen Geldmangel in jenen Zeiten alles äusserst wohlfeil war. Ein Hammel kostete damals 5 Sols, wenn man die Haut und das Fett zurück gab.

Der Capitain hatte ausser seinem jährlichen Etat von 800 Franken die Einkünfte einer besetzten Lanze, so daß er die Compagnie vollzählig machte, d. h. die ganze Compagnie auf hundert Mann gesetzt nur neun und neunzig zu halten brauchte.

Sehr oft überliessen die Capitaine ihre Compagnie-Einkünfte den Lieutenanten und dienten aus eigenen Mitteln bloß der Ehre wegen. Dies scheint vorzüglich nach Karls des Siebenten Zeit der Fall gewesen zu seyn, wo die Bewerbungen um die Stelle eines Capitains so häufig waren, daß seine Nachfolger, um den Ehrgeiz der Vornehmen zu befriedigen, sich genöthigt sahen, die Compagnien theils zu theilen, theils zu vermehren. Man sieht aus den Reglements, welche aus Ludwig des Zwölften Zeiten auf uns gekommen sind, daß es Compagnien von hundert, achtzig, sechzig, fünfzig, vierzig bis auf fünf und zwanzig Mann gab. Fürsten sogar bewarben sich um eine solche Ehre.

Man hat den Schwur aufbewahrt, welchen jeder Capitain beim Antritt seiner Compagnie leisten mußte. Er befindet sich in der Ordonnanz Ludwig des Eilften vom Jahr 1467, und ist unstreitig eben der, welchen Carl der Siebente einführte. Er lautete also:

Je promets et jure à Dieu et à notre Dame ou que mo puisse nuire en toutes mes affaires et besonges, que je garderai justice et serai gardez par ceux dont j'ai la charge, et ne souffrirai faire aucune pillerie et pugnirai tous ceux de ma charge que trouverai avoir failli, sans y epargner personne et sans aucune fiction et serai faire reparation des plaintes qui viendront à ma connoissance, à mon pouvoir, avec la pugnition des susdits; et promets faire faire à mon Lieutenant semblable serment que dessus.

Aus diesen Angaben läßt sich abnehmen, daß die französische Gensdarmrie unter Carl dem Siebenten und seinen nächsten Nachfolgern das beste Militair in ganz Europa war. Erst unter Franz dem Ersten nahm ein gewisser Luxus unter ihnen überhand. Bis dahin hatte er sich auf Pferde und Equipage eingeschränkt; jetzt aber fing er an sich über die

Tafel und die übrigen Bequemlichkeiten des Lebens zu verbreiten.

Was ich über die Defensiv- und Offensivwaffen der Gensdarmrie zu sagen habe, werd' ich so kurz als möglich zusammen zichen, da das meiste bereits bekannt ist.

Bei den Schutzwaffen war alles auf Unverwundbarkeit angelegt, und dieser Zweck wurde in der Regel so gut erreicht, daß die Kämpfer höchstens mit Contusionen aus der Schlacht zurück kamen, welche entweder durch Hammerschläge oder sehr starke Säbelhiebe verursacht waren. Mit einem Wort: der Gensdarm war ganz in Eisen eingehüllt. Wer Kraft genug hatte, der Lanze zu widerstehen, d. h. wer auf seinem Streitroß einen festen Schluß hatte, dem blieb nur wenig zu befürchten übrig. In der Schlacht bei Calais wurde, nach Froissarts Erzählung, Eustache de Ribeaumont ohne es zu wissen, mit Edouard, König von England, handgemein und versetzte ihn so fürchterliche Hiebe (wahrscheinlich mit einem eisernen Schlägel), daß der König zweimal in die Knie sank, ohne in seiner Rüstung beschädigt zu werden. Eine solche Rüstung hatte indessen große Unbe-

quemlichkeiten. Sie machte den Körper vor der Zeit steif und unbrauchbar. An heißen Tagen war es nicht selten der Fall, daß man unter ihrer Last erstickte. Und hatte der Ritter das Unglück, vom Pferde geworfen zu werden, so blieb ihm nichts anderes übrig, als entweder zu sterben, oder sich zu ergeben. Was man im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert daran veränderte, war von keiner Bedeutung; denn da die Wirkung dieselbe bleiben mußte, so konnte der Unterschied der Schwere nur sehr gering seyn.

Der Kopf des französischen Gensdarm war durch einen eisernen Helm (*Casque*) geschützt, der nicht nur den stärksten Säbelhieben, sondern auch Flintenschüssen widerstand. Dieser Helm bedeckte den Vorder- und Hinterkopf so, daß nur das Gesicht frei blieb, welches einigermassen durch das Visier gesichert war.

Den Hals umgab ein eiserner Kragen (*Hautfecol*), welcher mit dem Helm in Verbindung gesetzt war. Die Schultern wurden durch die Schulterblätter (*Espaulières*) beschützt.

Die Brust bedeckte der Harnisch (*Cuirasse*), den keine Flintenkugel durchdringen,

kein Säbel beschädigen, keine Lanze verletzen konnte.

Armschienen (*Brassards*) machten die Arme und Handschuhe (*Gantelets*) die Hände unverwundbar.

Der Unterleib war durch Taffetten geschützt, welche in Falten übereinander gelegt und oben an dem Harnisch befestigt waren.

Lendentdecker (*Cuissearts*) Knieschützer (*Genouillères*) und Beinschienen (*Grevés*) sicherten Lenden, Knie und Beine.

Zu den Schutzwaffen eines Gensdarm kann man noch sein Pferd rechnen. Es war in der Regel stark, und der Kopf, die Brust und die Seiten desselben möglichst geschützt. Die sämtlichen Defensivwaffen des Pferdes nannte man *Bardes*. Die Kopfbedeckung hieß man *Chamfrain*. Sie war von Kupfer, oder sehr starkem Leder und sah einer Maske nicht unähnlich. Sehr reiche Edelleute trieben Staat damit. Bei der Belagerung von Harfleur (1449) hatte das Pferd des Grafen St. Pol eine Kopfbedeckung, welche auf 30,000 Rthlr. geschätzt wurde; sie war von massiven Golde und ganz vorzüglich gearbeitet.

tet. Die Brustbedeckung war ebenfalls von Kupfer oder auch von Leder, und die Bedeckung der Seiten (*Flançois*) immer von Leder. Beiläufig gesagt: aus dieser Bedeckung sind in der Folge die Schaberaken entstanden. Von dem Widerstand des Pferdes hing, wie schon oben angedeutet worden ist, die Freiheit des Gensdarm ab; wurde es niedergestreckt oder durchbohrt, so blieb ihm nichts anders übrig als sich zu ergeben. Eben deswegen wurde die Kunst zu reiten so sehr vervollkommenet.

Die Trutzwaffen eines Gensdarm waren die Lanze,
das Schwerdt und
der Dolch.

Mit der Lanze versuchte er seinen Gegner vom Pferde zu werfen. Zerbrach sie, was nicht selten der Fall gewesen zu seyn scheint, so griff er zu dem Schwerdt, welches nicht nur scharf, sondern auch schwer seyn mußte. Den Dolch gebrauchte er nur dann, wenn es ihm gelungen war, seinen Feind vom Pferde zu stürzen und dieser sich nicht ergeben wollte. Er fiel alsdann über ihn her und suchte ihn mit dem Dolch zu durchbohren,

der ihm bei diesem Geschäft melir zur Hand war, als das Schwerdt, weil er dem Feind nur durch das Visier beikommen konnte. Aus diesem Grunde hiefs der Dolch auch *Misericorde*.

Um Schöpfer einer solchen Gensdarmarie zu werden, mußte Carl der Siebente die ganze Armee entlassen. Die Infanterie bestand damals, wie Brantome sagt, aus lauter *ma-rauts, bellifres, mal-armez, mal complexionez, fainéans, pilleurs et mangeurs de peuple*. An einer solchen Infanterie war freilich nichts verloren; aber durch die Gensdarmarie war die Armee doch nur mangelhaft ersetzt.

Der glückliche Erfolg, mit welchem er die Gensdarmarie zu Stande gebracht hatte, munterte ihn unstreitig auf, auch eine neue Infanterie zu organisiren. Er trug dies Project lange mit sich herum, bis es endlich nach dem Waffenstillstand zwischen England und Frankreich im Jahre 1448 zu Stande kam.

Die Errichtung der Ordonnanz - Compagnien gab dem König eine Armee von neun- bis zehntausend Mann ausgesuchter Cavalleristen. Um eine eben so gute Infanterie zu bekommen, forderte er jeden Kirch-

sprenkel auf, einen Mann zu stellen, der, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, auf das erste Wort als Archer zu Felde gehen könnte.

Alle, welche von ihrem Kirchsprenkel gewählt auf diese Weise erscheinen würden, versprach er für ihr ganzes Leben von allen Abgaben zu befreien. Dies vermehrte von der einen Seite die Bereitwilligkeit und gab von der andern die Veranlassung zu der Benennung von *Franco-Archers*, welche diese Infanteristen erhielten.

Carl erhielt auf diesem Wege eine Infanterie von sechszehntausend Mann.

Sie wurde unter vier Capitaine vertheilt, von welchen jeder viertausend Mann commandirte.

Unter den Capitainen standen bei jeder Compagnie sieben Lieutenante, deren jeder fünfhundert Mann befehligte.

Sämmtliche Compagnien standen unter einem General.

Diese Truppen wurden eben so vertheilt, als die Gensdarmarie, und das Verfahren damit war überall dasselbe.

Die jährliche Gage der Capitaine war 800 Franken, und wenn es zu Felde ging, so

wären die Einkünfte einer besetzten Lanze, das heist: eines Franc-Archer und zweier Archers ihre Zulage.

Der Lieutenant erhielt monatlich zehn Franken.

Pferde durften die Francs-Archers nicht halten; dagegen aber war ihnen erlaubt, zu zehn, zwölf bis zwanzig einen Wagen zu führen, auf welchem ihre Bagage transportirt werden konnte.

Ein jeder Lieutenant mußte indessen einen *Chevaucheur de l'ecurie*, das heist: eine Art von Jäger halten, um seine Befehle schnell versenden und sich prompten Gehorsam verschaffen zu können.

Jedem von ihnen wurde derjenige District angewiesen, wo er zu Hause gehörte, und dabei hatte er die Verbindlichkeit, in diesem District häufige Revisionen anzustellen.

Diese Infanterie unterschied sich so wesentlich von der gegenwärtigen, daß es der Mühe werth ist, sie noch genauer zu beschreiben.

Der Franc-Archer trug einen Helm, den man *Salade* nannte, und sich von andern Helmen dadurch unterschied, daß er kein Visier hatte.

Eine Jaque bedeckte seinen Körper. Sie war von Hirschhaut und so stark mit Leinwand gefüttert, daß keine Lanze und kein Degen durchdringen konnten.

Unter der Jaque trug er eine Brigandine oder ein Panzerhemde aus Eisenplättchen, welche der Länge nach durch Niete oder Haken an einander befestigt waren.

In der linken trug er einen runden Schild (*Rondelle*).

Bewaffnet war er:

mit einem Spieß (*Vouge*), der die Länge einer Hellebarde und an dem einen Ende ein breites zugespitztes Eisen hatte;

mit einem Bogen (*Quarreau*);

mit einem Köcher (*Trouffe*), der wenigstens achtzehn Pfeile enthalten mußte;

mit einem Degen und

mit einem Dolch.

Diese Infanterie wurde unter der Regierung Ludwigs des Elften im Jahr 1480 entlassen. Er nahm dafür seine Zuflucht zu Miethlingen (*Soudoyers*); und als er sah, daß er damit nicht ausreichte, nahm er noch zehntausend

Mann

Mann französischer Infanterie in seinen Sold, und legte, um diese Ausgaben bestreiten zu können, sehr starke Steuern auf. Sobald die Anwerbung zu Stande gekommen war, schlug er drei französische Meilen von Rouen bei Pont de l'Arche ein Lager auf, wohin er alle diese Truppen mit den Ordonnanz-Compagnien marschiren ließ, um sie selbst exerciren zu können. Die Disciplin, welche in diesem Lager beobachtet wurde, war so strenge, als ob man dem Feinde gegenüber gestanden hätte. Die ganze Einrichtung dauerte aber nur bis zu seinem Tode, welcher 1483 erfolgte.

Carl der Achte folgte seinem Beispiel, in so fern er seine Armee mit fremden Truppen, besonders mit Schweizern und Deutschen vermehrte. Beide Nationen standen damals in dem Ruf, die besten Infanteristen zu liefern. Ist das gegründet, was Brantome von den französischen Infanteristen dieser Zeit sagt, so konnte es den Schweizern und Deutschen nicht schwer werden, den Vorzug vor ihnen zu haben. Es gab unter den französischen Infanteristen, sagt Brantome, einzelne gute Leute; aber die meisten wa-

ren: gens de sac et de corde, mechants garniments echappez à la iustice et surtout force marquez de la fleur de lys sur l'epaule, efforillez et qui cachoient les oreilles par longs cheveux herissez, barbes horribles, tant pour cette raison que pour se montrer effroyables à leurs ennemis. Die Schweizer und Deutschen gewannen noch mehr, als Ludwig der Zwölfte ihnen geschickte Generale gab.

Diese Infanterie wurde vorzüglich bei Stürmen gebraucht. Im offenen Felde entschied die Gensdarmnerie und die Infanteristen thaten höchstens die Dienste guter Packer.

Unter Franz dem Ersten wurde die Infanterie sehr wesentlich verändert. Machiavelli's Grundsätze der Tactik waren bekannter geworden. Außerdem machte die Vervollkommnung der Musketen eine Veränderung der Infanterie nothwendig.

Franz errichtete mit einmal sieben Legionen, jede zu sechstausend Mann.

Die eine Legion wurde in der Normandie, die andere in Bretagne, die dritte in der Picardie, die vierte in Languedoc, die fünfte in Guienne angeworben. Die Bourgogne, die Champagne und das Navennoische mußten

die sechste, und die Dauphiné, die Provence, das Lionische und die Auvergne die siebente hergeben.

Die Soldaten dieser Legionen wurden theils mit Flinten, theils mit Piquen, theils mit Hellebarden bewaffnet.

Der Flintenschützen waren ungefähr zwölf-tausend.

Die Capitaine, Lieutenante, Fähnriche und übrigen Subalternen mußten aus der Provinz seyn, wo man die Legion selbst angeworben hatte.

Zu jeder Legion gehörten sechs Capitaine.

Einer von ihnen hatte den Titel eines Colonels und commandirte die ganze Legion.

Jeder Capitain hatte zwei Lieutenante unter sich, von welchen jeder fünfhundert Mann commandirte, und zwar der eine die Musquetiere, der andere die Hellebardire und Piquenire.

Unter den Lieutenanten standen zwei Fähnriche.

Für jedes hundert war ein Centenier vorhanden, der sie commandirte.

Für jede Bande von tausend gab es vierzig *Caps d'escadre*, vier Fouriere, sechs Sergeanten, vier Trommelschläger und zwei Pfeifer.

Der König selbst ernannte die Colonelle und Capitaine, aber diesen gestattete er die Wahl der Lieutenante und der übrigen Subalternen.

Alle Capitaine mußten Leute von Geburt und Vermögen seyn.

Soldaten, welche im Dienste invalid geworden waren, wurden für ihr ganzes Leben von Steuern und Abgaben befreit.

Zeichnete sich ein Gemeiner aus, so mußte ihm der Oberst oder der Capitain einen goldenen Ring geben.

Stieg er bis zum Lieutenant, so war er eben dadurch geadelt.

In der französischen Armee gab es in diesen Zeiten oft Abentheurer (*Avanturiers*). Sie dienten in der Regel als Infanteristen. Unter Carl dem Achten und Ludwig dem Zwölften waren es Italiäner, die man den kleinen italienischen Fürsten entweder abgekauft oder abgemietet hatte. Sie bekamen keinen Sold, und subsistirten von der Beute, die sie im

Lande des Feindes machten. Sie hatten also die größte Aehnlichkeit mit unseren ehemaligen Freibeutern, und waren wenigstens ebenso grausam wie diese. Alle diese Einrichtungen hörten unter Ludwig dem Vierzehnten auf, welcher dem Militair, das er ansehnlich vermehrte, ungefähr die Gestalt gab, welche es noch jetzt allenthalben hat.

Es ist jetzt noch übrig, von den höchsten militairischen Chargen zu reden.

In den älteren Zeiten waren die Seneschalle die ersten Generale nach den Königen. Ueber die Abflammung dieses Worts ist man ungewiss. Die lateinischen Schriftsteller des Mittelalters übersetzen es indessen immer durch *capifer*. Daraus folgt, daß dies eigentlich eine Hofcharge war, welche mit der eines *Majordomo* oder Truchseßs die größte Aehnlichkeit hatte. Man setzte voraus, daß ein Mann, der die Kunst verstand, eine Tafel anzurichten, auch Armeen commandiren könnte; und vor sieben bis acht Jahrhunderten mochte beides wohl gleich leicht seyn.

Schon unter Philipp August hörte die Seneschallswürde auf. In ihre Stelle traten als Anführer der Heere die *Connetables*.

Die Ableitung dieses Worts ist leichter. Es entstand aus dem lateinischen *Comes stabuli*. Ursprünglich war dies also auch eine Hofcharge. Es gab nur immer Einen Connetable, und dieser Mann war nach dem König der bedeutendste im Staat, in so fern die ganze Armee unter ihm stand. Ging der König selbst zu Felde, so commandirte der Connetable den Vortrab, um die größten Gefahren zu übernehmen; blieb der König, was in Frankreichs früheren Zeiten sehr selten war, zurück; so commandirte er das ganze Heer. Man wählte zu dieser Charge nur Prinzen von Geblüt, oder sehr zuverlässige Krieger unter dem vornehmsten Adel. Auch diese Charge ging unter Ludwig dem Vierzehnten ein.

Auf die Connetables folgten die Marschälle von Frankreich (*Maréchaux de France*). Philipp August stiftete diese Würde im Jahr 1185. Es ist ungewiss, ob sie gleich Anfangs eine Reichs- oder Kriegescharge war. Unstreitig verhielt es sich damit im Ganzen eben so, wie mit der Würde eines Connetablen. Das Wort selbst muß aus dem Deutschen hergeleitet werden. Mar (wovon sich

Märe erhalten hat) hieß in der alten deutschen Sprache ein Pferd; daher Marßall und Marßhall, (Marßchalk) das eine für Pferde-stall, das andere für Aufseher desselben. Unter Philipp August hatte Frankreich nur einen Marßhall. Ludwig der Heilige creirte deren zwei. Carl der Siebente ernannte noch mehrere zu dieser Würde. Heinrich der Zweite schränkte ihre Anzahl auf vier ein. Carl der Neunte schuf sieben. Unter Heinrich dem Dritten wurde diese Anzahl noch durch zwei vermehrt, und Heinrich der Vierte sah sich genöthigt noch weiter zu gehen, um die Titelsucht seiner Generale zu befriedigen. Unter Ludwig dem Vierzehnten endlich stieg ihre Zahl auf vierzehn. Unter Philipp Valois war das Gehalt eines Marßhalls von Frankreich 500 Livres, wenn er wirklich diente, das heißt, als Feldherr agirte. Außerdem erhielt er ein Pferd aus dem königlichen Stall. Dies Gehalt stieg mit den Zeiten, bis es unter Ludwig dem Vierzehnten auf 12000 Livres jährlich in Friedenszeiten, und 8000 Livres monatlich in Kriegeszeiten festgesetzt wurde, der Monat zu 45 Tagen gerechnet. Gehalten wurden

dem Marschall noch von Staatswegen ein Secretair, ein Almosenier, ein Chirurgus, ein Capitain und einige Garden. Vor dem Marschall mußten alle Wachen ins Gewehr treten. Kam er durch Städte der Provinz, so wurden ihm, wenn er sich daselbst aufhielt, 50 Mann Wache mit einem Capitain, einem Lieutenant, einem Second-Lieutenant, und einem Fähnrich gegeben. Langte er in einer Festung an, so wurden die Canonen auf den Wällen gelöst.

Die sämmtlichen Marschälle von Frankreich formirten ein Tribunal, welches man die *Conétable* nannte. Hier wurden alle Streitigkeiten geschlichtet, welche das *Point d'honneur* betrafen. Zu diesem Tribunal ressortirte auch die *Maréchaussée* mit ihren *Prévôts généraux et particuliers*. Verschieden von den Marschällen von Frankreich waren die *Maréchaux de camp*. Hiernach sind, vermöge einer Verwechslung der beiden Wörter *champ* und *camp*, unsere Feldmarschälle formirt worden; bei der französischen Armee gab es nur Lagermarschälle. Sie standen unmittelbar unter dem *Lieutenant Général*, commandirten die Brigadiere, und waren also das

bei den Franzosen, was bei uns die General-Majore sind. Ihre Hauptverrichtung war, das Lager der Armee zu formiren. Sollte die Armee aufbrechen, so begab sich der *Maréchal de camp* mit dem Generalquartiermeister zu dem commandirenden General, um die Marschroute zu erfahren, und die das nächste Lager betreffenden Befehle einzuholen. Den folgenden Tag ging er mit der Feldwache und den sämtlichen Regimentsquartiermeistern voraus, recognoscirte mit der größten Vorsicht, um nicht irgendwo auf den Feind zu stoßen, und bestimmte darauf die Position des Lagers, dessen Einteilung er den Quartiermeistern überließ, um dem General Rapport abflatten zu können. Diese Charge wurde erst unter Heinrich dem Vierten errichtet. In früheren Zeiten verrichteten die Marschälle von Frankreich dies Geschäft unter dem Connetable. Unter Heinrich dem Vierten hatte die Armee nur einen *Maréchal de camp*, dem gewisse Officiere zu Hülfe gegeben wurden. In der Folge erhielten diese den Titel der *Maréchaux de camp*; und ihr Vorgesetzter wurde *Maréchal de camp général* genannt. Spa-

terhin gab es noch einen *Maréchal des camps et armées du roi*. Diesen Titel erhielten diejenigen Generale, welche sich im Commando der Armeen besonders ausgezeichnet hatten. Ihre Prärogativen waren unbestimmt. Es hat ihrer überall nur vier gegeben.

Und nun noch zum Beschlufs einige Worte über die Ritterschaft (*Chevallerie*) in den früheren Zeiten des französischen Militärs.

Als Auszeichnung und Rang im Militair, die, ob sie gleich mit gewissen Ceremonien ertheilt wurden, dennoch von allem Rang militairischer Chargen vollkommen unabhängig waren, war Ritterschaft sehr früh in Gebrauch. Ohne sich in noch frühere Zeiten zu verlieren, darf man sich nur erinnern, daß Carl der Große seinen Sohn und Nachfolger Ludwig aus Frankreich nach Deutschland kommen liefs, und ihm daselbst den Degen anschnallte; damals die Hauptceremonie bei dem, was man Ritterschlag nannte.

In der französischen Geschichte ist besonders unter der Regierung Philipp Augusts von Rittern die Rede. Er selbst schlug deren eine große Menge an seinem Hof. Die latei-

nischen Schriftsteller dieser Zeiten nennen sie schlechtweg *Milites*. Ritter konnte damals jeder werden, der sich durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, und seinen Adel documentiren konnte. Ganz neu durfte indessen dieser Adel nicht seyn, wie folgendes Factum beweiset: Zwei Brüder, Söhne Philipps von Bourbon, das heißt, geborne von Bourbon, die aber nicht zu dem Hause Bourbon gehörten, das mit der königlichen Familie so nah verwandt war, wurden von dem Grafen von Nevers unter der Regierung Philipps des Kühnen zu Ritttern geschlagen. Der König erfuhr es, und verdamnte den Grafen zu einer Geldstrafe, weil die beiden jungen Männer von väterlicher Seite nicht ebenbürtig waren. Sie selbst mußten vor den König erscheinen, und auch sie wurden mit einer Geldstrafe von 1000 Franken belegt; da sie sich aber als tapfere Männer gezeigt hatten, so bestätigte der König ihren Ritterschlag, und setzte die Geldstrafe auf 400 Franken herab. Um in Frankreich zur Ritterschaft zu gelangen, mußte man durch Namen und Wappen ein Edelmann seyn, und seinen Adel durch vier Quartiere beweisen können,

das heist, von Seiten des Vaters und Großvaters, und von Seiten der Mutter und Großmutter; Geburt allein reichte indessen nicht hin; man mußte majorän seyn, das heist, ein und zwanzig Jahre zählen; denn die Ritterschaft setzte Dienste voraus, und wer sie erhalten wollte, mußte Beweise seiner Tapferkeit abgelegt haben.

Die Art und Weise des Ritterschlages war verschieden, je nachdem man am Hofe, oder in der Armee zum Ritter geschlagen wurde. An den Höfen der Könige war der Ritterschlag nicht nur mit vielen, zum Theil sehr langweiligen und lächerlichen Ceremonien, sondern auch mit Kosten aller Art verbunden. Wer sich darüber belehren will, der schlage du Gange's Glossarium nach, wo er im zweiten Theil pag. 357 ein sehr ausführliches Detail des ganzen Verfahrens mit den Candidaten der Ritterschaft finden wird. Diese Ceremonien waren unstreitig an verschiedenen Höfen verschieden; aber das Bad, die Waffenhache, das Anschnallen der Sporen und des Degens, und die Veränderung des Anzugs fanden überall statt, wo Ritter mit Feierlichkeit geschlagen wurden. Schlug man hin-

gegen Ritter in der Armee, so wurden die meisten dieser Ceremonien unterlassen, weil es an Zeit zur Beobachtung derselben fehlte. Man schlug entweder vor oder nach einem Sturm oder einer Schlacht. Ein Fürst, oder General, oder einer von den vorzüglichsten Hauptleuten verrichtete dies Geschäft. Mit dem Degen in der Hand stellte sich ihm der Candidat (*Ecuyer*) dar, und bat um die Gnade, zum Ritter geschlagen zu werden. Der Fürst oder General nahm den Degen, faßte ihn mit beiden Händen und gab dem Candidaten damit einen Schlag auf den Nacken (*Accollade*), indem er ihn Ritter nannte. Hierauf wurde ein alter Ritter ernannt, der ihn in dem Sturm begleitete. Ward der Sturm noch aufgeschoben, so mußte der junge Ritter an der Seite des alten in der nächsten Mine die Waffenwache abhalten. Dasselbe geschah vor der Schlacht.

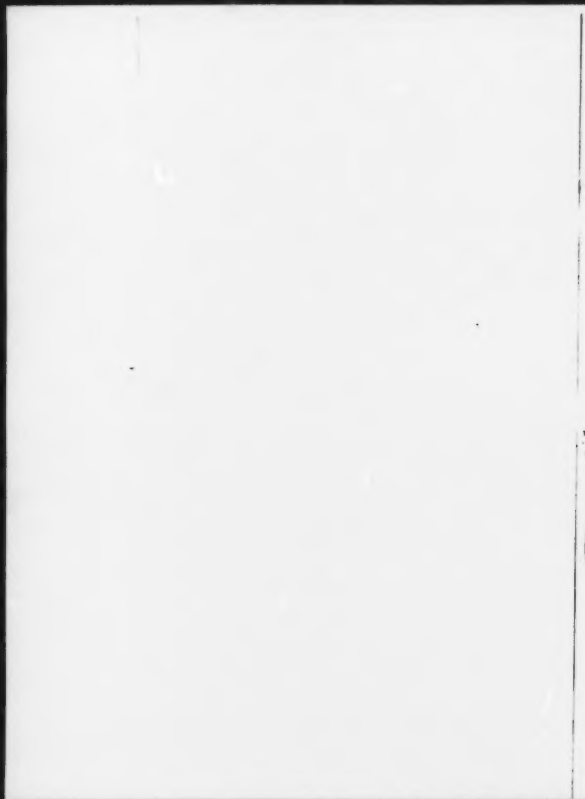
Ein Ritter konnte sogar seinen Feind zum Ritter schlagen, und derjenige, dem dies widerfuhr, wurde von seiner Nation für keinen schlechteren Ritter gehalten. Nachdem die berühmte Jeanne d'Arc Orleans entsetzt hatte, wurde der Graf von Suffolk bei der

Belagerung von Jargeau von Guillaume Renaud gefangen genommen. Eh' er sich ergab, fragte er: „Bist du ein Edelmann?“ — Ja! — „Bist du ein Ritter?“ — Nein! — „Eh' ich „mich ergebe, mußt du es werden.“ — Er gab ihm einen Schlag auf den Nacken, schnallte ihm den Degen an und ergab sich.

In den früheren Zeiten standen die Ritter in Frankreich, so wie überall, in dem größten Ansehn. Sie wurden *Monseigneur* oder *Messire* genannt. Selbst Fürsten nannten sie so. In späteren Zeiten wurde der Ritterschlag weniger geachtet, weil man die Gesetze übertrat, nach welchen er gegeben werden konnte: Fürstensonnen wurden bisweilen schon in der Wiege zu Rittern geschlagen, ungefähr eben so, wie man durch die Taufe ein Kind zum Christen macht.







B r i e f e
eines reisenden Spaniers
an
seinen Bruder in Madrid
über
sein Vaterland und Preussen.

Geschrieben

in den Jahren 1801 und 1802.



Erster Theil.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger.
1804.

terredungen zusammengetragen, die ich hier mit den aufklärtesten Männern hatte? Und kann es diesen Vergnügen machen, zu lesen, was sie selbst gedacht und ausgesprochen haben? Noch mehr: ich habe meine Beobachtungen sehr einzeln und fragmentarisch niedergeschrieben, und sie in dieser unvollkommenen Gestalt erscheinen zu sehen, würde mir um so mehr wehe thun, nachdem sich, alle zu, ich weiß selbst nicht, welchem Ganzen zusammengefügt haben, das, so wie es mir vorschwebt, ein hohes Interesse erzeugen müßte, fehlte es mir nur nicht an Muße, dies Ganze darzustellen. Gestrauen Sie sich aber, diese Arbeit für mich zu Stande zu bringen — gut! so haben Sie meine vollste Genehmigung zur Herausgabe meiner Briefe in einem deutschen Gewande. Aber bedenken Sie, wie beschwerlich dies für Sie seyn wird!

Ich kam hieher, die todte Natur zu

beobachten, und fühlte mich, gleich nach meiner Ankunft, so sehr von der lebendigen angezogen, daß ich mich nicht wieder von ihr losreißen konnte. Vieles, wovon ich bei meiner Abreise aus Spanien vor ungefähr sechs Jahren noch gar keine Ahnung hatte, hab' ich hier aufs deutlichste einsehen gelernt. Nie kann die Erinnerung an meinen zweijährigen Aufenthalt in Berlin in mir untergehen; und aufs innigste sind die Gefühle der Hochachtung und Dankbarkeit in diese Zurerinnerung verwebt. Hier hab' ich Menschen kennen gelernt, nachdem ich in meinem Vaterlande und in dem ganzen südlichen Europa nur immer Maschinen gefunden hatte. Deutschland geht großen Verwandlungen entgegen, zu welchen ich ihm von ganzer Seele Glück wünsche. Zwar werd' ich sie nicht erleben; aber mir genügt die Überzeugung, daß sie erfolgen müssen, und daß das

Land der alten Germanen zuletzt als der
Fokus der wahren Aufklärung und der
Lichtpunkt der Welt dastehen wird. In
den Staaten des Königs von Preussen
hab' ich mich zum Kosmopoliten umge-
bildet, und in sofern ich den Germanen
dadurch verwandt worden bin, freu' ich
mich meiner Wiebergeburt um so mehr.
Meine Briefe mögen dies beurlunden.
Schneiden Sie alles Überflüssige davon
weg, ordnen Sie die Materien so, daß
sie eine die andere beleuchten, geben Sie
der ganzen Arbeit eine Vollenbung, die
ich ihr zu geben nicht im Stande bin,
weil mein Schicksal mich tiefer in den
Norden zieht, und machen Sie mich mit
dem Erfolg Ihrer Unternehmung be-
kannt. Adieu.

Berlin, den 4ten April 1803.

Vorerinnerung des Uebersetzers.

Man wird sich unstreitig nach dem Namen des Spaniers erkundigen, der diese Briefe geschrieben hat; allein dieser Name muß fürs Erste noch ein Geheimniß bleiben.

In wiefern die Briefe selbst einen Werth haben, dies muß der Uebersetzer billig der Entscheidung des Lesers überlassen; aber das darf er sagen, daß er sich nie mit einer Uebersetzung befaßt haben würde, hätte er in diesen Briefen nicht ganz neue und originelle Ansichten gefunden. Auf jeden Fall enthalten sie sehr vieles, was weder in den Topographien von Berlin, noch in irgend einer

von den vielen Reisebeschreibungen gesagt ist, die man, über denselben Gegenstand angefertigt hat. Der Gedanke, die Hauptstadt als einen kurzen Auszug des ganzen Landes zu nehmen, scheint ein sehr glücklicher Gedanke zu seyn. Die, welche bei ihrer Lektüre auf Skandal dringen und also Lob und Tadel nicht entbehren können, werden ihre Rechnung in diesen Briefen schwerlich finden, wo alles nur als Erscheinung dargestellt ist; aber die, welche es interessirt, mit dem Entwicklungspunkt bekannt zu werden, den die Bewohner der preussischen Staaten in dem gegenwärtigen Augenblick erreicht haben, werden sich desto mehr angezogen fühlen — und sich vielleicht schämen, daß ein Fremdling Dinge gesagt hat, welche wir hier zu Lande eben so gut wissen konnten, wenn wir es der Mühe werth hielten, unsere Aufmerksamkeit darauf zu richten. Der Übersetzer gesteht, daß er,

während seiner Arbeit, von dieser Beschäftigung nicht ganz frei geblieben ist, aber sich immer mit dem Gedanken getröstet hat: man könne in dem Eifer des Handels unmöglich wissen, wie man eingreift und wie viel man leistet.

Denselben Geist der partheilosen Beobachtung, den man in diesem ersten Theile findet, wird man auch im zweiten antreffen, wo von den sämtlichen Unterrichtsanstalten des preussischen Staats und ihren Produkten in Ansehung der Künste und Wissenschaften die Rede ist. Auch in diesem wird man ganz neue Aufschlüsse finden, um die Erscheinungen unserer Literatur begreifen zu lernen, die, so wie sie den Blicken der gewöhnlichen Beobachter erscheint, nichts mehr und nichts weniger ist, als ein confusum chaos, und gleichwohl unter der Feder des Spaniers einen ehrwürdigen Charakter gewinnt. Die angefangene Parallele

wird durch diesen ganzen Theil durchgeführt, und daraus mögen denn zum Beispiel unsere neuesten Dichter theilen lernen, in wiefern Verpflanzung oder Nachahmung spanischer Poesie auf deutschen Grund und Boden angebracht ist, oder nicht.

Sollten übrigens diese Briefe, den Wünschen ihres Verfassers gemäß, ein erträgliches Ganzes geben; so war der Übersetzer genöthigt, wesentliche Veränderungen damit vorzunehmen. Es sind Abhandlungen daraus geworden; aber dies war nicht zu vermeiden, wenigstens nicht für die Kunst des Übersetzers, der zuletzt auch wohl nicht ganz Unrecht hatte, wenn er glaubte, große Rahmen würden durch große Gemälde gerechtfertigt.

I.

Berlin, den 12ten Januar 1801.

Seit acht Tagen bin ich hier angekommen. Meine Landesleute von der hiesigen Legation haben die Güte gehabt, mich überall einzuführen, wo ihnen selbst der Zutritt offen steht. Auf diese Weise hab' ich die Bekanntschaft mehrerer Personen von Stande gemacht. Da mich aber diese Klasse von Staatsbürgern sehr wenig berührt, so bin ich auch nicht Willens, meine Zeit mit ihnen zu vertrödeln. Es ist ausgemacht, daß man in den Zirkeln der Vornehmern seinen Endzweck am wenigsten erreicht, wenn es auf Belehrung ankommt; die Mitglieder derselben sind, wenn auch nicht unwissend, doch

wenigstens reservirt; und selbst wenn man die Reserve besiegt, hat man noch mit Vorurtheilen und einem überwiegenden Hange zum Lebensgenuß zu kämpfen. Ich stehe dafür, daß ich hier mit der Zeit weit interessantere Bekanntschaften machen werde. Im Ganzen aber will ich mit eigenen Augen sehen, mit eigenem Verstande prüfen.

Ich fange nach gerade an, 'den Entschluß zu segnen, vermöge welches ich mich, auf mehrere Jahre, aus meinem Vaterlande verbannt habe. Der Trübsinn, der mich bisher beherrschte, verliert sich immer mehr; denn je mehr ich beobachte, desto heller wird es in meinem Kopfe. Nichts, gar nichts war' aus mir geworden, hält' ich Spanien nicht verlassen. Kehrt' ich je dahin zurück, so werd' ich vor tausend und aber tausend meiner Mitbürger wenigstens den Vorzug haben, wie ein freier Mann dazustehen, den keine Art des Unsinn's mehr ihre macht. Schon gegenwärtig lächle ich darüber, daß eine unglückliche Liebe die Veranlassung zu einem Entschluß werden mußte, der, wie unvoll-

kommen er auch ausgeführt werden mag, immer damit endigen muß, mein ganzes Wesen zu verwandeln, und mich zu Etwas auszubilden, wovon ich vor sechs Jahren noch gar keine Ahnung hatte. Der Mensch will sich um seine eigene Arge bewegen; die Gesellschaft aber zwingt ihn, ihre Bewegung zu theilen, und indem er dies thut, verliert sich aus ihm die Thierheit. Glaube mir, lieber Bruder, ich gönne meinem Nebenbuhler jetzt von ganzem Herzen alle die Glückseligkeit, die er an der Seite der schönen Leonore findet; und in sofern Nebenbuhlerei allein die Wirkung hervorbringen konnte, daß es in meinem Kopfe heller wurde, fühle ich mich sogar geneigt, ihm für alle die kleinen Künste zu danken, durch welche er mich aus dem Sattel hob und den Preis davon trug; wenigstens ist vom Hasse auch keine Spur mehr in mir zurückgeblieben. Thu' und treibe doch ein Jeder was er kann und mag, um sein Schifflein wohlbehalten in den Hafen zu bringen; mich bekümmert dies sehr wenig. Mein einziges Geschäft ist,

zu bemerken, wie aus diesem individuellen Thun und Treiben zuletzt etwas Großes wird, ohne, daß man von irgend einem Individuum sagen kann, es habe mit Absicht dazu beigetragen; nach welchen Gesetzen sich die Welt verwandelt; was denn wohl zuletzt die Absicht der Natur mit diesem seltsamen Geschlecht seyn kann, das wir das menschliche nennen. Ich will mit Vergnügen sterben, wenn ich hierüber aufs Reine gekommen bin.

Mit dem lebhaftesten Eifer seh' ich das Studium der deutschen Sprache fort. Wäre es mir bloß um Conversation zu thun, so hält' ich dies nicht nöthig; denn hier spricht, wie in beinah allen Hauptstädten Europas, jeder Mensch von guter Erziehung französisch. Aber es kommt mir darauf an, mit dem Geist der deutschen Literatur bekannt zu werden. Denke Dir, lieber Bruder, daß in Deutschland jährlich wenigstens 6000 neue Bücher erscheinen. Welche Regsamkeit des Geistes setzt dies voraus! Selbst wenn man annimmt, daß die Pluralität dieser Bücher schlecht sey, so müssen sich doch mehrere mit

telmäßige und einige vortreffliche darunter befinden. Beinahe in jeder kleinen Stadt findet man eine Druckerei und einen davon unabhängigen Buchladen. Erscheinungen dieser Art gebieten, auf sehr lebhaftes Geistesbedürfnisse zurückzuschließen, und machen eine Nation, die in ihrem Charakter so wenig Frivolität hat, als die deutsche, in vielen Augen hochachtungswerth. Ich werde in meinen künftigen Briefen diesen Gegenstand noch ausführlicher behandeln. Allen meinen Abhandlungen nach liegt in den Verhältnissen der Buchdrucker und Buchhändler und Schriftsteller zu dem Ganzen der Gesellschaft etwas sehr Großes, wo nicht den Absichten, doch wenigstens den Wirkungen nach.

Was mir gleich bei meinem ersten Eintritt in Berlin am meisten aufgefallen ist, ist die militärische Disziplin. Wo man sich auch im übrigen Europa befinden mag, so trifft man in Friedenszeiten den Ausdruck der Erschlaffung auf den Gesichtern der Militärpersonen. Hier aber hab' ich diesen Ausdruck so wenig wiedergesehen, daß es

mir vorkam, als wären alle diese Menschen so eben im Begriff, den Feind anzugreifen. Unstreitig trägt das Klima das Seinige zur Hervorbringung dieses Ernstes bei; da ich indessen nicht sehr geneigt bin, auf das Klima zurückzugehen, wenn es darauf ankommt, Erscheinungen zu erklären, so werd' ich mich nach nichts sorgfältiger erkundigen, als nach den Verhältnissen, in welchen das Militär theils unter sich, theils zu dem Civil steht. Gewissen Anzeigen zu Folge ist das Militär hier bei weitem der allergeachtete Stand. Ich habe, zum Beispiel, den hiesigen Willhelmsplatz besucht, und auf demselben keine andre Statuen gefunden, als die der um die Monarchie am meisten verdienten Generale. Warum, fragte ich mich, huldigt man hier nur dem militärischen Patriotismus? Die natürlichste Beantwortung dieser Frage ist: daß in einem Staate, dessen Form noch nicht vollendet ist, dasjenige Verdienst, das Entscheidung bringet, als das größte betrachtet werden muß. Dieser Maxime getreu, ist man eben jetzt damit beschäftigt, auf einem ande-

ren Platz, der Lustgarten genannt, die Statue eines Generals zu errichten, dessen ganzer Charakter so roh war, als die Zeiten, in welchen er lebte, der aber deswegen als Krieger nicht weniger das Seinige gethan hat, um sich die Achtung der Nation zu erwerben. In der That bedenkt man, daß der Mensch weit lieber der Gewalt als der Vernunft weicht, und daß der Muth eines tüchtigen Generals durch eine gewonnene Schlacht bei weitem mehr für das Wohl einer jungen Nation entscheidet, als die Einsicht eines in seinem Kabinette spekulirenden Ministers; so begreift man leicht, warum in einem Staate, wie der preussische jetzt noch ist, das militärische Verdienst oben an steht. In China mag es anders seyn; aber die Regel, daß nur das größte Verdienst belohnt werde, bleibt deswegen unangefastet; und in einem gewissen Sinne möchte man sogar sagen, daß große Generale dazu vorhanden sind, große Minister vorzubereiten.

Urgenwärtig bin ich am meisten damit beschäftigt, mit eine Erkundungsmaschine

zu bauen. Ich verstehe darunter: eine Gesellschaft von solchen Männern um mich zu versammeln, welche im Stande sind, über den Zweck ihres Thuns und Treibens Rechenschaft abzulegen. Der gastfreundschaftliche Charakter der Deutschen soll mir, hoff' ich, dabei vortreflich zu statten kommen. Nicht als hätt' ich die Absicht, bei ihnen zu schmausen; Du weißt wie weit ich von diesem groben Egoismus entfernt bin. Nein, indem ich mich selbst zum Mittelpunkt mache und es dann nicht an einer rechtlichen Bewirthung mangeln lasse, gedenk' ich Manches zu erfahren, was man nicht dem Ersten und Besten sagt, der sich darbietet. Es giebt in allen Ständen und Gewerben gute Köpfe! Diese werd' ich an mich zu ziehen suchen. Am willkommensten aber sollen mir die Schriftsteller seyn; denn diese Klasse von Menschen ist für meine Zwecke die allerbrauchbarste, und sie selbst hat, aus einem sehr natürlichen Grunde, die meiste Geneigtheit sich aufzuschließen. Ich bekümmere auf diesem Wege freilich nur lauter Fragmente; allein

mit einiger Kritik im Kopfe sondert man das Brauchbare sehr leicht von dem Unbrauchbaren ab; und ist diese Absonderung erst geschehen, so gelangt man bald zu Resultaten.

Wie gleichgültig mir auch Spanien in mehr als einer Hinsicht geworden ist, so bleibt es mir doch immer angenehm, daß ich in Madrid einen Bruder habe, dem ich meine geheimsten Gedanken aufschließen kann. Mache Dich immer darauf gefaßt, recht viel zu lesen; denn alles was ich niederschreibe, werd' ich, wo nicht für Dich, doch wenigstens in Beziehung auf Dich, aufsetzen, damit es mir nicht an Antrieb zum Schreiben fehle. Du wirst Dich immer mehr überzeugen, daß wir uns von dem Norden wunderliche Begriffe gemacht haben. Ich möchte nicht gern allzu viel auf einmal behaupten; aber es kommt mir vor, als sey die wahre Aufklärung nur in Deutschland zu finden und als müsse man Berlin für den gegenwärtigen Moment als einen der Centralpunkte betrachten, von welchen die Lichtmassen ausgehen.

Genug für heute. Doch muß ich Dir noch sagen, daß ich hier in einem Gasthose lebe, daß mir nichts an den Bequemlichkeiten des Lebens abgeht, daß ich nur die Hälfte von dem gebrauche, was mir mein Haushalt in Madrid kostete — vor allen Dingen aber, daß ich sehr gesund bin und die Winterkälte in geheizten Zimmern sehr erträglich finde.

II.

Berlin, den 20. Jan. 1807.

Ich habe einige Vormittage daran gewandt, mich in den Straßen Berlins umzutreiben.

Auf den Straßen sieht man die Gesellschaft in ihrer Auflösung, in ihrem Chaos; aber ich gestehe daß sie mich auch in dieser Gestalt anzieht. Hier findet man auch keine Spur von unserer Trägheit, unserem heiligen Müßiggange. In eines Jeden Miene ist der Trieb zum Erwerben ausgedrückt, und eilenden Schritts treibt jedes Individuum seinem Ziele zu, gerade als ob an jeder Straßenecke ausgerufen würde: die Zeit sey das Kostbarste, was der Mensch hat. So nach dem bloßen Augenschein zu urtheilen, sind die Leute hier bei weitem mehr moralisirt als civilisirt; denn indem ein Jeder nur darauf bedacht ist, seinen Standort in der Gesellschaft zu behaupten und zu vertheidigen, erläßt man sich gegenseitig alle überflüssigen Haxens. So lang' ich die Deutschen nur vom Hörensagen kannte, hielt ich sie für

eins der ceremoniösesten und langweiligsten Völker auf diesem Erdball; sie mögen es gewesen seyn; sie mögen es auf einigen Punkten Deutschlands wirklich noch seyn. Aber in Berlin sind sie es wahrlich nicht; sie sind es so wenig, daß man den militärischen Geist, der seiner ganzen Natur nach laconisch ist, in der gegenseitigen, Behandlung der Staatsbürger überall wiederfindet. Die Juden sind allein civilisirt; von diesen werde ich Dir aber in der Folge noch mehr sagen, und Du wirst Dich alsdann überzeugen, daß Civilisation und Moralität in dem bestimtesten Widerspruch, mit einander stehen; in einem Widerspruch der gar nicht zu lösen ist.

Was einem Fremden beim Durchwandern der Straßen vorzüglich auffällt, ist die Menge der Blißableiter und Bordelle. Beide sind, bei einer großen Ähnlichkeit, die sie mit einander haben, unstreitig gleich nützlich; die ersteren, Leben und Eigenthum, die letzteren, eheliche Verhältnisse zu sichern. Au den Anblick der Blißableiter gewöhnte ich mich von dem Augenblick an, wo ich mich erinnerte, daß

ich mich in dem protestantischen Deutschland, d. h. in einem Lande befände, wo alle religiösen Vorurtheile theils zu Grabe getragen sind, theils noch immer zu Grabe getragen werden, und also ihren verderblichen Einfluß auf eine freie Entwicklung entweder schon verloren haben, oder zu verlieren im Begriff sind. Mich an den Anblick der Bordelle zu gewöhnen, kostete mir, ich gestehe es, bei weitem mehr Mühe.

Es fiel in die Augen, daß sie privilegiert seyen. Wie, dachte ich, eine Regierung, die es ganz in ihrer Gewalt hat, gute Sitten zu erzwingen, nimmt die schlechten in ihren Schutz, und das um elender Vortheile willen, die sie davon zieht? Ich war im Begriff, dem Beispiel derer zu folgen, denen jede Veranlassung, auf Regierungen zu schimpfen, willkommen ist, weil sie sich persönlich zurückgesetzt oder beleidigt glauben; aber ich besann mich, daß Berlin 1,70,000 Einwohner hat, daß ein sehr großer Theil derselben von der Heirath ausgeschlossen ist, daß alle diese Ausgeschlossenen, im Fall keine Ableiter

für sie vorhanden wären, durch den heftigsten Naturtrieb die entschiedensten Feinde aller Ehemänner werden würden, und daß die Zerrüttung, welche dadurch in der Gesellschaft entstehen würde, in keine Vergleichen mit dem Nachtheil gebracht werden könnte, den der Staat dadurch leidet, daß er einen Theil des weiblichen Geschlechts *publici juris* werden läßt.

Du kannst leicht denken, wohin mich dies zuletzt führte. Ich erblickte nämlich das weit strengere und den sogenannten guten Sitten scheinbar günstigere Verfahren unserer Regierung in seiner ganzen Blöße. Was ist die Folge davon gewesen, daß unsere Könige so viel Zartgefühl für die Keuschheit gehabt und so eifrig dahin gestrebt haben, dem öffentlichen Skandal vorzubeugen? Keine andere, als daß es um die Heiligkeit der Ehe in keinem Lande schlechter steht, als in dem unsrigen, und daß aus unseren Weibern nie etwas Großes und Edles werden wird. Die Sache in ihrem wahren Lichte betrachtet, sind die *cortijos* unserer Damen

nichts mehr und nichts weniger, als erklärte Liebhaber, d. h. Ehebrecher, und das gegenseitige Interesse, hat Sitten geheiligt, von welchen zu wünschen wäre, sie wären längst untergegangen. Maurisches Blut, sagt man, walle in unseren Adern, und Rittergeist spule in unserem Gehirn; und so glaubt man eine Erscheinung erklärt zu haben, die für alle diejenigen, welchen die vis obscura keine Kraft ist, ihren Grund in etwas ganz Anderem hat, als im Maurischen Blut und im Rittergeist. Mit einem Wort: Gingen wir nicht noch immer in den Banden unserer Priester, welche ihre Rechnung dabei finden, die Befriedigung der natürlichsten Bedürfnisse zu erschweren: weil die Zahl der Sünden dadurch sichtbar vermehrt und ihr Ansehen nur desto höher gesteigert wird; so wäre aus uns etwas weit besseres geworden; so befänden wir uns nicht in einem fortdauernden Sinken, das sich, meines Erachtens, nur durch eine totale Regenerazion hemmen läßt. Wir haben keine privilegierten Bordelle. Desto schlimmer für uns! Die Zahl der Hei-

tären ist deshalb in der Hauptstadt unseres Königreichs nicht geringer, die Zahl der ungetreuen und verbrecherischen Weiber weit größer, und die Beschaffenheit der Krankheiten, welche die ungetregelte Befriedigung des Geschlechtstriebes nach sich zieht, weit zerstörender. Je wollüstiger wir vermöge unseres Klimas sind, desto mehr sollte dafür gesorgt werden, daß die Wollust der ersten Grundlage aller menschlichen Gesellschaft, der Ehe, nicht nachtheilig würde; und da dies nur durch privilegierte Bordelle verhindert werden kann, so sollten wir so klug seyn, sie ohne weitere Umstände einzuführen. Möchten doch unsere Priester in diesen Sümpfen ihre Flammen löschen; so hätten wir wenigstens eine Aussicht mehr, nach einem Jahrhundert diese Sittenverderber nicht länger unter uns zu erblicken. — So findet man, mein lieber Bruder, bisweilen mehrere hundert Meilen von seiner Heimath ein Räthsel erklärt, auf dessen Auflösung man gar nicht gefallen seyn würde; wenn man immer daheim geblieben wäre. Ich glaube in meinem

Raisonnement nichts übertrieben zu haben; um aber nicht allzu lange bei einer Sache zu verweilen, die, so wichtig sie auch ist, dennoch immer zu den schmutzigen gezählt werden muß, brech' ich lieber für heute ganz ab.

Den 21. ten Januar.

Ich befinde mich in Gedanken noch immer auf den Straßen Berlins.

Man kann jede Hauptstadt, in jeder Hinsicht, als einen kurzen Auszug des Landes betrachten, zu welchem sie gehört. Während meines Aufenthalts in Dresden hab' ich zu bemerken geglaubt, daß die Zahl der schönen Weiber die der schönen Männer in Sächsischen bei weitem übersteige. In Berlin glaub' ich für die Mark das Gegentheil zu bemerken. Die Gründe sind für denjenigen, der sich die Mühe geben will, dieser Erscheinung weiter nachzudenken, sehr leicht aufzufinden. In einem militärischen Staate muß es nämlich nicht nur eine größere Anzahl von gesunden, starken und selbst schönen männlichen Körpern geben, sondern die militärischen Übungen müssen sogar dazu beitragen, die Anzahl

derselben zu vermehren. Dies ist in Preussischen so sehr der Fall gewesen, daß, wenn die Bewohner der Mark, so wie sie vor 150 oder 200 Jahren aussahen, ins Leben zurückkehren könnten, sie nicht wenig über die Verschönerung erstaunen würden, welche ihre Race erfahren hat. Die Grundrace muß sehr häßlich gewesen seyn; dies sieht man noch jetzt an einzelnen gemeinen Personen, deren wendische Physiognomie in der That nichts weniger als einladend ist. Indessen sind aus diesem Stamme durch Vermischung ungemein schöne Zweige hervorgegangen; und wenn es möglich wäre, dem schönsten Theil der Einwohnerinnen Berlins — "Ich meine die Hetären — die Fruchtbarkeit, die ihr Gewerbe vernichtet, wiederzugeben, so müßte hier in sehr kurzer Zeit, eine ausgezeichnet schöne Menschenrace entstehen; man darf nur bedenken, daß gerade der schönste Theil der Männer — junge Offiziere und Freunde aller Art — nothgedrungen ist, seine vis prolifica in den Armen dieser Geschöpfe zu vergeuden; so daß also die besten Keime einer schönen

Gattung für den Staat verloren gehen. Die Propagation edlerer Gestalten erfolgt also weit langsamer, als sie könnte, und würde gar nicht merklich seyn, wäre die eheliche Treue größer, und strömte der Hauptstadt nicht das Schöne von allen Orten und Enden zu.

Bisher kann ich mich noch nicht enthalten stehen zu bleiben, so oft ich vor einem Exercierplatz oder Exercierhause vorbeigehe; das Schauspiel der militärischen Dressur interessiert mich aufs höchste. Kann diese Dressur noch weiter getrieben werden, so gestehe ich, daß ich keinen Begriff von der Bervollkommenung derselben habe. Gerade so muß es, dünkt mich, aufgefangen werden, um den Gehorsam mechanisch zu machen. Man würde sich aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß diese jeden Südländer in Erstaunen setzende Einheit und Übereinstimmung der Bewegungen das Werk einiger Jahre oder Jahrzehnte wäre; sie ist vielmehr das Produkt eines ganzen Jahrhunderts. Und da sie zum Wesen der ganzen Maschine ge-

hört, so ist die glückliche Folge davon die, daß die Rekruten auf keinem Punkt der Erde mit mehr Menschlichkeit dressirt werden, als in diesem Lande; die Kraft der Maschine theilt sich ihnen mit, sobald sie in Reih und Glied gestellt sind. In einem gewissen Sinne des Wortes giebt es hier also gar keine Veteranen. Werden neue Regimenter errichtet, so geschieht es gegenwärtig immer durch Ergänzung, ich meine dies so, daß man ein altes Regiment theilt, und, je nach der Beschaffenheit der Umstände, zwei, drei, vier daraus macht. So bleibt selbst in den jüngsten Regimentern immer ein Stamm, dessen Geist in die Ergänzung übergeht, ungefähr eben so, wie die Hauptstadt durch fortgesetzten Anbau und Wiederaufbau in einer permanenten Verschönerung begriffen ist.

Die preussischen Patrioten sagen zwar, Friedrichs des Zweiten Geist sey von dem Heere gewichen; aber ich habe zu oft bemerkt, daß die Patrioten die wahre Einsicht nicht für sich haben, um von einem solchen Urtheil auch nur die mindeste Noth zu neh-

niem: Meiner Meinung nach kann Friedrichs Geist sich nur vervollständigen, aber nicht verfliegen. In unauflöslichen Charakteren. In unauflöslichen Charakteren. Ist er dem preussischen Heere noch jetzt aufgedrückt, und eine unbegreifliche Auflösung des ganzen preussischen Staats müßte erfolgen, wenn er es nicht noch nach Jahrhunderten seyn sollte. Eine von den allerwichtigsten Maximen bei der Organisation des ganzen Instituts, das man die preussische Armee nennt, scheint mir die zu seyn, nach welcher die Offizierstellen in der Regel nur mit Adlichen besetzt werden; ich sage: in der Regel, weil es einzelne, wenn gleich sehr sparsame Ausnahmen giebt, die kaum in Betrachtung kommen, so nothwendig sie auch von der andern Seite sind, um die Hoffnung ausgezeichneten Bürgerlichen nicht ganz niederzuschlagen und eben dadurch den Geist der Emulation zu vernichten, der selbst in einem Institut, wo mechanischer Gehorsam die Hauptsache ist, nicht ganz aussterben darf. Die Vortheile nun, welche aus dieser Einrichtung entspringen, sind folgende: Erst

lich wird der vollkommene Gehorsam des gemeinen Soldaten nicht wenig erleichtert; denn, indem sein Offizier zu einem Stande gehört, dem er zu gehorchen von Jugend auf gewohnt ist, gehorcht er bereitwilliger und prompter. Zweitens wird dadurch unter den Offizieren ein esprit de corps gebildet, der als moralische Kraft von unschätzbarem Werthe ist; das sogenannte Point d'Honneur ist nichts anders, als das Resultat dieses esprit de corps, und schließt alle Feigheit und Prostitution so gewaltsam von dem Offizierstande aus, daß er in Kriegzeiten durchaus nicht ungewiß über seine Pflicht werden kann und in Friedenszeiten in alle seine Handlungen die größte Besonnenheit zu legen gezwungen ist. Drittens wird dadurch der Offizier hinlänglich von dem Bürger isolirt, um, wenn es die Noth erfordert, polizeilich zu wirken, die gehörige Bereitwilligkeit dazu zu haben, und nicht in seinem Busen ein Gegengewicht zu empfinden, das ihn von dem Pfade der Pflicht abzieht; wer hierauf nicht eingehen will, ver-

gibt ganz offenbar, daß jedes stehende Heer eine doppelte Bestimmung hat, nämlich die innere und die äußere Ruhe zu befördern und zu sichern. Die Kraft der großen Monarchie, die Offizierstellen in der Regel nur mit Adlichen zu besetzen, wird durch das Anciennetätsgesetz beim Avancement unterhalten; ein Gesetz, über welches sich junge Offiziere von Geist beklagen können, welches aber in sich selbst so respektabel ist, daß es das Kind der Weisheit selbst zu seyn scheint. In der That, es ist gar nicht daran zu denken, daß ein Offizier dessen Aufführung, vorwurfsfrei ist, im Avancement übergangen werden könnte, und die Gerechtigkeit präsidiert so sehr bei der Ausübung dieses Gesetzes, daß der Regent sich nur in den wenigen Fällen eine Ausnahme gestattet, wo es darauf ankommt, dem ganzen Institut zu zeigen, daß Er der belebende Geist desselben ist und bleibt. Es versteht sich also ganz von selbst, daß hier keine Offizierstellen käuflich oder durch Intrigue zu erringen sind.

Du wirst mir vielleicht sagen, daß die

Klage der Patrioten gleichwol nicht ganz ungegründet seyn könne, da die Preussen in dem Kriege gegen die Franzosen bei weitem nicht die Energie gezeigt haben, die man im siebenjährigen Kriege so allgemein bewunderte. Hierauf kann ich nichts weiter antworten, als daß es den Preussen in dem Kriege mit den Franzosen unmöglich Ernst gewesen seyn kann; wenigstens nicht von dem Moment an, wo die wahre Tendenz der französischen Revolution der Regierung deutlicher einleuchtete. Ich möchte nicht gern absprechen; aber so viel ich von dem gegenseitigen Interesse der europäischen Staaten begreife, war die Expedition gegen Frankreich von Seiten Preussens ein politischer Fehlgriß, der, als man ihn einsah, auf den militärischen Ruhm der Nation nachtheilig zurückwirken mußte. Denn was die Energie betrifft, mit welcher eine Nation im Kriege agirt, so bin ich der Meinung, daß diese Energie immer das Resultat der heftigen Maasregeln ist, welche man zur Erreichung seiner Zwecke nimmt. Welche heftige Maasregeln aber hat die

preussische Regierung in diesem Krieg ergriffen? Ich wenigstens weiß von Kelnér; alles ist in seinem Gange geblieben, zum ewigen Unterschiede von dem siebenjährigen Kriege, wo man ganz anders verfuhr. Wer also die Energie der Preussen nach dem Ausgange der Expedition gegen Frankreich beurtheilen wollte, würde in dem größten Irrthum von der Welt seyn. — Ganz anders verhält es sich mit uns, ich meine die Spanier. Zwar waren auch wir von der Politik irre geleitet; allein wir hatten bis im Jahre 1795 den besten Willen, den Franzosen zu widerstehen; und wenn uns dies, bei allen Vertheidigungsmitteln, die unser Land darbot, nicht gelang, so kann der letzte Grund dieser Erscheinung nur darin wiedergefunden werden, daß unsere Armee vergleichungsweise einen sehr geringen Werth hat und haben kann. Kein Wunder, da in Europa keine Eroberungen mehr für uns zu machen sind, und unsere ganze Disziplin mehr Zeitvertreib als ernstliche Beschäftigung ist! Unsere

Atenee thut ihre guten Dienste als polizeiliches Institut, aber ihre politische Kraft ist, wenn ich nicht irre, für immer dahin.

III.

Berlin, den 23. Januar 1801.

Endlich hab' ich den König von Preussen gesehen. Unser Gesandter wollte die Güte haben, mich ihm bei Hofe vorzustellen; allein ich lehnte es ab, weil gewisse Dinge in einer gewissen Entfernung gesehen seyn wollen, wenn sie den gehörigen Effekt machen sollen; ich meine dies so, daß ich, um unpartheiischer zu urtheilen, nicht von dem Gefühl der Macht ergriffen werden mußte, dem man bei einer allzu starken Annäherung schwerlich entgeht, wenn ein König das Objekt ist. Meine Behutsamkeit hat mich wenigstens diesmal nicht irre geleitet; denn ihr verdank' ich einen Anblick, der in Europa gewiß einzig ist, und von dem ich mich, die Wahrheit zu gestehen, noch immer nicht recht erholen kann.

Ich habe nämlich Friedrich Wilhelm den Dritten weder auf dem königlichen Schlosse an einem glänzenden Courtage, noch in seinem Pallaste bei einer Privataudienz gesehen;

sondern auf einem der hiesigen Spaziergänge — zu Fuß — von einem seiner Generaladjutanten begleitet — mitten unter seinem Volke — das durch seine Erscheinung in keine Art von Verlegenheit gesetzt wurde, weil es daran gewöhnt ist. Sage allen unsern Landesleuten, die dies nicht glauben wollen, daß ich es beschwören kann; und wenn ihnen mein Schwur nicht hinreichen sollte, so dürfen sie sich nur bei den Mitgliedern der hiesigen Legation erkundigen, die kein Bedenken tragen werden, meine Aussage zu bestätigen. Es giebt übrigens gewisse Schauspiele, welche dadurch nichts von ihrem Effect verlieren, daß ihr Hauptinhalt in einem Prolog angekündigt wird. Und gerade so ist es mir beim Anblick des Königs ergangen, der mich nicht minder überraschte, weil ich darauf vorbereitet war. Laß mich jetzt ins Detail gehen.

Friedrich Wilhelm der Dritte ist von sehr ansehnlicher Statur, indem er nahe an sechs Fuß lang ist. Sein Körper ist vollkommen regelmäßig gebaut, und in sofern ein solcher

Bau das Meiste für die männliche Schönheit entscheidet, muß er für einen schönen Mann erklärt werden. Seine Haltung ist durchaus edel; wer sie graziös nennen wollte, würde an ihm zum Schmeichler werden, und ich meinerseits gestehe, daß ich auf die grace, von welcher die früheren Franzosen so viel Wesens machen, wenn von ihren Königen die Rede ist, jetzt einen sehr geringen Werth lege. Sein Gang ist fest und sicher, wie es einem König zukommt. In seiner Miene, liegt ein, dem Anscheine nach unbefieglicher Ernst; aber dieser Ernst hat auch nicht den aller unbedeutendsten Zusatz von Stolz.

Mehr hab' ich an diesem Monarchen nicht gesehen, wenn ich nicht das noch in Anschlag bringen will, daß sein Anzug eben so einfach als nett ist. Denke Dir nun diesen König, auf dem spanischen Thron, wie wird er sich ausnehmen? Denke Dir unseren König, an Friedrich Willhelms des Dritten Stelle, unter den Linden, (dem vornehmsten Spaziergange in Berlin) in der Begleitung eines Generaladjutanten auf und nieder:

gehen, wie wird er sich machen? In Wahrheit, die Preussen haben bei weitem richtigere Begriffe von der Majestät eines Königs, als wir mit unserem läppischen Raffinement. Dies schliesse ich aus allem, was ich auf die Fahrt für mich so interessanten Spaziergänge bemerkt habe. Da war auch keine von den gerade anwesenden Personen, welche in Friedrich Wilhelm den Dritten nicht dem König gehuldigt hätte; aber in dieser Huldigung lag auch nicht die mindeste Sklaverei; und wenn ich anders richtig beobachtet habe, so wären es nur die Fremden und die Militärs, welche in den Beweisen ihrer Ehrerbietung über das landesübliche Maas hinausgingen. Der König selbst erwiderte die Begrüssungen auf eine für alle gleich verbindliche Weise; keiner hatte sich einer besondern Aufmerksamkeit zu erfreuen. Laß es mich geradezu gestehen, daß mich dieses gegenseitige Betragen entzückt hat. Welche Verhältnisse setzt dies voraus! So handelt ein König, der sich nicht bewußt ist, die ihm anvertraute Gewalt nie gemißbraucht

zu haben! So handelt keine Nation, welche in ihrem Regenten einen Despoten erblickt! Dies nenn' ich ein moralisches Verhältniß zwischen dem Regenten und den Regierten, und fordere Dich auf, ein zweites in der ganzen Welt aufzufinden.

Du wirst Dir also nicht einbilden, daß die ehrlichen Brandenburger ihren König anbeten. Nichts weniger als das! Einen wahren König betet man nirgend an, und um einen Despoten anzubeten, muß man aufgehört haben, frei und ehrlich zu seyn. Es ist ein ganz besonderes Völkchen, diese Brandenburger. Nachdem einer ihrer geistreichsten Regenten (Friedrich der Zweite) einmal gesagt hat: ein König sey nichts weiter, als der erste Diener im Staate, haben sie Retentivität des Gedächtnisses genug, um es nie zu vergessen, und nichts liegt beim Anblick ihres Königs so bestimmt in ihrer Mitte, als der Gedanke: du für uns alle, und wir alle für dich. Ich bin überhaupt sehr geneigt, diesen ihren Charakter dem glüklichen Verhältniß zuzuschreiben, in wels-

chem sie gegen die Regierung stehen. Wo eine unmerkliche Regierung statt findet (wie dies im Preussischen offenbar der Fall ist); da ist jeder mit seinem Zustande zufrieden, aber auch nicht mehr als zufrieden. Von Enthusiasmus für die Regierung keine Spur! Man läßt sich nicht einfallen, die Pferde von dem Wagen des Königs, oder eines seiner Minister, abzuspannen und sich davorzulegen; dafür aber ist man auch allzu billig, um eben diese Personen mit Satyren, Zerrbildern und anderen Beschimpfungen zu verfolgen, wenn sie im Namen des Staats Opfer heischen, welche der ganzen Gesellschaft zu statten kommen. Die allgemeine Stimmung der Gemüther wird durch den Gedanken hervorgebracht, daß, da die Regierung für den Staat vorhanden sey, sie diesen nicht zerstören könne, ohne sich selbst zu vernichten. Ist indessen in dieser Stimmung nicht das größte Vertrauen enthalten, das einem Regenten zu Theil werden kann? Die Folge derselben aber ist von der anderen Seite eine gewisse Gelassenheit, vermöge welcher man die

die nicht vom Geseß vorgeschriebenen Huldigungen an sich kommen läßt; eine Gelassenheit, welche unter allen Himmelsstrichen der Ausdruck der wahren Freiheit ist, und, wie diese, nur unter einem gerechten Könige geschehen kann.

So achtungswerth aber die Brandenburger in ihrem Betragen gegen Friedrich Wilhelm den Dritten sind, so läppisch sind sie, wenigstens der größeren Anzahl nach, in ihren Urtheilen über eben diesen König; es ist als müßten sie detaillonniren. Ohne im mindesten zu untersuchen, wie Friedrichs des Zweiten glänzende Eigenschaften mit seinem ganzen Wesen zusammenhingen, und wie die Individualität dieses großen Königs durch die Zeitumstände bestimmt wurde, verlangen sie von seinem Großneffen dieselbe Brillanz, gerade als ob sie zu allen Zeiten nothwendig wäre und auch bei Regierungen nicht statt fände, was man in so vielen andern Geschäften des Lebens beobachtet, daß der Enkel als Resultat in sich aufnimmt, was sein Großvater als Material verarbeitet hat.

Friedrich Wilhelm scheint sich indessen durch diese verkehrten Urtheile nicht irre machen zu lassen. Er will diese Brillanz nicht, die man ihm so gern aufdringen möchte. Eben so entschieden Feind der Ostentazion, wie alle seine Vorgänger (wenn man etwa Friedrich den Ersten ausnimmt), verabscheut er die Repräsentazion mehr, als sie alle. Nur das Wesen ist ihm etwas. Dies offenbart sich in allen seinen Neigungen. Verbesserung der Landstraßen; in allen Theilen seines Königreichs, Verschönerung der Städte, vorzüglich aber der Hauptstadt, Beförderung aller wirklich nützlichen Künste und Wissenschaften, Sorge für das öffentliche Vergnügen — dies ist, so weit man ihn beobachtet hat, seine liebste Beschäftigung; und in sofern dabei ein hoher Grad von Intelligenz zum Grunde liegen muß, kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie es immer bleiben wird. Merkt man etwas sorgfältiger auf die Widersprüche, die sich die Berliner in ihren Urtheilen über diesen König erlauben, so geht deductis deducendis, immer

so viel daraus hervor, daß Friedrich Wilhelm der Dritte der allerrechtlichste Mann in seinem Königreiche ist. Welcher Lobspruch aber kann größer seyn, als dieser, da alles Regieren, in sofern es sich auf die inneren Staatsverhältnisse bezieht, nichts anderes ist und seyn kann, als Ausübung der distributiven Gerechtigkeit?

Die nächste Umgebung des Königs theilt, wie immer, seinen Charakter; sie besteht aus lauter Männern, gegen deren Rechtlichkeit man sich, soviel ich habe bemerken können, auch nicht den kleinsten Zweifel erlaubt. Von einem Günstling ist durchaus nicht die Rede. Daraus folgt, daß alle Nebenbuhlerei wegfällt und daß die Empfindungen, mit welchen jedes Mitglied dieses großen Haushalts dem Herrn ergeben ist, ächt und zuverlässig sind. Kein Hof in Europa kann übrigens weniger Geräusch machen, als der Berlinische; ein großer Theil der Einwohner dieser bedeutenden Hauptstadt weiß es kaum, daß der König hier ist, und die Zahl derjenigen, welche durch seine Anwesenheit wirklich in Athem

gesetzt werden, ist verhältnißmäßig sehr gering.

Ich habe Dir noch kein Wort von der Königin gesagt. Gesehen hab' ich sie noch nicht; aber alles was ich von ihr erfahre, läßt mich schließen, daß sie eine Frau in dem eminentesten Sinne des Wortes ist. Alles was in dem Busen der Brandenburger von Enthusiasmus schlummert, bezieht sich auf sie. Man nennt sie geradezu die schönste Frau des Königreichs. Mag in dieser Behauptung immerhin eine Übertreibung liegen, so ist die Königin doch wenigstens die edelste und beste Frau. Zweierlei macht sie dazu. Es ist gewiß kein gleichgültiger Umstand, Königin zu seyn; denn wenn irgend etwas eine herrliche Natur göttlich entwickeln kann, so ist es die Freiheit, welche der Thron giebt. Diese Freiheit würde aber in der Königin nicht mehr dargestellt haben, als man gewöhnlich in der ersten Frau eines großen Landes antrifft, machte nicht die Individualität ihres Gemals ein Verhältniß möglich, das eben so einzig ist, wie so vieles

Andere in diesem merkwürdigen Staate. Mit einem Wort: der König und die Königin leben in der vollkommensten Ehe, die es geben kann; und dies Verhältniß, das nun schon seit mehreren Jahren besteht und mit jedem Tage natürlicher und inniger zu werden scheint, macht eine Frau ehrwürdig, die noch immer in der schönsten Blüthe da steht und durch jeden neuen Sprößling, den sie dem Königstamme anhängt, interessanter wird. Vor dreißig bis vierzig Jahren würde man, von dem Beispiel leichtsinniger Franzosen hingerissen, mit Gleichgültigkeit auf diese wunderbare Ehe hingeblickt haben; jetzt ist es so wenig der Fall, daß alle Leute von Verstand sie mit Gegengewünschen überschütten; und gewisse Erscheinungen der vorigen Regierung, welche noch im frischen Andenken sind, tragen unstreitig das Ihrige dazu bei, die Energie zu verstärken, womit man diese Gegengewünsche ausspricht. Ein großer Theil der Repräsentation lastet freilich auf dieser herrlichen Königin; allein, indem sie sich ihrem unvermeidlichen Geschick

unterwirft, trägt sie diese Last mit einem Anstand, der sehr wenig von der Vorliebe sichtbar werden läßt, die sie für alles Einfache, in Beschäftigungen wie in Genüssen, fühlt; und doch geht die Gattin und Mutter nie ganz in der Königin unter. Was sag' ich viel? Das ganze königliche Haus ist eine Familie, wie es in Europa in den höheren Sphären des menschlichen Lebens, so weit meine Kenntniß reicht, durchaus keine andere giebt — und geben kann. Das Schicksal selbst scheint diese Ehe gestiftet zu haben; denn wie läßt es sich sonst erklären, daß Friedrich Wilhelm der Dritte, als Kronprinz, seine Zuneigung vor allen Prinzessinnen Europa's gerade auf die Tochter eines Herzogs von Mecklenburg Etrelitz wirft, welche, einfach und ländlich erzogen, den geheimsten Neigungen seines Herzens auf das wunderbarste entspricht? Täuscht mich nicht alles, so wird dies Verhältniß, das so äußerst wohlthätig auf die Nation zurückwirkt, noch und noch in ganz Europa Sensationen machen. Eine solche Königin ist nicht auf

Die Huldigungen der Brandenburger eingeschränkt.

Aber wie viel Zeit werden wir Spanier noch gebrauchen, um eine solche Königin zu bekommen? Wir haben alles Mögliche gethan, um unsere Königinnen in einen Nimbus zu hüllen, der sie in den Rang der Göttinnen stellt; aber was haben wir durch alle die Künstelei und Affektazion gewonnen? — Der Herzog von Villa Medina verliebte sich in die Gemahlin Philipps des Vierten. Ihr seine Liebe zu erkennen zu geben, beging er eine Narrtheit über die andere. Endlich schien es ihm mit einem Schauspiel zu gelingen, das er für den Geburtstag des Königs schrieb. Die Königin wollte ihren Theil an der Auf- führung des Schauspiels haben. Zu ihrer Rolle gehörte, sich in eine Maschine zu verbergen, die eine Wolke vorstellte. Der verliebte Herzog hielt sich in der Nähe der Wolke auf, und veranstaltete, daß einer seiner Diener, auf ein gewisses Zeichen, die bemalte Leinwand, wie von ungefähr, anzünden mußte. Schnell griff das Feuer um

sich. Der Herzog sprang sogleich herbei, die Königin aus ihrer Maschine zu heben und sie aus dem in Brand gesetzten Schauspielhause auf einen Platz zu tragen, wo von dem Feuer nichts mehr zu fürchten war. Ich bin überzeugt, daß der arme Villa Medina diese närrische Arbeit mit aller möglichen Züchtigkeit zu Stande brachte. Gleichwohl ward er beschuldigt, den Fuß der Königin beim Forttragen berührt zu haben; und mehr bedurfte es nicht, um Philipp den Vierten zu einer Kabinettsordre zu vermögen, nach welcher nichts anderes übrig blieb, als den Herzog zu ermorden. Ein solches Abenteuer würde hier durchaus unmöglich seyn. Eine Königin von Preussen könnte die Liebesgöttin selbst seyn; dennoch würde sich keiner in sie verlieben. So weit reicht hier die Kraft glücklicher moralischer Verhältnisse.

Gesteh mir auch bei dieser Gelegenheit, daß wir ein Volk sind, das, gegen die Preussen gehalten, nur desto sonderbarer erscheint. Unser Carl der Zweite, von

welchem man sagt, er habe in seinem ganzen Leben nur dreimal gelächelt und nie gelacht, läßt sich einfallen, sich mit einer lebhaften französischen Prinzessin zu vermählen^{*)}. Die junge Königin liebt die Jagd und noch weit mehr das Reiten. Einst besteigt sie ein schönes andalusisches Pferd. Das muthige Thier fängt an, sich zu bäumen. Furchtsam will die Königin an der Seite herabgleiten; aber sie bleibt mit dem einen Fuß im Steigbügel hängen. Gereizt durch die Last, welche es nachschleppen muß, schlägt das Pferd nach allen Seiten aus. Das Leben der Königin ist in augenscheinlicher Gefahr; aber es ist ein Majestätsverbrechen, den Fuß einer spanischen Königin zu berühren! Niemand wagt es, ihr zu Hülfe zu kommen.

^{*)} Hier irrt sich der Briefsteller. Es war Philipp der Vierte, von welchem man dies sagt. Die Anekdote selbst bezieht sich auf Carls des II Gemalin.

Halb erstarrt vor Schrecken bleibt ein Jeder stehen. Endlich springen zwei entschlossene Cavalleros herbei. Der eine greift in den Bügel des Pferdes, um es zu halten; der andere zieht den Fuß der Königin aus dem Steigbügel, nicht ohne sich den Daumen zu verrenken. So wird die Königin gerettet; aber ihre beiden Befreier ergreifen auf der Stelle die Flucht, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Schon nähern sie sich den Gränzen des Königreichs, als ein Eilbote sie erreicht, der ihnen die Nachricht bringt, die Königin habe sich wegen des Frevels, ihren Körper berührt zu haben, für sie verwandt und der König verzeihe ihnen aus besonderer Huld und Gnade. Ich weiß, daß wir in dem gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mehr ganz so sind; aber wie viel ist uns, gegen andere Nationen gehalten, geblieben, und welche Verwandlungen müssen mit uns noch vorgehn, wenn wir dahin kommen wollen, wo jene stehen! Ich breche für heute ab, indem ich Dir

des Auffallenden genug mitgetheilt zu haben glaube. Unstreitig wirst Du in meinem nächsten Briefen diese Räthsel gelöst finden.

IV.

Berlin, den 5. Febr. 1802.

Meine Erkundigungsmaschine ist aufgebaut. Offiziere, Geschäftsmänner und Gelehrte sind mein täglicher Umgang. Von allen Seiten strömen mir neue Ideen zu; denn was ich nicht auf diesem Wege erfahre, vernehm' ich an der Wirthstafel in dem Gasthose, wo ich eingekehrt bin. Du mußt nämlich wissen, daß man hier, der Polizey gerade gegenüber, die kühnsten Gespräche über die allerwichtigsten Staatsangelegenheiten mit einer Freimüthigkeit führt, welche beweiset, daß sich die Freiheit in diese Hauptstadt zurückgezogen habe.

Ich' ich nicht, so habe ich an einem der hiesigen Gelehrten eine vortrefliche Emplette gemacht. Eigentlich ist er nur dazu da, mir die vorzüglichsten Schriftsteller seiner Nation zu erklären; allein, da er sehr viel gelesen und gedacht hat, da er die Unterredung liebt und übrigens durchaus unabhängig ist; so verweilt er sehr oft über die verab-

redete Zeit bei mir, und die Unterhaltungen, die ich mit ihm habe, sind mir darum bei weitem die interessantesten, weil er von allem blinden Enthusiasmus so fern, und doch so gefühlvoll und originell in seiner Ansicht ist.

Erlaube mir, Dir ein Gespräch mitzutheilen, das ich vor einigen Tagen über Konstitutionen mit ihm hatte.

Jch. Es würde mir sehr interessant seyn, die Konstitutionsurkunde des preussischen Staats kennen zu lernen.

Er. Die Preussen haben keine andere, als welche in der jedesmahligen Organisation des ganzen Staats enthalten ist. Wer also mit jener bekannt werden will, muß diese studiren.

Jch. Wie? diese vernünftige Nation hat nie auf eine Konstitutionsurkunde gedrungen?

Er. Eben weil sie eine vernünftige ist.

Jch. Das verstehe ich nicht, wenn ich die Wahrheit sagen soll.

Er. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus, es Ihnen zu erklären. — Alle Konstitutionsurkunden stützen einen gesellschaftli-

chen Zustand; und da dieser in Beziehung auf die Preussen durchaus nicht fixirt werden darf, so wollen sie auch keine Konstitution. Hätten sie eine, so würde sie ihnen von allen Seiten hinderlich werden, und die freie Entwicklung, die Sie so sehr bei uns bewundern und die uns so nöthwendig ist, würde gar nicht vorhanden seyn.

Ich. Aber wo bleibt die Garantie der Regierten?

Er. Diese steht unerschütterlich da in der Unbeschränktheit des Monarchen!

Ich. Sie scherzen. Die Garantie der Regierten stände unerschütterlich da in der Unbeschränktheit des Königs?

Er. Würden Sie im Stande seyn, das höchste Vertrauen zu misbrauchen, das man in Sie setzte?

Ich. Sie haben Recht; nur von der Moralität des freiesten Monarchen ist etwas zu erwarten. Aber sagen Sie mir, wie ist es gekommen, daß nur die Preussen diesen hohen Grad von Intelligenz gehabt haben?

Er. Dies hängt mit der Entstehung der

preussischen Monarchie zusammen, welche ihre ganze Kraft der Intelligenz der preussischen Könige verdankt und noch künftig verdanken wird. Die ganze Nation hat durchaus Vertrauen zu ihren Königen fassen müssen.

Ich. Wie aber, wenn es einem einzelnen Könige einfallen sollte, das Vertrauen der Nation zu ihrem Nachtheil zu gebrauchen?

Er. Glauben Sie an die Erbsünde? Es gehört zu unserem Protestantismus, nicht daran zu glauben. Kein preussischer König kann ein schlechter König seyn. Denn um, es zu seyn, müßte er gegen sein eigenes Interesse rafen, welches mit dem Interesse der ganzen Nation so innig verflochten ist, daß es sich gar nicht davon trennen läßt. Alles, was wir zu befürchten haben, ist, daß eines unserer Könige das Regieren zu sehr als Sache des Gewinnes nehme; aber auch da gegen sind wir durch die individuelle Beschaffenheit unseres Staats hinlänglich gesichert; wenigstens kann diese Passivität nur immer von kurzer Dauer seyn, indem der Drang der Geschäfte viel zu stark ist, als

daß eine längere Stockung nicht im höchsten Grade gefährlich seyn sollte.

Ich. Sie scheinen überhaupt nicht sehr viel von Konstitutionsurkunden zu halten.

Er. Ich verabscheue sie, ob ich sie gleich für alle modernen Republiken für sehr nothwendig halte. Verabscheuen aber muß ich sie, weil sie der freien Entwicklung einer Nation die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg legen. Schwarz auf Weiß ist gut zu einem Kontrakt unter Privatpersonen; aber für das Verhältniß einer Nation zur Regierung taugt es nicht. Dieses Verhältnisses erster Charakter muß Liberalität seyn, die sich nicht fixiren läßt. Da wo man in Monarchien auf Konstitutionsurkunden hielt, ist immer namenloses Unglück entstanden. Waren die Regierten mächtig, so entstand Anarchie; war der Fall umgekehrt, so erfolgte Despotie. Ich muß es Ihnen anheim stellen, welches von beiden Sie vorziehen; was mich aber betrifft, so bekenn' ich, daß ich beides im gleichen Maasse hasse und daß ich folglich in keinem Staate leben möchte,

möchte; wo man meine Freiheit durch eine Konstitutionsurkunde sichern will. Noch mehr: Nennen Sie mir eine Konstitutionsurkunde, welche, ~~and~~ wenn die Vernunft selbst sie entworfen hätte, nicht von der Zeit über den Haufen geworfen wäre!

Ich. Zugeden muß ich, daß es nie eine solche Konstitutionsurkunde gegeben hat. Zugeden muß ich ferner, daß, wenn es in Europa alte Konstitutionsurkunden giebt, es immer die Unvernunft selbst ist, welche sie hält. Allein sollte es nicht möglich seyn, diese Konstitutionsurkunden von Zeit zu Zeit zu verbessern, damit die Rechte sowohl der Regierten als der Regierer gehörig gesichert bleiben?

Er. Wer soll diese Verbesserungen vornehmen? Die Regierer? Sie werden nur für die unbeschränkte Macht verbessern. Die Regierten? Sie werden, vor allen Dingen auf ein höheres Maas von Freiheit dringen. Beide zusammen? Sie werden sich nicht vereinigen können. Überlegen Sie es, wie Sie wollen, die Gesellschaft will nur durch die Furcht zusammengehalten seyn. Soll aber diese

Furcht wirksam werden, so muß sie von einem Punkt ausgehen; und dies führt inmet auf eine unbeschränkte Macht zurück. Ich behaupte sogar, daß diese in eben dem Grade nothwendiger wird, in welchem sich die Intelligenz der ganzen Gesellschaft vermehrt.

Ich. Dies klingt mir fremd.

Er. Diese Intelligenz kann nie eine andere, als eine zerstreute, und nie etwas anderes, als das allmälige Produkt einer weitgetriebenen Theilung der Geschäfte, seyn. Je mehr also diese Intelligenz zunimmt, desto mehr weicht die Individualität der Totalität. Die unmittelbare Folge davon aber ist: zunehmende Unfähigkeit der Gesellschaft sich selbst zu regieren, indem sie sich weder nach ihrem Anfang noch in ihrem inneren Zusammenhang kennt. Eine große Gesellschaft kann also zuletzt alles, nur nicht sich selbst ordnen und in dieser Ordnung erhalten. Die Idee einer reinen Aukokratie ist daher der größte Unsinn, den es geben kann. Ein auktokratischer Versuch dieser Art würde die Gesellschaft in ihren Fundamenten zerstören. Wee dies nicht als bloße Folgerung gelten lassen

will, der darf nur die Geschichte der französischen Revolution zu Rathe ziehen, welche hierüber die grausenvollsten Aufschlüsse giebt. Aus allem Diefen aber folgt bis zur Evidenz, daß die Macht der Regenten in eben dem Maße zunehmen muß, in welchem die Intelligenz der zu regierenden Gesellschaft steigt. Es ist in der That auffallend, daß die Natur ihre Maasregeln so genommen hat, daß jede Regierung, die ihren Vortheil in dieser Hinsicht aus Liebe zum Genuß vernachlässigt, an sich selbst bestraft wird; und dann heißt es: *quodcunque delirant reges, plectuntur Achivi.*

Ich. Ich glaube sehr gut gefaßt zu haben, was Sie so eben sagten; aber wie verhindern, daß unumschränkte Fürsten das Regieren, das in sich selbst so nothwendig ist, daß es keinen Stillstand gestattet, nicht als Sache des Genusses nehmen?

Er. Eine schwierige Aufgabe! Ich habe mich aus keinem anderen Grunde immer glücklich geschätzt, ein Bürger des preussischen Staats zu seyn, als weil ich sehr früh be-

griffen habe, daß der eigentliche Sultanismus Preussens Königen noch sehr lange fremd bleiben wird. Soll ich aber die Gründe aus einander setzen; auf welche sich meine Hoffnung stützt; so komm' ich in eine Verlegenheit, die ich nicht besser beschreiben kann, als wenn ich sage, daß ich nicht gern unzufrieden scheinen möchte, da ich es in der That nicht bin.

Ich: Sie scheinen zu vergessen, daß meine Frage sich nicht auf den preussischen Staat, sondern auf alle Staaten der ganzen Welt bezieht. Um keinen Preis möchte ich Sie mit ihrem Patriotismus ins Gedränge bringen! Wissen Sie aber meine Frage im Allgemeinen zu beantworten, so verbinden Sie mich aufs Außerste.

Er: Lassen Sie uns wenigstens den Versuch machen. — Daß von Konstitutionsurkunden nichts zu erwarten sey, darüber glaub' ich, sind wir einig. Die Thätigkeit der Regenten kann als Pflicht geboten werden; aber dies wird sie da am allerwenigsten befördern, wo sie nur die Folge der Freiheit, der Willkür, seyn kann.

Ich. Dies scheint mir un widersprechlich; denn, so weit ich den Menschen beobachtet habe, ist Ruhe immer seine letzte Tendenz, und daraus folgt, daß das Reizmittel, Regenten in Thätigkeit zu setzen und darin zu unterhalten, nicht stark genug seyn könne.

Er. Wo werden wir nun aber die Reizmittel anbringen?

Ich. Das ist die große Frage!

Er. Wo anders als in der Regierungsmaschine selbst?

Ich. Wie meinen Sie das?

Er. Indem wir sie so bauen, daß eine kontinuierliche Wirksamkeit derselben nothwendig wird.

Ich. Die Idee mag gut seyn; aber wo den Architekten finden, der sie ausführt, darstellt? Hier ist nichts als Widerspruch von allen Seiten her zu erwarten; denn jedes Individuum will für den möglich geringsten Kraftaufwand den möglich größten Genuß. Dies ist das Eigenthümliche des Menschen; dies ist die Schwerekraft, welche ihm breiwohnt und überwunden werden muß.

Er. Ganz richtig. Aber lassen wir den Architekten noch fürs Erste, bis wir uns über die Grundsätze vereinigt haben, nach welchen der Bau der Regierungsmaschine erfolgen muß. Nach allen Gesetzen der Mechanik ist die größte Wirksamkeit nur von der höchsten Einfachheit zu erwarten. Wir werden also wohl die Regierungsmaschine so viel als möglich simplifiziren müssen?

Ich. Allerdings!

Er. Da wir es nur mit Monarchien zu thun haben, so erhält die Regierungsmaschine den ersten Impuls von demjenigen, in welchem sich die gesetzgebende und vollziehende Macht vereinigt befindet, und die Voraussetzung ist, daß er alle die Intelligenz habe, welche erforderlich ist, um diesen Impuls zu geben.

Ich. Freilich.

Er. Es kommt also bloß darauf an, die Maschine so einzurichten, daß der Impuls sie in allen ihren Theilen in Bewegung setze.

Ich. Nicht anders.

Er. Würde dies erfolgen, wenn der Impuls auf vielen Punkten zugleich gegeben werden müßte?

Ich. Schwerlich.

Er. Der ersten Verührungspunkte also: so wenige, als möglich. — Lassen Sie uns nun untersuchen, auf wie wenige wir sie zurückführen können. Nicht wahr, jeder Staat — wenigstens jeder europäische Staat — hat äußere und innere Beziehungen, die ersteren auf andere Staaten, die letzteren, auf sich selbst?

Ich. Das fällt in die Augen.

Er. Setzen wir nun für jede dieser beiderlei Beziehungen einen Ersten Minister, so haben wir einen großen Schritt für die Vereinfachung der Regierungsmaschine gethan; denn indem der erste Impuls zunächst nur auf zwei Punkte einwirkt, muß er desto kräftiger einwirken.

Ich. Gut; aber wie nun weiter?

Er. Eben so einfach, als der Impuls gegeben ist, muß er sich fortpflanzen. Da nun für denjenigen, welcher an der Spitze der

äußeren Beziehungen steht, nichts wichtiger ist, als eine genaue Kenntniß der militärischen Kräfte des Staates, und da diese wiederum in dem engsten Zusammenhange mit den Finanzen stehen, so werden ihm der Krieges- und Finanzminister untergeordnet seyn müssen.

Jch. Und in Ansehung desjenigen, der an der Spitze der inneren Beziehungen steht?

Er. Da sich alles, was die innere Verwaltung betrifft, auf Verhütung oder Bestrafung derjenigen Vergehungen bezieht, welche die Ruhe und Ordnung der Gesellschaft stören können, oder wirklich gestört haben, so werden wir ihm den Polizei- und den Justizminister unterordnen.

Jch. Von diesem Punkt aus ist die fernere Organisierung der Regierungsmaschine ungemein leicht; denn alle Delegationen resorbiren nun zu einem von den vier Ministern, und die Einrichtungen können ohne alle Mühe so getroffen werden, daß das Ressortiment leicht, und alles, was damit in Verbindung steht, gehörig vorbereitet sey.

Aber wie dieser Regierungsmaschine, die ihre Äste nach allen Seiten hintreibt, in sich selbst zusammenhalten?

Er: Dazu giebt es kein besseres Mittel, als Verantwortlichkeit; und nun diese gehörig zu organisiren, ist es durchaus nothwendig, daß jedes Mitglied der Regierung in seinem begränzten Machtskreise durch nichts verhindert werden könne, sein Gewaltmaaß auszuüben. Das Gesetz der Akzion und Reakzion ist in Hinsicht auf die moralische Welt bei weitem noch nicht so vollständig beobachtet, als in Hinsicht auf die physische; sobald man aber darüber aufs Reine gekommen seyn wird, kann die Organisation einer allgemeinen Verantwortlichkeit keine Schwierigkeit mehr haben. Bis dahin werden die Mitglieder der Regierung, vorzüglich aber die Subalternen, kein höheres Maaß von Tugend haben, als was sie in dem gegenwärtigen Moment wirklich besitzen. Sich über ihre Gewissenlosigkeit beklagen, ist eine Thorheit. Die Aufgabe ist, solche Anstalten zu treffen, daß sie Gewissen haben müssen.

Ich. Sie verstehen unter Gewissen nichts weiter als Furcht.

Er. Und das mit Recht, weil, wenn es etwas anderes wäre, alle Menschen ohne Ausnahme eben so gewissenhaft seyn würden, als alle ohne Ausnahme das Gesetz respektiren, das sie mit einer realen Strafe bedroht. Die Regierungen sind dazu da, die Gesellschaft durch das Prinzip der Furcht zusammenzuhalten; die Regierungen selbst aber müssen durch dasselbe Prinzip zusammengehalten werden, und von allen Mitgliedern derselben darf nur ein einziges davon ausgeschlossen seyn — nämlich dasjenige, welches an der Spitze der ganzen Maschine steht, und, um den Impuls zu geben, oder als Intelligenz zu wirken, von aller Furcht befreit seyn muß.

Ich. Ihre Regierungsmaschine soll also, in Hinsicht der Wirksamkeit, eine Art von Blügel-leiter seyn.

Er. Allerdings; und, wenn es möglich ist, so soll der Funken der Intelligenz, der die Maschine herabgelaufen ist, sie noch

einmal hinauflaufen, um sie zum zweitenmale in Erschütterung zu setzen. Glauben Sie mir, daß ohne diese Einheit des Impulses und ohne diese Verantwortlichkeit gar keine kräftige Regierung möglich ist. Was Sie auch an die Stelle derselben bringen mögen, so wird Verwirrung immer die letzte Wirkung dieses Austausches seyn. Kein unglücklicherer Gedanke aber, als eine Beschränkung der Wirksamkeit einzelner Staatsorgane durch eine gegenseitige Responsabilität! Dies kann keine andere Folge haben, als einen allgemeinen Stillstand des Geschäftsganges in der lächerlichsten Vielgeschäftigkeit. Ich meine dies so, daß das Regieren in ein bloßes Schreiben, oder, wie einer von Preussens Königen sagte, in eine Dintenklekerei übergeht.

Ich. Aber setzen Sie den Menschen nicht zu tief herab, indem Sie diese Meinung von ihm hegen?

Er. Ich denke, die richtigste Meinung, nicht die ehrenvollste, müßte bei dem Geschäft, das wir zu Etande bringen wollen, ent-

scheiden. Einer unserer Philosophen, welcher sehr tiefe Blicke in die menschliche Natur gethan hat, sagt an irgend einer Stelle *): »Der Mensch ist ein Thier, das, vermöge seiner Trägheit und seiner ungeselligen Geselligkeit (obgleich die letztere seinen Vorzug vor allen übrigen Thieren konstituiert) einen Herrn nöthig hat; denn er mißbraucht seine Freiheit in Ansehung anderer Seinesgleichen, und ob er gleich, als ein vernünftiges; Geschöpf, ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit Aller Schranken setze, so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige thierische Neigung, wo er darf, sich selbst auszunehmen. Er bedarf also einen Herrn, der ihm den eige-

*) Dieser Philosoph kann kein anderer seyn, als Kant selber, der dies in seiner »Idee zu einer allgemeinen Weltgeschichte in weltbürgerlicher Absicht«, beinah wörtlich sagt. In den »Versäßen der Darstellung eines Gravitationsgesetzes für die moralische Welt« ist hier gar nicht zu denken, da sein Werk erst 1802 erschienen ist. Auch will man ihn ja nur für einen Historiker, nicht für einen Philosophen gelten lassen.

Anmerkung des Übersetzers.

nen Willen breche, und ihn nöthige, einem allgemein gültigen Willen, wobei jeder frei seyn kann, zu gehorchen.« Ist dies nun aber so erwiesen, daß es jedem Denkenden auf den ersten Anblick einleuchtet, so versteht es sich ja auch von selbst, daß die Macht dieses Herrn immer dem Umfange und der inneren Beschaffenheit der Gesellschaft angemessen seyn muß. Steht ein Regent von beschränkter Macht an der Spitze einer großen Gesellschaft, so wird dem Revolutioniren und der Anarchie nicht eher ein Ende werden, als bis die unbeschränkte Macht an die Stelle der beschränkten tritt, dies geschehe nun auf welche Weise es wolle. Wollen wir aber die unbeschränkte Macht, so müssen wir sie auch in ihrer ganzen Energie wollen, welche ohne die obenbeschriebene Einfachheit der Regierungsmaschine und eine strenge Verantwortlichkeit unmöglich ist. Und warum an die Menschenwürde appelliren, da es sich beweisen läßt, daß sie nur das Produkt der größeren Macht der Regenten ist?

Ich. Sollte dieser Satz allgemeine Gültigkeit haben?

Er. In der Erfahrung wenigstens. Haben Sie nie darüber nachgedacht, worauf sich die größere Fürstenmacht stützt?

Ich. Ihrer ganzen Ansicht nach muß die Erfindung des Schießpulvers das Fundament derselben seyn.

Er. Sollte die Wahrheit hierüber nicht mehr entscheiden, als meine Ansicht? Denken Sie sich das Pulver weg, so werden unsere Fürsten eben das, was sie vor drei und vier Jahrhunderten waren; so wird die Gesellschaft aus allen ihren Fugen gerissen; so erfolgt ein Krieg Aller gegen Alle, und dieser Krieg nimmt nicht eher ein Ende, als bis entweder die Gesellschaft in sich selbst untergeht, d. h. in mehrere verächtliche Horden theilt, die unter einander keinen Zusammenhang haben, oder bis sich wieder eine überlegene Macht zwischen die kämpfenden Partheien wirft, sie trennt und in der Trennung durch eine mittelbare oder unmittelbare Furcht zusammenhält. Indem aber die Fürstenmacht den stärksten Zerstörungskloff gebraucht, die Gesellschaft zusammenzuhalten, verwandelt sie

denselben in den stärksten Bindestoff; denn indem jede Oppression in ihren Willen untergeht, gelangt die Gesellschaft zum Genuß einer Ruhe, welche vorher durchaus unmöglich war, und während desselben kommen alle die Blüthen zum Vorschein, welche wir Produkte des Friedens nennen — Handwerke, Künste, Wissenschaften. Gehen Sie in die Geschichte zurück und Sie werden nicht nur finden, daß die höchste Freiheit, d. h. der unbeschränkteste Gebrauch menschlicher Kräfte der unbeschränktesten Macht immer zur Seite gegangen ist, sondern auch für die neueren Reiche bemerken, daß die höchste Intelligenz der Regierten (welche ihrerseits das Produkt der Freiheit war) immer da statt fand, wo die Fürstenmacht am reinsten wirkte d. h. die Furcht unmittelbar beschäftigte.

Ich. Das letztere versteh' ich nicht so ganz.

Er. Vergleichen Sie Italien und Spanien mit Preussen.

Ich. Sie finden also den Grund des Unterschiedes, welchen die Erscheinungen in

diesen verschiedenen Reichen darhielten, darin, daß in den ersteren die Fürstenmacht mit der geistlichen verschmolzen ist, während sie in dem letzteren, in ihrer ganzen Reinheit dasteht?

Er. Allerdings! Um aber nicht allzu weitläufig zu werden und um zu dem Punkt zurückzukehren, von welchem wir ausgegangen sind, ziehe ich aus Allem, was ich bisher bemerkt habe, die Folge, daß, wenn es einmal darauf ankommt, eine kräftige Regierungsmaschine zu bauen, der Willkür der Individuen, die zu derselben gebraucht werden, so wenig als möglich überlassen werden muß, und daß alle Veränderungen, die mit derselben vorgenommen werden, bei weitem weniger den Buchstaben als den Geist betreffen müssen. Die Freiheit ist ganz gewiß das Produkt einer tüchtigen Regierung, und ist jene einmal vorhanden, so kommt es bloß darauf an, sie in ihren Wirkungen zu begreifen, und ihr so zu begegnen, daß sie durch allzu starke Kompression nicht zu Explosionen

nen führe; als welches allein durch eine allmähliche Regierung verhindert wird.

Ich hatte, nach dieser ausführlichen Unterhaltung, zu welcher eine verschiedene Ansicht der Konstitutionen führte, das Recht verloren, die Neugierde noch weiter zu treiben, ob ich Dir gleich gestehe, daß ich lange noch nicht gesättigt war. Am folgenden Tage erlaubte ich mir einige bescheidene Zweifel; und diese waren die wirksamste Aufforderung zu einer vollständigeren Diskussion, in welcher mit mein Interlokutor die Wahrheit seiner Behauptungen durch einen kurzen Abriss der Geschichte unseres Steigens und Fallens anschaulich machte. Ich wünschte, Du wärest bei dieser Unterredung zugegen gewesen, wäre es auch nur, um Dich zu überzeugen, daß die Geschichte, hier zu Lande, auf eine ihrer würdige Art studirt wird, nemlich als das Entwicklungsprotokoll der Menschheit, und in der bestimmten Ansicht, die Gesetze zu fixiren, welche aller Entwicklung zum Grunde liegen. Wie vieles hab' ich erfahren, wovon in unseren Geschichtschreibern kein

Wort steht, weil sie die Erscheinungen, die sie darzustellen hatten, durchaus nicht begriffen, und was gleichwol gar nicht anders gewesen seyn kann, als mein Interlokutor es darstellte! Wie ganz anders urtheil' ich jezt über gewisse Charaktere, die ich bisher so ganz rein verabscheut habe z. B. über unseren Ferdinand den Katholischen, dessen angebliche Immoralität mich bisher immer empörte, weil ich nie untersuchte, wie nothwendig alle die Schritte waren, die er zur Vermehrung seiner Macht that! In unserem Ximenes seh' ich einen wirklich großen Mann, der dem Schicksal selbst den Krieg ankündigt und es siegreich nach seinem Willen leitet. Was hätte aus Spanien werden können, hätte Ferdinand einen Sohn hinterlassen, der in seine Fußstapfen treten und das angefangene Werk vollenden konnte! Der Grund zu Spaniens Unglück wurde durch die scheinbare Größe gelegt, die es durch Ferdinands Enkel, den berühmten Carl den Fünften erhielt. Von dem Augenblick, wo er die Kaiserkrone angenommen hatte, zerrann

die innere Kraft des Staats, der von nun an alle Zentralität verlor. Die bürgerlichen Unruhen, welche unmittelbar darauf erfolgten, waren ein Beweis von den schwarzen Ahnungen, welche sich aller Patrioten bemächtigten. Sie beizulegen blieb kein anderes Mittel übrig, als Spaniens Adel gegen Spaniens Bürgerschaft in eine unglückliche Opposition zu bringen. Noch mehr schädete Carl der Fünfte unserm Vaterlande dadurch, daß er den Geist der Freiheit nicht begriff, so wie er sich in der Reformation offenbarte, und daß er, ganz den Wünschen eines Hurtado de Mendoza und anderer Patrioten entgegen, die Protestanten mit wildem Staatsfinn verfolgte. Genießen wollte er seine Macht; aber durch seine Verkehrtheit verwandelte er sein ganzes Leben in ein fortgesetztes Reisen, und diese tumultuarische Existenz konnte sich nicht anders endigen, als so, daß er, mit einem kompletten Überdruß an allen Weltthändeln (die er nicht zu leiten verstand) einer Größe entsagte, der er nicht gewachsen war. In seinen Sohn war mit seiner Schwer-

kraft und Begränzttheit seine Genußgier übergegangen. Enger, als jemals, ward das Verhältniß zwischen Spaniens Königen und Spaniens Priesterschaft, weil der große Umfang der Monarchie eine kräftige Regierung nothwendig machte, die man der Priesterschaft, übertrug, weil man sich fürchtete, die wenigen Hindernisse zu überwinden, welche der Schöpfung eines großen stehenden Heeres entgegenstanden. Der Abfall der Niederlande war die Folge dieses unnatürlichen Amalgams; und Spanien, welches noch vor wenigen Jahren die Aussicht hatte, zu dem alleinigen Besiz des Welthandels zu gelangen, verlor sie zu einer Zeit, wo es die Blüthe seiner jungen Mannschaft in Westindien aufopferte, um — den übrigen Europäern die Wege zu bahnen. Die Regierungen Philipps des Dritten und Vierten entwickelten ein unglückliches System, das unter ihrem nächsten Vorgänger gegründet war, noch mehr, indem sie die Intelligenz der Regierung dem Jesuitenorden überließen, der seine Beglückungspläne nur durch Blutver-

gießen und Scheiterhaufen ins Werk richten konnte, bis er sich selbst in den Abgrund stürzte. So, sank die spanische Monarchie immer tiefer. Die Bourboniden, nur auf die Vortheile bedacht, welche der Thron gewährt, schmiegeten sich einem Geist an, den sie hätten verwandeln sollen. Zwei listige Handelsvölker zogen seitdem an dem Mark des Landes, und alle Vortheile unserer außereuropäischen Besitzungen kamen, in der Gestalt der Pflaster, allen europäischen Nationen bei weitem mehr zu statten, als uns selbst. Jetzt liegen wir danieder; und was wird uns aufrichten? Geben wir nicht einen Vortheil nach dem andern hin? Hier, wie in Frankreich, verbessert man die Schafzucht durch spanische Stöde, deren Ausfuhr bisher verboten war. Es ist, als ob der letzte Real, dem wir imbeutel haben, uns zur Last würde, und als ob wir, um uns der Verzweiflung mit Recht zu überlassen, jedem Eigenthum entsagen wollten, das uns außer unserer fehlerhaften Verfassung übrig geblieben ist. O mein Vaterland, wie tief er-

schüttelt mich dein Verhängniß! Was könnte nicht in Valencia's Fluren gedeihen; und wie wenig gedeihet daselbst, wie trägt alles den Charakter der Schlassheit! Wahrlich, wir sind die Nachtwandler von Europa geworden, und nichts ist mehr im Stande, den Zauber zu lösen, der unsere Sinnen bindet und uns in verderblichen Träumen wiegt. Lebendig und höchherzig, wie unsere ganze Nation ist, bedürfte es nur eines promethäischen Funkens, um sie von neuem zu einem großen und kräftigen Ganzen zu vereithen; aber von wem soll dieser Funken ausgehen? Unsere Ximenes sind nicht mehr. — Laß mich abbrechen; Es geht mir mit meinem Vaterlande, wie manchem Ehegatten mit seiner Frau, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit der Stinß unerträgliches Gebrechen und Fehler sind. Mir sind die Augen aufgegangen. Soll ich noch länger anbeten, was ich nicht achten kann? — Eine so unsinnige Forderung kann nur unsere Priesterschaft machen. —

Lebe Du indessen wohl; denn Dich wenigstens werd' ich in diesem unglücklichen Vaterlande immer lieben.

V.

Berlin, den 16ten Februar 1801.

Ich habe Dir in meinem letzten sehr ausführlichen Schreiben einen Abriß von den Hauptorganen des preussischen Staats geliefert, um Dir einen deutlicheren Begriff von der Beschaffenheit der hiesigen Regierungsmaschine zu machen^{*)}. In meinem gegenwärtigen Schreiben will ich Dich mit den Wirkungen bekannt machen, welche durch diese Hauptorgane hervorgebracht werden. Ich mache den Anfang mit den Wirkungen der Gerechtigkeitspflege, so wie sie von dem Kammergericht verwaltet wird.

Die Preussen sind bis jetzt noch das ein-

*) Der Übersetzer hat sich die Freiheit genommen, diesen Brief unübersetzt zu lassen, weil er für deutsche Leser nichts enthielt, was nicht beinahe allgemein bekannt ist. Wer nämlich kennt nicht die Organisation des Kammergerichts, des Generaldirektoriums, des Ober-Kriegeskollegiums u. s. w? Jenen Brief unübersetzt lassen, hieß also, den Werth der Übersetzung vermehren.

zige Volk in ganz Europa, welches sich eines vollständigen Gesetzbuchs rühmen kann, das, alle Stände umfassend, allen richterlichen Entscheidungen zum Grunde gelegt wird, sie mögen seyn von welcher Art sie wollen. Auch diesen Vorzug verdanken sie der Intelligenz ihrer Könige. Friedrich der Zweite, den sie mit so vielem Recht den Großen nennen, gab die erste Idee dazu; unter seinem Nachfolger wurde sie ausgeführt; und in dem gegenwärtigen Augenblick befindet sich die preussische Gesetzgebung in Jedermanns Händen, so daß man sogar Auszüge daraus für Schulen gemacht hat. Kein übler Einfall, wenn er mit Verstand ausgeführt ist!

Ehe dies Gesetzbuch zu Stande kam, lag hier, wie in dem übrigen Europa, die römische Gesetzgebung den Entscheidungen der Richter zu Grunde. Daß ein ungeheurer Mißbrauch mit dieser Gesetzgebung getrieben wurde, versteht sich ganz von selbst; er hätte nicht vermieden werden können, wenn auch die Richter selbst die rechtlichsten Menschen von der Welt gewesen wären.

Einer von unseren wichtigsten Schriftstellern nennt die Juristen »unglückliche Menschen, weil sie nie sich selbst, sondern ganz ausschließend der Sorge Anderer leben, und einer Wissenschaft obliegen, in welcher das Gedächtniß und die Verschlagenheit alles thut, und die Form, als das Wesentlichste in derselben, das Genie ersticht, welches, an Worten und dem vermuthlichen Sinn des Gesetzgebers klebend, der edlen Freiheit ganz vergessen muß *).« Dergleichen Menschen gab es hier vor zwanzig und dreißig Jahren gewiß in großer Menge in den sogenannten

*) Der Brieffsteller muß hier den berühmten Saavedra-Faxardo meinen, welcher in seiner *República literaria* also von den Juristen spricht: *Que siempre viven para otros, ocupados en pleytos y cuidados ajenos, entregados á una facultad donde la memoria es un elefante que sustenta castillos, y aun montes de textos, y libros; profesion que como unculo se hereda de padres á hijos, en repertorios donde se hallan, no se estudian las materias, y donde el ingenio olvidado de su generosa libertad, obedece á las palabras y miente de legislador et cet.*

Anmerkung des Übersetzers.

Advokaten; aber seit der Einführung des neuen Gesetzbuches ist ihre Anzahl vermindert, und ihr ganzes Geschäft veredelt. Den Richtern selbst ist ihre Arbeit ungemein erleichtert, weil es bei ihnen, nach vorhergegangener Untersuchung des Falles, nur auf die Anwendung des Gesetzes ankommt, welche keinen großen Schwierigkeiten unterworfen ist, wenn das in der Muttersprache ausgedrückte Gesetz kaum einer Interpretation bedarf und ohne Mühe aufgefunden werden kann.

„Nur die menschliche Trägheit macht es begreiflich, wie man — ich möchte sagen, so rasend seyn kann, eine Sammlung von Gesetzen, welche unter den heterogensten Umständen zum Vorschein kamen, Entscheidungen zum Grunde zu legen, so wie sie der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft erfordert. Wissen wir denn nicht, wie allmählig die römische Gesetzgebung selbst entstanden ist? Wissen wir denn nicht, daß zu der Zeit, wo Justinian eine vollständige Sammlung anlegte, ein sehr großer Theil der Gesetze veraltet und verbraucht war?

Wissen wir denn nicht, daß die gegenwärtigen europäischen Staatsgesellschaften Beziehungen enthalten, von welchen die Römer keine Ahnung hatten? Wissen wir denn nicht, daß alle Gesetzgebungen Sammlungen von Normen seyn sollen, der Willkür des Richters Schranken zu setzen? Wissen wir denn nicht, daß diese Normen keinen Werth haben können und durchaus zweckwidrig sind, wenn sie nicht dem gerade vorhandenen Zustande der Sozialverhältnisse entsprechen, deren Rechtliches sie bestimmen sollen? Ich wage sogar zu behaupten, daß die Römer von der wahren Gesetzgebung gar nichts verstanden, weil sie durchaus keinen Begriff von den Menschenrechten hatten, und als obernde d. h. einzige konsumirende Nation, gar nicht haben konnten. Und doch gelten ihre Gesetze! —

Friedrichs des Zweiten Genie war es vorbehalten, dies zuerst zu durchschauen und den ganzen Munder veralteter Normen über den Haufen zu werfen. Anfangs erslaunte man über so viel Kühnheit, weil man nicht

begriff, was an die Stelle des Plunders kommen würde; aber das königliche Verdict schuf sehr bald Licht. In die Nothwendigkeit gesetzt, neue Normen darzustellen, entwickelte die Gesetzgebungskommission in sehr kurzer Zeit Eigenschaften, deren sie sich gar nicht fähig gehalten hatte; und so entstand der *codex Fridericanus*, der allen Völkern der Erde als ein Muster zur Nachahmung vorgehalten werden sollte, nicht um ihn sklavisch zu kopiren — denn dadurch würden sie sehr wenig gewinnen — sondern um aus ihrem Schlummer zu erwachen und ihre Menschenrechte durch eine ähnliche Sammlung von Normen sicher zu stellen. Welche Wirkungen sind aus dieser besseren Gesetzgebung für Preussen hervorgegangen!

Das stärkere oder schwächere Gefühl eines bloß angedrohten oder wirklich zugesetzten Unrechts ist, wie ich immer bemerkt habe, einer der sichersten Probiersteine der Freiheit und Kultur einer Nation; und ich kenne mehrere derselben, deren Individuen man — um mich eines Ausdrucks zu bedienen, den

Duclos von einem Hofschränzen gebraucht — ins Gesicht spucken und das Gesicht mit dem Fuß wieder abwischen kann, ohne daß sie sehr empört werden. Wie es um die Einwohner Berlins zu Friedrich Willhelms des Ersten Zeiten ausgesehen haben mag, will ich so genau nicht untersuchen; gegenwärtig aber besitzen sie ein Rechtsgesühl, wie man es schwerlich auf irgend einem anderen Punkt der Erde trifft. Selbst die Strassenjungen theilen es; und noch vor einigen Tagen erstaunte ich über die Geistesgegenwart, womit ein Knabe von zwölf bis vierzehn Jahren, seine Rechte vertheidigend, es in das Belieben seines Gegners setzte, ob er ihn verlegen wollte. »Wehren kann ich mich nicht gegen Sie, fügte der Bursche hinzu; aber ich weiß, wo mein und Ihr Richter wohnt, und ich verklage Sie auf der Stelle.« Und diese Ankündigung brachte sogleich die Wirkung hervor, daß der an Stärke weit überlegene Antagonist ganz ruhig seinen Weg fortsetzte. Dieselbe Gefeglichkeit ist allgemein, und es giebt ganz gewiß keine Hauptstadt

in der Welt, wo das Fäustrecht weniger geübt wird; mir wenigstens ist es, seit meinem Aufenthalt in Berlin, noch nicht begegnet, einer Schlägerei zugeesehen zu haben. Wenn sich der Fäustkampf in der Form der Duelle allenhalla noch im Militär erhält; so rührt dies unstreitig daher, daß das Point d'Honneur nicht gut ohne ihn bestehen kann; und ob gleich sehr förmliche Gesetze das Duell verbieten, so weiß ich doch nicht, ob die Regierung nicht wohlthat, ein wenig durch die Finger zu sehen, da ein allzu strenges Halten auf solche Gesetze die nothwendige Folge haben muß, ein Gefühl zu tödten, welches durchaus nicht aussterben darf, wenn der Offizier nicht um eben so viel feiger werden soll. Daß übrigens die obersten Gerichtshöfe hinlänglich beschäftigt sind, versteht sich ganz von selbst. Wie wäre es anders möglich in einem Lande, wo die Formen des Friedens so viel entscheiden müssen? Klagt man hie und da über den langsamen Gang der Prozesse, so rührt dies unstreitig nicht so wohl von verzögernden d. h. lukrativen

Formen, als von einer zu starken Anhäufung der Geschäfte her; denn die Prozeßform ist durchaus vorschristsmäßig und eine Übertretung derselben aus vielen Gründen unmöglich. Das Gebiet der preussischen Monarchie hat seit ungefähr zwölf Jahren sehr an Umfang gewonnen; ich weiß aber nicht ob sich das Personale des Kammergerichts in eben dem Maaße vermehrt hat. Ist dies nicht geschehen, so ist es ein offener Fehler, dem man um so eher abhelfen muß, weil äußerst wohlthätige Formen damit in Verbindung stehen. Im Ubrigen müssen die Preussen stolz seyn auf ihre Justizverfassung und Gesetzgebung, da sie eine Gleichheit begründet, welche nicht größer seyn kann; ich meine die Gleichheit vor dem Gesetz. Der König von Preussen ist, gegen den König von Spanien gehalten, der unumschränkteste Monarch, den es geben kann; allein vor dem Gesetz tritt er mit allen übrigen Staatsbürgern in Reih und Glied. Er kann nie die Absicht haben, irgend einen seiner Unterthanen in seinen Verrechtsamen

zu kränken; allein so oft ein Kollisionsfall der Interessen entsteht, der zu einer Unterdrückung führt, wird die Klage des Unterthanen gegen den König nicht nur angenommen, sondern auch der Fall selbst sehr häufig zum Besten der Klägers entschieden. Dies ist etwas, wovon man hier gar kein Aufhebens macht. Unter der vorigen Regierung kollidirte eine gewisse Politik sehr häufig mit den wohlhergebrachten Rechten einzelner Unterthanen; aber das Kammergericht nahm sich der letzteren mit allem Nachdruck an; und ob es gleich in einzelnen Fällen der höchsten Autorität weichen mußte, so trug es doch in den Augen der Nation immer den Sieg davon.

Die Criminaljustiz kann auf keinem Punkt der Erde menschlicher seyn, als sie es hier ist. Förmlich abgeschafft ist die Todesstrafe nicht; allein der öffentlichen Hinfichtungen sind so wenige, daß sie mit der gesammten Volkszahl in beinah gar kein Verhältniß kommen. Gegenwärtig geht man damit um, sich sowohl der überwiesenen, als der im höchsten

Grade verdächtigen Verbrecher dadurch zu entledigen, daß man sie nach Sibirien transportiren läßt. Diese Auskunft macht den Vorstellungen der Regierung alle nur mögliche Ehre; indessen weiß ich nicht, ob diese Vorstellungen nicht auf einer ganz falschen Ansicht beruhen. Man hat hier sehr sorgfältig alles gelesen, was für und gegen die Todesstrafe in ganz Europa geschrieben worden ist; allein man scheint dadurch mehr verwirrt, als belehrt worden zu seyn. Auf dem apriorischen Wege dürfte man darüber schwerlich ins Reine kommen. »Jedes Mitglied der Gesellschaft, hat man gesagt, geht mit allen übrigen Mitgliedern eine Art von Kontrakt ein, der eine ungehinderte Existenz zum Zweck hat; aber unter den Bedingungen, die das Individuum sich gefallen läßt, gehört durchaus die Entsagung des Lebens nicht, weil es nicht Herr desselben ist; und eben deshalb hat die Gesellschaft kein anderes, als ein usurpirtes Recht auf das Leben eines ihrer Mitglieder.« So bündig dies klingt, so falsch ist es gleichwol. Die ganze Sache

will, meines Erachtens, aus einem ganz andern Gesichtspunkt betrachtet seyn.

Die menschliche Natur bringt es mit sich, daß ohne eine zusammenhaltende Kraft (Regirung) keine große Gesellschaft möglich ist. Denn so lange diese zusammenhaltende Kraft nicht vorhanden ist, mactet sich die Gesellschaft in einem continuellen Kriege aller gegen alle ab, der eine vollkommene Auflösung der gesellschaftlichen Bande zur letzten Folge haben muß. Sobald nun eine zusammenhaltende Kraft statt findet, muß ihr erstes Geschäft darin bestehen, der Autonomie, oder dem Faustrecht, Grenzen zu setzen; selbst die Geschichte zeigt, daß alle Fürstenmacht von dem Richteramt ausgegangen ist. Soll aber das Faustrecht aufhören, so müssen die Vergehungen gegen die Gesellschaft mit angemessenen Strafen belegt werden. Über die Angemessenheit der Strafen aber entscheidet nichts so sehr, als der ganze Kulturzustand der Völkerschaft, oder der Nation, in welcher das Richteramt seine Wirkungen ausübt. In allen kleinen Staaten muß die Todes-

strafe die herrschende seyn, weil es durchaus an den Mitteln fehlt, andere Strafen aufzulegen. So ist sie es, zum Beispiel, auf Otaheti, wo der Eri-Rahai, weil er immer nur die Todesstrafe diktiert, als ein arger Despot erscheint, ob er gleich diesen Despotismus schlechterdings nicht vermeiden kann, wenn man bedenkt, daß es auf dieser Insel noch an allem fehlt, was eine gute Justizverfassung möglich macht, und daß folglich nichts anderes übrig bleibt, als jedes Vergehen in dem Lichte eines Majestätsverbrechens zu betrachten. In den größeren Staaten ist dies nicht nöthig; denn hier hat man es in seiner Gewalt, die Strafe zu modifiziren. Da vollends, wo der Kulturzustand weit genug vorgerückt ist, um richterliche Entscheidungen durch Normen zu leiten, kann ein hoher Grad von Menschlichkeit finden. Die Frage ist nun nur noch, ob die Zuerkennung der Todesstrafe durchaus ein Akt der Unmenschlichkeit ist? Diese Frage aber kann nicht anders entschieden werden, als so, daß man in die Natur des Verbrechens tiefer eingeht.

Es lassen sich alle menschliche Handlungen in tugendhafte und verbrecherische eintheilen. Tugendhafte sind diejenigen, welche, indem sie individuellen Vortheil befördern, zugleich der Gesellschaft zu statten kommen; verbrecherische hingegen diejenigen, welche individuellen Vortheil auf Kosten der ganzen Gesellschaft erzwingen. Dies ist unstreitig die allgemeinste und beste Ansicht von den menschlichen Handlungen, weil in ihr alle die Unterschiede untergehen, welche der vollkommene oder unvollkommene Zustand der Gesellschaft hervorbringt. Kann es nun der Gesellschaft gleichgültig seyn, daß sich in ihrer Mitte ein Individuum befindet, das seinen Vortheil nur in dem Schaden der ganzen Gesellschaft haben kann? Kann sie ruhig dabei bleiben, daß die Sicherheit des Eigenthums und der Personen der Erhaltung eines Einzelnen aufgeopfert wird? Wessen Egoismus so beschaffen ist, daß er, wo nicht die ganze Gesellschaft, doch einen großen Theil derselben zerschmettern würde, um mit Bequemlichkeit dazustehen, der muß zerschmettert

werden können. „Aber wo bleibt die Moralität der Handlung!“ rufen die hiesigen Rechtsphilosophen aus. Ich antworte: Sie bleibt wo sie kann.“ Wollt ihr euch in Untersuchungen über die allmähliche Entstehung des Verbrechens einlassen, so müßt ihr nothwendig auf einen Punkt kommen, wo das Verbrechen verschwindet. Dazu kommt nun noch, daß ihr die Untersuchung nicht vollenden könnt; denn jedes Individuum ist eine weitere Entwicklung früherer, und es kann sehr wohl der Fall seyn, daß der Urgroßvater eines Verbrechers den ersten Grund zu der Handlung gelegt hat, die bestraft werden soll.“ Das Wichtigste aber, das hier in Betrachtung kommt, ist, daß das Verbrechen die Immoralität als Folge nothwendig macht. Denn wer einmal mit der Gesellschaft so sehr zerfallen ist, daß er nur auf ihre Kosten existiren kann, wird sich nie wieder mit ihr aussöhnen; sondern sie, sein ganzes Leben hindurch, feindselig behandeln. Die ganze Lehre von der Impatagon ist also unsinnig. Ist von der Abschaffung der

Todesstrafe die Rede, so bereite man sich vor, so viel man mag und kann; aber sie sey nie nicht die Folge eines bestimmten Gesetzes, wie der weiland Konvent es nach dem Kriege mit den koalirten Mächten zu geben versprach. Vorbereitet wird diese Abschaffung aber dadurch, daß die Gesellschaft in ihrem Bau eine immer größere Vollkommenheit erhält; und diese größere Vollkommenheit kann, meines Erachtens, da gar nicht fehlen, wo solche Maassregeln genommen werden, daß jedes Individuum irgend eine nützliche Kunst oder Wissenschaft erlernt, die es in den Stand setzt, seinen Vortheil nicht auf Kosten der Gesellschaft suchen zu dürfen.

Ich bitte Dich um Entschuldigung wegen des dogmatischen Tons, in welchem ich ganz unvermerkt gefallen bin. Es würde nicht geschehen seyn, beschästigten nicht Ideen dieser Art alle denkenden Köpfe. Die hiesige Akademie der Wissenschaften hat auf die beste Bearbeitung der Lehre von der Impuzation einen Preis gesetzt; ich mag ihn aber nicht verdienen; denn mit dieser Akademie

der Wissenschaften verhält es sich eben so wie mit der unsrigen, und ich werde in der Folge Gelegenheit finden, Dir noch mehr über ihr Sujet zu sagen.

Ich bemerke jetzt nur noch Folgendes: daß der Geist der obersten Justizbehörde belebt mehr oder weniger alle Delegationen und Magistrate Von Territorialgerichtsbarkeit ist hier schon seit langer Zeit nicht mehr die Rede; sie ist mit der Leibeigenschaft verschwunden. Alle königlichen Domänen haben einen Justizamtman in der Nähe, der zwischen den Pächtern und ihren Werkzeugen in der Mitte steht und die ersteren von allem Despotismus zurückhält. Kurz: in Rücksicht des Justizwesens scheint mir der preussische Staat sowohl in der Organifazion als in dem Geist desselben vortreflich. Und da die Gesetzgebungskommission permanent ist, so läßt sich vorhersehen, daß die Gesetzgebung immer dem Kulturzustand der Nation angemessen bleiben werde. Was diese Gesetzgebungskommission betrifft, so ist mir ihre Verfahrungsweise bis jetzt noch nicht

genau bekannt geworden. Allein, da eine gute Gesetzgebung durchaus nicht ohne eine sehr genaue Kenntniß der gesellschaftlichen Beziehungen zu Stande kommen kann; so stelle ich mir vor, daß sie diese Beziehungen, so wie sie gerade vorhanden sind, zergliedert und das Rechtliche in ihnen fixirt. Auf diese Weise ist die preussische Gesetzgebung nie und nimmer abgeschlossen, sondern, so wie die Hauptstadt und alle anderen gesellschaftlichen Institute, in einem ewigen Werden begriffen, von welchem sich das Ende gar nicht absehen läßt. Was sagst Du dazu? Unsere Regierung hat es immer darauf angelegt, einen Zustand zu fixiren, und ist immer in ihren Erwartungen betrogen worden. Die preussische Regierung hingegen will nichts fixiren, sondern den Wirkungen ihrer Einrichtungen nur immer so begegnen, daß sie dem Ganzen wehlthätig werden. Welche von beiden verdient den Vorzug zu haben? Welche Frage! Was erziehen wir? Ich mag es gar nicht sagen. Aber hier zu Lande werden Menschen erzogen d. h. Geschöpfe.

welche mit jedem Jahre (um nicht zu sagen, mit jedem Tage) vollkommener werden. Wahrlich wir sind nicht schlechter von der Natur ausgestattet; aber uns drückt ein wunderbares Verhängniß, über welches wir um so weniger siegen werden, je tiefer wir in unsere Träumerei versinken. Noch einmal: Wir sind die Nachtwandler von Europa. Wir haben eine Menge königlicher Akademien des Rechts; aber was geht aus ihnen für die Gesetzgebung und Justizpflege hervor? Sind beide nicht allen Fremden ein SteuL*)?

*) Allerdings giebt es unter den wissenschaftlichen Anstalten von Madrid eine Menge Akademien des Rechts; aber ihr bloßes Daseyn beweiset, daß aus ihnen nichts Gesundes für Gesetzgebung und Justizpflege hervorgehen kann. Man braucht nur ihre besondere Bestimmungen zu kennen, um davon auf das vollkommenste überzeugt zu werden. Hier sind sie der Reihe nach. 1) Real Academia de Derecho Español, establecida en San Isidoro el Real. 2) Real Academia de Jurisprudencia práctica con el título de la Purísima Concepción, establecida en S. Isidoro el Real. 3) Real Academia de Jurisprudencia teórico-práctica, y Derecho Real Pragmático, con el título del Espíritu Santo, sita en S. Isidoro el real. 4)

Real Academia de Sagrados Cánones, Liturgia, Historia y Disciplina Eclesiástica, sita en la Real Casa de Estudios de San Isidoro; con el título de S. Isidoro. 5) Real Academia de Derecho Civil Canonico y Patrio de la purísima Concepción, sita en la Real Casa Oratorio de S. Felipe Neri. 6) Real Academia de Derecho Patrio, con el título de nuestra Señora del Cármen, establecida en la Real Casa Oratorio de S. Felipe Neri.

Anmerkung des Übersetzers.

VI.

Berlin, den 28. Febr. 1801.

Ich nehme nichts von dem zurück, was ich in meinen früheren Briefen über das preussische Militär beobachtet habe. Gegenwärtig, wo es darauf ankommt, seine Wirksamkeit als Staatsorgan darzustellen, werd' ich es in dreifacher Beziehung betrachten; nämlich in militärischer, polizeilicher und finanzistischer Hinsicht. Du wirst daraus von selbst abstrahiren, daß es, als gesellschaftliches Institut, mit großer Weisheit angeordnet ist und mit einer seltenen Klugheit unterhalten wird.

Erstlich in militärischer Hinsicht. Jedes stehende Heer hat die Bestimmung, die Spannungen zu lösen, welche in den Nationalverhältnissen entstanden sind. Vermöge dieser Bestimmung wird es entweder als Vertheidigungs- oder als Eroberungsmaschine verbraucht. Was das preussische Heer in beiderlei Eigenschaften leistet oder geleistet hat, ist allzu bekannt, als daß ich mich da-

bei aufhalten sollte. Wer wagt es, die preussischen Staaten anzugreifen? Und verdankt die preussische Monarchie den Umfang, welchen sie gegenwärtig hat, nicht beinahe ausschließlich der Tapferkeit ihrer Legionen? Ewig unvergeßlich wird der siebenjährige Krieg seyn, und wenn man behauptet, daß die Tapferkeit von diesem Heere gewichen sey, so ist man im Irrthum. Nicht blos der französische Soldat, sondern der Soldat aller Nationen ist brav und entschlossen, wenn er von Generalen angeführt wird, in deren Einsicht und Heldennuth er Vertrauen setzt. Beweisen wollen, daß die Triebfeder zerbrochen sey, welche dem preussischen Heere in früheren Kriegen eine so hohe Energie gab, heißt sich anheischig machen, zu zeigen, daß Preussen keine großen Generale mehr hervorbringen werde. Wie aber will man dies zeigen? Die Kriegswissenschaften werden hier mit einem eben so großen Eifer studirt, als alle übrigen Wissenschaften, und ich selbst kenne mehrere junge Offiziere, welche an die Spitze eines großen Heeres ge-

stellt, ihrer Bestimmung als Generale keine Schande machen würden. Ist aber einmal militärischer Geist und Wissenschaft vorhanden, so findet sich das Verdienst durch die Vele genheit. Ein großer General wird man nie in Friedenszeiten, wohl aber wenn die Noth gebietet, alle Geisteskräfte zusammenzunehmen, um große Streiche auszuführen. Bonaparte war gleich mit seinem ersten Eintritt in Italien ein großer General; Bonaparte ist aber nicht das einzige Genie. Was ist Genie überhaupt anders, als Fleiß in Kombinationen, hervor gebracht durch den stärkeren Antrieb? Kann es aber dem preussischen Heere nie an tüchtigen Auführern fehlen, so wird es auch als Vertheidigungs oder Eroberungsmaschine noch immer dieselben Wirkungen hervorbringen, die es ehemals hervorgebracht hat; es kommt bloß darauf an, daß die Generale den Geist der Soldaten kennen und großen Absichten gemäß verbrauchen. Die Schwerin, Wintterfeld, Zieten hätten vielleicht ihre Rolle ausgespielt; aber gewiß nicht diejenigen, die einmal, wenn es gleichen Ernst gilt, an ihre

Stelle treten^{*)}). Nichts hat man von dem Geist der Zeiten begriffen, wenn man das Gegentheil behaupten will.

Zweitens in polizeilicher Hinsicht. In dieser Hinsicht wirkt das preussische Militär mehr negativ als positiv; aber die Wirkungen, die es hervorbringt, sind deshalb nicht minder bewundernswürdig. Indem es nämlich als eine Kraft dasteht, welche keine Opposition gestattet, erzwingt es, auf eine durchaus unsichtbare Weise, jenen inneren Frieden, ohne welchen keine Betribsamkeit möglich ist, weil alle Betribsamkeit sich zu-
 letzt auf das Bewußtseyn der Sicherheit des Eigenthums und der Personen stützt. Das Militär selbst weiß nicht, was es in dieser Hinsicht leistet; der thätige Staatsbürger hat eben so wenig eine Ahnung davon: aber

*) Der Verfasser des „Zeldzuges von 1806“ ist anderer Meinung; aber ich bin sehr geneigt, auf die Seite des Briefstellers zu treten, da ich in jenem Buche überall sehr wenig Verstand angetroffen habe.

dem Auge des Philosophen, der dem Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen zu erforschen strebt, ist das Verhältniß der beschützenden Macht zu den Beschützten um so interessanter, je verborgener es liegt. Berlins Garnison, welche aus acht bis neun tausend Mann besteht, ist von Berlins Bürgerschaft so glücklich geschieden, daß beide sich in ihren Wirkungskreisen durchaus nicht berühren. Der größte Theil dieser Garnison ist kasernirt; eine vortreffliche Maasregel, um sie als polizeiliche Kraft zu konzentriren und eben dadurch ein höheres Maas von Bürgerfreiheit hervorzubringen. Ich habe einige von diesen Kasernen besucht; und ist mir von denen, die ich gesehen habe, ein Rückschluß auf die übrigen erlaubt, so kann ich von dieser ganzen Einrichtung nicht in allzuvortheilhaften Ausdrücken sprechen. Es kann schwerlich in dem ersten besten von unseren Klöstern noch ruhiger und stiller hergehn. Dies ist die Folge der strengen inneren Polizei, welche in diesen Kasernen gehalten wird; einer Polizei, welche durch die glücklichste Ver-

Ber-

Verantwortlichkeit hervorgebracht und unterhalten wird, und, indem sie eben so bestimmte Gesetze als eine prompte Handhabung derselben zur Grundlage hat, in ihren Wirkungen äußerst ebenmässig ist.

Je mehr nun aber das Militär in polizeilicher Hinsicht leistet, desto überflüssiger ist jede andere polizeiliche Kraft. In unserem Spanien wird das Militär durch die Priesterschaft ergänzt; und die nothwendige Folge davon ist, daß wir ein Inquisitionsgericht haben, daß wir ein abergläubiges Volk sind und bleiben, daß unsere Industrie nicht diejenige Wirkungen hervorbringen kann, die sie in anderen Ländern hervorbringt, und daß wir so dem Strome der Weltbegebenheiten folgen müssen. Hier zu Lande ist von allem diesen das Gegentheil erfolgt. Ich werde nach einiger Zeit ausführlicher von der hiesigen Geisteslichkeit sprechen, weil sie sich in einer Krisis befindet, die einen besondern Abschnitt verdient. Gegenwärtig bemerke ich nur, daß die Kraft des Aberglaubens hier gleich null ist, daß man auch

nicht die kleinste Spur von dem eigentlichen Seltengeist antrifft, und daß dagegen eine Duldung statt findet, von welcher wir in Spanien Mühe haben würden, uns einen Begriff zu machen. Dies alles muß man als eine glückliche Folge der Einheit betrachten, welche in der Wirksamkeit des Militärs, als polizeilicher Kraft, angetroffen wird. Überall hat Europa das ganze Maas von Glück, das es gegenwärtig genießt, der Errichtung der stehenden Heere zu verdanken, und eine gründliche Geschichte dieser Institute müßte, meines Erachtens, das hellste Licht auf die allmählichen Fortschritte werfen, welche in der Entwicklung wirklich gethan sind. Durch die stehenden Heere ist zuerst jene Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt zu Stande gekommen, welche das Wesen der größeren Fürstenmacht ausmacht; denn so lange jene nicht vorhanden waren, hatte die Fürstenmacht keine feste Basis. Die stehenden Heere haben allein die Hierarchie gestürzt, welche, so viel an ihr war, die Welt ewig gefangen halten mußte.

Die stehenden Heere haben den Feudalaristokratismus zu Grabe getragen, der sich in ewigen Bürgerkriegen offenbarte, alle Menschenrechte untergrub und nur im allgemeinen Elende sein Gedeihen fand. Die stehenden Heere sind als die ersten Ursachen und als die fortdauernden Stützen der ganzen modernen Entwicklung zu betrachten, die, weil sie den Ausschlag über jede frühere giebt, nicht kühn genug vertheidigt werden kann. Die stehenden Heere sind in den Augen jedes denkenden Menschen, ein offener Beweis, daß die höchste Macht das höchste Maas von wahrer Freiheit gewährt, und daß folglich nichts chimärischer ist, als eine Republik, in welcher man durch eine Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht die Freiheit begründen will. Wunderbar ist und bleibt es, daß, in sofern eine Idee von den modernen stehenden Heeren ohne die Erfindung des Pulvers unmöglich war, diese Erfindung von einem Individuum ausgehen mußte, das sein Leben aufgeopfert haben würde, um alle die Wit.

lungen zu hintertreiben, welche diese Erfindung hervorgebracht hat — von einem Mönch. Hätte das römische Conclave den berühmten Barthold Schwarz zerschmettert, als er im Begriff stand, seine Entdeckung bekannt zu machen; so hätte es hinterher nicht nöthig gehabt, Lutheru zu verdammen, ohne ihm Abbruch thun zu können; so stände der päpstliche Stuhl noch in seiner ganzen Glorie da; so ließe sich nicht schon jetzt der Zeitpunkt berechnen, wo das ganze System des Aberglaubens durchaus zu Grunde gehen muß, wenn gleich Bonaparte in dem gegenwärtigen Momente pazifizirt, um ein Konkordat zu Stande zu bringen, das, politisch betrachtet, sehr nothwendig seyn mag, aber die Welt eben so wenig in Fesseln schlagen wird, als jedes andere.

Und was die stehenden Heere für die Welt gewirkt haben, das hat das preussische Heer, in Verbindung mit dem Protestantismus, für den preussischen Staat geleistet; es hat durch seine polizeiliche Kraft gleichsam die Hülle weggezogen, welche dem Durchbruch

des Sonnenlichts entgegenstand. Je deutlicher aber der Regierung die großen Wirkungen einleuchten, welche sie durch diese eben so weise als künstliche Stellung des Militärs hervorgebracht hat, desto sorgfältiger erhält sie dasselbe in dieser Stellung, indem sie es für die größeren polizeilichen Maaßregeln reservirt. Alle kleineren werden durch eine tüchtige Stadtpolizei ausgeführt, welche seit einiger Zeit neu organisirt ist, und in ihrer verjüngten Gestalt zunächst den Direktionen folgt, welche der Stadtpräsident ihr giebt. Dem ersten Anschein nach verdankt Berlin dieser den hohen Grad von innerer Ruhe und Sicherheit, den es genießt; aber wie wirkungslos würde sie seyn, replirte sie nicht auf eine kräftigere Macht! Ein bejahrter Mann von sehr gesundem Urtheil hat mir gesagt, daß vor 50 und 60 Jahren die Zahl der jeden Sonntag als Trunkenbolde, Schläger u. s. w. Eingebrachten sich zwischen 40 bis 60 belaufen habe; und gegenwärtig verstreicht mancher Sonntag, ohne daß ein einziger eingebracht wird.

Drittens in finanzistischer Hinsicht. Das preussische Heer hat das Eigenthümliche, daß es zum dritten Theil und darüber aus Fremden besteht, welche, in allen Theilen des deutschen Reichs angeworben, durch die Pressur, die ihnen ihre Anstellung in Reich und Glied erteilt, ganz gegen ihren Willen zu brauchbaren Mitgliedern der Staatsgesellschaft umgeformt werden. Diese Fremden bleiben in einer wohlberechneten Vermischung mit Landeskindern in den Garnisonen zurück, während der bei weitem größte Theil der letzteren, unmittelbar nach geendigter Revue, dem Ackerbau und der artistischen Betriebsamkeit zurückgegeben wird. Derselbe Arm, der in Kriegeszeiten (und zum Behuf der größeren militärischen Übungen in Friedenszeiten) die Muskete handhabt und die Kanone bedient, führt also in Friedenszeiten, wenn man einige Monate abrechnet, den Pflug, die Sense und die übrigen Werkzeuge der Industrie. Aber selbst diejenigen, welche in den Garnisonen zurückbleiben, sind nicht von der Theilnahme an der Industrie ausge-

schlossen. In jenen Zeiten, wo die ersten stehenden Armeen errichtet wurden, entsprach der Sold des Kriegers dem Werth der Lebensmittel. Dies hörte von dem Augenblick an auf, wo das Geld in seinem Werthe fiel. Da indessen dies Fallen sehr allmählig erfolgte, so wurde der Soldat, seinen Neigungen und in der That auch seiner ersten Bestimmung ganz entgegen, nach und nach zur Erlangung seiner Existenz zur Mitwirkung an den Arbeiten des Friedens gezwungen. Es kam nun nur darauf an, sein Versinken in die bürgerliche Gesellschaft zu verhindern; und da eine strengere Disziplin das einzige Mittel dazu war, so ergriff man es ohne Bedenken. Diese Erscheinung ist, so wie für das übrige Europa, auch für das Königreich Preussen erfolgt. Indem der Soldat von seiner Löhnung nicht leben kann, ist er zur Arbeit gezwungen, und indem dieser Zwang von ihm selbst ausgeht, genießt er eines Grades von Freiheit, der ihn beglückt, ohne ihm das mindeste von seinem Maschinenwerth zu nehmen. Wollte man sich die Mühe geben,

die Summen zu berechnen, welche durch die Theilnahme des Militärs an der Industrie erworben werden, so würde es sich finden, daß sie ungemein beträchtlich sind. Ich bin nicht im Stande, hierüber eine genaue Berechnung anzustellen; aber alles, was ich hier sehe, läßt mich vermuthen, daß die Art der Theilnahme in allen Städten des Königreichs — wenige ausgenommen — dieselbe und der Erfolg für den Geldumlauf höchst wichtig ist. In allen Fabriken und Manufakturen treffe ich hier Soldaten an, von welchen ein jeder täglich acht bis zehn Groschen nach hiesigem Gelde verdient. Die härtere Arbeit wird durchaus dem Militär überlassen, und die Konkurrenz der Arme macht sie bei weitem wohlfeiler, als sie ohne dieselbe seyn würde. Dahin gehört das Holzspalten, was bei uns wenig oder gar nicht bekannt ist, weil wir alles durch Kohlenfeuer bewerkstelligen. Ich habe mich nach dem jährlichen Holzbedarf der Hauptstadt erkundigt, und erfahren, daß er an 60,000 Hausen beträgt. Da nun das Spalten eines jeden Haus-

sens wenigstens 3 Thaler kostet, so ist der
 baare Erwerb der hiesigen Garnison jährlich
 1,80,000 Thaler. Und dies ist nur ein ein-
 zigter Artikel. Die Sache selbst aber ist um
 so bedeutender, weil der Soldat nur immer
 so viel erwerben kann, daß er mit einiger
 Gemächlichkeit lebt, und daher das Geld,
 das er verdient, in sehr kurzer Zeit dahin
 zurückströmen muß, von wo es ursprünglich
 ausgegangen ist. Für den Bürger selbst,
 der sich in seiner Arbeit durch den Soldaten
 erleichtert fühlt, erhält das Militär auf die-
 sem Wege einen Werth, den es schwerlich
 auf irgend einem anderen Punkte Europa's
 hat, wenn wir etwa Petersburg ausnehmen.
 Auch fürchtet man hier, so weit meine Be-
 obachtung reicht, aus keinem anderen Grunde
 den Krieg, als weil er, durch die nothwen-
 dige Entfernung der Garnisonen, der Be-
 triebbarkeit und dem davon abhängenden
 Geldumlauf den wesentlichsten Abbruch thut.
 In den kleineren Städten, wo die Betri-
 ebsamkeit individueller ist, und die Bürger-
 schaft in der einseitigen Fertigkeit des gemeinen

Geldaten eine Art von Kapital besitzt, ist der Enthusiasmus für die Garnison in der Regel so groß, daß sie alles ausbietet, sie für immer an sich zu ketten. Lauter Erscheinungen, die, wie gemeln sie doch hier zu Lande sind, Dich in Erstaunen setzen müssen, weil Du in unserem Vaterlande auch nicht einen Schatten derselben wiederfindest.

Selbst wenn das Königreich Preussen für seine Nationalverhältnisse und zur Sicherung der inneren Ordnung und Ruhe keiner, oder wenigstens keiner so bedeutenden bewaffneten Macht bedürfte, so würde ihm dieselbe für den Umlauf des Geldes sehr nöthwendig seyn. Ein Staat, der durch seine Lage von innerkräftigen Theilnahme an dem Welthandel abgeschnitten ist, muß zu künstlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen, wenn er industriöse Bürger haben will. Das Geld, das durch das Militär in Umlauf gesetzt wird, erhält auf eine wunderbare Weise das Leben und Gedeihen dieses Staats; denn indem kein einziges von den Individuen, welche zusammen die bewaffnete Macht ausmachen, etwas

von seiner Gage ersparen kann, sind die persipdischen Geldergüsse, welche auf das Militär erfolgen, in einer beständigen Circulation begriffen, die, nachdem sie ihren Lauf durch mehrere Kassen gemacht hat, in den königlichen Kassen endigt, von wo aus sie immer wieder auf das Militär zurückfließt. In einem gewissen Sinne des Wortes kann man also sagen, daß diese bewaffnete Macht den Lande gar nichts kostet, während es die größten Vortheile von derselben genießt. Dies ist aber um so mehr der Fall, da die Löhnung des gemeinen Soldaten in einer Münzsorte ausgezahlt wird, die, weil sie, dem inneren Gehalte nach, von sehr geringem Werthe ist, dem Ganzen für den auswärtigen Handel, ungemein wenig von seinen abstrakten Kräften, (den edleren Metallen) entzieht.

Du begreiffst aus allen diesen Datis, daß das preussische Militär dem preussischen Staate zu seinem Bedeihen eben so nothwendig ist, als dem menschlichen Körper, zur Erhaltung seiner Gesundheit und Kraft, die Leber. Und nun sage mir, was aus uns geworden

seyn würde, hätten wir bei Constituirung unseres Staatskörpers auch nur die Hälfte der Intelligenz bewiesen, auf welche man hier allenthalben stößt? Denk' ich den Gründen nach, welche unserer Regierung und unserm ganzen Volk eine so entschiedene Tendenz nach Genuß gegeben haben; so kann ich keinen allgemeineren auffinden, als die Entdeckung Amerika's. Je größer die Vortheile waren, die wir von dieser Entdeckung zogen, desto eher mußten wir in Trägheit und Schlassheit versinken. Bitter haben wir also unseren Golddurst, unsere Grausamkeit gegen die Urbewohner Amerika's und unsere Undankbarkeit gegen den Entdecker gebüßt. Vor der Entdeckung dieses Welttheils waren wir ein eben so zahlreiches als industriöses Volk, dessen Energie wohlthätig auf das übrige Europa zurückwirkte, obgleich vor drei Jahrhunderten in Europa der Bevölkerungspunkte ungleich weniger vorhanden waren, als gegenwärtig. Was sind wir jetzt? Sollen wir jemals mit den übrigen europäischen Völkern wieder auf einer Linie

stehen; so müssen wir von neuem geboren werden; d. h. wir müssen (wie wir bereits den Anfang gemacht haben) unsere außereuropäischen Besitzungen verlieren, und, indem wir von einer so reichen Subsistenzbasis, als dreißig Millionen Piaster jährlicher Einkünfte geben, abgeschnitten werden, zu unserer ehemaligen Industrie zurückkehren. Bis zu diesem Zeitpunkt werden wir, mit einem sehr geringen Unterschiede, das bleiben, was wir gegenwärtig sind; ist er aber einmal gekommen, so wird die allerwesentlichste Verwandlung mit uns vorgehn, weil alsdann unsere Trägheit nicht mehr in allen Dingen den Ausschlag geben kann.

Die Schriften unseres Compomanes über Nationalindustrie beweisen, daß es uns nicht an gründlichen Einsichten in unsere eigene Angelegenheiten gebricht, und unsere Regierung hat eben so wenig, als irgend eine andere Regierung in der Welt, das geringste Interesse, die Industrie und die immer davon abhängende Kultur der Nation zu verhindern. Allein wie die Hindernisse über-

winden, welche beiden entgegen stehen? Soll die Regierung unsere außerentropäischen Besitzungen, mir nichts dir nichts, hingeben? Steht es in ihrer Macht, so freigebig zu seyn? Ist sie nicht durch ihre ganze Bestimmung zur Erhaltung des einmal Vorhandenen verbunden? Dazu kommt von einer andern Seite: daß gesellschaftliche Institute, welche seit Jahrtausenden dastehen und durch den sie belebenden Geist den entschiedensten Einfluß auf das Wohl und Weh der ganzen Nation haben, sich nicht ohne die größte Gefahr in einem Augenblick verändern oder wohl gar aufheben lassen; selbst wenn ihre Schädlichkeit in die Augen springt, wollen sie noch mit Schonung behandelt seyn, wofern aus Ubel nicht Ärger werden soll. Es läßt sich unstreitig beweisen, daß unsere Geistlichkeit eine von den Hauptquellen der Ubel ist, die uns drücken. Gleichwol muß die Regierung Bedenken tragen, diese Quelle zu verstopfen. Denn was soll sie an ihre Stelle setzen, da die Lücke einmal ausgefüllt seyn will? Noch mehr: Würde nicht der

kleinste Versuch, die wohlhergebrachten Rechte unserer Geistlichkeit zu schmälern, einen Kampf zu Wege bringen, in welchem die mit sich selbst in Widerspruch gesetzte Regierung ihren Untergang fände? Kühne Reformationen haben an die Stelle des einen Übels immer das andere, und, in der Regel, ein noch weit größeres gesetzt; und indem man dem Ziele allmählig zutreibt, fehlt es in den meisten Fällen an Geduld und Ausdauer.

Und so hält sich alles gegenseitig in einer großen Gesellschaft. Sind gewisse Einrichtungen, um mich so auszudrücken, einmal im Zuschnitt verdorben, so muß man den Zeitpunkt abwarten, wo das Übermaaß des Bösen die Quelle des Guten wird. Davon bin ich überzeugt, daß, wie sehr wir es auch darauf anlegen, immer auf demselben Entwicklungspunkt zu bleiben, wir dennoch, vermöge des Widerspruchs, worin wir nicht nur mit dem übrigen Europa sondern auch mit uns selbst gerathen, endlich einmal von der Stelle müssen. Das Wie überlaß' ich dem Weltgeschick. Nur im Allgemeinen weiß ich,

daß, so wie Individuen den Gebrauch ihrer Kräfte vernachlässigen, wenn das Glück allzu viel für sie gethan hat, eben so Nationen nie sind, was sie werden können, so lange sie durch Natur und Zufall begünstigt sind. Die Noth ist die erste Bedingung kräftiger Staaten; und sollen wir noch einmal gedeihen, so muß es auf diesem Wege geschehen. Hier, in der Hauptstadt der preussischen Staaten, darf ich einen solchen Gedanken aussprechen, ohne im mindesten anzustoßen. Hält ich ihn in Mädtid, so dürst ich ihn nicht laut werden lassen, ohne für einen Majestätsverbrecher gehalten und als ein solcher bestraft zu werden; obgleich kein Mensch auf Gottes Erde der unbeschränkten Macht gewogener seyn kann, als ich es bin. Aber man darf, wenn man nicht souverän ist oder sich dazu macht, nirgends über den vorhandenen Entwicklungsgrad hinausgehen, wenn man nicht für einen Verbrecher gehalten, und, mit den reinsten Absichten von der Welt, wie Sokrates vergiftet, oder wie Jesus ans Kreuz geschlagen seyn will. Adieu.

VII.

Berlin, den 15ten März 1801.

Was ich Dir am Schlusse meines letzten Schreibens gesagt habe, wird Dir in dem gegenwärtigen noch deutlicher werden, indem ich Dich mit dem Geiſt bekannt machen will, welcher in dem oberſten Finanzkollegium herrſcht.

Dieſes oberſte Finanzkollegium wird, wie Du Dich erinnern wirſt, das Generaldirektorium genannt; zu ihm reſſortiren die Domainenkammern, die Acciſe und Hölzdirektionen, die Kommerzkollegien u. ſ. w.

So wie das Königreich Preußen bis jetzt daſteht, iſt es nichts weniger als arrondirt. Die nothwendige Folge davon iſt, daß es ein bei weitem mehr revolutionäres, als beſtimmes, d. h. auf unwandelbare Grundſätze geſtütztes Finanzſystem haben muß. Die Aufgabe war von jeher und iſt es noch immer: Zu verhindern, daß Preußen, nachdem es einmal in den großen Völkerbund getreten war, durch einen nachtheiligen Han-

del nicht allmählig seine ganze Kraft verlöre. Diese Aufgabe zu lösen, haben Preussens Regenten mit ihrer ganzen Intelligenz ihre ganze Macht aufgeboten; und wenn man die Fortschritte bedenkt, welche die Monarchie seit ungefähr sechzig bis siebenzig Jahren in kommerzieller Hinsicht gethan hat, so muß man über den Erfolg erstaunen, man mag nun wollen oder nicht. Die Klagen der großen und kleinen Kaufleute, der Fabrikanten, Manufakturisten nehmen kein Ende; aber diese sind es nicht, woran sich ein denkender Kopf stoßen muß. Genug, daß diese Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten vorhanden sind, da sie es vor einem Jahrhundert gar nicht waren, und daß sie tellement qu'ellement immer ihr Vordringen finden. In Dingen dieser Art giebt es, meines Erachtens, keinen bestimmten Maasstab, und diejenigen, welche darüber ungehalten sind, daß die Regierung nicht eben die Maximen befolge, welche in den großen Handelsstaaten hergebracht sind, vergessen, daß Preussen, weder seiner Lage noch seiner Constitution nach, England und Holland ist.

Wirst Du es glauben, wenn ich Dir sage, daß Preussen unter Friedrich Wilhelm dem Ersten seinen ersten Bankier erhielt? Und gleichwohl ist dies faktisch. Es gab einen König, ein bedeutendes Heer, eine Hauptstadt u. s. w.; aber es gab noch keinen Bankier. Die Anstellung desselben war mit der größten Schwierigkeit verbunden; aber Friedrich Wilhelm der Erste ließ sich durch nichts abschrecken, zum ewigen Vorwurf aller derjenigen, welche, auf Voltaire's und anderer leichtem Schriftsteller Autorität, diesen König noch immer in dem Lichte eines Sergeanten betrachten, der sich, außer dem kleinen Dienst, von nichts einen klaren Begriff habe machen können — so erwiesen es auch ist, daß seine Verdienste um die preussische Monarchie in jeder Hinsicht unsterblich sind. Die zu erzählen, wie der König mit Aufopferung eines Theils seines Schatzes alle die Pfiffe besiegte, welche die Kaufleute benachbarter Handelsstaaten anwandten, um die Vorthelle zu retten, die sie bis dahin, auf Preussens Kosten, von einer bequemeren und ein-

trüglichen Betreibung ihrer Geschäfte gegeben hatten, würde zu weit führen; ich stelle das ganze Faktum nur als einen Beweis dar, daß der Handelsgeist der Nation um die Zeit der ersten Entstehung der Monarchie durchaus fremd war und ohne dieselbe noch lange geblieben seyn würde.

Von Hause aus hatte Preussen nichts als seinen Ackerbau, sein Holz und seine Manufakturen. Die Forsten waren das Beste; denn um den Ackerbau stand es, die wenigen von der Natur besonders begünstigten Provinzen ausgenommen, wo der Fleiß der Agrikultoren nur der in sich selbst notwendigen Fruchtbarkeit des Bodens entgegen durfte, um so schlechter, je allgemeiner noch die Leibeigenschaft war; und da die Manufakturen von diesem Zustande des Ackerbaus abhängen, so war ein unbedeutender innerer Verkehr alles, was dadurch hervorgebracht wurde, und auch dieser war nichts weniger als lebhaft, weil die Volkszahl noch allzu gering war. Friedrichs Wilhelm's ökonomischem Geiste war es aufbehal-

ten, die ersten Nahrungsquellen zu vermehren und zu verstärken. Richtete er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Agrikultur, so war dies um so weiser, weil diese die Basis aller Unabhängigkeit und Stärke eines Landes ist. Große Sümpfe wurden ausgetrocknet und vernachlässigte Feldmarken urbar gemacht. Bei dem ganzen Geschäft war ein wenig Despotismus nothwendig; aber kann die natürliche Trägheit des Menschen anders überwunden werden? Selbst die größere Menge von Bedürfnissen, von welcher so viel für die Entwicklung abhängt, muß dem Menschen aufgedrungen werden.

Was Friedrich Wilhelm der Erste angefangen hatte, setzte sein Nachfolger, der unsterbliche Friedrich der Zweite, fort. Dieser große König ist als Held und Schriftsteller durch ganz Europa bekannt und das Idol aller Preussen. Aber seine Eigenschaften als Regent sind bei weitem noch nicht so gewürdigt, als sie es verdienen; der Lobredner hat sich bei allen denjenigen ins Spiel gemischt, welche den Versuch dazu gemacht

haben; aber gerade dieser Lobteducten hat alles verdorben, und wenn der große Mann in seiner ganzen Heftigkeit erscheinen soll, so kann dies nur in einer ästhetischen Darstellung geschehen, die von allen den Verunstaltungen frei ist, welche der Patriotismus zu geben pflegt. Die Eroberung Schlesiens, welche Friedrich der Zweite zu Stande brachte, war für die innere Stärke der preussischen Monarchie von der größten Heftigkeit; denn von diesem Augenblick an war unter den übrigen Provinzen eine vorhanden, die in den bestimmtesten Handelsverhältnissen stand und eine vortheilhafte Bilanz für sich hatte! Sobald die Unruhen des siebenjährigen Krieges vorüber waren, dachte die preussische Regierung darauf, dieser Provinz eine Kraft zu ertheilen, die sie vorher nie gehabt hatte. Zur Wiederherstellung des Aufbaus wurde ein Creditstern errichtet, welches Schlesiens Adel nicht nur seinen verlorenen Glanz wiedergab, sondern ihn auch, der ganzen Anlage nach, zur Erwerbung eines noch weit höheren

Glanzes durch eine gewissermaßen aufgedrungene Sparsamkeit zwang, da er sich vorher in einem Kreis von Verschwendung drehete, welcher ihn nie zu Kräften kommen ließ. Dieselbe Vorsicht richtete der König auf die Belebung des Ackerbaus in allen übrigen Provinzen des Reichs; denn es kam darauf an, dem Staate immer mehr Basis zu geben. Zu gleicher Zeit aber schritt die Regierung zur Anlage von Fabriken, welche bis dahin dem Lande beinahe fremd gewesen waren. Auch hierin war Friedrich der Zweite ihr leitender Genius, der, nachdem er als Held seinen Ruhm durch ganz Europa verbreitet hatte, durch die Verwunderung und den Enthusiasmus, den er für seine Person zu erwecken verstand, die besten Köpfe um sich her versammelte, um alle die Ideen in sich aufzunehmen, die ihm als dem Regenten eines noch immer im Werden begriffenen Staats nothwendig waren. Die rohe Materie wurde nun nicht mehr mit so viel Unvorsichtigkeit verkauft, als es bisher geschehen war; und fanden Vornaufseher statt, so sorgte der

König mit eben so viel Klugheit als Gewissenhaftigkeit dafür, daß er es in einem benachbarten Staate (Pohlen) desto wohlfeiler einkaufte. Unmöglich scheinende Dinge wurden jetzt möglich gemacht. Die Natur hatte dem kälteren Norden Maulbeerbäume versagt. Sie wurden hieher verpflanzt; und indem man auf diese Weise den Seidenbau möglich machte, erhielt der preussische Staat Seidenfabriken, an deren Errichtung er fünfzig Jahre früher verzweifelt haben würde. Alle baumwollenen Zeuche waren bis dahin aus dem Ausland bezogen worden. Jetzt kaufte man die Baumwolle als rohe Materie an sich, und verarbeitete sie selbst. So in jeder anderen Hinsicht. Die schlesischen Bergwerke, deren Bau mit vermehrter Sorgfalt betrieben wurde, lieferten einen größeren Vorrath von unedlen und edlen Metallen; für das Blei, das man gewann, wurden Bleiwerkstätten, für das Silber Schmelzhütten angelegt. Die Nation von allen Seiten zu beschäftigen, erregte der König auch das Gefühl des Schönen in ihr; und Preussen er-

hielt in kurzer Zeit seine Maler, Architekten, seine Künstler aller Art. Berlin verschönerte sich um so geschwinder, je weniger irgend etwas dem Zufall überlassen wurde, und je mehr eine strenge Ökonomie bei allen architektonischen Unternehmungen den Voratz führte. Ob Pressfreiheit für den preussischen Staat statt finden sollte oder nicht, davon war in den ersten funfzehn Regierungsjahren gar nicht die Rede, weil es zunächst darauf ankam, den Geistern diejenige Ershütterung zu geben, welche allgemeinere Ideen erzeugt und ans Licht bringt. Indessen gab Friedrich seiner Nation auch hierin den ersten Stos. Sein Antimachiavel, seine brandenburgischen Denkwürdigkeiten und seine vermischten Gedichte schimmerten als Sterne erster Grösse an dem Horizont der Literatur, und, obgleich französisch geschrieben, wurden sie doch Muster der Nachahmung, weil der König die Kunst verstand, das aufkeimende Genie zu besenern. Je poetischer Friedrichs eigener Geist war, desto mehr trugen alle Geistesprodukte, welche unter seiner Regierung erschienen, den

Anstrich der Poesie; die eigentlichen Dichter gar nicht in Anschlag gebracht, welche, in seine GröÙe versinkend, kein süßeres Gefühl kannten, als sein Lob zu singen. Die ganze Erziehung blieb nicht ohne Erfolg für die unterste Indusrie. Es wurde eine Buchdruckerpresse nach der anderen nothwendig; und indem ein Buchladen neben dem andern entstand, wurde Leipzig mehr als je ein Stapelort für Idern als Waare, indes die Papiermühlen auf allen Punkten des Königreichs in einer abständigen Bewegung waren. So bildete sich Friedrich der Zweite, einem Kaiser, in welchem er nach Belieben schaltete. Eine wohlherstandene Kompeßion war das Mittel, wodurch er alle diese Willkuren hervorbrachte; denn sein Befehl war unweiblichliches Gesetz, dem sich jeder ohne Murren unterwarf. Selner Nation die Vertheile zu erhalten, die sie durch ihr Ertung gen hatte, und ihr diejenige Konzentrizität zu geben, welche zur schnelleren Entwicklung aller Anlagen durchaus nothwendig ist, beschränkte er den Handel mit dem Aus-

laude' in' allen denjenigen Artikeln, welche eine unvortheilhafte Handelsbalanz nach sich ziehen mußten; und vielleicht hat es nie einen König gegeben, der in jeder Hinsicht mehr Kaufmann gewesen ist. Um aber von der andern Seite die Freiheit der Staatsbürger zu führen, ward er für seinen Staat der Schöpfer eines Abgabesystems, wovon ich Dir bald mehr sagen werde, weil es mir das glücklichste von allen scheint, die jemals in Gang gebracht sind.

Nie hat ein König mehr für seine Nation gethan, als Friedrich der Zweite, und nie ist es einem Regenten gelungen, den Enthusiasmus seiner Unterthanen für seine Person so lange aufrecht zu erhalten. Dieser Enthusiasmus dauert zwar noch immer fort; um Dich aber mit seiner Natur bekannt zu machen, muß ich Dir einen Zug mittheilen, zu welchem Du schwerlich einen ähnlichen in Spaniens Geschichte finden wirst. Der König kam in seinen letzten Regierungsjahren immer seltener nach Berlin, weil ihm sein Sans souci immer nothwendiger wurde.

Ein Jahr vor seinem Tode verzweifeln die Berliner daran, den hochgefeierten Monarchen noch einmal wiederzusehen, als sie plötzlich von der Nachricht überrascht werden, der König sey unterwegs, nach Berlin. Sogleich strömt Alles dem Schlosse zu, wo er absteigen wird. In kurzer Zeit ist der innere Schloßhof gedrängt voll. Unenig erwartet man die Ankunft des Monarchen. Er kommt. Der Anblick seines Verfalls wirkt eine allgemeine Erschütterung. Man schweigt einige Augenblicke; aber das Gefühl des Wohlwollens und der Liebe kehrt mit vermehrter Stärke zurück, und laut weinend ruft man mit bebenden Stimmen: Es lebe der König! Friedrich, seinerseits, wird durch diese elegischen Töne tief erschüttet. Mit größerer Anstrengung, als sein hohes Alter nothwendig macht, steigt er die Treppe hinauf; und auf dem Balkon stehend, verbeugt er sich gegen das Publikum, wischt sich die Augen und entfernt sich. — Wer will den Commentar zu diesem Auftritte schreiben? Er liegt in Friedrichs ganzem Leben.

und nur derjenige Geschichtschreiber, der es würdig dargestellt hat, darf seine Erzählung mit diesem Zuge beschließen. Doch ich fahre in meiner Auseinandersetzung fort.

Mit Friedrich dem Zweiten wuch der Geist der Ökonomie, welcher dem preussischen Staate so nothwendig ist, von dem preussischen Thron. Freigebig bis zur Verschwendung, nahm Friedrich Wilhelm der Zweite dem Staate vielleicht etwas von seiner Concentrizität; aber die Entwicklung, welche daraus hervorging, wird immer bleiben. Ein gewisser Luxus hat aufs vortheilhafteste auf die Ausbildung des Geschmacks zurückgewirkt; und wenn die Industrie in einzelnen Theilen gelitten hat, so ist, meines Erachtens, die Regierung dafür bei weitem weniger verantwortlich, als temporäres Weltgeschick, welches in dem Konflikt Englands mit Frankreich alle europäischen Staaten in ihren innersten Fugen rüttelt, und dadurch nothwendig große Veränderungen in den inneren Verhältnissen derselben hervorbringen muß; Veränderungen, die der größten Aufmerk-

samkeit würdig sind und die Sorge aller friedliebenden Regenten beschäftigen müssen. War die Theilnahme an der Koalition gegen Frankreich ein politischer Mißgriff, den man hätte vermeiden können, so war der Antheil, welchen der preussische Staat an der, wie mich dünkt, sehr nothwendigen Theilung Polens nahm, ein Ersatz für die Aufopferungen, die im französischen Kriege gemacht wurden. Außerdem aber zeichnete sich Friedrich Willhelms III. Regierung durch manche nützliche Einrichtungen aus, wie die Errichtung der Armenhäuser, die Verbesserung der Landstraßen u. s. w.

Sein Nachfolger war gleich nach seiner Thronbesteigung ernstlich darauf bedacht, alles wieder in das gehörige Geleis zu setzen, d. h. die verloren gegangene Concentrizität wiederherzustellen. Vor allen Dingen bezahlte er die Schulden, die sein Vater gemacht hatte. Demnächst beschäftigte die Wiederanfüllung des durch den französischen Krieg beinah gänzlich erschöpften Schatzes seine ganze Sorge. Die letztere Aufgabe war ge-

wiß sehr schwer zu lösen, da mehrere von
 den Bedingungen, unter welchen das Samm-
 len eines Schatzes für die Regierung sowohl,
 als für die Nation, von unbestreitbarem
 Nutzen ist, geradezu wegfielen. Diese Be-
 dingungen sind Dir allzu bekannt, als daß
 davon die Rede seyn könnte. Im Ganzen
 genommen entschied auch hierbei die Noth-
 wendigkeit, wie immer. Für Preussen ist
 nämlich ohne einen bedeutenden Schatz kein
 Gedeihen möglich. Erstlich muß er vorhan-
 den seyn, um ein bedeutendes Heer, im Fall
 eines Krieges, in Bewegung zu setzen und
 darin, wo möglich, zu erhalten; dies hat der
 siebenjährige Krieg hinlänglich erwiesen, wäh-
 rend welches sich Friedrich der Große nur
 vermöge seines Schatzes von dem Untergang
 rettete. Zweitens enthält der Schatz das
 sicherste Mittel, ein ganzes Land in schlech-
 ten Jahren und bei einem allgemeinen Mis-
 wachs vor einem überwiegenden Elende zu
 schützen. Drittens dient er, einzelnen Thei-
 len des Staats, die ins Unglück gerathen
 sind, zu Hülfe zu kommen. Viertens setzt

er die Regierung in den Stand, große Unternehmungen auszuführen, welche sonst aus Mangel an Geld unterbleiben müssen; wie Urbarmachung wüster Ländereien, Austrocknung großer Brüche, Anlegung neuer Gasbrücken u. s. w. Dies alles wußten die Bewohner des Königreichs allzu gut, um bei Friedrichs Wilhelm des Dritten Verfahren in Ansehung des Schatzes sehr ängstlich zu fragen, ob das Land für den gegenwärtigen Moment eine vortheilhafte Handelsbalanz habe, ob die in den Schatz niedergelegten Summen mit dem Nationalgewinn in dem gehörigem Verhältnisse ständen, und ob eben diese Summen also nicht den fortgehenden Wohlstand verhinderten? Fragen dieser Art thut man nur da, wo die Regierten kein Vertrauen zu den Regierenden haben. Mit des Königs übrigen Bemühungen, den Kulturzustand der Nation zu heben und mit seiner Bereitwilligkeit zur Unterstützung alles Gemeinnützigen und wahrhaft Nationalen hab' ich Dich in einem meiner früheren Briefen bekannt gemacht. Und nachdem ich

Dir

Dir auf diese Weise einen allgemeinen Ueber-
 blick von den Verdiensten der preussischen
 Könige um die gesammte Nation gegeben
 habe; lehre ich zu dem Generaldirektorium
 zurück, um Dir den Geist desselben und die
 davon abhängenden Wirkungen zu beschreiben.
 ... Aufrechthaltung und Vermehrung, des
 durch Preussens, Könige erworbenen Guten
 ist also die Bestimmung des Generaldirek-
 toriums. In seinem Schooß findet sich
 die administrative Intelligenz der ganzen
 Nation beisammen. Durch die Kammer
 und die Accise- und Zolldirektionen und bei
 der Nebenbranche besorgt es von der einen
 Seite die Verbesserung der königlichen Do-
 mānen wie der königlichen Fabriken, von
 der anderen Seite die Erhebung aller der
 Abgaben, welche der Staatsdienst erfordert.
 Das königliche und das Nationalinteresse,
 wie getrennt es sich auch einzelne Staats-
 bürger denken mögen, ist durchaus eins;
 wenigstens in der Idee des Regenten selbst,
 der alle Ursache hat, unzufrieden zu seyn, und
 gewiß auch immer unzufrieden ist, wenn ein-

zeln seiner Diener, aus einem mißverstandenen Eifer für seine Person, dasselbe nicht zu vereinigen verstehen.

Der Ackerbau ist hier in dem besten Flor. Selbst da, wo die Natur ungemein wenig gethan hat, ermüdet der Fleiß der Agrikultoren nicht, dem Boden Früchte abzugewinnen, welche er in seiner ursprünglichen Gestalt zu verweigern scheint. Nicht genug, daß man selbst sehr viel experimentirt, benutzt man auch die Erfahrungen aller Nationen Europas über die vortheilhafteste Bestellung des Bodens; und ich weiß nicht, ob die Kunst den Acker zu bauen, hier nicht am weitesten getrieben wird, wenigstens auf gewissen Punkten, wo man im Raffinement durchaus nicht nachläßt. Mehrere der hiesigen Minister sind leidenschaftliche und vollendete Agrikultoren, und unter Friedrich dem Zweiten war dies eine Bedingung sine qua non, um zum Finanzminister emporzusteigen. Die Folge von dem allen ist, daß Preussen einen bedeutenden Überschuß von Korn gewinnt, dessen es sich, ohne al-

ten Nachtheil für die Konsumpzion im Inneren und zum größten Vortheil für seine Finanzen, Jahr aus Jahr ein an die Engländer, Holländer und an uns Spanier entledigen kann. Dies ist um so leichter möglich, weil der Acker hier mit freien Armen bestellt wird, indem die Leibeigenschaft allenthalben, wo es möglich war, abgeschafft ist und noch intimer abgeschafft wird. Die Edelleute haben über diesen Punkt eine Einsicht, welche nicht größer seyn kann, und welche hier zu Lande um so eher möglich wurde, weil der ganze Staat von der königlichen Macht ausging, die das ganze Feudalwesen, wo nicht verblang, doch wenigstens so modifizierte, daß den Vasallen an den leibeigenen Besitz sehr wenig gelegen seyn konnte.

Obne Ackerbau ist keine Viehzucht und eben so ohne eine tüchtige Viehzucht kein tüchtiger Ackerbau möglich. Diesen Grundsatz nach seinem ganzen Umfang anerkennend, ist man hier seit mehr als fünfzig Jahren unablässig auf die Verbesserung der Viehrazen bedacht gewesen. Ich weiß nicht,

wie es vor diesem Zeitraum um die Schafe Rinder und Pferde dieses Landes stand; aber soll ich aus gewissen Erscheinungen, wie sie dem aufmerksamen Beobachter noch täglich vorkommen, auf die wahre Beschaffenheit des Viehstandes vor funfzig und mehreren Jahren zurückschließen, so muß er höchst elend gewesen seyn; wenigstens in der Mark, die, wie sie damals war, keine andere als schlechte Razen gestattete. Gegenwärtig hat man die Schafzucht durch spanische Stöcke verbessert und den Wollertrag dadurch ins Ungeheure vermehrt. Das Rindvieh ist durch schweizerische und ostfriesische Razen, veredelt, und diese Veredelung hat auf die Bestellung der Äcker und die ganze Bewirthschaftung derselben durch Stallfütterung den wesentlichsten Einfluß gehabt. Die Pferdezucht gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen der hiesigen Landwirthe. In der Hauptstadt trifft man Pferde von allen möglichen guten Razen, besonders aber von der englischen, weil sie die beliebteste ist. Friedrich Willhelm der Zweite erwarb sich

das Verdienst, ein eigentliches Landgestütte anzulegen, um die Wohlthat kräftiger und schöner Pferde allgemein zu machen. Auch findet man dergleichen, so viel ich habe erfahren können, in den meisten Provinzen, und nur diejenigen sind davon ausgenommen, wo der Boden bisher allen Verbesserungsmethoden getrockt hat.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht wird der Forstbau mit dem regsten Eifer getrieben. Dieser hat erst in den letzten zwanzig Regierungsjahren Friedrichs des Zweiten seinen Anfang genommen; aber man hat darin solche Fortschritte gemacht, daß ich sehr geneigt bin zu glauben, Preussen stehe in dieser Hinsicht auf dem höchsten Punkt, sowohl der Theorie, als der Praxis nach. Die Geseze der Fortpflanzung jeder Baumart sind hier aufs sorgfältigste beobachtet, und, wenn man sich noch vor ungefähr 20 Jahren darauf einschränkte, die Nadelhölzer, und von den Laubhölzern, Eichen und Buchen anzubauen, so erstreckt sich jetzt die Sorge auf Erzielung aller Arten von Laub-

hölzern, sie mögen Namen haben wie sie wollen, wenn sie nur fortkommen.

Nicht minder beträchtlich ist der Obstbau. Ich erstaune über die großen Vorräthe von Obst, die noch immer in der Hauptstadt vorhanden sind, wiewol die eigentliche Zeit schon längst vorüber ist. Hiernach zu schließen müssen ungeheure Quantitäten gewonnen werden; auch seh' ich hier allenthalben das kleinste Fleckchen benutzt, um einen Obstbaum zu pflanzen. Das Klima thut hier nicht, was es für Spanien leistet; aber durch unablässigen Fleiß und reichen Kostenaufwand erzielt man hier selbst die feinsten Früchte. Nur der Wein ist schlecht; und dies scheint einer von denjenigen Artikeln zu seyn, welche Preussen für immer aus dem Auslande wird beziehen müssen.

Was die Mannfacturen und Fabriken betrifft, so sind alle diejenigen im Flor, über welche Nationalverhältnisse entweder gar nichts oder sehr wenig vermögen, weil sie durch große Bedürfnisse gehalten werden. Diejenigen hingegen, welche unter jenem un-

glücklichen Einfluß stehen, liegen darnieder und die ganze Kraft der Regierung reicht nicht hin, ihnen aufzuhelfen. Es ist vorzüglich der Geist des Handels, der ihr entgegenstrebt. Der Kaufmann ist auf keinem Punkt der Erde ein Patriot. Er kauft die Waare da ein, wo er sie am wohlfeilsten findet, und bietet hinterher seine ganze List auf, sie, allen Kontrebandegesetzen zum Troß, theuer wieder zu verkaufen. Pitts Finanzoperazionen haben also den hiesigen Fabriken unsäglichen Abbruch gethan; denn indem die Engländer auf der Frankfurther und Leipziger Messe ihre Seiden- und Baumwollenwaaren um jeden Preis loszuschlagen, ihre Schadloshaltung in England selbst erwartend; so konnte es nicht fehlen, daß hier eine gewaltige Stockung in mehreren Fabriken erfolgte, deren Fabrikate jetzt in doppelter Hinsicht hinter den englischen zurückblieben, einmal weil sie bei weitem theurer waren, zweitens weil sie, durch den Mangel vollkommener Maschinen, nicht die innere Güte hatten. Dies Unglück wird nicht eher

aufhören, als bis England gezwungen wird, den Welthandel zu theilen. Vergeblich sind alle Bemühungen der Regierung. Nichts bleibt übrig, als die Industrie in andere Kanäle zu leiten; aber wenn dies erfolgt seyn wird, werden die Engländer die Überlegenheit, welche der gänzliche Ruin mehrerer Fabriken giebt, benutzen, um Deutschland, das sie ihren Fleischmarkt nennen, auf eine doppelte Weise auszusaugen.

Die Erhebung der Abgaben geschieht theils in Grund-, theils in Konsumzionssteuern. Beide sind gleich beträchtlich. Was die ersteren betrifft, so werden sie von allen Grundbesitzern ohne Ausnahme entrichtet, wenn gleich nicht auf eine so durchgängig gleiche Weise, daß der Adel nicht einige Privilegien haben sollte, die man ihm indessen unter der gegenwärtigen Regierung noch beschnitten hat. Da ich Dich über den Adel noch besonders unterhalten werde, so sag' ich jetzt nichts weiter von ihm. Die Konsumzionssteuern werden in Zölle und Accise erhoben. Diese Art der Erhebung ist unstatk-

tig deswegen die beste, weil sie die meiste individuelle Freiheit gestattet, sollte es am Ende auch nur eine scheinbare seyn. Nur der Verkäufer weiß, wie viel er entrichtet hat. Der Käufer kann es wissen, weil die Erhebungsgesetze allgemein bekannt sind, aber er mag es nicht wissen, weil das Rechnen eine beschwerliche Sache ist. Im Grunde mag es etwas sehr Beträchtliches seyn, was jedes Individuum auf diesem Wege von seinem Erwerb zu den Staatsausgaben beitragen muß. Die ganze Einrichtung des Zoll und Acciswesens ist bekanntlich das Werk der Franzosen, welche Friedrich der Zweite zu diesem Endzweck kommen ließ; nur hat es seitdem mancherlei Veränderungen erfahren. Man schrie, wie immer, über diese Neuerung in dem Abgabesystem; aber man hat sich seitdem daran gewöhnt, und gegenwärtig ist in den vorzüglichsten Provinzen schwerlich irgend ein Staatsbürger, der nicht vollkommen damit zufrieden wäre, die Kaufleute allein ausgenommen, die sich, aus Eigennutz, noch immer mit Ideen eines freien und un-

beschränkten Handels quälen, ohne zu bedenken, daß ein solcher Handel für Preussen gegenwärtig noch nicht möglich ist. Das feindselige Verfahren der Engländer hat auch hier den Kontrebandegesetzen größeren Nachdruck gegeben; aber diese Gesetze, wie wohlthätig sie auch für das Ganze sind, werden auf jede nur mögliche Weise eludirt, und die Beslechlichkeit der unteren Accisen und Zollosfizianten mag nicht wenig zur Beförderung des Schleichhandels beitragen.

VIII.

Berlin, den 1. April 1802

Meine drei letzten Briefe müssen Dir gezeigt haben, wie hier zu Lande, den Kausthannisstand allein ausgenommen, die Freiheit aller Stände und, eben dadurch, die Freiheit der Individuen auf jede nur mögliche Weise gesichert ist. Findet Druck statt, so ist es kein anderer, als derjenige, der zum Zusammenhalten des Ganzen unumgänglich nothwendig ist; aber das Gefühl dieses Drucks verschwindet für alle Individuen; und die Freiheit der allgemeinen Bewegung leidet so wenig darunter, daß man, meiner innigsten Überzeugung nach, in dem gegenwärtigen Augenblick nur in den Ländern des Königs von Preussen wirklich frei ist. Den auffallendsten Beweis davon giebt die Pressfreiheit, welche hier statt findet und mit deren Eigenthümlichem ich Dich in diesem Schreiben genauer bekannt machen will.

So oft ich an das Verhältniß zurückdenke, worin die Schriftsteller in Spanien

zu der Regierung stehen, kann ich nicht umhin, mich der schönen Verse aus der Aeneis zu erinnern, wo Virgil von den Selbstmördern sagt:

Quant vellent aethere in alto
Nunc et pauperiem et duros perferre labores!
Fas obstat, tristisque palus inamabilis unda
Adligat, et novies Styx interfusa coerces.

Nein, es ist für uns in keiner Hinsicht eine freie Entwicklung möglich. Unsere Zensuranstalten sind eine wahre Styx novies interfusa. Was weiß ein Dominikaner von der Nothwendigkeit einer zunehmenden Annäherung an die Wahrheit? Sein großes Interesse ist, diese Annäherung aus allen Kräften zu verhindern. Erschienen Euklid mit seinen Elementen in der Hand vor ihm, um das Imprimatur einzuholen, er würde vor dem innigen Zusammenhang dieser ewigen Wahrheiten erschrecken, sein Imprimatur versagen, und gegen den schuldlosen Mathematiker eben so gewiß eine Verfolgung veranlassen, als die Jesuiten in Italien eine gegen Galilei zu Stande brachten. Glücklicherweise hat man sich in der Welt seit eini-

igen Jahrhunderten über das Eine und das Andere vereinigt; und indem man als vollkommen absurd erscheint, wenn man sich dagegen noch länger sträubt, so sind wenigstens die strengen Wissenschaften und alles, was mit denselben in Verbindung steht, in Spanien gesichert. Dadurch ist aber sehr wenig gewonnen. Die Hauptsache ist: in dem gegenwärtigen Moment, die Gesetze aufzufinden, nach welchen sich die moralische Welt bewegt, um, von nun an, das Glück der größeren und kleineren Gesellschaften dem Zufall weniger zu überlassen. Wie will aber der Spanier an Untersuchungen dieser Art Theil nehmen, wenn er durch Staatseintrichtungen immer und ewig davon abgeschreckt wird? Es ist im Grunde eine Kleinigkeit, zu beweisen, daß ein Land, welches mit Mönchsschwärmen bedeckt ist, kein glückliches Land seyn kann; es ist nicht minder leicht zu beweisen, daß in dem römischen Kultus, wie sehr er auch der Sinnlichkeit schmeicheln mag, eine, die Industrie und alle freie Entwicklung lähmende, Kraft verborgen liegt:

Aber welcher spanische Patriot soll dies wagen, wenn Dominikaner das Maas des Patriotismus zu bestimmen berechtigt sind und über die Nationalintelligenz die Kontrolle führen? Wir sind noch immer ein sehr poetisches Volk; gleichwol zeigt unsere ganze frühere Literatur, wie viel aus uns hätte werden können, wären wir nicht in Fesseln geschlagen worden, aus welchen uns nichts mehr retten kann. Konsequenz mußte unsere Regierung freilich seyn. Wollte sie Scheiterhaufen errichten, um Ketzer zu verbrennen, so mußte sie auch Anstalten treffen, das Maas der Intelligenz zu bestimmen; aber daß sie beides mußte — das ist es, was mich schmerzt; denn es hat uns zurückgesetzt und unseren Untergang oder eine schmerzvolle Regenerazion nothwendig gemacht. Ach, wie nützlich wäre uns der Protestantismus in politischer Hinsicht geworden! Wie bestimmt hatte Ximenes, sein ganzes öffentliches Leben hindurch, dahin gearbeitet, Spanien von dem Joch der römischen Hierarchie zu befreien! Wie gut war alles vor

bereitet, als Carl der Fünfte den spanischen Thron bestieg, und, um sich das Regierungsgeschäft zu erleichtern, alles wieder rückgängig machte! Noch einmal: Seine seltsame Stöße hat uns in den Abgrund gestürzt! worin wir gegenwärtig nach Licht tappen.

„Hier ist ein hohes Maas von Pressfreiheit durchaus nothwendig.“ Die finanzielle Ansicht derselben zeigt dies auf den ersten Anblick, und eben darum stell' ich sie voran: Um nur bei Berlin stehen zu bleiben, so hat dasselbe wenigstens achtzehn bis zwanzig Druckherrs, und alle zusammengekommen mögen leicht hundert Pressen zusammenbringen. Rechnet man nun auf jede Presse einen Setzer und zwei Drucker, so giebt dies für Berlin ein Personal von 300 Menschen; die nur durch die Schriftstellerei ernährt werden können. An die Druckherrs aber schließen sich alle Buchhändler Berlins an, deren es wenigstens auch zwanzig giebt, und die, indem sie, vereinigt mit den übrigen Buchhändlern der preussischen Staaten, Leipzig zum Stapelort ihrer Verlagsartikel machen,

nicht nur das ganze Deutschland, sondern auch das ganze Europa (Spanien und Portugal, und das türkische Reich ausgenommen) mit Ideen versorgen; ein Handel, dessen Bilanz ihnen durchaus vortheilhaft seyn muß, weil, wenn Ideen Waare sind, nichts so sehr über die Güte derselben entscheidet, als die poetische Schönheit oder philosophische Wahrheit, diese aber da am größten seyn müssen, wo die meiste Freiheit ist. Denke Dir einmal, daß die preussische Regierung den Einsall bekäme, die Zensurmaximen der unsrigen anzunehmen, was würde aus dem ganzen Ideenverkehr werden? Gebet- und Andachtsbücher machen für Europa keinen Absatz mehr; auch fragt man nie nach der neuesten spanischen Literatur ohne zu lachen. Die finanziellste Seite der Schreiwelt giebt aber in Ansehung der Pressfreiheit um so mehr den Ausschlag, da die monarchie so angethan ist, daß die Regierung ganz ruhig bleiben kann. Ich meine dies so: Wenn der türkische Kaiser die Pressfreiheit dekretiren wollte, so würde seine Großmuth ohne

ohne alle nachtheiligen Folgen für seinen Sultanismus bleiben, weil man in der Türkei nicht denkt und noch weit weniger schreibt. Wollte dagegen der römische Kaiser dieselbe Großmuth offenbaren, so würde er das Schicksal Josephs des Zweiten haben, der kaum die Pressfreiheit dekretirt hatte, als er auf das unverantwortlichste geübelhändelt wurde. Großmüthig in dieser Hinsicht kann nur diejenige Regierung seyn, welche mit der Entwicklung der Requirten au niveau steht. Dies ist aber vorzüglich mit der preussischen der Fall, welche, da die gesammte Intelligenz der ganzen Nation von ihr ausgegangen ist, der Pressfreiheit wenig oder gar keine Hindernisse in den Weg legen würde, wären nicht auswärtige Verhältnisse zu respektiren, auf welche die Schriftsteller ungleich weniger Rücksicht zu nehmen pflegen, als es das Interesse der Staaten erfordert. Es sind also hier zu Lande nur politische Rücksichten, welche die Pressfreiheit beschränken. Aber indem die Regierung hierbei sehr gewissenhaft verfährt, legt sie es nicht darauf an,

die Entwicklung der Regierten zu unterdrücken. Gestrichen werden diejenigen Stellen, von welchen sich vermuthen läßt, daß sie ein Stein des Anstoßes werden können; dafür bleibt aber alles, was keinen anderen Anstoß enthält, als den, daß es Verweis von größerer Entwicklung ist. Sonderbar ist in dieser Hinsicht das Verhältniß, worin sich Preussens Schriftsteller mit der österreichischen Regierung befinden. Der preussische Staat selbst steht mit der österreichischen Monarchie in den besten Verhältnissen, wenigstens in so fern die friedlichen Gesinnungen von beiden Seiten gewiß gleich aufrichtig sind; aber die preussischen Schriftsteller zwingen die österreichische Regierung zu einer beständigen Defensive, ohne dies im mindesten zu wollen. Zudem nämlich die Freiheit der Meinungen im Preussischen weit größer ist, als im Österreichischen, muß nach jeder Leipziger Messe ein *catalogus librorum prohibitorum* in Wien gefertigt werden, welcher alle diejenigen Schriften namentlich auführt, die dem Entwicklungsgrade im Österreichischen nicht ent-

sprechen. Dies erstreckt sich auf Schriften, die man hier zu Lande für die unschuldigsten von der Welt hält; selbst auf Romane. Nur Werke, in welchen die strengen Wissenschaften verhandelt werden, finden Gnade, zum unverkennbare Beweise, daß die Regierung nicht merkantilisch zu verlieren befürchtet.

Als Zweig der Industrie beschützt und als politisches Reizmittel beschränkt, ist also die Schriftstellerei im Preussischen Staate alles, was sie für den gegenwärtigen Moment der Entwicklung seyn kann. Ich sage: für den gegenwärtigen Augenblick; denn was sie nach fünfzig oder hundert Jahren seyn wird, läßt sich nach den vielen unerwarteten Verwandlungen, die sie seit fünfzig Jahren erlitten hat, durch keinen endlichen Verstand vorherbestimmen, und nur so viel ist ausgemacht, daß ihr Geist immer der des ganzen Europa zusammen genommen seyn wird. Wäre die völlig unbeschränkte Pressfreiheit ein absolutes Gut, so würde es die Regierung unbedenklich gewähren. Da sie es ganz offenbar nicht ist, so wird sie auch

noch künftig alle die Einschränkungen leiden, welche die Ordnung und der Schutz der Gesellschaft nothwendig machen. Diese sind hier, wie allenthalben, das Regulativ der Zensurgesetze, nur mit dem Unterschiede, daß, da die Regierung in keiner Art von Widerspruch mit den Regierten steht, aller Druck wegfällt. Das Zensurgeschäft selbst ist Männern überlassen, welche, mit dem wahren Interesse des Staats vertraut, sich à la hauteur der Wissenschaften befinden, und also nicht in die Versuchung gerathen, etwas zu verdammen, das keinen anderen Fehler hat, als den der bloßen Kühnheit. Was die strengen und die physischen Wissenschaften betrifft, so haben sie geradezu einen Freibrief. Du erinnerst Dich, wie viel Widerstand unser Munoz fand, als er die newtonsche Philosophie an die Stelle der aristotelischen bringen wollte. Ein hiesiger Munoz würde gar keinen Widerstand finden, und der preussische Staat hat noch vor kurzem seine Toleranz dadurch bewiesen, daß er einen Philosophen in Schutz nahm, den

ein benachbarter kleiner Staat, auf Betrieb eines kleinen Geistlichen, zum Skandal aller denkenden Menschen ins Exil trieb^{*)}). Es sind also nur die Produkte der Schöngeister, welche einer Zensur unterworfen sind. Was diese nun betrifft, so werden sie so vertheilt, daß eine wahre Zensur wirklich statt finden kann; denn seinen besondern Zensor hat das historische und politische Fach; ferner das belletristische; ferner das theologische; ferner das journalistische und pamphletistische. Die Aussprüche jedes Zensors gelten, ohne daß eine Appellazion statt findet. Diese Einrichtung scheint mir vortreflich; denn, da die Zensurbehörde so sehr simplifizirt ist, so wird der Druck eines Buchs niemals aufgehalten, und die Folge davon ist, daß von einem guten Buche hier zu Lande eine zweite Auflage statt finden kann, ehe ein eben so gutes Buch bei uns seine sieben aprobaciones erhalten hat. Das Verfahren selbst ist das natürlichste von der Welt. Der Autor näm-

*) Hier ist unstreitig Sichte gemeint.

Anmerkung des Übersetzers.

lich bleibt gänzlich aus dem Spiel, und indem der Buchhändler, der den Verlag eines Werks übernommen hat, derjenige ist, der die Zensur besorgt, ist durchaus keine Parteilichkeit zu fürchten. Die Zensur aber vorbeigehen, ist etwas, das keinem rechtlichen Buchhändler einfällt; denn da der Geist der Zensoren der liberalste von der Welt ist, so kann er sicher seyn, daß ein Werk, welches das Imprimatur nicht erhält, bei allen gescheuten Lesern sehr wenig Eingang finden und also einen schlechten Verlagsartikel machen würde. Verdammen möchte man auf den ersten Anlauf die Maxime, einem durchaus nonsensikalischen Buche das Imprimatur nie zu versagen, es sey welches Inhalts es wolle; allein dies hängt allzu genau mit dem Toleranzsystem der Regierung zusammen, als daß es süglich abgeändert werden könnte; und am Ende entsteht noch immer die Frage: Ob die Regierung mit eben diesem Toleranzsystem nicht weiter reicht, d. h. für die Aufklärung der Regierten nicht ungleich mehr wirkt, als durch Machtsprüche, in Dingen, wo die

Freiheit walten muß? Eine negative Eigenschaft ist auch in Hinsicht der Völker die beste; denn sie übereilt nichts und erfordert die reifste Einsicht. Immer ist die Folge des Verfahrens der preussischen Regierung in Aufsehung der Pressfreiheit die gewesen, daß man hier auf Werke, die ein Spanier mit einer Art von heiligem Schänder betrachtet, sehr kaltblütig und gelassen hinsieht. Voltaire's Schriften, auf welche das übrige Europa mit Hochachtung, wo nicht gar mit Bewunderung hinausblickt, haben hier ihren Credit verloren und werden nur noch von Jünglingen gelesen. Über die Freigeisterei eines Helvezius lächelt man. So auch in Aufsehung der berühmtesten Freigeister Englands, von welchen man nur noch Newton schätzt. Die Werke aller dieser Schriftsteller sind in Jedermanns Händen, der es der Mühe werth findet, sich daraus zu belehren, und Du wirst leicht erachten, daß es nun die Entwicklung da nicht schlecht stehen kann, wo sie einen solche Unterlage hat. Mit voller Wahrheit kann man sagen, daß die Intelli-

genz von ganz Europa sich in Deutschland konzentriert und die Grundlage neuer Kombinationen wird; wenigstens wird hier alles geprüft, gesichtet und skientifizirt. Ich werde hierüber in meinen künftigen Briefen in ein ausführlicheres Detail eingehen.

Da übrigens die Schriftstellerei so allgemein verbreitet ist, so hat man aufgehört, die Schriftsteller selbst sehr lebhaft zu schätzen. Die näheren Ursachen davon anzugeben, würde hier zu weit führen. Einer ausgezeichneten Hochachtung genießen eigentlich nur die allerzüglichsten Dichter; und das, wie mich dünkt, mit Recht, weil man kein großer Dichter seyn kann, ohne ein eminentes Mensch zu seyn, wogegen es sehr wohl möglich ist, ein vorzüglicher Mathematiker, Physiker u. s. w. zu seyn, ohne als Mensch in Betrachtung zu kommen. Wie sehr man aber auch von der übertriebenen Hochachtung zurückgekommen seyn mag, womit man die Helden der Literatur beehrte, weil ihre Talente ungleich seltener waren, als sie es gegenwärtig sind; so fehlt doch

noch sehr viel an der positiven Verachtung, in welcher die französische Schriftstellerei unter den drei letzten Ludwigen stand, in sofern nämlich das Urtheil vom Hofe ausging. Ein gutes Buch geschrieben zu haben, ist hier kein Grund der Zurücksetzung für denjenigen, der es zu Stande gebracht hat; was aber noch weit mehr für die Achtung argumentirt, in welcher, die Schriftstellerei noch immer steht, ist der Umstand, daß selbst Minister als Schriftsteller zu dem Publikum sprechen und auf ihre Geistesprodukte Werth legen. Wo so etwas statt findet, da ist noch lange an keine positive Verachtung und noch weniger an einen Stillstand zu denken, wenn dieser überall möglich ist.

Wenn ich bedenke, daß in Spanien während der letzten zwanzig Jahre, einzelne Gedichte didaktischen und lyrischen Inhalts, einige staatsökonomische Abhandlungen und eine historische Komposition ausgenommen, nichts Gescheutes gedruckt worden ist, was nicht schon vor zwei und mehreren Jahrhunderten geschrieben worden wäre, so erstaun'

ich über den Unterschied, der in der Regsamkeit der Geister statt findet^{*)}. Es ist als ob wir uns selbst als einen abgestorbenen Stamm betrachteten, der keine neue Zweige mehr treiben kann und diejenigen, die er früher getrieben hat, zu verlieren befürchten muß. Was enthalten denn die Werke eines Mariana, Solis, Sandoval, Herrera u. s. w. so sonderliches, daß sie neu aufgelegt zu werden verdienen? Allerdings ist unsere Entwicklungsgeschichte in ihnen aufbewahrt; aber wie verhält es sich denn mit dem Geist, in welchem sie abgefaßt sind? Fremde Nationen haben uns darauf aufmerksam gemacht, daß ein Produkt von Miguel Cervantes vortrefflich ist, und seitdem glauben wir es, und veranstalten splendide Ausgaben davon. Garcilaso, Francisco de Herrera, Manuel Villegas, Ercilla, Esquilache u. s. w.

^{*)} Unstreitig hat hier der Verfasser an die Werke des Thomas Yriezarts und des Melend Valdes, als Dichter, des Grafen von Campománes, als staatsökonomischen Schriftstellers, und des Munoz, als Historiographen, gedacht.

sind: unstreitig Dichter, welche jede Nation mit Vergnügen liest; aber würden wie ihre Werke wiederauslegen, hätten wir neuere, die ihnen an die Seite gesetzt werden könnten?

Hier ist das Verfahren ganz umgekehrt. Man will nur vorwärts; und ob es gleich in einzelnen Erscheinungen das Ansehn gewinnt, als ob auch der Deutsche seine Nationaldramatiker haben möchte, so beruht dies doch zuletzt auf einer Täuschung. Man hat Prachtausgaben von mehreren Dichtern veranstaltet; aber alle diese Dichter leben noch, und es ist sehr die Frage, wie die Nachwelt von ihnen urtheilen, und ob sie wirklich stolz auf sie seyn wird. Abgesehen nun von den Dichtern, ist die Wiederherstellung irgend eines anderen Geistesproduktes, in welche Klasse es auch gehören möge, etwas, woran kein Mensch denkt, und was, wenn es versucht würde, nur sehr wenig Beifall antreffen könnte. Hier sind Ideen und Formen alt, welche noch vor wenigen Jahren bezauberten. In einem Zeitraum von 15 Jahren hat die Metaphysik wenigstens fünf

Hauptverwandlungen erfahren. So alles
 Übrige. Die Sprache selbst ist in einer fort-
 gesetzten Entwicklung begriffen, von welcher
 sich das Ende nicht absehen läßt, und welche
 die Bemühungen aller derjenigen geradezu
 zu Schanden macht, die albern genug gewes-
 sen sind, sie fixiren zu wollen. Kurz: die
 Reibung der Köpfe geht hier ins Unendliche;
 und wenn sich die Regierung mit der Fest-
 setzung eines Maaßes für den Grad der
 Entwicklung befassen wollte, so würde sie
 dies Maas nach dem nächsten Jahre zurück-
 nehmen müssen, im Fall sie nicht tyrannisiren
 wollte. Kein deutscher Schriftsteller, wie vor-
 trefflich er auch seyn mag, kann nach Vol-
 lendung seines Werks sagen: Exegi monu-
 mentum aere perennius; aber jeder, der
 auf der Höhe der Literatur seines Faches
 ist, kann sich mit dem Gedanken trösten, daß
 seine Ideen oder Formen von der nächsten
 Generation noch mehr werden veredelt wer-
 den. Und so sollte es allenthalben seyn.
 Adieu für heute.

IX.

Berlin, den 15ten May 1801.

An den südwestlichen Theil von Berlin stößt ein sehr angenehmer Park, durch welchen zwei Straßen gehen, von denen die westlichere nach Potsdam, die südlichere nach Charlottenburg führt. Mit der westlicheren parallel läuft eine Reihe von Villen, deren einige sehr geschmackvoll gebaut sind. Im südlichen Theile des Parks hingegen findet man nur eine einzige Villa, und diese gehört dem Prinzen Ferdinand, Bruder Friedrichs des Großen. Der Garten, welcher an diese Villa stößt, ist eigentlich ein Theil des Parks; aber von diesem durch ein Staket getrennt, so daß das Eigenthum des Prinzen auf's genaueste bezeichnet ist. Unstreitig ist er von allen Gärten um Berlin der größte und schönste. Wenigstens zieht er mich an meisten an. Da wir uns gerade in der schönsten Jahreszeit befinden, so bring' ich hier sehr oft einige Stunden der Nachmittage zu, und die herrliche Frühlingssonne, die frische Luft, das

kräftige Laub, das üppige Gras und die weiten Aussichten die ich, von einigen Standpunkten aus, auf Wiesen, Berge, Dörfer und Städte habe, machen, daß ich im Murcia selbst zu seyn glaube, obgleich in Valencia die Natur doch noch lieblicher ist.

Wie angenehm ich indessen auch den Aufenthalt in Belle - vue — so heißt die Villa des Prinzen — finden mag, so sind es doch selbst hier die Menschen und die menschlichen Verhältnisse, die mich am meisten beschäftigen. Belle - vue ist nämlich jeden Tag, mehr oder weniger, mit Menschen alles Schlanges bevölkert, welche hier durch einander schwärmen, ohne sich im mindesten zu choquiren; und was für einen aufmerksamen Beobachter das Auffallendste dabei ist, so sind es gerade die ärmeren Bewohner von Berlin, welche diesen Garten am meisten besuchen. Es hinge nur von dem Prinzen ab, dies zu verhindern, und einer von unseren Granden würde, an seiner Stelle, schwerlich Bedenken tragen, ein Verbot ergehen zu lassen, das alle nicht vorzüglich gekleidete Per-

sonen in der gehörigen Entfernung von ihm erhielt. Aber dies ist so wenig der Fall, daß es sogar das Ansehen gewinnt, als sey alles darauf angelegt, den ärmeren Theil der Einwohner Berlins hier durch den Ausblick der schönen Natur für die mannichfaltigen Beschwerden zu entschädigen, die das Leben für ihn hat. Jedes noch so blasse Gesicht heitert sich beim Eintritt in diesen Garten auf; und ich sehe jeden Abend, wenn ich daraus zurückkehre, die eine oder die andere Bürgerfamilie ihr frugales Abendbrod im Schatten der Plantanen und Akazien mit einer Wollust verzehren, als wenn der ganze Garten nur für sie vorhanden wäre. Das letztere liegt in der Natur der Sache. Woher aber die Erscheinung, daß der Aristokratismus hier zu Lande so viel von seinem Eigennutz verliert?

Wollte man bloß bei dem Prinzen Ferdinand stehen bleiben, so könnte man sagen: Er ist der Bruder eines großen Königs, der durch seine Popularität seinem Ruhm dem Gipfel aufsetzt; in dem Verhältniß der Großen

zu den Geringen verschwinden alle Antipathien durch die Kluft, welche zwischen beiden befestigt ist; — der schöne Garten würde wenig oder gar nicht genossen werden, wäre nicht auch dem ärmeren Theil der Bewohner dieser Hauptstadt der Eintritt in denselben gestattet; denn der reichere Theil wird nur durch den Anblick seines Eigenthums erfreut u. s. w. Indessen ist dies nicht blos die Denkungsart der Prinzen Ferdinand und des ganzen königlichen Hauses, sondern des Adels überhaupt; und nach diesem Faktum ist es allerdings eine wichtige Frage: Woher es komme, daß der preussische Adel so human, so eigentlich populär ist? Ich will versuchen, die diese Frage zu beantworten, so weit meine Kenntniß des Eigenthümlichen dieses Landes reicht.

Die seltsamen Schicksale unseres Vaterlandes haben eine Aristokratie in Gang bringen müssen, die, wie sehr sie auch in den letzten zwei Jahrhunderten mag vermindert worden seyn, noch immer in ihrer göthlichen Gestalt dastehet, und uns, wenn man etwa

die Russen ausnimmt, schlechterdings zu unserm Nachtheil anzeichnet. Als Spaniens Bewohner sich, nach dem Einfall der Mauren, in die Gebirge Asturia's und in andere entlegene Theile des Königreichs zurückgezogen; da wurde der erste Grund zu jener Feudalaristokratie gelegt, gegen welche unsere Könige immer vergeblich angekämpft haben und mit welcher sie zuletzt pazifiziren, mußten. Jedem sich nämlich hier jede einzelne Horde ein Oberhaupt wählte, dem sie ihre Führung anvertraute, entstanden unsere *Hidalgos*, die nach Monarchie der Wiedereroberungen, welche sie über die Mauren machten, *Hidalgos notorios*, *Hidalgos de solar*, *conecido*, *Hidalgos de casa solariega* genannt wurden; Namen, die, wie fein sie auch von unsern Zivilisten unterschieden werden mögen, alle eine und dieselbe Sache bezeichnen. Dies waren unsere *Guzman*, *Mendoza*, *Card*, *Guevara* u. s. w. Da alle einem gemeinschaftlichen Feind gegenüberstanden, so traten sie bald in einen Bund zusammen; und da einer den Oberbefehl führen mußte, so wählten

sie den Einsichtsvollsten zum König. Je mehr sie, nach und nach, im Stande waren, die Mauren auf Granada zu beschränken, desto mehr wuchs ihre Macht; aber indem sie sich darin gefielen, dachten sie auch sehr sorgfältig auf Mittel, die königliche Macht so zu begränzen, daß sie der ihrigen nicht gefährlich werden könnte. Die Cortes gingen aus ihrem ganzen Wesen hervor; und wenn die Geistlichkeit daran Antheil hatte, so rührte dies daher, daß sie unentbehrlich war; wosfern der Eifer für das Christenthum, als Hebel der Antipathie gegen die Mauren, nicht erkalten sollte. In diesen Cortes lag eine, dem ersten Anschein nach, unüberwindliche Kraft, wenn von der Wiederherstellung der wahren Fürstenmacht die Rede war; denn sie sonderten die gesetzgebende Gewalt auf das bestimmteste von der vollziehenden ab. Da sich indessen die Natur zur Erreichung ihrer Zwecke immer die Wege zu bahnen weiß, so geschah es, daß, gerade vermöge der republikanischen Verfassung, welche Spanien von dem 11ten Jahrhundert an hatte, der dritte

Stand in einen Wohlstand kam, der ihm, wenn gleich wider den Willen der beiden höheren Stände, Sitz und Stimme in den Cortes verschaffen mußte. Dies war, so wenig man auch Anfangs davon ahnete, der erste Schritt zur Wiederherstellung der königlichen Macht. Es fehlte nun nur noch die Zusammenschmelzung mehrerer kleineren Königreiche in eins. Auch diese erfolgte mit dem Ausgange des 15ten Jahrhunderts. Mit Donna Isabella von Kastilien vermählt, war Don Fernando von Aragonien nicht mehr der mächtigste Edelmann, sondern ein wirklicher König; und noch mehr ward er es, nachdem es ihm gelungen war, die Mauren aus Granada und die Juden aus ganz Spanien zu vertreiben, und als, neben der Einführung der Inquisition, ein größeres Polizeisystem in einem stehenden Heer glückte. Jetzt durften nur noch die Cortes abgeschafft werden; allein, da man wohlhergebrachte Rechte, wie hinderlich sie auch für das wahre Wohl eines Landes seyn mögen, mit Schonung unter die Füße treten muß, so blieben

sie noch eine längere Zeit. Die Entdeckung Amerika's brachte Stillstand in die Operationen unserer Könige; und indem sie, von dieser Zeit an, das Regieren nur als Sache des Genusses nahmen, blieben die inneren Verhältnisse mit den sehr geringen Unterschieden, welche der Zeitgeist hervorbringt, was sie bald nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren. Unser Adel behielt also, mit seiner Territorialgerichtsbarkeit, alle seine übrigen Vorzüge; und so geschah es, daß der Geist der Feudalaristokratie, welcher durch ganz Europa im Aussterben begriffen ist, noch immer unter uns fortlebt, unser an und für sich entvölkertes Land durch Leibeigenschaft und ungeheure Dienerschaft noch mehr entvölkert, und, obgleich gegenwärtig in keiner Opposition gegen die königliche Macht begriffen, diese durch die Kräfte schwächt, welche er ihr durch seinen Egoismus und durch sein unsinniges Festhalten schlecht verstandener Vorrechte entzieht^{*)}.

^{*)} Man muß erstaunen über die Freiheit, womit sich der Priesterstand über alle Vorurtheile und

Hier zu Lande hat von allem Diefen das baare Gegentheil erfolgen müssen. Da alle Erscheinungen von der unbeschränkten Macht des Oberhauptes der Nation ausgingen; so konnte es nicht fehlen, daß diese auch den Adel in ein solgsames Werkzeug verwandelte. Dies geschah um so schneller, da der Adel durch das Militär, in welchem er die Hauptstellen bekleidete, zur Unterwerfung unter den höchsten Willen durch allmählichen Zwang gewöhnt wurde. Aber was auf diesem Wege blos angefangen war, vollendete die Erscheinung eines allgemeinen Gesetzbuches und die Organifazion einer vollkommeneren Justizpflege; beides, das Werk Friedrichs des Großen. Indem von jetzt an bei

Wahnbegriffe seines Vaterlandes hinausschwingt. Allerdings verdienen die zahlreichen Dienerschoffen der Gronden eine Rüge. Der Herzog von Alba hält nicht weniger als 300 Bediente, und zahlt dafür jährlich nicht weniger als 100000 Realen. Dreihundert Personen um einen einzigen Mann beschäftigt! Preussens Könige kennen den Werth der Industrie besser.

Anmerkung des Übersetzers.

weitem mehr Bestimmtheit in das Verhältniß des Adels zu dem Bauern- und Bürgerstand kam; so konnte es nicht fehlen, daß Menschenrechte immer mehr geachtet wurden. Wie wesentlich dieser einzige Umstand auf die Ansicht des hiesigen Adels von seinem staatsbürgerlichen Standpunkt und folglich auf seine ganze Denkungsart zurückgewirkt habe, wirst Du am besten daraus beurtheilen, daß mehrere Adlichen, mit Verzichtleistung auf alte Privilegien, durch sich selbst auf die Idee gekommen sind, ihre Besitzungen zu parzelliren, um den Ertrag derselben höher auszubringen. Durch die Gesetzgebung gehalten, mußte die Freiheit mit jedem Jahre wachsen. Die glückliche Folge davon ist aber die gewesen, daß sich die Wohlhabenheit des untersten Standes seit ungefähr zwölf Jahren verdoppelt und verdreifacht hat; und bin ich anders gehörig unterrichtet, so giebt es in der Mark und in mehreren andern Provinzen des preussischen Staats sehr wenig Bauern, welche nicht ein größeres oder geringeres baarres Vermögen besitzen, worüber sie mit der freiesten Willkür schalten können, und was sie klug genug sind als Kapital wuchern zu lassen. Wel-

che Erscheinung wenn Du einen Blick auf unser Vaterland wirfst!

Du mußt aber nicht glauben, daß alle Prärogativen des hiesigen Adels in dem bloßen Besiz der Ländereien bestehen. Außerdem daß er die ersten Stellen in der Armee bekleidet, hat er gesetzliche Ansprüche auf die ersten Staatsämter überhaupt; und um den Werth, der von Staatswegen auf ihn gelegt wird, noch mehr zu bekrunden, ist nur der älteste Adel Ordens- und Stiftsfähig, gerade wie bei uns. Es fehlt hier nicht an Personen, welche diese Ordnung der Dinge tadeln; allein was tadelt man nicht, wenn gewisse Schranken sich durchaus nicht überspringen lassen? Was mich betrifft, so bin ich sehr geneigt zu glauben, daß die Welt durch Einrichtungen dieser Art bei weitem mehr gewinnt, als verliert. Dies hängt mit meiner ganzen Ansicht von den Staatsgesellschaften zusammen, nach welcher diese nur durch eine von der Einsicht geleiteten unbeschränkten Macht beschützt werden können. Die Kluft von dem Oberhaupte der Nation bis zu den Unterthanen, will durch irgend etwas

ausgefüllt seyn, und wie könnte, sie besser ausgefüllt werden, als durch Personen, deren Rechte durch verjährten Besitz geheiligt sind, und deren Intelligenz schon deswegen die größte seyn muß, weil sie das stärkste Interesse zur Grundlage hat? Mag sich dabei immer das eine oder das andere Vorurtheil einmischen, so wird dies zuletzt sehr wenig vorschlagen; am wenigsten aber da, wo die individuellen Rechte eines Jeden bestimmt sind, und ein Gesetzbuch der Willkür überall in den Weg tritt. In der That, die Welt kann ohne ein gutes Maas von Aristokratie nicht regiert werden; dies beweisen, außer der ältesten Geschichte, die Begebenheiten der französischen Revolution, in welcher man, bald nach Vertreibung des Adels, genöthigt war, eine neue Aristokratie zu erschaffen. Bei Urtheilungen dieser Art bin ich sehr geneigt, bei weitem mehr auf Naturzwang, als auf bloße Willkühr zurückzuschließen. Wo hat es auch jemals eine Staatsgesellschaft gegeben, die sich von Bettlern und Lumpenhunden hätte regieren lassen? Wo fand man jemals den Patriotismus anders, als in dem Busen der:

jenigen, die in ihrem Vaterlande ein bestimmtes und hinlänglich gesichertes größeres Eigenthum vertheidigten? Wo ist, bei den gegenwärtigen Nationalverhältnissen Europa's und bei der großen Rolle, welche das baare Geld in der modernen Welt spielt, mehr auf Unbestechlichkeit zu rechnen, bei demjenigen, der nichts hat, oder bei demjenigen, der auch die größte Summe verachten kann, weil sie auf sein Privatglück keinen weiteren Einfluß hat? Der Adel ist nothwendig, der Adel ist nützlich, der Adel ist die eigentliche Zierde der ganzen Gesellschaft; nur muß, wie hier, dafür gesorgt werden, daß seine Existenz nicht die Eklaverei, die Bettellei, die Armutb zur Basis habe; daß seine Vorrechte die Kraft der Gesellschaft nicht schwächen, sondern stärken; daß er Intelligenz genug erhalte, um sein Verhältniß zu den übrigen Staatsbürgern in jedem Moment zu durchschauen; und daß er nie so sehr im Genuß versinke, daß er, durch seine Vorrechte, in Widerspruch mit seiner Bestimmung gerathe, wie der französische

beim Ausbruch der Revolution, der, indem er die Sache des Throns und der Altäre zu der seinigen machte, lauter Maaßregeln ergriff, welche beide über den Haufen werfen mußten.

Was in Frankreich das endliche Produkt der gewaltsamsten Maaßregeln geworden ist, hat hier der Einfluß der unumschränkten Macht des Königs so allmählig zu Stande gebracht, daß gegenwärtig, nachdem eine Gesetzgebung zu Stande gekommen ist, welche die Rechte aller Staatsbürger beschützt, meiner innigsten Überzeugung nach, der Adel fester steht, als jemals. Zwar wollen dies diejenigen nicht zugeben, welche in dem Bemüßteyn der Macht, die sie allmählig eingeübt haben, ein progressives Versinken in den Stand der Plebejer befürchten; allein dies ist etwas, wovon man mich nie überzeugen wird, nachdem ich aus den Annalen der Welt abstrahirt habe, daß, wenn sich einmal ein bestimmter Stand entwickelt hatte, er zwar im Verlauf der Zeit verwandelt, aber nie untergegangen ist. Erlaube, daß

ich mich hierüber ausführlicher erkläre. Damit aber mein *Raisonnement* Dir weniger lästig falle, will ich Dir eine Konversation mittheilen, der ich vor ungefähr einer Woche beiwohnte.

Ich aß an der Wirthstafel im Hotel de Russie mit einigen meiner Bekannten. Nachdem sich die übrige Gesellschaft nach Hause begeben hatte, fiel es uns ein, noch einige Bouteillen Champagner geben zu lassen. Die Unterhaltung gewann nicht wenig dadurch; und indem Bachus die Brust eines Jeden aufschloß, erklärte sich einer meiner liebsten Freunde, der seit nicht gar langer Zeit das Mecklenburgische verlassen hatte, um sich hier nieder zu lassen, auf folgende Weise über den preussischen Adel, auf welchen, ich weiß nicht mehr wie, die Rede gekommen war.

»Er ist ohne alle wahre Macht; und das ist Unrecht, weil er ein hohes Maas von Macht haben sollte, um ein hohes Maas von Einsicht offenbaren zu können. Die Beschränkung, in welcher er existirt, hat ihn schlechterdings durch eine Art von Verzweif-

lung zur Genußgier führen müssen. Ja, Genußgier ist sein eigenthümlicher Charakter, und die einzige Aufgabe, die er sich jetzt noch zu lösen getraut, ist: Für recht wenig Arbeit recht viel zu genießen. Ich meine hier den höheren Adel, der an der Spitze der Landeskollegia steht, und durch die Beschränkung, worin er lebt, auf alle freie Entwicklung und auf alle kräftige Individualität hat Verzicht leisten müssen. Wo ist denn irgend ein großer Mann unter allen diesen Staatsmännern, von welchen man so häufig im Volkredner-ton spricht? Man zeige mir ihn; ich kenne ihn nicht. Daran kann aber nichts anderes Schuld seyn, als die Beschränkung der Macht; denn allenthalben, wo sie nicht ist, entwickeln sich große Charaktere, und allenthalben, wo sie wirklich statt findet, muß das Übermaas der Kraft dadurch vernichtet werden, daß man es bloß physisch verbraucht. Von dem Adel in der Armee bemerke ich nur, daß ihm die Musse erdrückt; emersgiren kann er nicht, weil dies seiner Bestimmung entgegen läuft, deren

Hauptbestandtheil das Geberdchen ist. Was nun den Landadel betrifft, so quält er sich vergeblich, frei zu werden. Ich will nicht sagen, daß eine allzu starke Last von Abgaben auf seinen Schultern ruht, wiewol diejenige, die er wirklich trägt, beträchtlich genug ist, um in Anschlag gebracht zu werden; aber ist er nicht, der größeren Anzahl nach, ein Raub harter Gläubiger, und bringt ihn nicht Mangel an Credit auf mehreren Punkten des Königreichs dahin, seine Besitzungen den reicheren Bürgerlichen überlassen zu müssen, wenn er aus den Klauen der Juden kommen will? Seine ganze Industrie, wie groß sie auch sey, nützt ihm zu nichts; denn wie viel er auch dadurch gewinnt, so zwingt ihn der Preis aller Dinge zu einer verhältnißmäßigen Ausgabe, wenn er seinem Stande, der ein höheres Maas von Liberalität erfordert, gemäß leben will. Das Übel wird dadurch noch viel schlimmer, daß sich die Masse der Adlichen immer mehr vermehrt, daß der Adel von jedem bürgerlichen Gewerbe abgeschnitten ist, und daß sich vorher-

sehen läßt, der Preis des Getreides, diese Hauptstütze des Adels, werde nicht immer so bleiben, wie er in dem gegenwärtigen Augenblick ist.«

In dieser improvisirten Diatribe, die ich nur nach ihrem Hauptinhalt angegeben habe, war nichts weniger, als eigentliche Gründlichkeit; aber selbst als Jeremiade machte sie einen sehr lebhaften Eindruck auf alle diejenigen, für welche sie berechnet war: Nur ein Einziger bemerkte, daß das Übel doch wohl nicht so schlimm sey, als es dargestellt war; aber da eine förmlichere Widerlegung eine größere Sachkenntniß voraussetzte, die keiner von den Anwesenden zu haben schien, so erwarb sich der Redner durch sein Talent den Anstrich des Patrioten, und was weiß ich noch mehr. Es würde mir nicht schwer geworden seyn, meine Kenntniß des preussischen Staats überhaupt und der vornehmsten Staatsorgane ins besondere zu einer Vertheidigung des Zustandes zu verbrauchen, in welchem sich der Adel gegenwärtig befindet. Um aber meinen guten Freunden die

Beschämung zu ersparen, welche für sie daraus hervorgegangen seyn würde, benützte ich mich mit einer Schilderung des spanischen Adels, der, nach den einmal aufgestellten Grundsätzen, der herrlichste von der Welt seyn mußte, während er, der That nach, der elendeste von allen ist. Dieser Contrast brachte wenigstens die Wirklichkeit hervor, daß man nicht wußte, worin die Quelle des angeblichen Übels eigentlich läge.

Die ganze Unterredung war in französischer Sprache geführt worden, und wir glaubten, wie man's nennt, ganz unter uns gewesen zu seyn, als ein ziemlich bejahrter Mann, mit einem sehr klugen Gesicht, uns allen unerwartet, das Wort nahm, und, nachdem er einige Entschuldigungsformeln vorgebracht hatte, zur Erklärung der in Rede stehenden Erscheinung Folgendes sagte.

„Sie wollen wissen, warum der Adel gegenwärtig etwas ganz anderes ist, als er ehemals war. Dies kann ihnen niemand besser sagen als ich; denn ich bin die Ver-

anlassung seines Verfalls, obgleich auf eine so unschuldige Weise, daß ich mir auch nicht den geringsten Vorwurf deshalb mache.«

Wir alle spitzten die Ohren, weil uns ganz neue Aufschlüsse versprochen wurden; und der Redner fuhr also fort:

»Ich bin seit mehr als vierzig Jahren Bewohner des preussischen Staats. Meine Jugend hab' ich in Holland verlebt, wo ich Gelegenheit hatte, mir Kenntnisse aller Art, vorzüglich im Fache der Finanzen zu erwerben. Als ich hier ankam, bemerkte ich bald, wie sehr man in Allem, was zum Handel und zur Grundlage desselben in Fabriken und Manufakturen gehört, zurück war. Ich that mehrere Vorschläge, welche angenommen wurden, und bei welchen sich der Staat immer wohlbefunden hat. Ich selbst errichtete in der Folge eine Fabrik, die noch immer fort-dauert und trotz allen Hindernissen, die mir in den Weg gelegt werden, im Flor ist. Unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege fehlte es dem Staate an Allem, was Leben und Gedeihen giebt d. h. an Geld und Kredit.

Kredit. Das erstere konnte entbehrt werden, wenn nur der letztere vorhanden war, oder vielmehr, der letztere mußte das Mittel werden, das erstere herbeizuschaffen. Ich sann also auf ein kräftiges Mittel, den bisher wenig oder gar nicht vorhanden gewesenen und jetzt gerade ganz zerstörten Kredit ins Leben zu rufen. Die Erinnerung an die holländischen Kassirer führte mich zur Idee eines allgemeinen Kreditystems. Je wichtiger die ganze Sache war, mit desto mehr Vorsichtigkeit mußte ich zu Werke gehen; denn es kam nicht sowohl darauf an, dem Lande augenblickliche Hülfe zu verschaffen, als vielmehr, ihm ein Institut zu geben, wodurch es, auf eine ganze Ewigkeit hin, Stärke und Ausdauer erhalten möchte.

»Der Kredit mußte eine Basis haben. Diese erhielt er in den sämtlichen Grundstücken. Bis dahin hatte sich jedes Individuum so viel Kredit verschafft, als ihm das Vertrauen auf seine Moralität und seine Vermögensumstände hatte erwerben können. Dies hörte, meiner Idee nach, von jetzt an auf. Durch

den Zusammentritt aller Grundeigenthümer kam ein Kredit ganz anderer Art zu Stande. Indem nämlich alle für einen und einer für alle ihre Grundstücke zum Pfande setzten, forderten sie alle Geldbesitzer (Creditoren) auf, ihnen ihr Geld gegen gewisse Prozente anzuvertrauen. Die Hauptsache bei der Maschine, die ich zu erbauen gedachte, war Einfachheit, weil in der Einfachheit die ganze Kraft enthalten ist. Nach diesem Prinzip schien es mir am gerathensten, das Verhältniß des Gläubigers gegen den Schuldner so zu stellen, daß der erste nicht übermäßig belohnt und der letztere eben so wenig übermäßig bestraft wurde.

»Bei einer so sicheren Hypothek, als ein Pfandbrief ist, den eine ganze Körperschaft ausgestellt hat, schienen mir 4 von Hundert für den Gläubiger genug. Der Schuldner hingegen sollte 5 von Hundert zahlen. Das 5te von Hundert, welches übrig blieb, wollte ich theils zur Unterhaltung des Instituts, theils zur Deckung möglicher Ausfälle bei schlechter Wirtschaft oder unverschuldetem

Unglück, theils zur allmählichen Einlösung der Pfandbriefe, theils endlich zu einem Fond zu allerhand großen Unternehmungen gebrauchen. Einmal in Gang gebracht, mußte das Institut, bei dieser Einrichtung, allem Bucher den Paß abschneiden, eine große Menge Geldes in Umlauf setzen, den entschiedensten Einfluß auf die Belebung der Manufakturen und Fabriken enthalten, eine fortdauernde Wohlfeilheit der Lebensmittel bewirken, und eine vortheilhafte Bilanz nach sich ziehen.

»Entzückt von diesem meinem Plan, der so einfach war, daß ich glauben mußte, er werde jedem gesunden Verstand auf der Stelle als höchst vortheilhaft einleuchten, legte ich ihn dem großen Friedrich vor. Dieser verwies mich an das oberste Finanzkollegium. Da es aber an Einrichtungen dieser Art gänzlich fehlte, so hatten die Räthe, welchen die Untersuchung aufgetragen wurde, Mühe, sich einen deutlichen Begriff von meinem Vorschlag zu machen. Ich that alles, was in meinen Kräften stand, ihnen die Sache zu verdeutlichen; aber ich richtete nichts aus,

weil sie sich einbildeten, daß dies auch wohl anders eingerichtet werden könnte, ohne deshalb schlechter zu seyn. Ich hatte alle Ursache dies zu bestreiten, aber je mehr ich es bestritt, desto eher kamen sie auf den Verdacht, daß etwas im Hinterhalte läge; und da ich unglücklicherweise ein Fremdling war, so mißtrauten sie mir nur desto mehr. Vergeblich betheuerte ich ihnen, daß ich nichts beabsichtige, als das wahre Wohl des Landes; vergeblich that ich auf das feierlichste Verzicht auf alle Belohnungen, von welcher Art sie auch seyn möchten; vergeblich machte ich mich anheischig, meine in Vorschlag gebrachte Maschine in Gang zu bringen, und, wenn sie ihre Wirkungen gethan hätte, in meine Obskurität zurücktreten: nachdem der Verdacht einmal da war, wurde jedes Einverständnis unmöglich. Indessen hatte man sich von der Nützlichkeit eines Instituts überzeugt, für welches die Nothwendigkeit immer dringender sprach; und da die Idee einmal gegeben war, so schien sie leicht auszuführen.

7 Vier von Hundert für den Gläubiger schie-

nen zu wenig, weil es darauf ankam, den Kredit recht bald einzurichten. Das Eins von Hundert, daß ich zurücklegen wollte, schien zu viel, weil man sich nicht getraute, eine so ungeheure Summe zu bewirthschaften, als dieses Eins von Hundert mit der Zeit bringen mußte. Man beliebte also dem Creditor eben so viel zu versprechen, als der Debitor an jährlichen Interessen bezahlte, und, zur Bestreitung der Kosten des Instituts und aller der Nebenzwecke, die ich ihn gegeben hatte, dem letzteren noch ein Viertel von Hundert aufzulegen. Ich sagte gleich damals alle die Wirkungen vorher, welche ein solches Verfahren nach sich ziehen würde; aber man war zufrieden, zu erfahren, daß die ersten Wirkungen glänzend seyn würden.

»In der That entstand sehr bald ein Ueberfluß an Geld. Die Folge davon war, daß der Kaufpreis des Geldes herabgesetzt werden mußte; aber dies trieb die Güter so sehr die Höhe, daß der Werth auf mehr als das alterum tantum stieg. Um sich zu halten, mußte der Adel, der gekauft hatte, seine Zu-

sucht zu den Bucherern nehmen; und da sich
 vorhersehen ließ, daß er sich auf diesem Wege
 in einen bodenlosen Abgrund stürzen würde,
 so blieb nichts anderes übrig, als die Korn-
 preise zu steigern. Die französische Revolu-
 zion entwickelte alle diese Wirkungen noch
 weit schneller, als sie ohne dieselbe würden
 erfolgt seyn. Gegenwärtig drückt uns eine
 Theuerung, welche noch immer mehr wachsen
 muß; der Adel befindet sich in einem schein-
 baren Wohlstande, aber dieser Wohlstand
 kann für alle diejenigen, deren Güter stark
 verschuldet sind, von keiner langen Dauer
 seyn, denn unmäßig ist das Geld in seinem
 Werth gefallen, ohne im mindesten überflüs-
 sig zu seyn; die Anzahl der Armen nimmt
 mit jedem Tage zu, weil Fabriken und Ma-
 nufakturen immer mehr leiden; die Zahl der
 Kapitalisten muß immer geringer werden,
 wenigstens derjenigen, die ihre Kapitale zu
 5 von Hundert aussthan können; und so
 müssen wir, auf dem allernatürlichsten Wege
 von der Welt, durch einen Überkredit dahin
 gelangen, daß gar kein Kredit mehr statt

findet, und daß nur ein Übermaaß des Bösen der Anfang des Guten werden kann: So wie die Sachen jetzt stehen, ist alles verdorben, und, in sofern die Kraft der Zahlen bei einem Kreditssystem alles wirkt, kann selbst kein Gott dem Uebel mehr abhelfen.»

Es ist immer interessant, so etwas zu hören. Wir aber waren über die Aufschlüsse, die wir erhalten hatten, um so mehr erstaunt, je unerwarteter sie kamen. Was mich betrifft, so begreife ich jetzt wohl, wie, vermöge einer fehlerhaften Finanz Einrichtung, die Dinge über ihren Werth hinausgetrieben werden können, indeß der Werth des Geldes, als allgemeinen Maaßstabes, zu tief herabgesetzt wird; aber daraus folgt noch nicht, daß eine besser berechnete Einrichtung lauter heftigere Wirkungen hervorgebracht haben würde. Das Schicksal der Staaten hängt doch zuletzt nicht von der Kraft der Zahlen allein ab; es ist vielmehr das Produkt der mannichfaltigsten Einwirkungen, so wie sie theils aus den National- theils aus den inneren Verhältnissen hervorgehn. Diese Verhältnisse mit

der Kraft einer Gotttheit beherrschen zu wollen, ist etwas, das noch nie einem Sterblichen gelungen ist. Gesezt aber auch, es gäbe ein Mittel dazu; gesezt sogar dies Mittel läge in einer tüchtigen Finanzmaschine verborgen; was würde die letzte Folge davon sehn? Unstreitig Beglückung aller Mitglieder eines Staats. Aber ist Beglückung der letzte Zweck der Natur? Ist sie nicht vielmehr nur das Mittel zur Erreichung eines weit höheren Zwecks, den wir Entwicklung nennen müssen? Haben nicht alle diejenigen, welche die Beglückung auf Kosten der Entwicklung befördern wollten, dem Naturzweck entgegengehandelt, so daß sie von diesem zuletzt über den Haufen geworfen wurden? In dieser Ansicht der Dinge möcht' ich behaupten, daß es ein Glück für den preussischen Staat war, daß seine ersten Finanzräthe vor ungefähr 30 Jahren nicht Einsicht genug hatten, ein allgemeines Beglückungssystem aufzufassen; denn wären sie einsichtsvoller, oder, was hier einerlei ist, blinder gewesen, so würde, wenn nicht ein kompletter Kreislauf erfolgt wäre,

wenigstens diejenige Entwicklung nicht für ihn statt gefunden haben, die ihn in dem gegenwärtigen Augenblick auszeichnet, und vermöge deren er sich in einer geraden Linie fortbewegt. Zu diesem Allen aber kommt, daß das bessere Kreditsystem nur immer in der Idee vorhanden gewesen ist, und daß folglich alle die Erfahrungen fehlen, welche es als besser bewähren konnten. In Rücksicht des Adels hat ein fehlerhaftes Kreditsystem sehr leicht die Wirkung hervorbringen können, daß er in einen scheinbaren Wohlstand gerathen ist, dem man keine lange Dauer versprechen kann, weil die Totalität des Volks zuletzt doch immer den Ausschlag giebt; allein die schlimmste Folge davon kann nur immer die seyn, daß einzelne Familien untergehen, inderß der ganze Stand ungeschwächt fort dauert, indem er sich auf das mannichfaltigste ergänzt *).

*) Wer von dieser ganzen Sache eine andere Ansicht zu haben wünscht, der lese die Abhandlung des Staatsministers Herrn von Struensee über das landwirthschaftliche Kreditwesen in

Auf alle Fälle erklärt die genauere Kenntniß der Folgen eines fehlerhaften Creditstems den preussischen Adel nicht als moralische Erscheinung. "Wer" ihn als solchen erklären will, muß alle die Ursachen angeben, welche ihm, nach und nach, diesen hohen Grad von Humanität aufgedrungen haben, wodurch er sich vor dem übrigen europäischen Adel auszeichnet. Wo ich auch bisher gewesen bin, allenthalben habe ich sowohl den höheren als den niedrigen Adel in einer bestimmten Opposition gegen den Bürgerstand gefunden. Dies ist hier durchaus nicht der Fall. Zwar lebt der Adel auch hier im Gefühl seiner Vorrechte, aber dies Gefühl macht ihn nicht zurückstoßend; und da die Intelligenz hier eine allgemeinere ist, als in irgend einem anderen Lande, so trifft es sich nicht selten, daß Bürgerliche den freisten Zutritt in die Zirkel der Adlichen haben. Dies würde noch viel weiter gehen, wäre die Feinheit der Sit-

Schlesien im 1 Bände seiner Schriften. Mei non
 got, tantas componere lites.

Anmerkung des Übersetzers.

ten in den Bürgerlichen so groß, als sie es in den Adlichen ist. Es giebt gewisse Manieren, die man nicht lernt, wenn man nicht von Jugend auf dazu gewöhnt wird; es giebt ferner eine gewisse Beurtheilung des Glücklichen und Unglücklichen, welche sich nur da erwerben läßt, wo gespanntere Verhältnisse ein beständiges Aufmerken nothwendig machen; es giebt endlich ein gewisses freies Wesen, welches, aus Furcht und Kühnheit zusammengesetzt und durch Geistesgegenwart gehalten, alle diejenigen liebenswürdig macht, die im Besitz desselben sind. Ist' ich nicht sehr, so schränkt sich der sogenannte Ahnenstolz hier auf die Antipathie ein, welche man bei Vorzügen dieser Art nothwendig gegen diejenigen empfindet, denen sie durchaus fremd sind; denn über die Vorurtheile der bloßen Geburt ist man, wenigstens in der Theorie, längst hinweg; und wenn es ja noch Adliche giebt, die an denselben kleben, so sind es gerade solche, deren Urtheil entweder gar nicht in Betrachtung kommt, oder verachtet wird.

Selbst an dem Adel in dem Militär, das eine bestimmtere Absonderung von dem Bürgerstande vermöge seiner ganzen Bestimmung nothwendig macht, trifft man, im Ganzen genommen, keine Spur von eigentlicher Insolenz an. Ich gestehe sogar, daß ich nirgend so viel Höflichkeit in jungen Offizieren angetroffen habe, als hier; es ist unstreitig nur Dressur, aber es sieht aus, als wüßten sie, daß man durch ein polites Betragen am meisten beherrscht. Die älteren Offiziere machen hiervon keine Ausnahme; aber indem sich bei ihnen alles mehr geübt hat, verbinden sie mit ihrer Höflichkeit ich weiß nicht welche ehrliche Offenheit, die man nur hier antrifft, und die in einem höheren Alter, bei Obersten und Generalen, als vollendete Redlichkeit dasteht.

Was den Landadel betrifft, so hab' ich bis jetzt sehr wenig Gelegenheit gehabt, ihn kennen zu lernen; da er aber größtentheils seine Erziehung im Militär erhält, so stell' ich mir vor, daß der allgemeine militärische Charakter in ihm nur durch die Unabhän-

gigkeit modifiziert wird, welche das Landleben bei guten Einkünften giebt.

Übrigens läugne ich gar nicht, daß von diesem Adel keine große Unternehmungen ausgehen, und daß er für alles, was man National zu nennen pflegt, wenig vorhanden ist. Aber man zeige mir nur erst, daß dies in einer Monarchie überhaupt, und in einer Monarchie, wie die preussische, besonders möglich ist *). Ist man mit den Eigenschaften nicht zufrieden, welche der preussische Adel wirklich besitzt, so verantworte man diese Unzufriedenheit so gut man kann. Was mich betrifft, so nehm' ich eine Sache gern, wie sie einmal daliegt, und forsche nur den Ursachen nach, die sie in ihrer Indivi-

*) Unstreitig hat der Brieffsteller nichts von dem achtungswürdigen Domherren von Rothom auf Nelson erfahren, dessen Verdienste um die Verbesserung der Landschulen gewiß in Anschlag gebracht zu werden verdienen, und der noch neuerdings seinen Sinn für das wirklich Nationale durch Errichtung eines Denkmals des Sieges bei Jochbelin an den Tag gelegt hat.

Anmerkung des Übersetzers.

dualität bestimmt haben. Und so muß ich von dem preussischen Adel, als Erscheinung genommen, sagen, daß er nach der ganzen Einrichtung des Staats freilich nicht anders seyn kann, als er ist, daß er aber auch, durch diese Einrichtung, etwas Vortreffliches ist. Von allen denjenigen muß es dafür gehalten werden, die den mindesten Begriff von dem Elend und dem Daniederliegen aller Kräfte in denjenigen Staaten haben, wo die Feudalaristokratie noch zu Hause gehört. Wo kein Gegendruck statt findet, da verliert sich auch die Wirkung des Drucks. Daher geschieht es, daß der Adel in allen denjenigen Staatsgesellschaften, wo er allein frei ist, unwissend und voll Vorurtheile bleibt, indeß der preussische Adel Kenntnisse aller Art besitzt und sich dadurch wirklich nützlich macht. Spanien würde glücklich zu preisen seyn, hätte es unter seinem Adel nur ein Duzend von so industriösen und einsichtsvollen Landwirthen aufzuweisen, als man hier allenthalben antrifft.

Es ist wahr, daß ein großer Theil der

Vorrechte untergegangen sind, die der hiesige Adel sonst hatte. Aber hat er mehr dabei verloren oder gewonnen? Diese Frage mit verloren beantworten, heißt in der That sehr kurzfristig seyn. Er hat scheinbar verloren und reel gewonnen. Dies wird die Zukunft immer mehr erhärten; denn daß er, wie einige befürchten, nach und nach versinken sollte, ist etwas, das wir auch nicht im Traume einfällt. Soll ein Staat wirklich kräftig werden, so muß er Menschenrechte anerkennen, und, in sofern er sie nur durch eine weise Gesetzgebung beschützen kann, darf es an dieser durchaus nicht fehlen. Wie sehr nun aber eine solche Gesetzgebung den bisher privilegierten Ständen dem Scheine nach schadet; so ist sie doch in sofern ihr realer Vortheil, als die Kraft, welche die ganze Gesellschaft dadurch erhält, die ihrige wird und bleibt. Dies ist jetzt schon der Fall im Preussischen, und muß, da in der wahren Intelligenz einer Nation niemals Rückschritte möglich sind, noch immer mehr der Fall werden. Und so geht der preußi-

stische Adel, vor jedem anderen Adel in Europa, mit starken Schritten seiner wahren Bestimmung entgegen, die, so viel ich davon begreife, keine andere seyn kann, als: Sehr viel wissen, viel begreifen; auf der Höhe der Nationalentwicklung schweben, aber keinen unmittelbaren Antheil an derselben nehmen, um frei zu bleiben von allen den kleinen und erbärmlichen Leidenschaften, welche, indem sie jene beförderth, die Nothure ausmachen.

X.

Berlin, den 14ten Juni 1801.

Wir sind eine träge und eben deswegen sehr arme Nation; aber wir haben einen Erzbischof von Toledo, der 600,000 Piafter jährlicher Einkünfte hat, während unseren übrigen Erzbischöfen und Bischöfen nichts an Reichthum und Bequemlichkeit abgeht. Glaubst Du nun wohl, daß dies der Fall seyn würde, wenn wir eine industriöse und reiche Nation wären? Was mich betrifft, so zweifle ich daran. Eine wahrhaft industriöse Nation kann keine müßigen Arme und Köpfe leiden, und darum sagt sie zu ihren Geistlichen oder Priestern: »Wenn ihr eure bisherigen Einkünfte genießen wollt, so müßt ihr euch nützlich machen, und wenn ihr dies nicht auf eine Art könnt, die uns allen als nützlich einleuchtet, so müßt ihr eure großen Einkünfte zurückgeben; denn es ist in der Natur kein Grund vorhanden, warum wir unsere Arme und Köpfe in Bewegung setzen sollen, um faule Bänke zu mästen.« Dazu kommt denn noch,

daß die Industrie selbst eine Vernichterin alles Aberglaubens und Pfaffenbetruges wird, indem sie immer tiefer in die wahre Beschaffenheit der Dinge eindringt und ein Naturgeheimniß nach dem anderen entschleiern. Auf keinem Punkt der Erde verträgt sich die Industrie mit Aberglauben; und soll der letztere verewigt werden, so bleibt nichts anderes übrig, als die erstere zu lähmen, zu vernichten; eine Kunst, welche unsere Priesterschaft vortrefflich verstanden hat, und bei deren Ausübung sie durch die natürliche Trägheit des Menschen mächtig unterstützt worden ist. Ich behaupte, daß in den nächsten hundert Jahren noch keine chemische oder astronomische Entdeckung in Spanien möglich ist, und wer sich die Mühe geben will, den Gründen dieser Behauptung nachzudenken, wird sie immer bereitwillig unterschreiben. Eine Nation hat gerade so viel Genie, als sie, der ganzen Staatsverfassung nach, haben kann; selbst die Art des Genies wird dadurch bestimmt, und wenn unsere besten Produkte von der poetischen Gattung sind, so

kann dies seinen Grund nur darin haben, daß es uns an allem Reiz fehlt, die Dinge in ihrer Objectivität aufzufassen und darzustellen.

„Aber,“ wirst Du mich fragen, „wie ist unsere Geistlichkeit zu diesem hohen Grade von Macht und Reichthum gelangt?“ — Hierüber giebt unsere Geschichte die allerbestimmtesten Aufschlüsse, so daß das Problem für denjenigen gar nicht schwer zu lösen ist, der die Begebenheiten bis zu ihrer Quelle verfolgt. Jeder Stand wird nach Maassgabe seiner größeren oder geringeren Nützlichkeit für die ganze Gesellschaft geschätzt. Nun gab es eine Zeit für uns, wo sich die Geistlichkeit große Verdienste um die Nation erwerben konnte, und wirklich erwarb. Dies war die Zeit, wo die Mauren in unser Gebiet einsielen, alles mit Feuer und Schwerdt verwüsteten, und Spaniens Bewohnern keine andere Wahl ließen, als entweder unter ihre Herrschaft zu fallen, oder sich in Asturien's Gebürge und an die äußersten Gränzen des Königreichs zu retten. Alle Triebe

federn des Widerstandes waren zerbrochen und die Furcht gab so sehr den Ausschlag, daß an keine Rettung zu denken war. Unter diesen Umständen nun trat zuerst ein Pelayo (und neben ihm unstreitig andere seines Gleichen) auf, der die entmautheten Granier also haranguirte:

»Wie, ihr wollt vergessen, daß ein Gott-
 »erzeugter für euch gestorben ist, daß ihr
 »Erlösete seyd, daß der himmlische Vater
 »über eure begangenen Sünden zwar zür-
 »nen, aber euch nicht verlassen kann, weil
 »ihr einmal sein Erbe seyd? Welcher Klein-
 »muth! Ihr habt aufgehört, Christen zu seyn,
 »und geht, nachdem ihr alle eure irdische
 »Habe verloren habt, nun noch einem Ver-
 »lust entgegen, der über alles zu setzen ist,
 »was man hienieden verlieren kann — dem
 »einer ewigen Beglückung im Anschauen der
 »Gottheit selbst. Wie sehr beklag' ich euch!
 »Zeitlich und ewig verloren — — nein!
 »mehr läßt sich nicht denken, und jedes
 »Herz, das in dem gegenwärtigen Unglück
 »nicht alle Kraft verloren hat, muß bei dies

»sem Gedanken bluten und sich in sich selbst
 »auflösen. — Freunde! Brüder! Brüder in
 »Christo! Alles, alles wollen wir verloren
 »geben und spreuereichs in ein Verderben
 »rennen, aus welchem keine Rettung mehr
 »möglich ist? Ich gebe zu, daß unsere Lage
 »bedauernswürdig ist; aber berechtigt sie zu
 »einer so vollendeten Verzweiflung, als ich
 »bei euch wahrnehme? Sind wir nicht Eines
 »Leibes Glieder? Hat nicht jeder von uns
 »die größte Verbindlichkeit, seinen Bruder
 »zu unterstützen? Wird der gemeinschaftliche
 »Widerstand nichts bewirken? Bis jetzt sind
 »wir nur geflohen; und nachdem eine ein-
 »zige unglückliche Schlacht an den Ufern des
 »Guadalete gegen uns entschieden hat, hal-
 »ten wir unser Schicksal einmal für allemal
 »bestimmt. Mit welchem Rechte aber flohen
 »wir? Mit welchem Rechte überlassen wir
 »uns der Verzweiflung? Wer sind denn die-
 »jenigen, die uns zur Flucht bestimmten?
 »Sind es nicht Verhete Mahomeds, Feinde
 »Christi, Feinde Gottes? Diese sollten für
 »immer über uns gesetzt haben! — Ja

»bleiben die Verheißungen des ewigen und
 »unwandelbaren Vaters im Himmel, der uns
 »sein Wort gegeben hat? — Auf dieses Wort
 »wag' ich alles, weil ich nichts mehr zu ver-
 »lieren habe, wenn ich durch dasselbe betros-
 »gen werden kann. — Wie unsere Lage ist,
 »wißt ihr. Verlassen haben wir unsere
 »Kornfelder, unsere Weinberge, unsere Städte.
 »Hier in Asturia's unfruchtbaren Gebirgen
 »zusammengedrängt — ohne Ordnung, ohne
 »Regel, ohne Anführung — erdrücken wir
 »uns einer den andern in der allgemeinen
 »Verwirrung, in dem gleich vertheilten Elende.
 »Das Ende dieser unglücklichen Existenz ist
 »leicht vorherzusehen: wir sterben einer nach
 »dem andern, und diejenigen von uns, wel-
 »che Väter und Mütter sind, erleben vor-
 »her noch das bittere Herzeleid, ihre Kinder
 »vor ihren Augen verschmachten zu sehen.
 »Was bleibt uns übrig? — Nichts, meine
 »Brüder, als Vertrauen auf den Gott un-
 »serer Väter, auf den Gott, der, nachdem
 »er seinen eingebornen Sohn zu unserer al-
 »ler Erlösung dahin gegeben hat, unsere

»Vernichtung nicht wollen kann, ohne mit
 »sich selbst in Widerspruch zu gerathen. In
 »dem Vertrauen auf ihn also, müssen wir diese
 »Gebirge verlassen und uns in fruchtbare
 »Thäler herabsenken. Hier bauen wir uns
 »von neuem an, und dann mögen Maho-
 »meds Freunde versuchen, ob wir leicht zu
 »verdrängen sind. Ohne Waffen sind wir
 »nicht; und was noch fehlt, finden wir, mit
 »einigem Fleiße, in diesen Waldungen, die
 »uns umgeben. Auf! Ich selbst will euer
 »Führer seyn. Sterb' ich, so sterb' ich we-
 »nigstens im Vertrauen auf meinen Erlöser,
 »und mein Glaube rettet mich von den Qua-
 »len einer ewigen Verdammniß.«

Eine solche Rede unter solchen Um-
 ständen hätte ohne Wirkung bleiben sollen?
 Denk' ich mir nun noch, daß Pelayo eine
 feierliche Communion veranstaltete — was er
 gewiß nicht unterließ — um das Gefühl
 der Brüderlichkeit von neuem in dem Busen
 der Spanier anzufachen; so begreif' ich um
 so leichter, daß sie sich entschlossen, in die
 Thäler herabzusteigen, sich daselbst anzubauen

und ihre neue Habe mit allem Muth armer, aber freier Landbewohner zu vertheidigen. Indem nun die Geistlichkeit in ihren Ermahnungen zur Eintracht unter einander und zur kräftigsten Gegenwehr gegen den gemeinschaftlichen Feind nicht nachließ, bekam sie auf dem natürlichsten Wege von der Welt ein Übergewicht, das sie bis dahin gar nicht gehabt hatte, und das selbst da noch fort dauern mußte, als man eine Provinz nach der anderen wiedereroberte, und der Adel, der sich aus den entschlossensten Ausführeern entwickelte, die erste Rolle zu spielen begann. Der ganze Zustand der Gesellschaft war nämlich so beschaffen, daß das Interesse des Adels aufs innigste mit dem der Geistlichkeit verschlungen war; denn wollte der Adel

- seine Besitzungen behaupten oder vergrößern, so konnte dies nur durch den Muth und die Arme der Gemeinen geschehen; und in sofern die Bereitwilligkeit der letzteren durchaus von dem Willen der Priester abhing, so blieb den Adlichen nichts anderes übrig, als den allmählichen Gewinn mit jenen zu theilen.

Es ward also ein ungeheurer Reichthum die Belohnung des Fanatisirens, und diese Belohnung war um so mehr verdient, weil die Rettung der Spanier von der Uebermacht der Mauren wirklich von der Geißlichkeit ausgegangen war, und das Fanatisiren selbst durchaus in dem Weltgeist lag, so wie er bis zum sechzehnten Jahrhundert ausgesprochen wurde. Hierüber muß ich mich aber ausführlicher erklären.

Ich kann mich irren; aber ich denke über das Christenthum ganz anders, als es hergebracht ist, und nichts in der Welt wird mich jemals bewegen können, die Ansicht französischer Philosophen von diesem in der Geschichte der Menschheit so äußerst merkwürdigen Institut zu der meinigen zu machen. Indem ich anderer Meinung bin, ist eben diese Geschichte der Menschheit meine einzige Führerin.

Das Christenthum entstand zu einer Zeit, wo die Römer die ganze damals bekannte Welt an sich genommen hatten und ungeschätz-

eben so verbrauchten, als wir unsere südamerikanischen Besitzungen. Alle Nationaleigenthümlichkeit war vernichtet; die Industrie hatte ihren Werth verloren, weil man nicht für sich, sondern für unersättliche Gebieter arbeitete; die ganze Welt war ein ungeheurer Sklavenkerker, in welchem die Römer die einzigen Herren waren; und indem jedes einzelne Volk sich vor ihrer Waffengewalt beugte, war an eine allgemeine Opposition durchaus nicht zu denken. In diesem allgemeinen Elende waren die Juden das einzige Volk, das die Hoffnung nicht verlor, noch einmal wieder frei zu werden, nachdem es durch wunderbare Schicksale so oft aus der Sklaverei befreit worden war, und die allerbestimmtesten Verheißungen zu einer dereinstigen Weltherrschaft erhalten hatte. Diese Verheißungen beruheten auf einem handgreiflichen Betrug; aber sie wirkten deshalb nicht weniger auf die große Menge, die immer bereit ist, sich betrügen zu lassen. Die Gährung war in Judäa allgemein, als unter den klügern Köpfen die Frage entstand, ob man

sie benutzen sollte und wie sie am besten benutzt werden könnte? Da das ewige Wohl und Weh der ganzen Nation auf einer gefährlichen Spitze schwebte, so getraute sich kein Individuum, die aufgeworfene Frage zu beantworten; denn wer sich damit befaßte, machte sich auch anheischig, die Krisis zum Vortheil des Volks zu entscheiden, und dies war um so schwieriger, da man auf keinen auswärtigen Beistand rechnen konnte, indem die ganze Erziehung des jüdischen Volks seit mehreren Jahrhunderten dahin abgezweckt hatte, es von allen übrigen Völkern zu isoliren, und durch Religion, Sitten, Lebensweise und alles, was eine Nation von der anderen unterscheidet, nach und nach, ein solcher Kontrast zu Stande gebracht war, daß die Juden selbst nichts mehr verabscheuten, als eine Vereinigung mit benachbarten Völkern. Indessen dauerte die Erbitterung gegen die Römer fort; und ob man gleich einsah, daß ihre Wassenmacht keine Opposition gestattete, so fuhr man dennoch fort sie zu bekämpfen, in der festen Überzeugung, daß

der Gott der Heerschaaren nicht lange mehr säumen würde, seinem ehemals geliebten Volke sein Antlitz von neuem zuzuwenden.

Unter diesen Umständen nun trat Jesus auf. Geboren von einer Jungfrau, ausgeschloffen von allen Staatsämtern, unterrichtet von den Eigenthümlichkeiten seines Volke, belehrt über dessen wahres Interesse durch langes Nachdenken, und unbekannt mit den Hindernissen, welche jeder große Geist, der sich über den gerade vorhandenen Entwicklungspunkt hinaus-schwingt, auf seinem Wege antrifft, bildete er, auf eine sehr begreifliche Weise, die erste bestimmte Opposition gegen denjenigen Theil seiner Nation, der im Besitz der Macht war, so viel die Römer davon übrig gelassen hatten, und so eben im Begriff stand, diese Macht zum Untergang des Volke zu mißbrauchen. »

»Traut euren Hohenpriestern und Schriftgelehrten nicht,« sagte dieser kühne Mann; »denn ob sie gleich in Schaafshüllen erscheinen, so sind sie doch, ihrer ganzen Natur nach, reißende Wölfe. Alles was sie euch

von eurer vereinstigten Bestimmung zur Weltherrschaft vorgespiegelt haben, ist ungegründet, und beruht auf handgreiflichem Betrug. Es giebt keinen Nationalgott, der euch in seinen besondern Schutz genommen hätte. Der Gott, den wir anbeten, ist ein einziger Gott, und dieser einzige Gott ist ein allerbender Vater für alle Menschen, den man nicht fürchtend verehren, sondern liebend anbeten muß. Wir sind alle Glieder eines Stammes, und ob gleich eine Nation über die andere herrscht, so folgt doch daraus noch nicht, daß man sich ins Verderben stürzen müsse, um eine verlorne Freiheit zu retten. Gebet, wie bisher, dem Kaiser was des Kaisers ist, und liebet euch unter einander um so inniger, da eine fremde Macht den Frieden im Inneren und Aussen sichert. Es giebt ein allgemeines Gesetz für alle menschlichen Verhältnisse, dessen Nichtbefolgung eben so verderblich ist, als seine Befolgung zum Frieden mit sich selbst führt. Dies Gesetz heißt: »Was du nicht willst das dir die Leute thun sollen, das sollst du ihnen

auch nicht thun.« Befolget dieses Gesetz, und ihr werdet auch über den Verlust eurer politischen Freiheit sehr leicht beruhigen. Vor allen Dingen hört nicht auf die Eingebungen eurer Priester; es sind übertünchte Gräber.«

Indem Jesus so sprach, setzte er zum erstenmal die Moral an die Stelle der Religion, die, nachdem sie mehrere Jahrtausende hindurch die zusammenhaltende Kraft dargestellt hatte, ohne welche keine menschliche Gesellschaft von einigem Umfange zusammenbleiben kann, jetzt überflüssiger wurde, indem ein tapferes Volk die Polizeigeschäfte der ganzen Welt bestritt. Aber wie neu auch in Judäa die Wendung seyn mochte, welche Jesus nahm, um sein Volk vom Untergang zu retten, so war sie doch durch die ganze Lage der Welt vorbereitet. Von der Waffengewalt der Römer besiegt, war der Polytheismus, der, Judäa ausgenommen, alle übrigen Staaten zusammenhielt, wenigstens im Verschwinden begriffen. Durch Industrie und Handel war er bis dahin aufrecht er-

halten worden; und da beide in dem Zustand der Sklaverei ihren Werth verloren, so reinigten sich die Köpfe durch den von den Römern ausgeübten Waffendespotismus, der keinen Nationalreichthum duldete und jede Frucht, selbst des mühsamsten Erwerbes, gewaltsam an sich riß, von dem Aberglauben; nur daß die Irreligiosität, welche sich über die Welt verbreitete, minder die Frucht der besseren Einsichten in die Natur der Dinge, als das Resultat der überwiegenden Römermacht war, welche jede Furcht vor eingebildeten Belohnern des Guten und Bestrafern des Bösen vollkommen überflüssig machte.

Vielleicht ahnete Jesus selbst nicht, wie sehr seine Lehre dem Interesse des Augenblicks entsprach; aber von seinem Eifer für eine ewige Wahrheit geleitet, die er nur seiner eigenen Abstraktion verdanken konnte, trogte er, bei der ersten Verkündigung derselben, allen Hindernissen. Eingang fand er bei allen denjenigen, welche das Interesse der jüdischen Nation wirklich beherzigten; eine

kleine Anzahl von Verwandten und Freunden, welche den guten Willen, aber nicht die Kraft hatte, einen großen Plan zu unterstützen, und den jungen Lehrer bei weitem mehr liebte, als begriff. Dieser Kalkül, den man sich sehr leicht erklären kann, wenn man bedenkt, daß eine große Idee nur in sofern wirksam zu werden pflegt, als sie aus uns selbst hervorgegangen ist, zwang den Verkündiger neuer Wahrheiten, seine Zuflucht zu der großen Menge zu nehmen, welche, durch Vorurtheile des Standorts weniger verblendet, die Wahrheit reiner in sich aufzunehmen versprach, und, von allen Staatsbürgern am meisten gedrückt, vorzüglich geeignet schien, sie geltend zu machen. Erleichtert wurde das Mittheilungsgeschäft durch einen seltenen Grad poetischer Kraft, die den Lehrer in den Stand setzte, seinen Abstrakten Faßlichkeit selbst für ungebildete Gemüther zu geben.

Die römische Regierung, welche alles, was nur den Schein von Religion hatte, mit Gleichgültigkeit zu behandeln gewohnt war, blieb ihren Grundsätzen der Politik getreu, indem

Indem sie von der neuen Lehre, so sehr sie auch zu ihrem Vortheil war, oder vielmehr zu seyn schien, keine Kunde nahm. Aber desto aufmerksamer war derjenige Theil der Juden, welchem die Sorge für den Kultus von Staatswegen oblag. Eigene Existenz vertheidigten die Hohenpriester und Schriftgelehrten im mosaischen Gesetz, das sie das Gesetz der Väter nannten. Kein Wunder also, daß sie den Neuerer haßten, so bald sie ihn kennen gelernt hatten; und da es in der Natur der Sache liegt, daß jeder, der mit seinen Plänen über den vorhandenen Zustand der Gesellschaft hinausgeht, selbst wenn er der tugendhafteste Mann ist, als Verbrecher erscheint, so ermangelten sie um so weniger, ihn in diesem Lichte zu zeigen, weil er ihr Ansehn auf das bestimmteste untergrub. Der Haß führte zur Verfolgung, und diese zur Gegenwehr.

Sobald Jesus seine einzige Schutzmauer in dem Volke fand, dachte er auf Befestigung derselben. Alle großen Männer der Nation hatten ihre angeblich göttliche Gen-

dung durch Wunderthaten gerechtfertigt, und so sehr war die Nation daran gewöhnt, daß sie den Nebenbegriff eines Wunderthäters gar nicht von dem Begriff eines großen Mannes trennen konnte; eine Schwäche, welche um so verzeihlicher wird, wenn man bedenkt, daß der Wunderglaube, der immer mit dem besseren oder schlechteren Zustande der physischen Wissenschaften im Zusammenhange steht, damals um so ausgebreiteter seyn mußte, weil diese Wissenschaften in ihrem ersten Entstehen waren. Um also in Jesus den großen Mann anzuerkennen, der es von einem nahen Verderben erretten würde, verlangte das Volk von ihm wundervolle Thaten. Um von dem Volke für den Messias anerkannt zu werden, verrichtete Jesus dergleichen, wiewohl mit allem Abscheu eines wahrheitsliebenden Gemüths, wenn Anforderungen an dasselbe geschehen, die sich nicht mit Wahrheitsliebe vertragen. Die Sache selbst wurde durch die Hingebung erleichtert, womit mehrere Personen, die er zu seinen Vertrauten gewählt hatte, an ihm hingen;

aber die Wirkung, die er dadurch hervorzubringen hoffte, blieb zweifelhaft; denn mehr als jemals erschien er jetzt in dem Lichte eines Volkseführers.

Verfolgt von den Priestern und Schriftgelehrten, verließ er die Hauptstadt auf eine längere Zeit; aber, auch in der Entfernung von ihnen, nicht vor den Wirkungen ihres Hasses geschützt, kehrte er nach Jerusalem zu einer Zeit zurück, wo die Anwesenheit einer größeren Volksmenge den Prozeß entscheiden sollte, in welchem er verwickelt war. Neue Wunder bahnten ihm den Weg; frohlockend empfingen ihn seine Anhänger; kühner als jemals eiferte er gegen Priesterbetrug; denn gekommen war der Augenblick, wo alles gewagt werden mußte. Wäre die jüdische Nation frei gewesen, so würde Jesus über alle seine Feinde gesiegt haben. Die Dazwischenkunft einer dritten Kraft (der römischen) war es, was ihn zerschmetterte. Gefangen vor den römischen Prokonsul geführt, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit Entsagung verdammen zu lassen, weil das Eigenthüm-

liche seiner Lehre dem Richter unbegreiflich war und bleiben mußte, wenn er gleich in dem Verdammten den Unschuldigen ahnete. Weint von Allen, die ihn genauer gekannt haben, starb er am Kreuz, nachdem er sich kurz vor seinem Tode von seinen Schülern das Versprechen hatte geben lassen, daß sie seine Lehre verbreiten wollten, und nachdem er eben diese Lehre durch zwei leichte Symbole geheiligt hatte, um seinen Bekennern ein Abzeichen zu geben.

Einmal ausgesprochen, ist eine große Idee nie verloren gegangen. In Judäa selbst fühlte man, mit der Unhaltbarkeit des mosaischen Gesetzes, das Bedürfniß nach einem besseren von dem Augenblick an, wo der Urheber des letzteren nicht mehr war. Der Enthusiasmus, womit man von Jesus sprach und schrieb, wuchs mit jedem Tage, und indem seine Schüler seine Lehre zu verbreiten begannen, zeigte sich bald, daß man den Unterricht von einem einigen allen Nationen gemeinschaftlichen Gott um so bereitwilliger aufnahm, je mehr alles, was damit

zusammenhing, für die Zeitumstände paßte, nach welchen man, bei der allgemeinen Gleichheit des politischen Elendes, in dem Menschen nur den Bruder sehen und eine Verbesserung des Schicksals nur von der Zukunft erwarten durfte. Und so geschah es, daß das Christenthum ohne alle Gewalt durch wenige Schüler verbreitet wurde, für welche nichts weiter sprach, als die Ethlichkeit ihrer Charaktere im Zusammenklang mit den Zeitumständen. Wie sehr sie auch unter einander in ihrer Ansicht der Welt von einander abweichen mochten, so kamen sie doch alle darin überein, daß es keine der Gottheit würdigere Anbetung gebe, als die Liebe, oder die freie Achtung für die Gesellschaft, in welcher man lebt. Und mehr bedurfte es nicht, um die erste Opposition in der ungeheuren Römerwelt möglich zu machen; denn indem man bestimmt aufhörte, die Gottheit in den Menschen zu fürchten, fürchtete man auch die Herrscher weniger.

Die Opposition nahm in eben dem Maaße zu, in welchem sich die Anzahl der Christen

vermehrte; und die immer steigende Vermehrung derselben war unausbleiblich, da die ganze moralische Welt in der Auflösung, die ihr bevorstand, einen festen Punkt suchte, den sie nur in der Idee eines liebenden Gottes finden konnte. Zwar wurden argwöhnische Regierungen zu Verfolgungen veranlaßt; aber alle diese Verfolgungen verstärkten nur den Enthusiasmus für die Wahrheit, und indem sich der Widerstand, wie immer, nach dem Verhältniß der Kraft verstärkte, die ihn hervorrief, scheiterten selbst die listigen Entwürfe eines Julian, und das Christenthum gewann immer mehr Spielraum, bis es, nach und nach, Weltgeist wurde, und als solcher unzerstörbar dastand.

Daß es den Fall der römischen Welt: herrschaft beschleunigt habe, wie Montesquieu und andere Philosophen behaupten, läßt sich auf keine Art beweisen; dieser Fall war in sich selbst nothwendig, weil eine auf allgemeine Eklaverei gestützte Wassengewalt eben so nothwendig versinkt, als ein auf Sumpf erbauter Pallast. Aber indem die:

fer Verfall mit jedem Tage zunahm, erhielt
 das Christenthum, durch eine Verwandlung
 seines Grundcharakters, eine noch größere
 Kraft. Vorbereitet war diese Verwandlung
 durch nothwendiges Anschmiegen an die re-
 ligiösen Gebräuche der Polytheisten, die man
 zu bekehren wünschte; durch die Zänkereien,
 welche die Interpretationen der von den ersten
 Verkündigern desselben hinterlassenen und
 im Verlauf der Zeit immer dunkler werden-
 den Schriften veranloßte; und durch so man-
 che andere Umstände. Vollendet war sie von
 dem Augenblick an, wo das Christenthum,
 ganz der Idee seines ersten Uebelers entge-
 gen, als Religion dastand. Jetzt ersetzte es
 die köerzitive Macht der römischen Waffen;
 jetzt mußte sich die bisherige republikanische
 Verfassung der Kirche in eine monarchische
 auflösen; jetzt mußten die Oberhäupter die-
 ser Kirche ein Ansehn gewinnen, welches über
 das Ansehn der Fürsten bei weitem den Aus-
 schlag gab; jetzt mußte sich die ganze ehe-
 malige Römermacht in der Lehre Jesu kon-
 zentriren. Sehr viel hat das Christenthum

in der Gestalt der Religion für die Welt geleistet; aber sollte sein ursprünglicher Charakter von neuem hervortreten, so konnte dies nur durch eine Revolution geschehen, welche den gesellschaftlichen Zustand von Grund aus verbesserte.

Diese Revolution erfolgte in der gänzlichen Zerstörung der römischen Welt Herrschaft durch die Germanen, indem diese Freiheit und Gleichheit über alles liebenden Völker die Sklaverei vernichteten, welche das Christenthum, vermöge der religiösen Tendenz, die es bald nach seiner Entstehung erhielt, nicht aufzuheben vermochte. Sich anschmiegend an die Wahnbegriffe der Überwinder, veränderte das Christenthum seinen religiösen Charakter, um so weniger, weil, er jetzt nothwendiger war, als jemals, um die Gesellschaft zusammenzuhalten; aber in den Germanen selbst lag die Kraft, diesen Charakter umzuschaffen, und seine ursprünglichen Reinheit näher zu bringen, ja nicht gar zu derselben zurückzuführen. Dies leisteten sie dadurch, daß sie der Gesellschaft einen unver-

derbenen Familienzustand zur Grundlage gaben, als welcher der Welt bis dahin immer gefehlt hatte. Indem nämlich die Sklaverei verschwand und die Gesellschaft wuchs, vermehrten sich die Reibungen innerhalb derselben. Aus ursprünglichen Barbaren wurden um so eher zivilisirte Staatsbürger, da sich von allen früher vorhandenen Handwerken und Künsten, trotz des allgemeinen Umsturzes der Römermacht, alle diejenigen erhalten hatten, welche den Fähigkeiten und Bedürfnissen der gemischten Gesellschaft entsprachen. Diese Entwicklung nahm indessen bald einen höheren Charakter an, als sie jemals im Alterthume getragen hatte, und, weniger das Resultat individueller Bildung, als vielmehr die Frucht einer von Grund aus verbesserten Gesellschaft, gewann sie, nach und nach, eine so unwiderstehliche Kraft, daß sie zuletzt eben das zerstören mußte, was so viel dazu beigetragen hatte, ihr Unwiderstehlichkeit zu geben; ich meine die Religion im Christenthum.

Die Gesellschaft litt auf das mannichfal-

tiaste durch die Trennung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht. Unter der Benennung der geistlichen war die erstere das Antheil des Oberhaupts der Kirche; unter der Benennung der weltlichen, die letztere der Antheil eingeschränkter Landesfürsten, welche regieren sollten und nicht regieren durften, und überall nichts weiter wären, als die ersten Polizeybedienten der Staaten. Beide Gewalten standen in dem bestimmtesten Widerspruch, der durch nichts versöhnt werden konnte, und um so wichtiger wurde, je mehr die Gesellschaften selbst an Umfang und Stärke gewannen. Die Ansprüche der Päbste vermehrten sich durch den Widerstand, den sie fanden, bis zur Unerträglichkeit. Nur die Gesellschaft selbst konnte hier ein Ziel setzen; und sie setzte es sich selbst unbewußt — zum Vortheil der Moral. Das große Ereigniß erfolgte auf folgende Weise.

Während nämlich die Hierarchie den höchsten Gipfel erreicht hatte, und zur Behauptung ihres Ansehens zahllose Mönchsschwärme über Europa verbreitete, wurde ein Mönch

(Barthold Schwarz) der Erfinder des stärksten Zerstörungstoffes, den die Menschheit bisher kennen gelernt hat, und eben dadurch, ganz gegen seine Absicht, der Zertrümmerer der Hierarchie. Denn kaum war die Anwendung des Schießpulvers auf den Krieg gefunden, als die Fürsten sich der ganzen Entdeckung vermöge ihrer größeren Reichthümer bemächtigten, und ihrer Macht dadurch einen Zuwachs gaben, den sie bis dahin nie gehabt hatte, und der sich nothwendig damit endigen mußte, daß sie neben der vollziehenden Macht auch die gesetzgebende in sich aufnahmen. Man weiß wie die stehenden Heere aus dieser Anwendung hervorgingen, und man weiß nicht minder, wie viel durch sie für ein größeres und ausgebreiteteres Polizeisystem geleistet ist. Den stärksten Zerstörungstoff machte die Furcht zu den stärksten Bindestoff. Alle Bürgerkriege hatten, von nun an, ein Ende. Indem die Furcht vor etwas den Sinnen nicht unmittelbar Gegenwärtigem aufgehoben wurde, sank die Hierarchie von ihrem Gipfel herab, und die

Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Macht hatte keine wesentlichen Hindernisse mehr zu überwinden.

Nicht lange, so entstand jenes berühmte Schisma, auf welches die protestantischen Deutschen so stolz sind, und stolz zu seyn alle Ursach haben. Es bedurfte dazu nur einer so elenden Veranlassung, als Leo's des Zehnten Leichtsinns und Prunkliebe geben konnte. Luther wollte so wenig, und leistete so viel; und ein unsinniges Widerstreben war die Ursach, daß der anfangs zaghafte und schonende Reformator zuletzt kühn und gerechtmäckernd wurde. Was die Dichtung durch ihn verlor, gewann die Wahrheit. Zwar wollte auch er einen Zustand fixiren; aber edler als die Lehre der Protestanten, war der Geist des Protestantismus. Vergeblich wurden Gränzen gesetzt; emporgetragen von der wachsenden Vollkommenheit der Gesellschaft, überstieg sie der Genius. Zu Grabe getragen wurde der Körper; der Geist blieb. Trotz allen Hindernissen, welche noch zu überwinden waren, ging das Christenthum in

seiner Verklärung von neuem hervor. In seiner Verunstaltung hatte es sich um alle Lebensverhältnisse gekümmert, mehr um sie zusammenzubalten, als ihnen Form und innigen Zusammenhang zu geben. In seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt, überläßt es die Beschützung der Gesellschaft der physischen Macht, und schränkt sich darauf ein, diese Gesellschaft als einen Gegenstand der Liebe und Achtung darzustellen, in so fern sie nämlich der Grund aller individuellen Entwicklung ist. Geistliche ersetzen die Stelle der Priester, und die Wissenschaft der geselligen Verhältnisse ist die übrige. Durch diese Wissenschaft wirken sie Moralität. Je nachdem sich die Gesellschaft verändert, verändert sich auch ihre Wissenschaft, und nur das Produkt derselben bleibt. Nichts wissen sie von einer Gesetzgebung, weil das, was sie erzeugen wollen, sich mit keiner Gesetzgebung verträgt. Selbst frei, geben sie auch Anderen die Freiheit. Ihr höchster Triumph ist, die Verletzungen, welche der Richter bestrafen muß, zu verhüten.

Dies ist der Punkt, auf welchem man gegenwärtig in Deutschland steht. Welche Entwicklung auch der Welt noch bevorstehen mag, so kann das Christenthum in dieser Gestalt nie zu Grunde gehen. Es bedurfte Jahrtausende, um sie hervorbringen; aber die Kraft von Millionen Jahrtausenden ist nicht vermögend, sie zu zerstören, nachdem die Gesellschaft einmal in ihren Fundamenten gesichert ist. Für eine ganze Ewigkeit von Entwicklung reicht sie aus; denn sie steht in der genauesten Verbindung mit der Natur des Menschen, welche niemals so abgeändert werden kann, daß das, was ihn von allen Thieren unterscheidet, verloren gehen könnte.

Ich bitte Dich um Verzeihung wegen dieser langen Episode; allein, in sofern sie eine Uebersicht der Entwicklungsgeschichte des Christenthums enthält, war sie durchaus nöthig, wenn Dir alles klar werden sollte, was ich Dir noch von dem Unterschiede der spanischen Geistlichkeit von der hiesigen zu sagen habe. Ich fahre jetzt da fort, wo

ich von den Verdiensten der spanischen Geistlichkeit um die Wiedereroberung des Landes sprach.

Das Christenthum stand also in der ganzen Welt als Religion da, als Pelayo und seine Nachfolger es gebrauchten, um die Spanier gegen die Mauren zu fanatisiren; und je bestimmter die Wirkungen waren, die sie durch den Fanatismus hervorbrachten, desto höher stieg ihr Ansehn und mit demselben ihr Reichthum. Bedenkt man, daß jedes Individuum in den Fesseln seines Jahrhunderts geht, so fallen alle Vorwürfe über den Haufen, welche man der spanischen Geistlichkeit wegen des Mißbrauchs machen könnte, den sie mit der reinsten und erhabensten Lehre trieb. Diese Geistlichkeit wirkte aber um so nützlicher, je bestimmter sie zwischen den Adlichen und den Gemeinen in der Mitte stand, die Vermittlerin beider Kräfte wurde, und dadurch eine Brüderlichkeit zu Wege brachte, von welcher in unserem Nationalcharakter und in unserer Sprache noch

immer Spuren genug vorhanden sind^{*)} Verfolgt man die moralischen Erscheinungen, welche die Geschichte unserer Nation enthält, bis zu ihrer Quelle; so sieht man auf das allerbestimmteste, daß eben diese Weislichkeit die Stifterin jener republikanischen Verfassung war, welche der Nation in ihrem Verhältniß zu den Mauren ein so bestimmtes Übergewicht verschaffte, und ihr, in dem kurzen Zeitraum von einigen Jahrhunderten, einen Grad von Intelligenz gab, wodurch sie allen übrigen Völkern Europa's, so wie sie damals waren, bei weitem übertraf. Sollte nun aber die Weislichkeit in unseren Nationalversammlungen (Cortes) eine Rolle spielen, so mußte sie dem Adel das Gleichgewicht halten, und sollte sie in der Folge, als die Könige zu einem höheren Grad von Macht gelangten,

*) Z. B. in dem Gebrauch des Worts hermano (Bruder), womit noch vor anderthalb hundert Jahren jeder Spanier, von welchem Stande er auch seyn mochte, den anderen begrüßte.

Anmerkung des Übersetzers.

gelangten, diesen gegen die Ansprüche frecher Aristokraten eine reelle Hülfe leisten, so blieb nichts anderes übrig, als ihr Ansehn in einem so hohen Maasse zu vermehren, daß die Vornehmsten aus ihrem Mittel die Kraft erhielten, alles niederzutreten, was sich den Plänen der Könige entgegensetzte. Auf diesem Wege bekamen die Erzbischöfe von Toledo und Saragoza wirklich königliche Einkünfte, indeß die Politik gewissenhaft dafür sorgte, daß sie, als geborne Bürgerliche oder als Bastarde des königlichen Hauses, in einer bestimmten Opposition gegen den Adel standen. Dies Verfahren hatte von der anderen Seite freilich die nachtheilige Folge, daß die Geistlichkeit übermüthig wurde und sich über Zucht und Regel so oft hinaussetzte, als es ungestraft geschehen konnte; allein das Unglück, das hieraus entstand, wurde doch von Zeit zu Zeit durch einzelne energische Charaktere vermindert, die sich in den Mönchsorden, vorzüglich in dem der Franziskaner, entwickelten. Im Ganzen besand sich Spanien bei dieser Geistlichkeit bis zum

sechzehnten Jahrhundert sehr wohl, und wenn die Reformation, die um diese Zeit hätte vorgenommen werden sollen, nicht erfolgte, so lag der Grund in Umständen, wie sie nur für Spanien vorhanden waren.

Du weißt, wie viel Mühe unsere Könige hatten, die gesetzgebende Macht mit der vollziehenden zu vereinigen. Da die Errichtung eines stehendes Heeres im funfzehnten Jahrhundert unmöglich war, so nothwendig sie auch zur Beschüzung der inneren Ruhe und Ordnung seyn mochte; so blieb zum Ersatz für die Gewalt nichts anderes übrig als die List, im Fall die Kraft der Cortes nicht zerstörend werden sollte. Diese List offenbarte sich in der Errichtung der Inquisition; eines Instituts, das, wie abscheulich es an und für sich seyn mag, damals sehr nothwendig war, um den ausschweifenden Adel im Zaum und Zügel zu halten. Die Eroberung des Königreichs Granada, die Vertreibung der Juden und mehrere andere minder revolutionäre Mittel vollendeten zwar die unumschränkte Macht unserer

Könige; allein, da die Cortes noch immer fort dauerten, so war diese unumschränktete Macht in nichts gesichert, und ein Rückfall durchaus unvermeidlich, wenn man von Seiten des Throns nicht fortsuhr, die Geistlichkeit zu gewinnen. Dieser Krisis verdankte Ximenes seine Größe. Die Aufgabe, die er zu lösen hatte, war in der That nicht leicht, weil es darauf ankam, die Geistlichkeit so zu stellen, daß sie dem Throne nie schädlich werden konnte. Am hinderlichsten wurde ihm der römische Bischof. Die Feinheit, womit er sich benahm, verschafte ihm freilich den einen und den anderen Triumph, und in der Hauptsache erreichte er seinen Zweck, (denn von ihm ist die gesammte Macht unserer Könige ausgegangen;) allein der unvermeidliche Erfolg aller seiner Bemühungen war und blieb, daß die spanische Geistlichkeit der ganzen Nation nicht nützlich werden konnte, in sofern sie nämlich die Stütze des Despotismus werden mußte. Es ist wiederum nicht zu leugnen, daß Ximenes alles that, dies zu verhindern, vorzüglich

indem er seine großen Einkünfte dazu anwandte, sein Vaterland mit einer Menge von nützlichen Instituten zu bereichern, die eine freie Entwicklung zur Folge haben mußten; aber konnte er die Wirkungen vorhersehen, welche die Entdeckung America's für uns haben würde? Diese Entdeckung hat, meines Erachtens, den Geist des größten Mannes vernichtet, den Spanien jemals hervorgebracht hat und den man mit dem besten Rechte von der Welt abwechselnd das größte Genie und den größten Heiligen nannte.

Der Reformation, welche bald nach seinem Tode in Deutschland ausbrach, mußten Spaniens Könige abhold seyn, weil sie dadurch nichts gewinnen, wohl aber alles verlieren konnten. Was an dem Protestantismus Körper war (wenn Du mir anders diesen Ausdruck gestatten willst) konnte als gleichgültig betrachtet werden. Desto gefährlicher aber war der Geist desselben; ein Geist, der ursprünglich in Spanien, wenn gleich in einer anderen Form, vorhanden war; ein

Geist, der auf der Stelle die Seele der Cortes geworden seyn und alle die Fundamente über den Haufen gestossen haben würde, auf welchen der Thron ruhte; ein Geist, dessen Wirkungen für Spanien nicht anders zu berechnen waren, als so, daß er alles, was damals gesellschaftliche Ordnung hieß, in ein tosendes Chaos verwandelte. Daher die Erbitterung unserer Könige gegen die Reformation. Daher die Ruhe, mit welcher Philipp der Zweite seine Scheiterhaufen errichtete. Daher die Gestalt, welche unsere Geistlichkeit noch jetzt hat und unstreitig noch lange behalten wird, vorzüglich weil die großen Vortheile, welche wir von der Eroberung des südlichen Amerika's zogen, den allerbestimmtesten Stillstand in unsere Industrie bringen mußten, die, wie ich gleich Anfangs gesagt habe, allenthalben die entscheidende Feindin des Uberglaubens ist.

Als die Cortes im Verlauf der Zeit ihre Kraft verloren, die königliche Macht sich immer mehr consolidirte und der Errichtung eines stehendes Heeres immer weniger Hin-

dernisse in dem Weg standen; da eiferten
 selbst die Jesuiten (die, wie ehrlich sie es auch
 mit der Beglückung der Welt meinen moch-
 ten, diese Welt doch nie begriffen) vergeblich
 gegen den Verfall der Religion. Dieser Ver-
 fall war in sich selbst nothwendig geworden,
 und offenbarte sich, da alle religiösen Insti-
 tute durch den künstlichen Reichthum auf-
 recht gehalten wurden; den Amerika uns
 gab, vorzüglich darin, daß die Religion zu
 einem Gepränge herabsank, welches, ohne
 irgend eine große Tendenz, bald zur bloßen
 Unterhaltung, bald zur Belustigung des
 Volkes diente. Schon in den Zeiten Phi-
 lipps des Zweiten und seines nächsten Nach-
 folgers war aller Ernst, alle Andacht, alle
 Heiligkeit aus unseren Kirchen gewichen.
 Autos sacramentales machten den wichtigsten
 Theil des Gottesdienstes aus, und unsere
 Geistlichen traten so sehr in die Kategorie der
 Schauspieler, daß jedes große Gemüth durch
 ihre Poesien geärgert werden mußte. Ich
 weiß nicht, ob Du jemals Mariana's Werk
 von der Erziehung eines Königs gelesen hast;

aber in demselben findest Du alle Aufschlüsse über den Geist seiner Zeiten, obgleich Mariana weit entfernt war ihn zu begreifen.

Auf diesem Punkt stehen wir im Grunde noch immer, wenn wir nicht etwa in Aufschlag bringen wollen, daß die Jesuiten aus Spanien verbannt sind, daß die Inquisition ihre Kraft verloren hat und daß uns durch den Geist des übrigen Europa eine gewisse Toleranz aufgedrungen ist, die uns, die Wahrheit zu sagen, schlecht genug steht, weil wir in der Aufklärung, die allein Toleranz geben sollte, noch weit genug hinter den übrigen Völkern Europa's zurück sind, und den Fremden, der unangestastet unter uns leben will, zwingen, seine Zuflucht zu einem heuchlerischen Beichtzettel zu nehmen. Unsere Geistlichkeit ist ohnmächtig; aber eben deswegen leistet sie auch nichts mehr für das Wohl der Nation, und wenn man sich die Mühe geben wollte, ihre Schädlichkeit zu berechnen, so würde man noch immer über das Produkt dieser Berechnung erstaunen, so unnöthig sie auch für ein Land ist, wo

alles danieder liegt. Auf den Gesichtern dieser Geistlichkeit findet man übrigens alle die Behaglichkeit wieder, welche ein durch ein wenig Heuchelei erkaufter Müßigang giebt.

Soll ich Dir nun sagen, wie ich die hiesige Geistlichkeit gefunden habe, so muß ich den Anfang meines Berichts mit der Erklärung machen, daß ich sehr viel Mühe hatte, die Physiognomie dieser Geistlichen zu begreifen. Gefaßt war ich auf Züge des Ernstes, der Strenge sogar; denn die Geistlichkeit, die ich vor mir hatte, war eine protestantische. Aber ich fand noch mehr darin, als Ernst und Strenge; eine gewisse Unzufriedenheit und Erbitterung waren so deutlich abgedrückt, daß sie gar nicht zu verkennen waren. Dies frappirte mich um so mehr, da ich bei mir selbst vorausgesetzt hatte, die Geistlichkeit eines aufgeklärten Volks müsse selbst in ihrer Physiognomie der Spiegel der Aufklärung, und also, wenn gleich ernst, doch dabei heiter und klar seyn. Je rätselhafter mir nun diese Erscheinung war, desto sorgfältiger beobachtete ich die Geistlichen,

so oft ich mich mit ihnen in Gesellschaft befand. Es schien aber, als sollte ich nicht hinter das Geheimniß kommen; denn ich bemerkte an ihnen nichts weiter, als entweder eine unüberwindliche Läßigkeit, die den Anstoß fürchtet, oder eine unerträgliche Geschwätzigkeit, die es nur auf Amüsement anlegt und dem Charakter des wahren Geistlichen so sehr entgegen läuft, daß ich nicht weiß, ob ihr Gegentheil nicht vorzuziehen ist. Nur ein Einziger machte von dieser Regel eine Ausnahme; ein bejahrter Mann von sehr heller Physiognomie und einer vollen deten Beurtheilung des Schicklichen und Unschicklichen, den ich Dir nennen würde, wenn ich glauben könnte, daß seine Verdienste um die wahre Aufklärung Dich in einem so hohen Grade interessirten, daß Du ihn nach seinem Namen kennen zu lernen wünschest.

Je weniger also diese Geistlichkeit den Erwartungen entsprach, die ich mir von ihr gebildet hatte, desto mehr Antrieh fühlte ich in mir, sie von Grund aus kennen zu lernen. Ich besuchte ihre Vorträge. Daß der

Gottesdienst in den protestantischen Ländern sehr einfach ist, weißt Du. Diese Einfachheit betrifft aber nur die Form. Das Wesen ist, nach meinem Urtheil, sehr zusammengesetzt und für denjenigen, dem es um die höchste Klarheit zu thun ist, sogar ein wenig mystisch. Abgesehen sogar von allem, was die Kirche vorschreibt, dreht sich alles um die Ideen von Gott und Tugend; aber auf eine Art, daß man nicht recht begreift, wozu? Klar ist es, daß die Geistlichen unterrichten wollen; aber unterrichten sie wirklich? Ich behaupte geradezu das Gegentheil. Was sie vortragen ist Metaphysik, wovon nur diejenigen ihrer Zuhörer etwas verstehen können, die des Unterrichts gar nicht bedürfen, indeß alle übrigen leer ausgehen und sich über das Gehörte keine Art von Rechenschaft abzulegen im Stande sind. Auch sieht man es der großen Anzahl dieser Zuhörer an den ersten Anblick an, daß sie durchaus gleichgültig gegen den Vortrag sind; sehr viele schlafen und kein einziger zeigt die Spannung, die man in den spanischen Kirchen antrifft, so oft

ein erträglicher Redner die Kanzel betritt. Ich muß zugleich noch bemerken, daß die Kirchen an keinem Ort in der Welt mehr verlassen sind, als hier, und daß man sogar die Zeit bestimmen will, wo sie gar nicht mehr werden besucht werden.

Ich hielt es nun der Mühe werth, die genauere Bekanntschaft mehrerer Geistlichen zu machen, um von ihnen zu erfahren, wie sie über ihr Geschäft urtheilten; und kaum hatte ich meine Verwunderung darüber zu erkennen gegeben, daß ich den Gottesdienst so sehr vernachlässigt fände, als sie in die bittersten Klagen über ihr Geschick ausbrachen, und eine Verzweiflung bliden ließen, welche schwerlich größer seyn kann. Nehm' ich Alles zusammen, was jeder Einzelne von ihnen zur Erklärung der in Rede stehenden Erscheinung vorbrachte, so war es ungefähr folgendes:

»Man hat uns allzu sehr vernachlässigt.
 »Wenn je der Kultus von neuem den Werth
 »erhalten soll, den er vor sechzig und sie-
 »benzig Jahren hatte, so muß man zu der

»Achtung zurückkehren, die man unseren Vor-
 »gängern erwies; denn diese Achtung gebot
 »der großen Menge, welche, dem Beispiel
 »ihrer Vorgesetzten folgend, die Kirchen mit
 »Andacht und Ehrfurcht besuchte. . Zwar sagt
 »man, wir haben uns selbst um diese Ach-
 »tung gebracht; allein womit will man dies
 »beweisen? Unsere Vorträge haben gewiß
 »eben so viel für sich, als die unserer Vor-
 »gänger; und wenn sie dem Geist der Zeit
 »angemessen sind, so ist dies nur ein Vorzug
 »mehr, den man mit Dank anerkennen sollte.
 »Hierin liegt die Ursache des Verfalls des
 »öffentlichen Gottesdienstes gewiß nicht. Aber
 »hat man nicht eine Philosophie in Gang
 »gebracht, welche sich mit der Heiligkeit un-
 »seres Amtes durchaus nicht verträgt? Ist
 »nicht Voltaire's Spott in alle Köpfe über-
 »gegangen, um eine Frivolität zu populari-
 »siren, die alles Ehrwürdige unter die Füße
 »stößt? Und hat man uns nicht, indem man
 »uns der Verachtung preisgab, in die Un-
 »möglichkeit versetzt, auf irgend eine Weise
 »zu gebieten? Unsere Vorgänger, welche mit

»keiner Philosophie und keiner Verachtung
 »zu ringen hatten, waren in finanzieller
 »Hinsicht weit besser daran, als wir. Das
 »Geld war zu ihren Zeiten noch nicht so
 »sehr im Preise gefallen, als gegenwärtig.
 »Dies machte sie unabhängiger, freier. Wir
 »sind gewiß eben so uneigennützig, wie sie;
 »wir sind es vielleicht in einem noch weit
 »höheren Grade, weil wir nur durch Unei-
 »gennützigkeit denjenigen Theil der Achtung
 »behaupten können, der uns übrig geblieben
 »ist. Aber, indem unsere Armuth allgemein
 »bekannt ist, müssen wir uns gefallen lassen,
 »daß der Schein uns nicht begünstigt, und
 »daß wir folglich bei allen unseren Bemü-
 »hungen das Ansehn gewinnen, als ob der
 »Eigennutz im Hinterhalte laute; ein Ver-
 »dacht, der unsere ganze Wirksamkeit auf-
 »hebt, und die besseren unter uns gewiß
 »nicht selten sehr niedergeschlagen und trau-
 »rig macht. Unsere Lage ist für den Au-
 »genblick die schlimmste von der Welt. Wie
 »sie sich verändern wird, weiß der Himmel.
 »Wahrscheinlich ist unser ganzer Stand dem

»Untergang geweiht. Das Zeitalter ist der
 »Religion nicht günstig. Wir klagen Keinen
 »an. Was schadet es auch zuletzt, daß wir
 »nicht mehr sind, wenn die Gesellschaft uns
 »nur entbehren kann, ohne schlechter zu
 »werden?«

Die Geistlichkeit so über ihre Angelegen-
 heit sprechen zu hören und auf das aller-
 bestimmteste voraussetzen, daß sie im Irrthum
 sey, war für mich eins; nur wußte ich noch
 immer nicht genau, woran ich mit der gan-
 zen Erscheinung war. Es leuchtete mir zwar
 ein, daß die coercitive Kraft der Religion in
 einem Staate, der ihrer zur Erhaltung der
 inneren Ordnung und Ruhe nicht bedarf,
 von keiner Bedeutung seyn könnte; allein
 es blieben mir dabei doch noch so manche
 Fragen übrig, die ich mir nicht zu beant-
 worten getraute. Mit die Auflösung des
 ganzen Problems zu erleichtern, nahm ich
 meine Zuflucht zu eben dem Mann, dessen
 Ideen über Regierungsmaschinen ich Dir in
 einem meiner frühesten Briefe mitgetheilt
 habe; und dieser gab mir folgende Aufschlüsse.

»Der Verfall des Kultus ist, wenn wir von allem, was einzelne Geislliche dazu durch ihre Aufführung beigetragen haben, abstrahiren, eine nothwendige Folge der größeren Fortschritte, welche die physischen Wissenschaften in Vergleichung mit den metaphysischen, oder moralischen gemacht haben.«

»Als Galilei mit der Behauptung auftrat: die Erde bewege sich um die Sonne, nicht diese um jene, da mußte er, auf Vertrieß der Jesuiten, diese Behauptung nicht nur durch einen längeren Aufenthalt im Kerker büßen, sondern sie auch, vor einer glänzenden Versammlung von Kardinälen und anderen Geisllichen, als unbiblisch und eben deswegen als irrig, abschwören. Doch ein halbes Jahrhundert darauf trat Newton mit seinem Gravitationsgesetze auf, und gab dadurch der galileischen Behauptung eine Wahrheit, gegen welche das Ansehen der Bibel durchaus nichts vermochte. In neueren Zeiten gelangte man dahin, durch eine genauere Bekanntschaft mit der elektrischen Materie den Blitz in seine Gewalt zu bekommen;

und kein Jahr verstreicht, in welchem nicht irgend eine Entdeckung gemacht wird, wodurch der Mensch ein höheres Maas von Unabhängigkeit von seiner ganzen Umgebung in der physischen Natur gewinnt. Je mehr nun aber die Geheimnisse dieser Natur erschleiert werden, desto höher steigt zwar der Glaube an eine Weltursache, als den letzten Grund aller Erscheinungen und ihrer Gesetze; dabei kann es aber durchaus nicht fehlen, daß von der Idee dieser Weltursache alles dasjenige abgefondert wird, was sie zu einer furchtbaren macht. Und so haben die Fortschritte in den physischen Wissenschaften die Gestalt der Theologie durchaus verändern müssen, indem der Glaube an eine Offenbarung schlechterdings nicht bleiben konnte, was er vorher gewesen war. Weil man nämlich die vollkommeneren Ideen, welche die physischen Wissenschaften von der Weltursache herbeiführten, in den Schriften des alten Testaments nicht widersand, oder vielmehr, weil die Ideen von einer allgemeinen Weltursache, die man in den Nationalbüchern der Juden sand,

sand, bei weitem unvollkommener waren; so sah man sich nothgedrungen, den Glauben an einen übernatürlichen Ursprung dieser Schriften auszugeben, weil man sonst in einen nicht zu lösenden Widerspruch mit sich selbst gerieth.^a

„Nun waren zwar die Theologen nicht die Ersten, welche sich auf Untersuchungen über diesen Widerspruch einließen; aber sie wurden um so mehr dazu genöthigt, weil die Resultate der physischen Wissenschaften ins Leben übergingen, und, indem sie sich, zum Beispiel in Blichableitern, verkörperten, die Geistlichen zwangen, mit größerer Vorsicht von der Furchtbarkeit der Weltursache zu sprechen. Dies ward die erste Veranlassung zu kühneren Untersuchungen über die wahre Beschaffenheit der Offenbarung. Bald kam es dahin, daß man die Schriften des alten Testaments preisgab, weil sie nicht ausdrücklich für Christen abgefaßt waren. Sonsterte man Anfangs die historischen von den nicht historischen, so ward dies nur ein Mittel, den Inhalt aller historisch in sich auf-

zunehmen; und hierin wurde man durch eine Kunst unterstützt; welche, Griechen und Römern unbekannt, das unausbleibliche Pro-
dukt der neueren Entwicklung werden mußte.»

«Aus dem allgemeinen Schiffbruch, welchen die Wissenschaften und Künste in der Zerstörung der römischen Weltherrschaft durch die Germanen und Sarazenen litten, waren mehrere Trümmer gerettet worden. Diese Trümmer erhielten im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert durch die Entwicklung, welche die menschliche Gesellschaft auf mehreren Punkten Europa's gewonnen hatte, einen ganz vorzüglichen Werth. Je mehr sie nämlich geeignet waren, den menschlichen Geist erziehen zu helfen, desto mehr dachte man darauf, sie ganz verstehen zu lernen. Dazu war unterandern erforderlich, daß man die davon vorhandenen Abschriften unter einander verglich. Die Verschiedenheit der Lesarten, sehr oft das Werk der Unwissenheit oder des Zufalls, führte zur Kritik. Zog man Anfangs die verständlicheren Lesarten vor, weil sie bequemer waren, so verwarf

man sie in der Folge wieder, weil sie nicht die richtigen schienen; und indem sich die Masse antiquarischer Kenntnisse und Einsichten mit jedem Jahre vermehrte, erreichte die Kritik, als Kunst, eine solche Höhe, daß man im Stande war, alten Texten, mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, ihre ursprüngliche Reinheit wiederzugeben. Anfangs verglich man einen Schriftsteller nur mit sich selbst, um über die Richtigkeit eines zweifelhaften Ausdrucks ins Reine zu kommen; aber man gelangte bald dahin, ihn mit seinen Zeitgenossen unter den übrigen Schriftstellern zu vergleichen; und indem man den einen durch den andern emendirte, mußte man in zwei ausgestorbenen Sprachen den Sprachgebrauch auch verschiedener Zeiten unterscheiden lernen. So errang man sich elten ganz neuen Takt, nach welchem man ausmütelte, ob eine gegebene Idee in einem gewissen Zeitalter könne vorhanden gewesen seyn oder nicht, u. s. w. Je eifriger und allgemüthlicher aber diese Kunst geübt wurde, desto größer wurden die Resultate derselben, vort:

züglich von dem siebzehnten Jahrhundert an, wo man ihr beinah ausschließend Oblag.»

»So lange nun die Idee der Heiligkeit in Hinsicht auf die Schriften, welche, zusammen genommen, die Offenbarung ansmachten, die Oberhand hatte, trug man Bedenken, diese Kunst auf sie anzuwenden, ob gleich der Protestantismus ein fortgesetztes Bibelstudium mit sich brachte; und geschah es ja, so geschah es mit einer Vorsichtigkeit, welche an Zaghaftigkeit gränzte. So bald indessen die physischen Wissenschaften den Glauben an eine göttliche Offenbarung verdrängt hatten, fand eine ungemessene Anwendung der Kritik statt. Jetzt zeigte sich, daß man bisher mehr übersetzt, als erklärt hatte; daß nicht nur einzelne Stellen, sondern auch die Tendenz mehrerer Schriften unrichtig aufgefaßt war; daß man weder auf Zeit noch auf Umstände Rücksicht genommen hatte u. s. w. Unendlich war die Menge der Entdeckungen, welche man machte; und das Resultat jeder einzelnen Entdeckung und aller zusammen genommen war: daß ~~weder~~ die Rationalbü-

der des jüdischen Volke, noch diejenigen Schriften, welche das neue Testament ausmachen, irgend ein Kriterion übernatürlichen Ursprungs enthielten, und daß, wenn man auch nicht im Stande wäre, Alles auf eine Allen begreifliche Weise zu erklären, dennoch jede Schrift nach den Zeiten gewürdigt werden mußte, in welchen und für welche sie abgefaßt sey; daß also, wie vortrefflich sie auch seyn möchte, ihre Vortrefflichkeit nicht für alle Zeiten ausreiche.“

Theologen selbst waren es, welche diese Aussprüche thaten; Theologen selbst bekämpften also Vorurtheile und Wahnbegriffe von dem Augenblick an, wo sie sich nicht länger vertheidigen ließen, wenn man sich einer blinden Antizipation nicht gewaltsam widersetzen wollte. So ging durch Luthers Nachkömmlinge verloren, was er, seinen eigenen Geiz verkennd, so mühsam zusammen gebracht hatte, um an die Stelle des Positiven, das er zerstörte, ein anderes Positives zu setzen. Das neue Licht aber wurde durch Reisebeschreibungen verstärkt, aus welchen

herdorging: daß die moralischen Erscheinungen, auf gewisse Stufen der Kultur, unter allen Himmelsstrichen und in allen Zeiten voll kommen gleich sind; daß Manches, was man bis dahin für Wunder gehalten hatte, weil man es nicht zu erklären vermochte, kein Wunder gewesen seyn könne, weil es sich noch immer nach fortdauernden Naturgesetzen ernewere; daß das Lokal über diese oder jene Begebenheit so und nicht anders zu urtheilen gebiete. Und eine zerstörende Kraft gewann eben dies neue Licht, als man in der Geschichte den Ursprung und Fortgang der Glaubenslehren aufsuchte, und alle die Ursachen auffand, welchen die gesammten theologischen Wissenschaften ihre Form und ihren Gehalt verdankten. Von jetzt an waren die Fundamente dieser Wissenschaften zerstört; und obgleich der Kampf zwischen den Orthodoxen und Neologen noch immer fort dauerte, so lag es doch in der Natur der Sache, daß die letzteren einen Sieg nach dem anderen davon trugen; denn gehalten wurden ihre Aussprüche durch die ganze

Masse deutlicher und bestimmter Einsichten, welche die Aufklärung ausmachten. Dies alles ging um so schneller von statten, weil Friedrich der Zweite, unbekümmert um alle die Vortheile, welche andere Fürsten dem Aberglauben verdankten, jede freie Untersuchung nicht nur gestattete, sondern sogar durch Preisaufgaben beförderte.

»So wie man nun aber genöthigt wurde, dem Glauben an eine Offenbarung zu entsagen, und an die Stelle der davon abhängigen Religion eine andere zu setzen, weil der geistliche Stand einmal vorhanden war und das Bedürfnis der Gottesverehrung für den bei weitem größten Theil der Staatsbürger fortdauernde; so konnte man, vermöge der Resultate, auf welche man durch das Studium der physischen Wissenschaften; durch die Anwendung der Kritik auf die Schriften des alten und neuen Testaments, durch eine vollständigere Bekanntschaft mit der Erde und ihren Bewohnern, und endlich durch historische Nachforschungen gestossen war, an die Stelle der Offenbarungsreligion keine

andere bringen, als die sogenannte Vernunftreligion. Daß darin eigentlich ein Widerspruch lag, bemerkte man um so weniger; weil man das Wesen der Religion noch nicht aufgefunden hatte, und also ihre Nützlichkeit oder Überflüssigkeit für den vorhandenen Entwicklungsgrad nicht zu beurtheilen verstand. Indessen waren Philosophie und Theologie in protestantischen Ländern nun nicht länger in Widerspruch. Von Stund' an verschwand aus dem öffentlichen Kultus, was an die Nationalgotttheit der Juden erinnerte, oder nach Anthropomorphismus schrakte; die Weltursache wurde, als die Ursache aller Wesen, der gemeinschaftliche Vater aller Menschen ohne Ausnahme, und konnte, als Vater, für seine unermessliche Wohlthaten nur durch die Tugend geehrt, nie gefürchtet werden.«

»Groß und richtig glaubte man die Ansicht, die man gewonnen hatte; aber wie das Wesen der Tugend bestimmen? Vergeblich sah man sich im neuen Testament nach einer Definition um; sie war nicht darin ent-

halten. Voll Verlegenheit wandte man sich an die Philosophie; aber auch diese wußte nicht zu helfen. Indem man zur Geschichte zurückging, brachte man, statt einer, drei Definitionen auf einmal. Die Stoiker hatten die Tugend und mit ihr das Glück in dem Besitz einer für den Schmerz und die Belust gleich verschlossenen Seele gefunden; die Epikuräer, in dem weisen Genuß des Vergnügens und in der Abwesenheit des Schmerzens; die Akademiker, in dem richtigen Mittel zwischen Zuviel und Zuwenig. Man hatte die Wahl. Die Definition der Stoiker mißfiel, weil man die Natur des Menschen hinlänglich kannte, um einzusehen, daß er so starken Triebfedern, als Vergnügen und Schmerz sind, nicht entbehren konnte, im Fall seine Entwicklung nicht ins Stocken gerathen sollte. Die Definition des Aristoteles empfahl sich von mehreren Seiten; aber sie war so fein, so sehr auf Schrauben gestellt, daß sich vorhersehen ließ, man werde sich über das Wesen dieser Tugend immer und ewig zanken, wenn man sie ins praktische

Leben einführen wollte. Man griff also zur Definition der Epikuräer, indem man sie, zur Vermeidung des Anstoßes, den Zeitumständen gemäß modifizierte. So entstand die Glückseligkeitslehre.»

»Ein unsichtbares, unermessliches, dem menschlichen Konzeptionsvermögen durchaus unbegreifliches Wesen sollte durch die Tugend geehrt werden. Wollte man dies möglich machen, so schienen die Antriebe zur Tugend aus der selbstlichen Natur des Menschen geschöpft werden zu müssen. Der Eigennuß wurde also zum Moralprinzip erhoben. Man untersuchte, ob sich dies mit dem Geist des Christenthums vertrüge; und da man fand, daß Liberalität das Wesen dieses Geistes ausmache, so glaubte man für immer ins Keine gekommen zu seyn. Die Zahl der Tugenden, deren Ausübung man empfahl, war um so größer, je mehr Beziehungen die Gesellschaft darstellte; aber was schadete dies, da man die Ausübung derselben so sehr erleichtert hatte? Hier und da stand das neue Gesetz mit der allgemeinen Formel, welche

Christus für alle Lebensverhältnisse gab, in einem offenkundigen Widerspruch; aber dies verschlug sehr wenig, weil man voraussetzte, der Stifter des Christenthums habe sich entweder nicht bestimmt genug erklärt, oder sey von seinen Schülern unvollständig aufgefaßt, oder mißverstanden worden. Lebensweisheit war das große Wort, um welches sich alles drehte; Lebensweisheit war die erste und nothwendigste aller Wissenschaften.

»So groß auch der Eindruck war, den diese neue Lehre, bald unter dem Titel einer Vernunftreligion, bald unter dem einer philosophischen Sittenlehre machte, so hielt er sich doch nicht. Man ließ den Verkündigern derselben die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie gute Redner wären, indem man es mit dem Unterschied zwischen Redner und Schwätzer so genau nicht nahm; aber man konnte nicht umhin, sich selbst zu bekennen, daß diese Redner gar nichts Neues, gar nichts Belehrendes, gar nichts zur Tugend Antreibendes sagten. Ihre Vorträge mit einer Galbe vergleichend, welche weder schadet noch hilft,

urtheilte jeder, daß er, wenn es blos auf solche Bewegungsgründe ankäme, gar nicht nöthig habe, dem öffentlichen Gottesdienst beizuwohnen, da er sie sehr wohl aus sich selbst schöpfen könnte. Das Anslößige dieser Lehre wurde noch dadurch vermehrt, daß man die Lehrer der Lebensweisheit, die sie so dringend empfahlen, sehr häufig schnurstraks entgegenhandeln sah — ein Übel, welches gar nicht vermieden werden konnte. — und daß junge unbärtige Männer, welche so eben erst die Hörsäle ihrer Lehrer verlassen hatten, voll von ihrer angeblichen Weisheit, und leer an allem, was zur Kenntniß und richtigen Beurtheilung der Lebensverhältnisse gehört, Lobredner einer Tugend wurden, die sie nicht einmal begriffen. »Nein, dies können keine ächte Tugendlehrer seyn!« sagten alle Verständigen zu sich selbst, und verließen, voll Efels vor einer Moral, welche durchaus keine Richtschnur enthielt, die Örter der Gottesverehrung, die sie bis dahin mit Andacht besucht hatten.«

»Unterdessen waren tief sinnige Untersuchun-

gen über die Beschaffenheit der menschlichen Vernunft angestellt worden; und da man in ihr das Vermögen der Ideale aufgefunden hatte, so war es, nach einer Eintheilung in die theoretische und praktische Vernunft, nicht schwer, in ihr ein Prinzip der Sittlichkeit aufzufinden. Hatte man sich bisher den Epikuräern allzu sehr genähert, so war jetzt eine auffallende Ähnlichkeit mit den Stoikern nicht zu vermeiden. Zwar setzte man das Wesen der Tugend nicht geradezu in eine dem Schmerz und dem Vergnügen gleich verschlossenen Seele; allein indem man sagte: die Vernunft gebietet, immer so zu handeln, daß in jeder Handlung ein Sittengesetz für alle Menschen enthalten sey, hatte man den Rigorismus der Stoiker in seinem Wesen ergriffen. Vergeblich suchte man diese Lehre im neuen Testamente wieder; auch nicht eine Spur von theoretischer und praktischer Vernunft und einem daraus abgeleiteten Sittengesetze fand man darin wieder. Indessen hatte man sich in den öffentlichen Vorträgen schon allzuweit von der eigentlichen Basis

des Christenthums entfernt, um in der Nichtübereinstimmung der neuen Lehre mit der selben ein Hinderniß für den Vortrag zu finden. Von allen Seiten ertönte der kategorische Imperativ, ohne im mindesten zu belehren. Die Zuhörer staunten. Doch bald fühlten sie, daß dieser Imperativ, obgleich angeblich aus dem Menschen selbst genommen, der Vernichter aller Moralität wurde, weil er die Freiheit, diese ewige Grundlage derselben zertrümmerte; und indem die ganze Lehre einem nächtlichen Gespenste glich, daß dem Träumenden mit kaltem Hauche zuflüstert: Du sollst sterben! war ihre verschaukelnde Kraft nur desto stärker. Wirklich war dieser moralische Despotismus eben so unangenehm, als abscheulich.»

»Man glaubte den rechten Punkt zu treffen, wenn man die Glückseligkeitslehre mit der neuen Jugendlehre verbande, allein jeder Versuch zeigte, daß sie sich, wie zwei feindselige Kräfte, gegenseitig verfließen, und der Erfolg für die Wiederbelebung des Gottesdienstes blieb derselbe.«

„Dies sind die Wendungen, welche der öffentliche Kultus unter uns genommen hat, fuhr mein Freund fort; und hierin werden Sie unstreitig die Ursachen wiederfinden, warum der Kultus hier zu Lande so sehr daniederliegt. In der That es wäre unbegreiflich, wenn dies nicht der Fall wäre. Eine Religion im eigentlichen Sinne des Worts, können wir nicht haben, weil unsere ganze Verfassung sie überflüssig gemacht hat, und unsere Aufklärung, dies unmittelbare Produkt der Verfassung, sie nicht gestattet. Eine Moral im Sinne Christi wäre, meiner Meinung nach, nicht unmöglich; allein da sie nur von der Geistlichkeit ausgehen kann, und diese dafür noch nicht reif scheint; so werden wir noch eine Zeit lang warten müssen, bis der Kultus wieder so interessant wird, als er es vor einem Jahrhundert war.“

„Sie glauben also im vollen Ernste,“ fragte ich ihn, „daß der geistliche Stand fortdauern, und der Kultus durch ihn von neuem emergiren werde?“

„Was sollte mich bewegen, daran zu ver-

zweifeln?» antwortete er mir. »Alle Erscheinungen verbürgen es. Durch eine falsche Ansicht geleitet, machte man unter Friedrich Willhelms des Zweiten Regierung einen Versuch, die ganze Entwicklung, welche dem gegenwärtigen Verfall zum Grunde liegt, zu vernichten, und die Religion auf den Punkt zurückzuführen, auf welchem sie vor einem Jahrhundert gestanden hatte. Was war die Folge davon? Die, daß sich der Geist des Protestantismus in seiner ganzen Stärke zeigte, und zuletzt diejenigen über den Haufen warf, welche sich zu Werkzeugen der Verfinsterung hergegeben hatten. Wahrlich, die Köpfe lassen sich nicht, wie die Uhren, zurückstellen, und eine Intelligenz, welche durch eine große Gesellschaft gehalten wird, kann sich nur immer schöner entwickeln. Davon hat freilich kein Obskurant einen Begriff; aber, gerade weil er keinen Begriff davon hat, wird er auch zuletzt gewiß ausgestossen. Indem nun aber Versuche dieser Art nie gelingen werden, und die Heißlichkeit, bei dem zunehmenden Verfall des Kultus, durchaus unter sich

sich selbst zerfallen und in Reibung gerathen muß; so kann es nicht fehlen, daß irgend ein guter Kopf, nach so vielen Vorbereitungen, endlich einmal den rechten Punkt trifft und dadurch ein Muster für sehr viele seiner Amtsbrüder wird. Ich denke mir die nächste Verwandlung auf folgende Weise:

„Indem man die Moral mehr aus Büchern lernte, als selbst aus dem gesellschaftlichen Leben abstrahirte, so konnte es nicht fehlen, daß man damit hinter der Gesellschaft zurückblieb; und indem man immer bei weitem mehr auf ein System, als auf die Wahrheit, Rücksicht nahm, mußte aus der Moral gerade dies Gemisch von heidnischer Philosophie und Christenthum werden, was man gegenwärtig verkündigt. Dies kann aber nicht lange mehr vorhalten. Die Gesellschaft, in welcher wir leben, ist den Systemen griechischer Philosophie eben so sehr entwachsen, als der Nationalgotttheit der Juden. Diese Diskrepanz muß den nicht metaphysischen Gemüthern unter den Geistlichen in kurzer Zeit sonnenklar einleuchten. Wie groß, wie ehr-

würdig ist diese Gesellschaft! Welche Mannigfaltigkeit von Beziehungen stellt sie dar! Wie hält und trägt und unterstützt sie alles! Welch ein anhaltendes Studium ist erforderlich, um diese ungeheure Maschine, in welcher nach gerade alles an seinem Orte steht, in ihrem lebenvollen Gange kennen zu lernen! Diente die Religion, den gesellschaftlichen Verhältnissen durch die Furcht vor der Gottheit Achtung zu verschaffen, so dient die Moral, diese gesellschaftlichen Verhältnisse als einen Gegenstand der unmittelbarsten Hochachtung darzustellen. Welch ein unabsehliches Feld für den Unterricht! Und wie anziehend dieser Unterricht, da jeder Mensch, ohne Ausnahme, ein so nahe liegendes Interesse hat, die Gesellschaft kennen zu lernen, von welcher er ein Mitglied ist und bleibt! Es ist wahr, daß sich die Moral, in diesem Lichte betrachtet, anders konstituiert; aber konstituiert sie sich nicht besser? Sie selbst ist die Wissenschaft der vorhandenen Sozialverhältnisse. Ihr unausbleibliches Produkt, die Moralität, ist Achtung, freie Achtung für dieselbe. Die Lu-

gend? Was hat die Tugend mit Epikuräismus und Stoizismus und Aristotelismus gemein? Sie ist ein auf Hochachtung gegen gekannte Sozialverhältnisse, gegründetes freies Verfahren im eigenen Wirkungskreise, wie groß oder wie klein derselbe sey. Welche Einfachheit der Begriffe! Mit den Definitionen verschwindet von den Kanzeln die Beredsamkeit, welche immer nur Wahrheit vorbereiten, nicht giebt. Gefühle, die man gegenwärtig mit aller Kunst der Histrionen nicht zu wecken vermag, erwachen ganz von selbst. Die Herrschaft der Liebe (im neustamentarischen Sinne des Wortes) wird zurückgeführt, indem jedem Zuhörer, auch unausgefordert, das Geständniß abgedrungen wird, daß er nichts durch sich selbst, alles nur in und durch die Gesellschaft sey. Wer wird einen solchen Unterricht nicht suchen, lieben? Läßt es sich berechnen, wie hoch die Achtung für denjenigen Geistlichen steigen werde, welcher diesen Unterricht zuerst auf die Kanzel bringt? Gehen, außerdem, die Volkolehrer von Zeit zu Zeit in die Geschichte

zurück, um auf die Verschiedenheit des gesellschaftlichen Zustandes aufmerksam zu machen, mit welcher Begierde wird man ihren Vortrag einschlürfen! Die Geschichte früherer Zeiten, gehörig vorgetragen, ist kein der Kanzel unwürdiger Gegenstand; dies beweiset eine Predigt von Robertson, in welcher er den politischen, kirchlichen und häuslichen Zustand des menschlichen Geschlechts bei der Erscheinung des Stifters des Christenthums darstellt; von allen Predigten, welche jemals geschrieben sind, die beste *).

• Und was das Beste ist — welche Übereinstimmung dieser Moral mit dem Christenthume! War denn der Gedanke des Stifters desselben ein anderer, als die Religion durch eine Moral zu ersetzen? Sagten seine Schüler nicht ganz bestimmt: Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die Liebe treibet die Furcht aus? Predigte Johannes

*) Dies beweisen auch Stolze's Predigten, die der Briefsteller und sein Interlokutor nicht gekannt zu haben scheinen.

Anmerkung des Übersetzers.

etwas anders, als Liebe? Schlimm, genug, daß er in Zeiten lebte, wo sie sich nur predigen, nicht weissen ließ, wie wir es können! Aber wie rein ist dieser Johannes von allen Definitionen und aller Metaphysik, wie ganz durchglüht von dem Evangelium seines Lehrers! Auch nicht die kleinste Spur von unserer dornigsten Moralphilosophie, — von dieser Philosophie, die unser Stolz ist, und deren wir uns schämen sollten, weil sie uns für die Zeiten verblendet, in welchen wir leben, — trassen wir in den Schriften dieses Johannes an. Nein, in dieser Philosophie findet sich das wahre Christenthum, diese einfache, göttliche Lehre, eben so wenig wieder, als im Papiismus; aber glücklich sind die Protestanten, daß durch und für sie als Les zur Wiederherstellung der reinen Lehre vorbereitet ist; daß nichts in der Welt sie verhindern kann, diese Lehre vorzutragen; und daß, nachdem sie in ihrer sogenannten Vernunftreligion und Moralphilosophie, bald als Epikuräer, bald als Stoiker erschienen sind, und den unvermeidlichen, wenn gleich

ungerechten Vorwurf der Heuchelei auf sich geladen haben, sie in einer Moral, welche die Wahrheit selber ist und bleibt, als ächte Christen erscheinen und als solche allen Sektengeist von Grund aus verbannen werden.⁴

Es ist vielleicht unmöglich einen weiten Blick in die Zukunft zu werfen ohne sich begeistert zu fühlen. Dies war der Fall mit meinem Freunde, dessen ganzes Antlitz strahlte, indem er mir diese Aufschlüsse gab. Ich theilte seinen inneren Zustand, und gestehe Dir, daß ich mich noch in diesem Augenblick ergötzt fühle⁵).

⁴) Und wer theilt diese edle Exaltation nicht? Ich habe alles in mir aufgeboten, um allen den Fakten, welche diesem Raisonnement zum Grunde liegen, meinen Glauben zu versagen; aber ich habe es nicht gekonnt; die Wahrheit hat über meinen Unglauben gesiegt. Die Sache selbst scheint mir von der äußersten Wichtigkeit. Steht es so, so steht es um sehr viel besser, als wir bisher geglaubt haben. Was kann uns nun verhindern, einen kleinen Schritt weiter zu gehen? Freilich ist die Wissenschaft der gesellschaftlichen Verhältnisse noch nicht vorhanden; aber, wenn sie das Beste

Du wirst nun leicht einschen, daß, obgleich der Kultus in dem gegenwärtigen Augenblick hier eben so sehr daniederliegt, als in Madrid, dennoch ein großer Unterschied zwischen der hiesigen Geistlichkeit und der unsrigen statt findet. Ist nämlich die hiesige an ihrer wahren Bestimmung irre geworden, so hat die unsrige auch nicht die entfernteste Ahnung davon. Ist die hiesige eine Theilnehmerin der ganzen Volksaufklärung, in sofern sie dieselbe nie verhindert, so ist die unsrige unwissend und eine Feindin aller Fortschritte der Vernunft. Ist die hiesige unablässig darauf bedacht, sich wieder in Achtung zu setzen, so bleibt die unsrige immer in demselben Kreis von Abgeschmacktheiten und Unverstand. Ist die hiesige ihrem Emergiren wirklich nahe, so ist die unsrige nur allzu weit vom Ziele. In der That, wenn es erforderlich ist, daß die unsrige,

ist, was ein Volk lernen kann, warum denken wir nicht auf Mittel, sie hervorzurufen?

Anmerkung des Übersetzers.

um das Ziel zu erreichen, dieselbe Bahn durchlaufe, welche die protestantische Geisteslichkeit zurückgelegt hat; so läßt sich gar nicht berechnen, wie viel Zeit sie dazu gebrauchen werde. Welche Veränderung müßte mit unserem ganzen Staatskörper vorgehen, um nur den ersten Anfang möglich zu machen! Vor allen Dingen müßten protestantische Geistliche unter uns geduldet werden. Dann müßte ein Buchhandel organisirt werden, wie der Deutsche ist. Dann müßte die Freiheit der Meinungen und ihrer öffentlichen Erklärung durch den Druck keine Hindernisse finden — Doch ich ermüde, indem ich mir alle die Bedingungen klar machen will, welche eine Kultur voraussetzt, wie die hiesige ist. Auch ist es Zeit, daß ich endlich einmal ausruhe. Lebe wohl.

XI.

Berlin, den 24ten August 1801.

Du hast seit zwei Monaten nichts von mir erfahren; aber ich bin in dieser Zwischenzeit nicht müßig gewesen. Wollte ich über das, was ich, während dieses Zeitraum erfahren habe, in ein „Detail“ eingehen, so würd' ich schwerlich das Ende finden. Ich begnüge mich also, Dir blos die Resultate mitzutheilen.

Vor ungefähr zwei und zwanzig Jahren warf die hiesige Akademie der Wissenschaften die Frage auf: Ob man das Volk aufklären solle? Wollte man sich gegenwärtig die Mühe geben, die Abhandlungen, welche über diesen Gegenstand erschienen, noch einmal durchzulesen; so zweifle ich nicht, daß man über die Erbärmlichkeit der meisten Argumente lachen würde, sie mochten nun für oder wider die Aufklärung gerichtet seyn. Unstreitig war es die Krisis, in welcher Theologie und Religion lagen, was diese Frage in Gang brachte. Aber, abgesehen von solchen Krisen, in welchen gewöhnlich nur Ein

Theil der Nation interessirt ist — Könnte
 man fragen: Was versteht man denn unter
 Volk? Ist es etwas anders, als die ganze
 Gesellschaft, die, durch ein tausendfältiges
 Interesse eng verbunden, den Staatkörper
 bildet? Wer soll also aufklären und wer auf-
 geklärt werden? Geht denn nicht alle Auf-
 klärung vom Volke aus? Sind diejenigen,
 welche im Besitz derselben zu seyn wähnen,
 auf so furchtbare Wahrheiten gestossen,
 daß eine öffentliche Bekanntmachung dersel-
 ben bedenklich wäre? Der Erfolg hat gegen
 die Faghaften entschieden, welche wider die
 Aufklärung waren. Das Volk ist aufge-
 klärter, als es, ihren Wünschen nach, jemals
 werden sollte; und ob sie gleich unstreitig
 das Ihrige gethan haben, um das Gegen-
 theil zu Stande zu bringen, so haben sie
 doch zuletzt der Aufklärung unterliegen müssen.

Ich müßte mich sehr irren, oder es giebt
 Bedingungen, unter welchen die Aufklärung
 gar nicht zu verhindern ist; wenn nämlich
 die Volksmenge wachsen muß und die ganze
 Stellung des Staats es mit sich bringt, daß

die Industrie sich immer vielseitiger ent-
wickeln kann, d. h. wenn politische Freiheit
das Resultat einer glücklichen Organisation
ist. Will man die Aufklärung verhindern?
Man ahme gewisse Regierungen nach,
welche das Land entvölkern und eine allge-
meine Trägheit in Gang bringen; alles Ubrige
findet sich ganz von selbst.

Was ist nun aber Aufklärung zu nen-
nen? Meiner Meinung nach läßt sich der
Charakter der Aufklärung nicht so angeben,
als der eines Dreiecks oder Zirkels. Mit ei-
nem Wort: Aufklärung ist das nothwendige
Produkt der menschlichen Perfektibilität, aber
nie abgeschlossen, nie vollendet, so lange kein
Stillstand in der Reibung statt findet. Da-
bei kann es gar nicht fehlen, daß das Hei-
ligste profan wird; aber das Heiligste hat
sehr selten etwas mit der Wahrheit zu schaf-
fen, welche, ihrerseits, gehörig erkannt, nicht
nur ganz unschädlich, sondern auch sehr nüt-
zlich ist.

Einer von Deutschlands vorzüglichsten
Philosophen nennt die Aufklärung den Aus-

gang des Menschen aus einer selbst verschuldeten, Unmündigkeit. Was kann er dabei gedacht haben? Die Unmündigkeit setzt er in das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Anderen zu bedienen, und selbstverschuldet nennt er diese Unmündigkeit, weil die Ursach derselben nicht im Mangel des Verstandes, sondern, der Entschließung liegt, sich desselben, ohne Leitung eines Anderen zu bedienen. Sonach kommt freilich alles auf ein sapere, aude an. Aber, verhält es sich wirklich so mit der Aufklärung?

Der Verstand des Menschen ist doch, zu seht nichts weiter, als das Ensemble von Begriffen, welche er hat. Die meisten dieser Begriffe sind eingepflanzet, nicht erworben. Wie viel darin Wahrheit ist, dies zu untersuchen, fehlt es den meisten Menschen bei weitem; mehr an Antriebe und Zeit, als an Muth. Der Mensch hat, so weit ich ihn beobachtet habe, überhaupt nur in sofern Interesse für die Wahrheit, als sie für ihn von unmittelbarem Nutzen ist. Wo dieser Fall

nicht statt findet, nimmt er auf Treu und Glauben; und empfängt er an der Stelle der Wahrheit den Irrthum, so täuscht er sich so lange, bis er irgend eine Aufforderung erhält, an seinem eigenen Kopf zum Kritiker zu werden, den Irrthum auszustoßen und die Wahrheit aufzunehmen. Das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Anderen zu bedienen, ist also da, wo es wirklich statt findet, schwerlich verschuldet; denn um es zu sehn, müßte in dem Verstand eine Kraft stecken, vermöge welcher er den Irrthum von der Wahrheit auf den ersten Anblick unterschiede; eine Kraft, die gar nicht in ihm seyn kann.

Das Individuum ist aber von der Natur um so weniger zum Ausgang aus der Unmündigkeit bestimmt, da es nicht für sich; sondern theils für die Gesellschaft, in welcher es lebt; theils für das ganze menschliche Geschlecht bestimmt und vorhanden ist. Seine Vollkommenheit besteht recht eigentlich darin, daß es das Geschäft, wozu es sich einmal hergegeben hat, auf eine Art betreibt, welche

für alle, die dabei interessiert sind; nichts zu wünschen übrig läßt. Diese Vollkommenheit aber kann immer nur eine partielle d. h. eine Vollkommenheit seyn, welche keinen Ausgang aus der Unmündigkeit gestattet; denn um noch mehr zu werden, müßte jeder einzelne Geist alles umfassen können. Die Natur hat aber in Hinsicht des menschlichen Geschlechts überall gewollt, daß einer für alle und alle für einen vorhanden seyn sollten, und, diesem Willen gemäß, treffen wir in der großen Gesellschaft eben die Erscheinung an, die uns in jeder Fabrik aufstößt; wo jeder einzelne Arbeiter sein Rad, seine Kette, seinen Stift u. s. w. sehr vollkommen macht; aber nicht im Stande seyn würde, die ganze Maschine, welche aus diesen einzelnen Bestandtheilen zusammengesetzt wird, zu verfertigen.

Im Grunde kann man nur von einer Staatsgesellschaft sagen, sie sei aufgeklärt. Die Aufklärung denkt ich mir also als ein sehr zerstreutes Licht, dessen Strahlen durch sehr viele Köpfe gehen, bis sie sich nach ei-

ner tausendfältigen Brechung, in einigen wenigen Köpfen konzentriren, die man vorzugsweise die philosophischen nennen sollte. Von hier aus wirken sie auf die Gesellschaft zurück, von welcher wiederum jeder Einzelne so viel in sich aufnimmt, als sich mit seiner Individualität verträgt.

Nichts ist wahrer, als wenn man von den guten Köpfen sagt, daß sie sehr viel Raum gebrauchen. Um einen einzigen Leibniz oder Kant hervorzubringen, muß nicht nur die ganze Gesellschaft in ihrem Innern einen hohen Grad von Vollkommenheit erhalten haben, sondern auch — was in der engsten Verbindung damit steht — eine lange Reihe von Generationen untergegangen seyn. Solche Männer kann man als geistige Extrakte der Gesellschaft betrachten; sie sind die Blüthen der durch viele Generationen entwickelten Gesellschaft.

Übrigens fehlt sehr viel daran, daß diese Männer das Reich der Wahrheit begreifen; dies können nur Dummköpfe behaupten, die in ihrem ganzen Leben auf keine eigene Ent-

deckung stossen. Das Reich der Wahrheit ist unendlich; dies beweisen alle Erscheinungen, welche die Geschichte enthält, ob wir uns gleich über die Schranken der Zeit nur immer durch Vermuthungen erheben können. Würden wir, wenn man uns vor einem Jahrtausend den gegenwärtigen intellektuellen Zustand der Gesellschaft geschildert hätte, von dieser Schilderung das mindeste begreifen haben? Würden wir, wenn man uns den Zustand des menschlichen Geschlechts nach einem Jahrtausend vorhielte, das mindeste begreifen? Die Spanier erschienen bei der ersten Entdeckung Amerika's den Bewohnern der Antillen als Götter. In eben diesem Lichte würden wir unseren Vorfahren erscheinen; und in eben diesem Lichte würden wir selbst unsere Nachkommen betrachten, wenn sie uns sichtbar werden könnten. Es ist nichts läppischer, als der Glaube an Vollendung innerhalb einer gewissen Zeit. Gerade in der gränzenlosen Perfektibilität besteht der Vorzug des Menschen; und diejenige Philosophie, welche uns mit dem Geseß bekannt machte, welches

welches

welches dieser Perfektibilität zum Grunde liegt, würde den Vorzug vor allen Systemen verdienen, die das menschliche Gehirn jemals ausgeheckt hat; denn sie würde uns zugleich die besten Aufschlüsse über alle die einzelnen Erscheinungen geben, welche in der menschlichen Gesellschaft wirklich vorhanden sind und durch ihre Anzahl eben so sehr verwirren, als durch ihre Verschiedenheit. Sie würden aber zugleich im höchsten Grade beruhigen und stärken. Denn sie würde uns zeigen, warum keine Revolution in der Welt im Stande ist, den einmal vorhandenen Grad von Entwicklung zu vernichten, und wie diese Entwicklung nicht eher stille stehen kann, als bis alle von der Natur in den Menschen gelegten Keime ausgewickelt sind, und derjenige, um dessentwillen diese schöne Schöpfung vorhanden ist, als ihre Zierde dasteht. Ich begreife gar nicht, wie es den Denkern dieses Jahrhunderts hat entgehen können, daß das Individuum alles nur durch die Gesellschaft ist, in welcher es lebt, und daß die Natur durch irgend ein unsichtbares

Band Generationen an Generationen gesetzt hat, um die Menschheit immer weiter zu führen. Verdankt nicht — um nur ein einziges Beispiel anzuführen — der Seefahrer, den eine genaue Beobachtung der Länge vor dem Schiffsbruch bewahrt, sein Leben einer Theorie, welche durch eine Kette allmählig entdeckter Wahrheiten bis zu den Entdeckungen hinaufsteigt, die in Platons Schule gemacht wurden und zweitausend Jahre hindurch unbenutzt blieben? Man erkläre dies einzige Räthsel, und es ist vielleicht Alles erklärt.

Ich habe alle diese Bemerkungen vorausschicken müssen, damit Du das verstehen möchtest, was ich Dir von dem hiesigen sogenannten dritten Stande zu sagen habe. Sein Lobredner oder Tadler zu werden, ist etwas, das mir gar nicht einfallen kann; aber indem ich über ihn urtheile, möchte ich gern recht bestimmt und verständlich seyn.

Im Allgemeinen muß ich die Bemerkung machen, daß ich mich nie in einer großen Gesellschaft befunden habe, welche, durch und

durch für eine höhere Entwicklung besser vorbereitet gewesen wäre. Kommt es dabei vorzüglich auf das Nichtvorhandenseyn von Verurtheilen und Wahnbegriffen an, so kann ich Dir sagen, daß es hier zwar, wie allenthalben, Verurtheile des Standortes giebt, aber dafür desto weniger politische und religiöse. Es ist, als wenn dies die unmittelbare Frucht des Protestantismus in Verbindung mit Preussens ganzer Lage als Staatsmacht wäre. Vielleicht aber muß man zur Erklärung dieser Erscheinung auf den Grundcharakter der Deutschen, so wie er sich zu allen Zeiten offenbart hat, zurückgehen; ich meine ihren Kosmopolitismus, vermöge welches sie so unendlich wenig Nationelles haben und in jeder Hinsicht für die ganze Welt vorhanden sind. Dem sey indeß wie ihm wolle, ausgemacht ist wenigstens, daß sie jeder Belehrung offen sind, und daß dies in einem ganz vorzüglichen Grade bei den Bürgern des preussischen Staats statt findet.

Nachdem ich mich nun bereits über den Adel und die Geistlichkeit erklärt habe und

jetzt dahin gekommen bin, meine Meinung: über den dritten Stand zu sagen, bleibt mir, um dies mit einiger Präzision thun zu können, nichts weiter übrig, als diesen Stand in Gedanken in drei Klassen abzusondern und über jede einzelne besonders zu sprechen. Diese drei Klassen sind die der Geschäftsleute (worunter ich alle nicht-adliche Mitglieder der Regierung verstehe) die der Kaufleute und die der Künstler und Handwerker, mit Ausnahme der Schriftsteller, denen ich ein besonderes Kapitel zu widmen gedenke. Ich habe wahrlich nicht die Absicht irgend einer dieser Klassen zu nahe zu treten; aber ich kann sie doch auch nicht anders darstellen, als ich sie kennen gelernt habe.

Was nun die Geschäftsmänner betrifft, so glaub' ich im Ganzen genommen von ihnen behaupten zu können, daß man den geringsten Grad von eigentlicher Intelligenz bei ihnen antrifft. Dies hängt, meines Erachtens, aufs genaueste mit ihrem ganzen staatsbürgerlichen Geschäft zusammen,

bei welchem der Druck der Autorität alles machen muß. Wer irgend einen einträglichen Posten bekleidet, und auf demselben Geschäfte treibt, deren Nützlichkeit für den ganzen Staatskörper groß genug seyn mag, ihm aber nicht weiter zu statten kommt, weil er auf ein bestimmtes Gehalt angewiesen ist, der hat, vermöge der allen Menschen eigen thümlichen Trägheit, die stärksten Aufforderungen von der Welt, in den Schranken der Mittelmäßigkeit zu bleiben. Die Hauptsache für ihn ist, sein Tagewerk gut zu verrichten, weil hierin das Mittel enthalten ist, sich den Besitz staatsbürgerlicher Vortheile zu sichern. Wozu noch mehr leisten? Wozu einer allgemeineren Einsicht nachstreben; die schwerlich nützlich, aber sehr leicht schädlich werden kann? Es ist ferner eine herrliche Sache um den Mechanismus; und dieser kann nur allzu leicht dadurch eingebüßt werden, daß man über seine Sphäre hinausgeht, das Denken liebgewinnt, und mehr in der Welt als in seinem Amte lebet. Es kommt noch dazu, daß mechanische Arbeiten den Geist

wirklich tödten, und wenn man damit überhäuft wird, eine Unlust erzeugen, welche nur dadurch verschewcht werden kann, daß man sich, wie man nennt, zerstreut. Auch verdient das noch in Anschlag gebracht zu werden, daß man, als Rath eines Landeskollegiums, immer etwas repräsentirt, wenn es auch nicht eine vorzügliche Individualität ist. Aus allen diesen Gründen nun sind die sogenannten Geschäftsmänner höchst selten etwas mehr, — als Geschäftsmänner, d. h. sehr begränzt, wenn von etwas anderem die Rede ist, als vom Dienst und von den dahin einschlagenden Sachen. Die Zeit, welche ihnen von ihren Geschäften übrig bleibt, wird dem Amusement gewidmet. Dies ist entweder eine L'hombrépartie, oder das Schauspiel, oder ein Spaziergang; vor allen Dingen aber eine gute Tafel und was davon für einen andern Sinn abhängt. Studium, Lektüre und dergleichen ist ihnen ein Brenel. Ich spreche hier im Allgemeinen und gestalte von Herzen gern einzelne Ausnahmen. Diese mögen sich besonders unter

den jüngeren Geschäftsmännern finden, welche ein Uebermaas von Kraft gewissermaßen rebellisch macht. Diejenigen von ihnen, welche in Hinsicht ihrer Einkünfte nicht sehr vortheilhaft situirt sind, mögen auch in ihrer Lage einen Antrieß finden, nach Eigenschaften zu ringen, welche ihren Superioren fremd sind, um sich diesen wichtiger zu machen und dadurch ihr Fortkommen zu befördern. Wenig; in dieser Klasse findet man sehr wenig eigentlich aufgeklärte Menschen. So wie man sie an öffentlichen Orten beobachtet, werden sie sogar durch ihre Unwissenheit anstößig. Mir wenigstens ist es sehr häufig begegnet, daß ich den einen oder den andern staatsbürgerlich sehr angesehenen Mann seine Muttersprache so kanderwelschen hörte, daß er einen grammatischen Schnitzer über den anderen machte, ob es hier gleich in den höheren Sphären zum guten Ton gehört, seine Muttersprache richtig zu sprechen. An eine ernsthafte Unterredung ist mit den wenigsten zu denken; sie erklären denjenigen, der es darauf anlegt, auf der Stelle

für einen unerträglichen Pedanten. Will man etwas mit ihnen sprechen, so muß man dem Hof, das Schauspiel, die wichtigsten Stadtherrlichkeiten und die seltensten Combinationen des Rhombrespiels zum Gegenstand machen. Manches haben sie als Resultat in ihren Köpfen niedergelegt, aber sie sind nicht im Stande, darüber weitere Aufschlüsse zu geben, wenn man auf den Grund dringt; in solchen Fällen wissen sie sich indessen sehr gut durch die Miene des Geheimnisses zu helfen. Kurz: Du kannst es mir auf mein Wort glauben, wenn ich Dir sage, daß diese Klasse von Stadtbürgern sehr zurück ist, und daß, wenn man den Zusammenhang der Spielräume, in welchen sie sich bewegen, kennen lernen will, man zu den jüngeren unter ihnen seine Zuflucht nehmen muß, in welchen die Schwerkraft aus allen möglichen Gründen geringer ist. Eine große Idee hab' ich aus keines Einzigen Munde vernommen; wie soll man aber auch auf eine große Idee gerathen, wenn man in der Welt nur pragmatistirt? Eine solche Idee fin-

det sich selbst bei denen nicht, deren Geschäfte es mit sich bringt, in der Welt orientirt zu seyn. Ich meine die hier sogenannten Justiz-Kommissarien, oder Advokaten; Leute, welche in der Regel einen hohen Grad von Bildung haben, indem sie am meisten mit den Lebensverhältnissen bekannt sind, aber, indem sie alles nur einzeln wissen, wiederum demjenigen nicht genügen, der auf allgemeine Übersichten und Zusammenhang in Ideen dringt. Das Generalisiren, wofür so wenig Köpfe vorhanden sind, gehört also unter den hiesigen Geschäftsmännern sehr wenig zu Hause. Dies verschlägt nicht viel, wenn nur jedes Individuum da, wo es einmal steht, recht kräftig einwirkt; dies ist als nothwendige Folge des isolirten Thuns und Treibens sogar zu entschuldigen. Wie aber, wenn die Regierungsmaschine jemals ins Stocken geräth? Wer soll alsdann vortreten und alles wieder in das gehörige Gleis setzen? —

Was die Kaufleute anlangt, so findet man unter ihnen einen weit höheren Grad von Intelligenz. Ich meine hier nicht die

Krämer, welche ihre Läden an den Straßenecken geöffnet haben; um diese mag es schlecht genug stehen. Ich meine die größeren Kaufleute, welche die Welt mit einander in Verbindung setzen. Personen dieser Art giebt es hier genug, und die meisten von ihnen sind des Umgangs würdig. Die Aufgabe, welche der eigentliche Kaufmann zu lösen hat, ist: die Welt, in welcher Andere nur orientirt zu seyn brauchen, um ihr Geschäft mit Erfolg zu betreiben, wirklich zu begreifen. Dies ist die Bestimmung des englischen und holländischen Kaufmanns; dies ist die Bestimmung aller wahren Kaufleute in der ganzen Welt. Eben darum lernt man von ihnen das Meiste. Es ist wahr, sie sind Egoisten im eminentesten Sinne des Worts; aber was verschlägt dies, da ihr Egoismus von allem Kleinlichen und Erbärmlichen frei ist, da sie immer große Vortheile durch große Aufopferungen erkaufen, da immer nur die Welt ihr Vaterland ist? Ich wenigstens gestehe, daß Charaktere dieser Art mich am meisten anziehen, und daß ich es wohl leiden

mag, daß man sich zum Mittelpunkt der Welt macht; da die ganze menschliche Natur dies eigentlich mit sich bringt; denn was ist, das eigentliche Begreifen etwa angenommen, alles menschliche Thun und Treiben anders, als ein Verkehr? Was den deutschen Kaufmann anbetrifft, so bin ich sehr geneigt zu glauben, daß er gleichwol der großmüthigste von der Welt seyn würde, gestattete die ganze Lage seines Vaterlandes einen lebhaften Antheil an dem Welthandel. Sein ursprünglicher Charakter bringt dies mit sich; denn wer die Freiheit und Gleichheit über alles liebt, wie der Deutsche, der ist auch sehr geneigt, sie auch Andern zu geben. Auf diese Lage muß man zurückkommen, wenn man sich erklären will, daß der Patriotismus unter den deutschen Kaufleuten (diejenigen ausgenommen, welche in Republiken leben) so wenig anzutreffen ist; sie setzt ihn auf die allernatürlichste Weise in Widerspruch mit den Landesgesetzen, welche, da sie nicht für ihn allein vorhanden seyn können, ihn nothwendig von allen Seiten klemmen müssen. Im Ganzen

genommen wird es sehr wenige geben; welche mit sehr viel Hochachtung für die Gesetze sehr reich werden; ihre Bestimmung und diese Gesetze vertragen sich nicht mit einander. Der Kaufmann will frei seyn, soll er moralisch gelten. Dasjenige Land, wo der freie Handel die meisten Hindernisse findet, bringt also nothwendig die meisten Übertreter der Gesetze hervor; und da die Übertretung gestraft werden muß, so versteht es sich im Grunde von selbst, daß, indem der Zirkus gewinnt, der Kaufmann in diesem Lande nicht gedeihet, und daß alles, was von seinem Gedeihen abhängt, mehr oder weniger darunter liegt. Ich müßte mich sehr irren, oder ich habe auf diesem Wege den Grund aufgefunden, watum die englischen Fabriken und Manufakturen noch sehr lange den Vorzug vor allen behalten werde; denn indem den englischen Kaufmann nichts in der Welt verhindert, sich bis ins Unendliche zu bereichern, kann er, nachdem ihm dies gelungen ist, die ganze Kraft des Geldes wiederum anwenden, Werkzeuge zu erschaffen, welche

der deutsche nur wünschen kann. Wie nun aber den freien Handel ins Leben rufen, der der Welt so nothwendig ist, wenn sie jemals moralisirt werden soll? Es klingt verwegen, aber es ist wahr, daß die Welt, so wie sie bis jetzt dasteht, noch ein Embryo ist. Die Interessen sind noch viel zu sehr getheilt, und müssen verallgemeinert werden. Dies kann nicht geschehen, ohne daß sich die Reiche vergrößern. Diese Vergrößerung aber muß immer zum Vortheil des freien Handels seyn; und da dieser in Monarchien nicht gedeihen kann, so bleibt nichts anderes übrig, als jede Monarchie zum Centrum der Nationalkraft zu machen, und dies Centrum so mit Republiken zu umgeben, daß der Handel durchaus freien Spielraum hat, ohne deswegen ganz unabhängig zu seyn. Freilich werden die nächsten Jahrhunderte dieses Problem nicht lösen; aber endlich einmal wird es gewiß gelöst werden, da diese Bestimmung der Welt immer klarer hervortritt, so, daß jetzt schon der erste Anfang mit Frankreich gemacht wird. Wer hatte glauben

sollen, daß dies das Resultat einer Revolution seyn würde, welche, bei sehr großen Staatsgebrechen, den allererbärmlichsten Leidenschaften ihre Entstehung und ihren Fortgang verdankt? und doch steht es vor aller Augen da. Doch ich kehre zu den hiesigen Kaufleuten zurück. Die Klemme in welcher sie sich befinden, trägt nicht wenig zur Verstärkung ihrer intellektuellen Kraft bei. Sie spekuliren auf alles, und der Ulfennehmungsgeist ist ihnen nichts weniger als fremd. Haben sie die kühnen Konzeptionen der Engländer nicht, so rührt dies theils daher, daß ihr Substrat geringer ist, theils daher, daß sie weniger Egoisten sind, als diese Insulaner. Ein hiesiger Kaufmann will viel gewinnen, um recht viel zu verbrauchen. Keine Spur von Geldgeiz! Ist ihm eine Spekulation gelungen, so theilt er die Vortheile mit seinen guten Freunden an einer reichlichbesetzten Tafel; denn die Hospitalität ist noch immer der Charakter der Deutschen in einem so hohen Grade, daß ich keine Nation kenne, die in dieser Hinsicht mit ihnen zu vergleichen

wäre. Außerdem will der hiesige Kaufmann außer den Ringmauern der Stadt irgend ein Eigenthum besitzen, wo er freier athmen kann. Dies hängt vielleicht mit seinem Streben nach Freiheit zusammen. Wie dem aber auch seyn mag, immer ist es gewiß, daß ein großer Theil der Villen, welche die Hauptstadt in der Nähe und Ferne umgeben, ihre Entstehung den begüterten Kaufleuten verdanken. Hier lebt der Kaufmann mit seiner Familie in dem Schooße der Natur unter Blüthen und Früchten, während in seinen Comtoiren der ernste Fleiß seiner Diener die ertungenen Vortheile sichert oder vermehrt.

Die artistische Betribsamkeit hat von dem Augenblick an in Deutschland zu Hause gehört, wo der Barbarismus in der Vermischung mit kultivirteren Nationen sein Ende fand. Gegenwärtig hat Deutschland ganz vorzügliche Künstler in jedem Fache. Musik, Malerei, Bildhauerkunst, Architektur, Kupferstechen, Stemschneiden, kurz alles wird hier geübt, und die Fortschritte in allen diesen Künsten sind seit den letzten funfzig Jahren

groß genug gewesen, daß die Deutschen keine Ursach haben, sich einer Vergleichung mit anderen Nationen zu entziehen. Es kommt mir auch vor, als fängen sie nach gerade an, sich ihrer großen Talente bewußt zu werden; noch immer aber ist dies Bewußtseyn nicht stark genug, um sie zur Herabsetzung der Kunstprodukte anderer Nationen zu bewegen. Es ist überall etwas Eigenthümliches in den Deutschen, daß sie Freunde aller Nationen sind, in das Eigenthümliche einer jeden eingehen, sich davon aneignen was ihrem Grundcharakter entspricht, und es alsdann ruhig darauf ankommen lassen, was der Kenner oder Nicht-Kenner zu ihrem Werke sagt. An Originalität, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, fehlt es ihnen durchaus, wie tief auch ihre Kombinationen zum Theil seyn mögen; sie wollen nur das allgemeine Schöne, das zuletzt der ganzen Welt gefallen muß, und ihr wirklich gefällt.

Ich könnte Dir sehr viel von den hiesigen Kunstprodukten sagen; aber wozu würde dies helfen? So etwas will nicht beschrieben,

sondern

sondern mit den Sinnen selbst aufgefaßt seyn. Was den allgemeinen Künstlercharakter betrifft, so findet man ihn auch in dem Deutschen wieder, nur mit dem Unterschiede, daß der deutsche Künstler — um es mit einem Worte zu sagen — weniger Pedant ist d. h. keinen ausschließenden und eben deswegen übertriebenen Werth auf seine Virtuosität legt. Eben deshalb findet man in ihm nicht den, ich möchte sagen rasenden Eigensinn, den man in den Künstlern anderer Nationen antrifft, die, um ihres einseitigen Talents willen, sehr häufig mit einer Zartheit behandelt seyn wollen, welche nur Fürsten zu fordern berechtigt sind. Ich kenne hier mehr als einen Künstler, der mit aller Virtuosität die Einfachheit selbst und eben dadurch nur um so liebenswürdiger ist. Dies mag zum Theil auch wohl daher rühren, daß keiner von ihnen, im eigentlichen Sinne des Wortes, reich ist und werden kann. So wie die Welt jetzt liegt, können alle edleren Künste nur da vorzüglich gedeihen, wo die Gesellschaft im Ackerbau, in Manufakturen und Fabri-

ken und im Handel eine starke Basis hat; aber eben hieraus folgt auch die große Abhängigkeit der Künste. Ganz anders verhielt es sich mit der alten Welt, wo die Menschheit nur in den kleinen Parthien blühte, welche die List verstanden, alles um sich her von sich abhängig zu machen, und mit Italien im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, wo die Staatskräfte von ganz Europa in Rom, wie in einen Mittelpunkt, zusammenfloßen. Bei den Griechen und bei den Italienern der neueren Zeit konnte es sehr leicht große Künstler geben, und diese großen Künstler durften um so stolzer und eigensinniger seyn, weil sie, dem Anschein nach, so ganz aus sich selbst hervorgegangen waren und der Gesellschaft nichts verdankten. Dies aber fällt jetzt ganz weg, und je größer die Anzahl der Künstler wird, desto mehr humanisiren sie sich, wenn ich mich so ausdrücken darf. Dies Humanisiren ist aber recht eigentlich hier der Fall. Die Kunst selbst leidet so wenig darunter, daß sie vielmehr noch gewinnt; denn gerade auf diesem Wege wird

sie von allen Launen rein und unbesiegt erhalten.

Überhaupt bin ich der Meinung, daß die schönen Künste durch eine allzu glänzende Unterstützung mehr verlieren, als gewinnen. Ist einmal die Kunst selbst vorhanden, so kommt es blos darauf an, die Künstler nicht zu Grunde gehen zu lassen, um die weitere Entwicklung der Kunst nicht nur möglich, sondern sogar nothwendig zu machen. Alles was man von dem Gedeihen derselben durch Wohlleben spricht, ist schlecht erfunden. Trägheit ist der Grundtrieb im Menschen, wie in allen Körpern ohne Ausnahme, und wer die ganze Thätigkeit des Lebens gehörig zu analysiren versteht, wird immer finden, daß Ruhe ihre ausschließende Tendenz ist. Verhält es sich nun aber so mit dem Menschen, so folgt daraus, daß alles, was diese Trägheit begünstigt, seiner Energie Abbruch thut. Was beabsichtigt denn zuletzt ein Phidias, indem er einen olympischen Jupiter bildet? Reichthum, Wohlleben. Er erreichte seinen Endzweck durch sein erstes Kunstwerk,

was wird die Folge davon seyn? Bequemlichkeitsliebe, die sich ungern aus ihrem Gleichgewicht setzen läßt, und, wenn es gelingt, sie noch einmal aufzuheben, aus der Nachlässigkeit, womit das neue Kunstwerk gearbeitet ist, sehr deutlich hervorblickt. So in Hinsicht aller Künstler von der Welt. Sie selbst bilden sich zwar immer ein, daß es nur der Gemächlichkeit bedürfe, um sie vortrefflich zu machen; aber dies ist so wenig der Fall, daß die Vortrefflichkeit nur bei denjenigen wiederzufinden ist, denen das Meiste an Gemächlichkeit abgeht. Genie ist nichts als Fleiß im Kombiniren, und am fleißigsten ist immer derjenige, der den meisten Antrieb dazu hat, so, daß Genie und Antrieb zuletzt durchaus zusammenfallen. Das Gegentheil werd' ich nicht eher glauben, als bis man mir beweiset, daß ein Mensch ohne Antrieb ein genialisches Produkt hervorgebracht habe, oder, was einerley ist, daß die Wirkung ohne die Ursach zu Stande gekommen sey. Was man von innerem Drang zum Darstellen spricht, ist richtig, in sofern es

mit dem übereinstimmt, was ich so eben vom Antrieb gesagt habe; falsch hingegen sobald man irgend etwas anderes dabei denkt. Denn woher käme dieser innere Drang? Von Hause aus hat der Mensch keine Art des Talents. Was wir so nennen, entwickelt sich nur in und durch die Gesellschaft vermöge gewisser Richtungen, die ihm gegeben worden sind und welchen die Nothwendigkeit, in der Gesellschaft einen bestimmten Punkt zu behaupten, Zweck und Ziel verleiht. Poetisch sind wir alle ohne alle Ausnahme, wenn gleich auf verschiedene Weise; und genau genommen, hören wir nicht eher auf, poetisch zu seyn, als bis wir das zu begreifen suchen, was uns zu Poeten macht. Doch zurück zu den Künstlern!

Es liegt in der Natur der Sache, daß sie sehr wenig oder vielmehr nichts begreifen; denn wie wären sie sonst Künstler? Alles ist für sie nur als transformabler Stoff vorhanden, dem die Willkür eine beliebige Gestalt giebt. Judenthum, Heidenthum, Christenthum, Monarchie, Republik,

Pitt, Bonaparte u. s. w. alles gilt ihnen gleich, weil sie nur benutzen wollen, was sich darstellen läßt. Sie sind als Künstler durch, aus Indifferentisten. Als Menschen ist ihnen die Wahrheit freilich nothwendig; aber da sie ihrer auf keine Weise empfänglich sind, so bilden sie sich eine durch Übereinstimmung der Ideen mit sich selbst, unabhängig von aller Objectivität. Dies macht denn, daß die meisten von ihnen in einem hohen Grade abergläubig sind, und daß man sie wie Kinder führen kann, wohin man will, wenn man nur ihrer Kunst huldigt. Ihrer innigsten Überzeugung nach, sind die Gesetze ihrer Kunst die Hauptsache in der Anordnung der Dinge, obgleich eben diese Gesetze nie etwas anderes seyn können, als wandelbare Abstrakte, welche ihre temporelle Wahrheit nur in dem gerade gegenwärtigen Zustande der Kunst haben. Kommt es aufs eigentliche Handeln, d. h. aufs richtige Eingreifen in ihre Umgebung an, so sind sie in der Regel auf der Stelle verloren. Daher die große Erbitterung, welche in den meisten von ihnen

statt findet; eine Erbitterung, welche aber immer die glückliche Folge hat, daß sie ihre Kunst nur desto inniger lieben. Sie möchten der ganzen Welt Geseze vorschreiben, und nehmen immer die Geseze der Welt an, weil sie zuletzt wohl einsehen, daß jedes Individuum der Masse unterliegt. Um mit sich selbst nicht in Widerspruch zu gerathen, sagen sie (vorzüglich die Dichter): »die Kinder des Lichts sind nicht von dieser Welt,« ohne im mindesten zu bedenken, daß man ein Kind des Lichts im vorzüglichsten Sinne seyn muß, um von dieser Welt zu seyn. Sie möchten jeden Streit vermeiden, weil sie die Ruhe lieben; aber der Kampf nimmt für sie kein Ende; denn, indem sie weder sich selbst noch andere begreifen, gerathen sie immer in die Versuchung, sich einer den andern in ihre Strudel zu ziehen, und der geringste Widerstand, welchen sie vorfinden, ist hinreichend, sie in Harnisch zu setzen. Sie hassen die Welt, und können doch nur in der Welt leben und gedeihen. Sie verabscheuen alles was staatsbürgerlich über ihnen ist, und

schmiegen und biegen sich, so oft sich eine Gelegenheit findet, in die Nähe eines Großen zu gelangen. Unerdlich, wie ihre Eitelgeliebe, sind die Widersprüche, worin sie mit sich selbst gerathen. Alle sechs Monate ist ihre Ansicht durchaus verändert. Sie sind in einer ewigen Bewegung, wosfern sich der Zufall ihrer nicht annimmt, um sie reicher zu machen; denn von diesem Augenblick an söhnen sie sich wieder mit der Welt aus, ohne sie gleichwohl besser begriffen zu haben.

Es könnte nach Allem, was ich bisher bemerkt habe, das Ansehn gewinnen, als hätte ich eine Satyre auf die Künstler machen wollen; aber dies lag wahrlich nicht in meinem Plan; ich wollte sie nur zeigen, wie sie sind — wie sie immer gewesen sind und immer seyn werden, so lange die Subjektivität ihr Wesen ausmacht d. h. so lange sie Künstler sind. In der Folge werd' ich Gelegenheit finden, diese Saite noch einmal zu berühren, und dann soll Dir die Ursach der ganzen Erscheinung noch weit deutlicher einleuchten. Jetzt will ich nur noch einige Be-

merkungen über diejenigen Artisten hinzufügen, die, weil ihre Beschäftigung ganz mechanisch geworden ist oder zu seyn scheint, Handwerker genannt werden.

Einige dieser Personen, vorzüglich aber diejenigen, welche, weil ihre ganze Beschäftigung auf dem fortdauernden Luxus basiert ist, sehr viel gewinnen, retten aus dem Wirrwarr des Lebens einen hohen Grad von Klarheit, durch welche sie eben so freundlich als vortheilhaft hervorstechen. Der Reiche will jede Art von Bequemlichkeit genießen und glaubt sich ein sehr großes Verdienst zu erwerben, wenn er dem thätigen Staatsbürger Gelegenheit verschafft, ihm diese Bequemlichkeiten zu gewähren. Dieser läßt sich seine Abhängigkeit gefallen; aber indem er zu einem größeren Vermögen gelangt, macht er davon gerade die Anwendung, welche der Reiche hätte machen sollen, d. h. er wird, gegen alles Erwarten, der Mann der Nation. So kenn' ich hier einen Mann, dessen fortgehendes Lebensgeschäft das Lalkiren ist, der sich aber durch seinen Reichthum hoch

über den selbstgezogenen Kreis hinausgeschwungen hat und als einer der vorzüglichsten Bürger da steht. Durch eigenes Nachdenken aus sich selbst herausgetrieben, fühlt er sich von der Astronomie angezogen. Seine Liebe für diese Wissenschaft wächst in eben dem Grade, in welchem er mit ihr vertrauter wird. Mit der Theorie bekannt, steigt er zur Beobachtung auf. Sich dies mühselige Geschäft zu erleichtern, schafft er sich nicht nur die besten englischen Werkzeuge an, sondern erbaut er sich auch in seinem Garten eine eigene Sternwarte. Hier hat er schon mehrere erhebliche Entdeckungen gemacht, von welchen bloß deshalb nicht die Rede ist, weil man seine Bescheidenheit ehrt. Ich wünschte, ich könnte Dir diesen Mann zeigen, so werth ist er mir. Er hat Frau und Kinder; aber dies hält ihn nicht ab, die Wissenschaft zu lieben. Er sorgt für die ersten mit aller Rechtschaffenheit eines Mannes, der seine Pflichten kennt und achtet; aber er fühlt zugleich, daß das Leben einen sehr geringen Werth hat, wenn es bloß darauf an-

kömm't, das Problem zu lösen: Was wir essen und trinken und womit wir uns kleiden werden? Und gerade dies ist es, was mich ihn so theuer macht. Tausend und aber Tausend an seiner Stelle würden das, was ihnen als baarer Gewinn von dem Luxus der Vornehmeren zufällt, zum Luxus verwenden; er aber benutzt es wie eben so viel farbige Steinchen, um die schönste Mosaik daraus zusammenzusetzen, und lebt dabei so still, so einfach, als ob er gar nicht vorhanden wäre. In seiner Gegenwart würd' ich es nicht sagen, um seiner Bescheidenheit nicht zu nahe zu treten; aber Dir kann ich es wohl bekennen, daß Berlin, welches in so vieler anderer Hinsicht die erste Stadt in der Welt ist, in sehr kurzer Zeit der Lichtpunkt für ganz Europa werden würde, wenn es nur hundert solcher Bewohner enthielte. Denn sage selbst, mit welcher enormen Kraft würden diese hundert auf die übrigen Einwohner zurückwirken? Ist aber dieser Mann ein Stern erster Größe, so fehlt es nicht an Personen, welche sich ihm in der Nationalität — ich

brauche dies Wort als Gegensatz von Egoismus — nähern. Die meisten findet man unter den Buchdruckern, welche, wie man mir gesagt hat, in Ansehung der Intelligenz selbst den Anschlag über die Buchhändler geben. Selbst unter den gemeineren Handwerkern mag es manchen sehr gescheuten Mann geben, nur daß er wenig bekannt ist.

An dem ganzen Publikum ist es merkwürdig, daß es das Mittelmäßige und Schlechte in Sachen des Geschmacks durchaus verwirft, wenn es auch noch so sehr gepriesen wird. Berlin ist in dieser Hinsicht ein wahrer Probiertestein des Vortreflichen. Was sich hier hält, ist gewiß tüchtig; und was breit getreten oder ausgemerzt wird, gewiß schlecht. Der Geist der Critik, wie er zuerst von den Philologen, in der Folge von den Theologen und zuletzt von den Philosophen ausgesprochen ist, scheint sich der ganzen Nation mitgetheilt zu haben. Selbst in Dingen, wo der Antagonismus durchaus blind scheint, ist er es nicht; auf jeden Fall zeigt er an, daß das Gesuchte noch nicht gefunden ist.

Das Streben nach Wahrheit ist ganz allgemein; selbst bei denen, welche sie niemals finden. Ihr setzt man jeden Lebensgenuss hintenan. Wir südlichen Völker wollen nur genießen. Uns ist die Poesie alles, die Wahrheit gar nichts. Hat sich der Irrthum einmal unserer Köpfe bemächtigt, so dauert er fort; oft Jahrhunderte lang. Hier hnt gegen verschwindet er eben so schnell, als er entstanden ist. Die Ursache davon kann keine andere seyn, als die, daß man hier den Konflikt, aus welchem die Wahrheit hervorgeht, aus Kraftgefühl liebt, während wir ihm, aus Bequemlichkeitsliebe, ausweichen, so lange wir immer können. Für wen hat die Natur mehr gethan für die Deutschen, oder für uns? Offenbar hat sie uns, dem Anschein nach, mehr begünstigt. Ich sage dem Anschein nach, weil es mir noch immer zweifelhaft bleibt, ob uns die Natur, vermöge alles dessen, was sie für Spanien in Klima und Boden gethan hat, nicht für eine weit größere Sozialität bestimmte, die, wenn sie wirklich statt fände, schlechterdings

stärkere Reibungen und durch diese eine größere Intelligenz zu Wege bringen mußte. Aber auch angenommen, dies lasse sich nicht beweisen — ist und bleibt nicht Entwicklung die Hauptsache für die Menschheit? Und kann dies nicht geleugnet werden, so liegt auch am Tage, daß die Natur, indem sie durch Klima und Boden für den Deutschen weniger that, ihn weit schneller zum Ziele führte. Mit allen unseren angeblichen Vorzügen (welche, wenn man sie genau analysirt, sich darauf einschränken, kranke Körper länger zu erhalten) sind wir immer bestimmt, in der wahren Einsicht, hinter dem Deutschen herzuweichen, und indem wir alles von ihm als Resultat annehmen, das göttliche Vergnügen der Erfindung zu entbehren. Was ist von uns auf fremde Nationen übergegangen? Unsere drückenden Formen, welche alle freie Bewegung hemmten und welche man eben deswegen genöthigt war wieder zu zerbrechen. Was haben wir von anderen Nationen und besonders von den Deutschen empfangen? Alles was zur Freiheit führen

kann. Nie wäre bis auf den heutigen Tag eine Druckerei bei uns zu Stande gekommen, hätten wir sie nicht aus Deutschland erhalten; alle übrigen Erfindungen gar nicht in Anschlag gebracht. Und wie verwalten wir noch immer die Schätze, welche uns Deutschland übermachte? Wie Menschen, für welche sie gar nicht vorhanden sind. Verdreht der Geistliche den Kopf des neugebornen Kindes nicht noch immer? Verbessert sich unser Bildungsgestoss im mindesten? Ich will nicht sagen, daß wir noch dasselbe sind, was wir vor drei Jahrhunderten waren; allein sind unsere Fortschritte wohl merklich? Hier hat sich seit ungefähr 40 Jahren eine Welt gebildet, die nur wachsen kann, während wir in einem beständigen Verfall begriffen sind. Einem Deutschen, besonders aber einen Preussen, der die Kraft seines Vaterlandes recht kennt und auf der Höhe der Entwicklung steht, muß, wenn er nach Spanien kommt, ungefähr eben so zu Muth seyn, als uns während unseres Aufenthalts auf Otaheiti war. Es ist, als könnten wir nicht von der

Stelle. Wie viel Mühe hat sich die Regierung gegeben, meinen Landesleuten, den Valenzianern, eine bessere Art der Benützung aller Produkte, vorzüglich des Seiden- und Ölbau's zu inokuliren! Und was hat sie ausgerichtet? Stehn sie nicht noch auf demselben Punkt? Hier dürfen nur Winke gegeben werden, um eine vortheilhaftere Produktion hervorzubringen. Spanien ist gut, sein Leben darin auszuhauchen; Spanien hat vorzügliche Hospitäler, und ist selbst ein vorzügliches Hospital; aber mehr ist es auch nicht, und man muß so verblendet seyn, als wir durch unsere Priester es wirklich sind, um sich darin wohlzufinden. Adieu!

XII.

Berlin, den 29sten October 1801.

Ich hoffe, das Schreiben, welches ich, nach einem Stillschweigen von mehr als zwei Monden, in diesem Augenblick beginne, soll für Dich nicht das uninteressanteste von allen seyn. Zum Theil wird es Dich wieder mit unserem Spanien ausführen, als auf welches ich nur allzu viel Schatten geworfen habe. Wenigstens wirst Du unsere Landesleute glücklich schätzen, daß sie, wenn die Stunde einer freien Entwicklung je für sie schlagen sollte, ein Hinderniß weniger zu bekämpfen haben werden, als die braven Bewohner der preussischen Staaten, welche, ohne von der Regierung gehindert zu werden, in einem fatalen Kampf verwickelt sind, der sie, meines Erachtens, nicht wenig aufhält. Ohne Dich noch länger mit Rathseln hinzuhalten, geh' ich in die Sache selbst ein.

Ich habe es bisher mit vielen unserer Politiker und Geschichtschreiber für einen Akt unverzeihlicher Tyranney gehalten, daß

Ferdinand und Isabella, nicht zufrieden, die Mauren aus Granada vertrieben zu haben, im Jahre 1492 auch die ganze Judenschaft aus Spanien verbannten. Es waren nicht weniger als 300,000 Seelen, welche die Gebiete der beiden Königreiche Aragonien und Kastilien räumen mußten; und verlor Spanien dadurch an Volksmenge, so verlor es noch weit mehr an Geld und Geldeswerth, indem Ferdinand und Isabella so großmüthig waren, den Vertriebenen ihre ganze fahrende Habe zu lassen, und ihnen vier Monden zum Umsatz derselben in Geld und Kostbarkeiten zu gestatten. Alle benachbarten und entfernten Staaten gewannen durch diese Maasregel, besonders Italien und Holland von dem Augenblick an, wo der portugiesische König Don Juan der Zweite die Vertriebenen, welche er Anfangs gegen Erlegung von acht Goldgulden aufgenommen hatte, von neuem verjagte. Zwar hat man sich nie die Mühe gegeben, die Summen zu berechnen, welche der spanischen Industrie auf diesem Wege entzogen wurden; aber

gering können sie nicht gewesen seyn, wenn man bedenkt, daß die Industrie wirklich von dem Augenblick der Judenverbannung da-
nieder lag.

Einseitige Finanziers und mit ihnen alle diejenigen, für welche das Geld alles ist, mögen das Verfahren der katholischen Könige tadeln; wer kann sie daran verhindern? Aber, nachdem ich die Juden hier kennen gelernt habe, bin ich geneigt geworden, in diesem Verfahren eine große politische Maasregel zu erblicken, wie man sie nur in revolutionären Zeiten nimmt; eine Maasregel, welche auf nichts geringeres abzielte, als den inneren Staatsverhältnissen mehr Bestimmtheit und Kraft zu geben. Ferdinand und Isabela haben ihren Zweck unstreitig nicht erreicht; aber dies ist nicht ihre Schuld. Die großen Ereignisse, welche Spaniens Verhängniß nach ihrem Tode entschieden, waren durchaus nicht von ihnen zu berechnen; sie thaten, was sie thun mußten, wenn aus Spanien etwas Großes werden sollte; und das ist genug.

So lange das Königreich Granada nicht erobert war, standen die Juden zwischen den Spaniern und Mauren in der Mitte, und verkauften ihre Dienste (welche zu keiner Zeit andere als Gelddienste waren,) demjenigen, der sie am theuersten bezahlte. Dies verzögerte die innere Freiheit der Nation um mehrere Jahrhunderte, und kostete jedes Jahr eine Masse von Menschenblut, welche mehr werth war, als alle Gelddienste der Juden zusammen genommen, hätte man sie sich auch für die ganze Zukunft sichern können. Nach der Vertreibung der Mauren verstand sich die der Juden von selbst, weil sie nichts mehr und nichts weniger als eine wohl verdiente Strafe der Verzögerung war, welche sie durch ihr menschenfeindliches Verfahren in die Entscheidung des Kampfes gebracht hatten. Da aber die Entfernung der Mauren die Gerechtigkeit minder nothwendig machte; so würden Ferdinand und Isabella das gewinnsüchtigste aller Völker vielleicht noch lange geduldet haben, hätte nicht die Befestigung ihres eigenen Ansehens eine

Vertreibung nothwendig gemacht. Indem nämlich die Juden zur Erhaltung ihrer Existenz schlechterdings die Einheit der Gesellschaft verhindern müssen, weil sie nur durch die Antipathien derselben gedeihen können; so war zu befürchten, daß sie sich, von der Vertreibung der Mauren an, zu Stützen der Feudalaristokratie aufwerfen würden, welche der unumschränkten Macht der Könige am meisten widerstrebte. Dies war es, was ihre Vertreibung 1492 zu Wege brachte; denn man würde, dünkt mich, Ferdinand und Isabelen allzu viel Ehre erzeigen, wenn man ihnen einen Tiefblick zuschreiben wollte, den sie um so weniger haben konnten, da sie in der ganzen Sache den Antrieben der Geistlichkeit folgten, und weder Thomas de Torquemada, als Großinquisitor, noch Medoza, als Erzbischof von Toledo, noch Ximenes, als Reichthiger der Königin, tüchtige Finanziers waren, wenn gleich der letztere in der Folge Veranlassung bekam, die Finanzkunde zu studiren. Sollte also Spanien unumschränkte Könige bekommen, so mußten

die Juden vertrieben werden. Daher von der einen Seite die Entschlossenheit, mit welcher man diese Vertreibung zu Stande brachte, und von der andern die Großmuth, womit man den Juden ihre ganze Habe ließ. Unsere Könige und unsere Geistlichkeit handelten in einem gleich großen Sinn. Was an Geld und Geldeswerth durch diese Vertreibung verloren ging, konnte wieder erworben werden; die inneren Verhältnisse in den beiden Königreichen Aragonien und Kastilien aber waren für immer verbessert, weil man das Foment der Antipathien weggeschafft hatte. Die wenigen Juden, welche unter den Mauristen zurückblieben, schienen von keiner Bedeutung; und wenn auch sie in der Folge vertrieben werden mußten, so rührte es bloß daher, daß große Maassregeln nicht halb genommen werden dürfen. Und nun vernimm, wie ich die Juden hier gefunden habe.

Gerade so, wie unsere früheren Geschichtschreiber ohne alle Ausnahme sie darstellen: als ein Volk voll Falschheit und

Betrug *). Anfangs wollte ich meinen Sinnen nicht trauen, um so weniger, weil die Juden durch ihre Höflichkeit und ihr polirtes Wesen die Eigenliebe zu ihrem Vortheil bestechen; aber je schärfer ich sie beobachtete und je mehr ich den Ursachen aller Symptomen nachdachte, die mir an ihnen auffielen, desto mehr überzeugte ich mich, daß sie ein Volk sind, für welches schlechterdings keine Moralität möglich ist, und das man eben daher in einem gewissen Sinn mit Recht als ein von Gott verworfenes betrachtet. Das Urtheil wird dich frappiren; aber höre meine Gründe.

Der Charakter des Individuums ist nie etwas anderes, als das Produkt aller der gesellschaftlichen Beziehungen, in welchen es gestanden hat und noch steht. Eben so verhält es sich mit dem Charakter ganzer Na-

*) Dies sind Ausdrücke, welche Mariana wörtlich gebraucht, wenn er die Juden *gente compuesta de falsedad y de engano* nennt.

Anmerkung des Übersetzers.

zionen, in welchem immer sehr viel Nothwendiges ist, wenn wir nur immer Scharfblick genug hätten, dies Nothwendige aufzufinden. Was nun die Juden betrifft, so muß man ihren ganzen Charakter aus dem Standpunkt erklären, den sie in der Gesellschaft behaupten. Ausgeschlossen von allen Ämtern und Würden, verhindert an dem Erwerb eines Grundeigenthums (wenigstens im Boden), eingeschränkt auf Handel und Wissenschaft und selbst hierin auf das mannichfaltigste beschränkt — wie will der Jude je dahin gelangen, eine freie Achtung für die Gesellschaft (Moralität) zu fühlen, in welcher er lebt? Um diese freie Achtung zu fühlen, müßte er vorher frei werden, d. h. in gleiche Rechte und Verbindlichkeiten mit den übrigen Staatsbürgern eintreten; so lange ihm aber dies nicht erlaubt ist, muß er die Gesellschaft hassen, die ihn so mannichfaltig beschränkt, und sich für den Druck, den er selbst empfindet, durch den kräftigsten Gegendruck entschädigen, der, da er sich nicht in seiner

wahren Gestalt offenbaren darf, durchaus zur List und zum Betrug führen muß.

Was ist es nun aber, das den Juden verhindert, gleiche Rechte und Verbindlichkeiten, oder Freiheit und Gleichheit, zu erwerben? — »Die Ungerechtigkeit der Christen!« antwortet man hierauf. — Gut! Wie aber, wenn die Christen zu den Juden sagten — und haben sie dies nicht immer gethan? — »Wir entsagen der Ungerechtigkeit, über welche ihr euch so bitter beklagt, so oft von eurer Immoralität die Rede ist. Ihr sollt von jetzt an in gleiche Rechte und Verbindlichkeiten mit uns eintreten, und alles, was bisher unser Vorrecht genannt werden könnte, mit uns genießen. Aber für so viel Güte verlangen wir von eurer Seite zwei Opfer, welche ihr durchaus darbringen müßt, wenn unter uns Gemeinschaft statt finden soll: Entsagung eurer religiösen Vorurtheile und Entsagung des Geldhandels. Gern würden wir euch diese Opfer erlassen, gestattete es unsere ganze Natur, die wir doch einmal nicht umändern

können. In einer fortgesetzten Entwicklung begriffen, können wir uns mit keinem Väterglauben und mit keinen davon abhängigen Kindereien vertragen; und als wahre Menschen, denen das Geld nicht über alles geht, laufen wir Gefahr, eure Sklaven zu werden, wenn wir Entsagung des Geldhandels von eurer Seite nicht zur Bedingung machen.« Gesezt die Christen sprächen in diesem Augenblick so zu den Juden, würden diese ihr Anerbieten unter den Bedingungen annehmen, auf welche es sich stützt? Wer wagt es, dies zu behaupten? Es ist also offenbar in dem Juden etwas vorhanden, was keine Gemeinschaft der Rechte und Verbindlichkeiten annimmt, wenn sie auch noch so großmüthig angetragen wird, und die Frage ist blos: Was dieses Etwas sey?

Ursprünglich war es die Religiosität, zu welcher der Grund durch die mosaische Gesetzgebung gelegt war. Den Glauben an einen einigen unsichtbaren Nationalgott, gegen welchen Jesus eiferte, weil er die unglücklichen Folgen vorherseh, welche die mit

diesem Glauben verbundene Intoleranz für die politischen Verhältnisse seiner Landsleute haben mußte, bezahlten die Juden mit dem Untergang ihrer Nationalität. Dies schreckliche Ereigniß, welches sie für immer von ihrer Narrheit hätte heilen sollen, verstärkte diese auf eine sehr begreifliche Weise, indem das Vertrauen auf den Nationalgott durch das Elend wuchs, welches sie nach der Zerstörung Jerusalems drückte. Bei ihrem Eintritt unter fremde Nationen, kam es vor allen Dingen darauf an, eine solche Stellung zu gewinnen, daß die in den Verheißungen des Nationalgotts enthaltenen Aussichten zu einer dereinstigen Weltherrschaft nicht in der Identifikation mit diesen Nationen untergehen möchten. Zu diesem Endzweck sagten die Juden: »Wir verlangen nichts als Duldung. Auf welcher Seite der Irrthum oder die Wahrheit sey, soll zwischen uns unausgemacht bleiben, weil Untersuchungen dieser Art nie zu so bestimmten Resultaten führen, daß darauf ein vernünftiges Verfahren gegen Menschen gegründet werden könnte. So

Wie wir also eure Religion ewig respektiren
 werden, so wünschen wir euer Achtung für
 die unsrige zu erhalten. Blindlings unter-
 werfen wir uns allen gesellschaftlichen An-
 ordnungen, die ihr bereits getroffen habt,
 oder noch treffen könnt; kein Individuum
 soll sich jemals darüber beklagen können,
 daß wir irgend einen Versuch gemacht ha-
 ben, es von seinem staatsbürgerlichen Stands-
 punkt zu verdrängen. Wir suchen nichts für
 uns, als diejenigen Geschäfte, welche ihr
 Übrigen habt; wir wollen, um alles mit ei-
 nem Worte zu sagen, die kleinen Handels-
 leute unter euch werden. Auf diese Weise
 hoffen wir uns die Gesellschaft zu verbinden,
 in welcher wir leben; denn so geringfügig
 auch unsere Dienste scheinen werden, so nüt-
 zlich und ersprießlich werden sie für das
 Ganze sein, dem es an Gemeinschaft unter
 einander fehlt. Noch einmal, duldet uns
 als Kommunikationslinien der Gesellschaft.
 Diese äußerst bescheidene Sprache gewann
 die Nationen, und die Juden machten sich
 anfangs um so beliebter, je mehr sie sich

den ärmeren Theil der Nationen verpflichteten, dessen Bedürfnissen sie auf eine scheinbar höchst uneigennützig Weise abhalfen. So retteten sie den Glauben ihrer Väter und mit ihm die erträumte Aussicht, aus der Sklaverei befreit zu werden, in welche sie ein unsinniges Widerstreben gegen die Waffenmacht der Römer gestürzt hatte.

Je größer aber die Vortheile waren, welche die Juden von diesem kleinen Handel hatten, desto mehr lernten sie ihren staatsbürgerlichen Standpunkt lieben, und desto eher fanden sie Gelegenheit, sich auch den vornehmeren Theil der Nationen zu verbinden. Wenn man die eigentliche Produktion (welche vielleicht mit einer geringen Anstrengung des Kopfs, aber mit einer desto größeren Anstrengung der Arme verbunden ist) Anderen überläßt, und sich auf die bloße Vertreibung der Produkte und ihrer Resultate einschränkt, so verschwindet die eigentliche Arbeit, und aus dem Leben wird ein geschäftiger Müßiggang, der mit tausend Reizen verbunden ist, weil es dabei nicht an Gele-

genheit fehlen kann, Menschen zu beobachten und ihre Schwächen kennen und benutzen zu lernen. Ihr erstes Übergewicht verdankten also die Juden gerade diesem kleinen Handel, der sie nicht nur reich machte; sondern ihnen auch eine Intelligenz gab, vermöge welcher sie sich der Gemüther bemächtigen lernten. Ihre Wohlredenheit und ihre Geistesgegenwart hingen hiemit aufs engste zusammen. Aber reich, geschmeidig, einschmeichelnd, fanden sie keine Mühe, die Bewogenheit der Vornehmeren zu gewinnen, welche sie sich auf tausendfältige Weise zu verbinden wußten, und denen sie um so bereitwilliger das eine oder das andere Opfer brachten, weil sie dadurch einen desto freieren Spielraum für ihren einträglichen Müßiggang gewannen. Dies gelang um so besser, weil sie, als scharfe Beobachter der verschiedenen Interessen, nie irgend eine Parthey nahmen und in der scheinbaren Neutralität sich auf eine beinah unsichtbare Weise immer an die Mächtigsten angeschlossen — mit einer Entsagung, als ob sie auf jedes

moralische Urtheil für immer Verzicht geleast hätten.

Auf welchem Punkt der Erde und in welchem Abschnitt der neueren Geschichte man auch die Juden beobachten mag, immer findet man diesen Charakter in ihnen wieder. Sind sie bisweilen die Schlachtopfer ihrer Politik geworden, so ist es immer nur dann geschehen, wenn der bis dahin unterdrückte Theil über seine Unterdrücker siegte, und die Juden, als Hauptflügel der Unterdrückung, in den Fall jener verwickelt wurden. Am häufigsten sind sie daher in Rebellionen untergegangen, wo die erschöpfte Geduld der Unterthanen die Vorschriften der Menschlichkeit überwand. Mag der Fanatismus seinen Antheil an den Grausamkeiten haben, die an ihnen verübt wurden; immer lag diesem Fanatismus etwas zum Grunde, was man noch nicht auszusprechen verstand, weil die Idee noch nicht deutlich vorhanden war — Verletzung der Menschenrechte.

Was diesen Fanatismus betrifft, so haben sich die Juden freilich immer darüber

beklagt; aber eine Nation, die an einen
 Nationalgott glaubt und das Gesetz der Väter
 über alles ehrt, ist von diesem Fanatismus
 selbst nicht frei, und jeder liberaleren
 Ansicht der Welt so unfähig, daß sie, um
 diesen Fanatismus nicht zu üben, durchaus die
 unterdrückte Parthei seyn und bleiben muß.
 Denn was man auch von der Geistesentwick-
 lung der Juden sagen mag, immer ist sie
 eine höchst einseitige gewesen, immer wird sie
 eine höchst einseitige bleiben. Mit großer
 Sicherheit kann man voraussetzen, daß die
 Juden, seit ihrer Zerstreuung, immer bemüht
 gewesen sind, die Kultur zu theilen, welche
 den sie dulddenden Nationen eigen war; dies
 folgt schon aus dem Verhältniß, in welchem
 sie standen, und welches, indem es von Sei-
 ten der Geduldeten eine fortgesetzte Aufmerk-
 samkeit nothwendig machte, zu einer Entwik-
 lung führen mußte, wodurch sie hier und
 da sogar eine Art von Übergewicht des Gei-
 stes erhielten. Allein je mehr dies Verhält-
 niß auf Abhängigkeit hinwies, desto mehr
 mußte sich in ihnen diejenige Art der Kom-
 binazion

binazion entwickeln, welche zu Pfaffen führt;
 eine Kombination, die man unter allen Kell-
 verwirkeln antrifft, und jede andere Weisheit
 art, wodurch die Gesellschaft vervollkommenet
 wird, schlechterdings ausschließt. Es ist in
 der That merkwürdig, aber wie es man
 scheint, nur auf diese Weise begreiflich, daß
 eine so geistreiche Nation, wie die jüdische
 wirklich ist, seit ihrer Zerstörung, wenn man
 die Wechsel ausnimmt, niemals irgend etwas
 erfunden hat, wodurch sie bleibend wohlthä-
 tig in die Gesellschaft eingewickelt hätte. Man
 gehet die Geschichte der Künste und Wissen-
 schaften aller Völker durch, und man wird
 nirgend finden, daß ein Jude eine neue Bahn
 gebrochen hätte; was einmal Erfundene ist
 allenfalls von ihnen benutzt worden, aber
 nie haben sie etwas Originelles kombiniert. ^{*)}

*) Hier scheint Spinoza eine Ausnahme zu ma-
 chen; aber, wie wenig gehört dazu, um zu zeigen,
 daß in Hinsicht der Weltursache die Christen in
 einem eben so großen Irrthum leben, als die Ju-
 den? — und mehr hat Spinoza nie geleistet.

Anmerkung des Übersetzers.

Und so bestätigen sie die Bemerkung neuerer Zeiten, daß nur freie Völker Genie haben und daß alle Sklaven darauf Verzicht leisten müssen. Hierdurch etwas Nachtheiliges von den Juden zu sagen, kann durchaus nicht meine Absicht seyn; da ich blos eine Erscheinung zu erklären suche, und sie auf eine Weise erkläre, welche den Juden sehr nützlich werden kann, wenn sie Entschlossenheit genug haben, davon Gebrauch zu machen!

In Deutschland haben sich einige Schöne geister der Juden dadurch anzunehmen geglaubt, daß sie ihnen theologisch das Wort geredet haben. Nicht blos Abhandlungen, sondern selbst Schauspiele, in welchen man den Juden die Rolle der Aufgeklärten ersetzte, sind zu ihrem Vorthelle geschrieben worden. Aber wie wenig hat man dadurch geleistet — vorzüglich in einem Staate, wo die Toleranz durch ein vollkommneres Polizeisystem gesichert war, während die Köpfe auf dem Wege einer freieren Kombination sie noch fester begründeten! Was thaten diese Diatribenschreiber und Schauspieldichter

anders, als daß sie die bestimmte Neigung des Volks oder der Regierung aussprachen? In der That, mit ein bißchen Einsicht mußten die Juden über die Treuherzigkeit lächeln, womit man sich ihrer annahm. Die theologische Antipathie der Christen gegen die Juden war nicht stärker oder schwächer, als dieser gegen jene, d. h. sie war unter den obwaltenden Umständen gleich null. Das aber, worauf es eigentlich ankam, war von der Art, daß die Toleranz darüber gar nicht entschied. Dies waren die gesellschaftlichen Verhältnisse, welche, scheinbar nachtheilig für die Juden, reel nachtheilig für den Christen, eine Antipathie begründen, welche im Verlauf der Zeit nur wachsen kann, wenn man ihr nicht bald begegnet.

Auflreißend hatte einer von Preussens geachteten Staatsmännern eine Ahnung davon, als er ein Werk über die bürgerliche Verbesserung der Juden schrieb; aber irre ich nicht, so ist der wahre Gesichtspunkt, aus welchem diese Sache betrachtet seyn will, darin nicht weniger verfehlt. Alles ist näm-

lich in diesem Werke zum Vorthail der Juden und zum Nachtheil der Christen gestellt; denn die ersteren erscheinen als Unterdrückte, die letzteren als Unterdrücker. Ist das aber wohl das wirkliche Verhältniß der Juden zu den Christen? Ich möchte behaupten, daß die Juden die einzigen Unterdrücker und die Christen die einzigen Unterdrückten sind. Was können die Christen in aller Welt für einen Grund haben, die bürgerliche Verbesserung der Juden zu hintertreiben, da sie dadurch nur gewinnen, aber durchaus nicht verlieren können? Daß sie den Übertritt zum Christenthum zu einer Bedingung sine qua non machen, liegt so sehr in der Natur der Sache, daß ich gar nicht begreife, wie man ihnen ein solches Verfahren als Intoleranz auslegen kann. Was ist es denn am Ende, das sie mit dieser Bedingung sagen wollen? Ist's etwas anderes, als: der Jude soll seinen Glauben an einen Nationalgott entsagen, dessen Verheißungen, in sofern sie als zuverlässig angenommen werden, durchaus zur Intoleranz und antisozialen Gesinnungen

führen? Und sind Wahrheit und Recht hierbei nicht vollkommen auf ihrer Seite? Wenn dagegen die Juden behaupten, eine solche Bedingung der Christen hebe alle Freiheit in Glaubenssachen auf, so können sie in dieser Behauptung von den eigennützigsten Verwer- gungsgründen geleitet werden. In der That, indem sie sich auf das Gesetz ihrer Väter stützen, halten sie, außer den bedeutenden Vortheilen, welche sie diesem ungesellschafte- lichen Gesetz verdanken, alle die Präten- sionen fest, zu welchen sie dadurch berechtigt werden. So lange nämlich keine eigentliche Identi- fikation mit den übrigen Staatsbürgern für sie statt findet, entgehen sie aller harten und angreifenden Arbeit, und sehen ein Leben fort, welches, indem es ihrem Gange zu ei- nem geschäftigen Müßiggange entspricht, ih- nen um so größere Vortheile bringen muß, je thätiger die Gesellschaft ist, in welcher sie existiren. Kann es nun aber wohl stärkere Antriebe geben, dem Gesetz der Väter anzu- hängen, als diesen? Werden die Juden nicht dadurch, daß sie der wahren Industrie ent-

sagen, der eigentliche genießende Theil der Gesellschaft? Brauchen sie etwas mehr zu besitzen, als Geld, um die Industrie aller übrigen Staatsbürger zu ihrem Vorthail hinzuleiten? Haben sie nicht, wenn die Kraft des Geldes, wie man gewöhnlich annimmt, alles vermag, die allerbestimmteste Aussicht, irgend einmal die Herrn der Welt zu werden? Sind sie es nicht schon jetzt in Beziehung aller einzelnen Staaten, in welchen sie geduldet werden, in einem eben so hohen Grade, als die Engländer in Beziehung auf das ganze Continent? Sind sie also nicht die einzigen Aristokraten, wenn gleich bei weitem mehr durch List, als Macht und Recht? Und diese Aristokraten sollten die geringste Neigung zu einer wahren Identifikation mit den übrigen Staatsbürgern haben, oder erhalten können?

Ich weiß nicht, ob sie ihr Interesse in jedem Augenblick gleich sehr beherzigen; aber wenn sie es thun, so können sie, selbst als Atheisten, nie auf den Gedanken verfallen, in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen

werden zu wollen. Vor einigen Jahren machte hier in Berlin eine Anfrage, welche aus den sogenannten aufgeklärtesten Judenfamilien ausging, sehr viel Sensation. Sie lautete also: Unter welchen Bedingungen können wir, vermöge unserer Individualität, in den Schooß der protestantischen Kirche aufgenommen werden?« und führte den Zusatz: »Wir sind, dem Wesen nach, Christen; nur die äußere Form fehlt uns, und da von dieser in staatsbürgerlicher Hinsicht so viel abhängt, so wünschen wir zu erfahren, wie wir sie uns aneignen können, ohne unsere innere Freiheit aufzuopfern.« Über diese Frage und ihren Zusatz hätte sich ein sehr interessantes Buch schreiben lassen, wodurch der Unterschied des Juden von dem Christen für eine ganze Ewigkeit festgesetzt wäre. Aber der Theologe, an welchen sie gerichtet wurde, fand nicht für gut, auf diesen Unterschied einzugehen, und beantwortete die Frage ganz kurz dahin, daß die Aufnahme in die Gemeinschaft der Protestanten Unterwerfung unter zwei Symbole mit sich brächte, die, wenn

gleich dem Christenthum selbst nicht wesentlich, doch zur Annahme desselben gehörend. Es blieb bei dieser Anfrage und Antwort. Die Sache wurde, meines Erachtens, nicht nach ihrem ganzen Werthe genommen. Allzu bereitwillig gestand man diesen jüdischen Familien ein, daß sie dem Wesen nach Christen wären. Dies waren sie höchstens, in sofern sie sich von religiösen Vorurtheilen befreit — vielleicht, durch Antizipation, mehr befreit hatten, als die Christen selbst. Wenn aber das Wesen des Christenthums hierin nicht gesucht werden darf; wenn der Stifter des Christenthums, zum Unterschied von allen Philosophen, welche sich selbst und Andere von religiösen Wahnbegriffen befreit haben, keinen andern Gedanken hatte und haben konnte, als den, die erzwungene Achtung, welche Moses durch die Furcht vor einer zürnenden Gottheit für die Gesellschaft einflößte, in eine freie Achtung für dieselbe zu verwandeln, und an die Stelle der Furcht die Liebe zu bringen: so entstand die Frage: Ob ein Jude jemals, ohne eine wesentliche

Veränderung seines Verhältnisses zur Gesellschaft, dieser Liebe fähig werden könne? Und diese Frage würde ich durchaus verneinend beantwortet haben, da das Wesen des Juden aus den gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgeht, in welchen er existirt, und dem Haß nothwendig verwandt seyn muß. Seitdem die Sache einmal abgemacht war, ist sie, meines Wissens, nicht wieder zur Sprache gebracht worden, und es hat ganz das Ansehn, als ob es den Juden damit kein Ernst gewesen sey, oder daß sie über ihr nächstes Interesse durch ein tieferes Nachdenken eines Besseren belehrt werden sind.

Wie es sich auch damit verhalten mag, so kann es nie eine müßige Frage seyn, wie viel Aussicht die Juden haben, das Ziel ihrer Wünsche jemals zu erreichen, d. h. ihre politische Freiheit wieder zu erlangen? Ich behaupte, daß sie, so wie die Welt einmal liegt, auch nicht die mindeste haben. Sie selbst haben sich durch die Bedingungen, unter welchen sie in die Gesellschaft eintraten, einmal für allemal darum betrogen; auch

ieren sie in Absicht der Kraft, welche sie dem Mittel zuschreiben, durch welches sie zum Ziel gelangen wollen. Mag immerhin das Geld, allgemeines Zeichen geworden seyn, so kann es doch die menschliche Natur nicht so sehr verändern, daß der Mangel desselben das Streben nach Freiheit in denjenigen Individuen ersticken sollte, die von dem Besiz dieses Geldes am meisten ausgeschlossen sind; es wirkt vielmehr so mächtig auf das Gegentheil hin, daß gerade derjenige sich am meisten zur Freiheit berufen fühlt, den man den Ärmsten in der Gesellschaft nennen muß, weil er kein Geld hat. Wenn also gleich der Geldgeiz der Juden nichts anders ist, als Streben nach Freiheit, und wenn es auch Einzelnen unter ihnen gelingt, sich durch ihren Reichtum eine bessere Lage als Staatsbürger zu bereiten; so kann doch die ganze jüdische Nation durch Reichtum nie frei werden, weil, vermöge ihres Standorts in der Gesellschaft, dies Mittel geradezu das Gegentheil bewirken muß. Gesezt folglich, es gelänge demjenigen Theil der jüdischen Nation, der sich

in Deutschland befindet, alles baare Geld in seinen Händen zu konzentriren, so würde er den Grundcharakter der Germanen, anstatt ihn zu vernichten, nur verstärken und dadurch nur seine Sklaverei verlängern, oder seinen Untergang befördern. Denn der reiche Theil der Nation ist gegen den ärmeren immer im Nachtheil der entscheidenden Kräfte, und um so übler daran, je weiter er die Unterdrückung getrieben hat; alles hat sein Maass und ist die Langmuth der Unterdrückten erschöpft, so stehen sie in Masse gegen den Unterdrücker auf, und dann heisst es: Gieb zurück, was unser Schweiß erworben hat! Die jüdische Nation hat in dieser Hinsicht so viel unangenehme Erfahrungen gemacht, daß sie über ihr wahres Interesse besser belehrt seyn sollte, als sie es ist.

Was nun die Juden dieser Hauptstadt betrifft, so beherrschen sie, so viel ich davon habe erfahren können, alle diejenigen industriösen Bürger, die nicht im Besitz großer Kapitalien sind und daher ihres Beistandes nicht entbehren können, mit einer Strenge,

welche zum Ausruhr führen müßte, wären die Unterdrücker nicht durch strenge polizeyliche Maaßregeln eben so sehr geschützt, als durch die fatale Unentbehrlichkeit, in welche sie sich zu setzen die Kunst verstanden haben. Wirßt du es glauben, daß der industriöse Staatsbürger zehn bis zwölf Prozent von seinem Erwerb abgeben muß, wenn er den Juden bewegen will, ihm gegen die gebührende Sicherheit ein Kapital anzuvertrauen? Aber dies ist im Grunde noch nicht alles. Trotz diesen hohen Prozenten muß er sich gefallen lassen, daß ihm sein Kapital gekündigt wird; und will er es behalten, so muß er diesen Dienst noch besonders bezahlen. Ferner: die hiesigen Juden handeln entweder mit Waaren, oder mit Geld. Die ersteren dominiren, wenn sie reich sind, die Fabrikanten mit einer Willkür, die sie zu eigentlichen Despoten macht; die letzteren aber gewinnen noch weit mehr durch den schnellen Geldumsatz, der ihnen, wie man mir für gewiß gesagt hat, Jahr aus Jahr ein, wenigstens zwischen 50 und 60 Prozent bringt. Die

Geldschneidereien der kleineren Juden aufzu-
decken, würde mich zu weit führen; um Sie
aber einen Begriff davon zu machen, kann
ich Sie sagen, daß einer meiner hiesigen Be-
kannten, den eine Schuldenlast von wenig-
stens 40,000 Thalern drückt, von seinen Gläu-
bigern nie mehr empfangen hat, als höch-
stens 6000 Thaler, und daß diese Gläubiger
lauter Juden sind. Das Ende eines solchen
Spiels ist freilich ein Bankerott, in welchem,
wenn auch alles noch so brillant abläuft,
der Gläubiger nicht mehr zurückbekommt, als
der Schuldner empfangen hat; aber wie ver-
derblich sind Bankerotte! Wollte sich irgend
ein Adam Smith unter den Deutschen die
Mühe geben, alle die Fakta zu sammeln,
welche das ungesellige Verfahren der jüdi-
schen Wucherer konstatiren; so würden dar-
aus die frappantesten Resultate für die mo-
ralischen Verhältnisse der Christen gegen die
Juden hervorgehn; Resultate, nach welchen
sich sogar die Zeit berechnen ließe, wo, wenn
alles in dem bisherigen Gange bleibt, diese
Verhältnisse auf dem Wege der Gewalt ver-

ändert werden müssen. *). Da übrigens die Hauptstadt mit einer unverhältnißmäßigen Menge von Juden angefüllt ist, so hat man auf den öffentlichen Spaziergängen Gelegenheit genug, die physiognomischen Unterschiede zu beobachten, welche zwischen Juden und Christen statt finden. Ich meine dies nicht in Hinsicht auf asiatische oder germanische Abkunft, sondern in Hinsicht des allgemeinen Ausdrucks der Gesichter; und gefunden hab' ich, daß, wenn in den Gesichtern aller Künstler

*) Ein solcher Adam Smith wird im preussischen Staat vielleicht erst sehr spät auftreten, weil die Preußen, wie alle Völker germanischen Ursprungs, das Geld nicht genug lieben, um darüber im Schweiß ihres Angesichts zu spekuliren. Aber ausgemacht ist es, daß eine finanzistische Beleuchtung der Verhältnisse zwischen den Christen und Juden zu den allerbestimmtesten Resultaten führen würde. Was von Juristen und angeblichen Philosophen darüber gesagt und geschrieben worden ist, gleicht der weißen Salbe, welche weder nützt noch schadet. Noch vor kurzem hat ein Rechtsgelehrter auf das fatale Verhältniß aufmerksam gemacht, worin die Christen gegen die Juden stehen; allein was ist der Sinn seiner Schrift? Sollen wir die

und Handwerker ohne Ausnahme irgend ein Zug von trübem Ernste liegt, man in denen der Juden, ebenfalls ohne Ausnahmen, den listigen Fröhlichkeit wiederfindet. Ist dies ein Wunder?

Ich bin gegen die Juden nicht in einem so hohen Grade eingenommen, daß ich ihnen alle die Vortheile misgönnen sollte, die sie von ihrem staatsbürgerlichen Standort in der Gesellschaft ziehen. Ist man einigermaßen billig, so muß man eingestehen, daß der Gedrückte wieder drücken muß, und sieht man,

Juden perschnitten? Beinahe scheint es, als ob er so etwas habe bewirken wollen. Dieser Verfasser befindet sich übrigens in einem gewaltigen Irrthum, wenn er glaubt, daß der Talmud und die ganze übrige innere Gesetzgebung der Juden ihre antisozialen Gesinnungen gegen die Christen hervorbringe und leite. Diese Gesinnungen werden durch die Verhältnisse bestimmt, worin sie leben, und der ganze Talmud ist nichts weiter, als ein Abdruck dieser Gesinnungen. Es giebt also nur Ein Heil für die Juden: Übergang zum Christenthum, d. h. Entlassung der Religiosität, um dafür Moralität in sich aufzunehmen.

Anmerkung des Übersetzers.

von einem höhern Standpunkt, mit ruhigem Blick in das Getriebe des staatsbürgerlichen Lebens, so kann es einem, unter gewissen Einschränkungen, gleichgültig seyn, wenn die größten Vortheile der allgemeinen Betriebsamkeit zufallen, wosfern sie nur nicht verschwinden; ich gebe sogar zu, daß es für den Staat selbst gut ist, daß einzelne seiner Bürger thesaurisiren. Gleichwohl befürchte ich, daß, bei fortgesetztem Druck der Juden, die Industrie in den preussischen Staaten noch weit mehr leiden werde, als sie bisher durch das antinazionale Verfahren der Engländer gelitten hat. Es kann im Grunde nicht fehlen, daß die eigentlichen thätigen Staatsbürger in ihrer Betriebsamkeit nachlassen, wenn sie sehen, daß sie nie für sich, sondern nur immer für die Juden thäten. Wird aber die Verzweiflung allgemeiner — was soll alsdann aus den Juden der Hauptstadt werden? Sie selbst scheinen gar nicht daran zu denken, denn es ist auffallend, mit welcher Unvorsichtigkeit sie, trotz der starken Vermehrung ihres Geschlechts, die aus ihnen selbst

selbst hervorgeht, noch alles, was zu ihrer Nation gehört, aus den Provinzen herbeiziehen, um ihre Umgebung zu verstärken. Was den Schutz der Geseze betrifft, so haben sie sich desselben nur bis auf einen gewissen Punkt zu erfreuen; denn kommt es dahin, daß die Menschenrechte in den gesellschaftlichen Verhältnissen nicht mehr aufbewahrt sind, so verlieren die in der Gesezgebung enthaltenen Normen ihre beschützende Kraft, weil diese nur durch jene, nicht jene durch diese verbessert werden können. Die Regierung wird sich zuletzt immer der eigentlichen thätigen Staatsbürger annehmen; weil diese das Fundament des Staats ausmachen. Es ist also auf jeden Fall eine kritische Lage, worin sich die Juden befinden; und ob ich gleich versichert bin, daß sie für die nächsten zehn Jahre für den ungestörten Genuß ihrer Vorzüge nichts zu fürchten haben, so bin ich doch zugleich überzeugt, daß ihre Lage mit jedem Tage kritischer werden muß.

Wie wird sich nun diese Krisis lösen?

Von Seiten der Juden ist durchaus nicht

zu erwarten, daß sie auch nur den kleinsten Schritt zur Hervorbringung besserer Verhältnisse thun werden; denn ihr Vortheil bringt es mit sich, selbst als Gottesläugner noch immer, als die entschlossensten Vertheidiger der maoaischen Geseßgebung zu erscheinen. Hieraus aber folgt die allerbestimmteste Antipathie gegen das Christenthum, und selbst wenn der eine, oder der andere von ihnen diese Antipathie nicht empfinden sollte, so würde sein Beispiel, wie bisher, sehr wenig für das Ganze verschlagen. Ihr unabtreibliches Schicksal; so weit sie es selbst bestimmen, bliebe also: in dem Kampf mit den Christen unterzugehen. Der Geist der ganzen Nation verbürgt diese Prophezeiung, wenn anders Prophezeiung genannt werden kann, was nach den allerbestimmtesten Geseßen erfolgen muß.

Von Seiten der Regierten kann nichts weiter statt finden, als Belehrung, wodurch ihre Gegner auf das Verhältniß aufmerksam gemacht werden, worin sie mit ihnen stehen; aber da die Wahrheit immer sehr wenig Ein-

gang in die Gemüther der Menschen findet, wenn sie ihren Neigungen nicht entspricht, so wird diese Belehrung nichts anderes hervorbringen, als Verstärkung des Antagonismus.

Hier ist also der Fall, wo die Regierung ins Mittel treten muß, um aus übel nicht änger werden zu lassen.

Die Aufgabe, welche sie zu lösen hat, ist, meiner Einsicht nach, folgende:

„Wie ist dem Geldwucher der Juden abhelfen, und durch welche Mittel bereitet man eine Identifikation der Juden mit den Christen vor?“

Was nun den Geldwucher betrifft, so würde viel gewonnen werden, wenn es für eine so bedeutende Hauptstadt, wie Berlin wirklich ist, auch nur Eine solche Anstalt gäbe, wie der Monte de Piedad von Madrid ist; eine Anstalt, welche wir keinen andern Umstand verdanken, als dem, daß es bei uns keine Juden giebt, und welche, hierher verpflanzt, schlechterdings die Wirkung hervorbringen müßte, dem Geldwucher ein

Ende zu machen. Denn warum sollte sich der Arme noch von den Juden ausaugen lassen, wenn es einen Ort für ihn gäbe, wo er, ohne Procente zu geben, ohne Pfandscheingebühren zu erlegen, ohne sich Abkürzungen aller Art gefallen zu lassen, gegen ein bloßes Pfand auf ein ganzes Jahr eine namhafte Summe erhalten könnte? Ich halte dies Institut für eins der weisesten, die es giebt; nur begreife ich nicht, wie es hier zu Stande gebracht werden könnte, da es hier keine reiche Geistlichkeit giebt, die ein großes Kapital zu diesem Endzweck zusammenbringen kann. Die Regierung selbst müßte ein bedeutendes Kapital zu diesem Endzweck hergeben; und dies würde, so großmüthig sie auch sonst ist, und so bestimmt Friedrich Wilhelm der Dritte in alles eingeht, was zur Erleichterung seiner ärmeren Unterthanen dienen kann, in dem gegenwärtigen Moment, wo es darauf ankommt, die Staatskräfte zu concentriren, großen Schwierigkeiten unterworfen seyn.

Ein solches Leihhaus würde indessen nur

immer ein Palliativ seyn; und soll irgend einmal eine Identifikation der Juden und Christen zu Stande gebracht werden, so sind zur allmäligen Einleitung derselben kräftigere Maaßregeln nothwendig.

Die erste von allen, welche ich als König von Preussen nehmen würde, wäre: Anstellung der Juden im Militär als Gemeine und Unteroffiziere.

Zur Empfehlung dieser Maaßregel ließe sich folgendes sagen. Erstlich ist sie nothwendig, weil die Zahl der Juden mit jedem Tage wächst und nothwendig wachsen muß, da die Art der Geschäfte, welche sie treiben, der Vermehrung durchaus günstig ist, indem sie eine längere Lebensdauer sichert. Zweitens steht der militärische Geist mit dem jüdischen wenigstens in sofern in geradem Widerspruch, als jener die Gewalt und dieser die List zur Basis hat, und also der erstere den letzteren durchaus verdrängen muß, sobald eine wirkliche Anstellung der Juden in Reih und Glied statt findet. Drittens wird durch die Cameradschaft, welche das Militär ausdringt, der

grobe Egoismus vermindert, der den Juden befeelt, so lange er von dem Christen abgesondert lebt. Viertens würde der Dienst allmählig zu anstrengender Arbeit gewöhnen und dadurch der Liebe zum Müßiggange entgegenwirken. Und durch dies alles zusammen genommen würde der Jude eine bestimmte Neigung erhalten, sörnlich Christ zu werden.

Diejenigen, welche gegen die Anstellung des Juden im Militär protestiren, haben keinen besseren Grund als den, daß der Jude feig sey. Es ist nicht zu läugnen, daß er es wirklich ist; aber was verschlägt dies? Was ist der Muth anders, als eine überwindene Furcht? Sind wir ursprünglich nicht alle gleich furchtsam? Ist der militärische Muth in dem gemeinen Soldaten etwas anders, als das Produkt der Gewöhnung? Läßt es sich nicht berechnen, wie die Kraft der Massen zur Hervorbringung dieses Muths wirkt? Gab es nicht Zeiten, wo der Jude ein sehr tapferer Krieger war, und wollen wir annehmen, daß die Erfindung des

Pulvers und die Errichtung der stehenden Heere diese Tapferkeit verdrängt haben? Nach allem, was ich von dem Menschen weiß, qualifizirt sich der Jude sehr wohl zum Soldaten, und sollten auch die ersten Versuche scheitern, so muß man immer bedenken, daß der Geist eines Heeres, wie das preussische, das Produkt mehrerer Generationen ist. Es versteht sich von selbst, daß der Jude sich aufs äußerste vor dem Dienst sperren wird; aber dagegen giebt es Mittel. Immer bleibt es auffallend, daß eine Nation, welche in jeder andern Hinsicht die genießende ist, es, eines bloßen Vorurtheils wegen, auch in militärischer Hinsicht seyn soll; so daß, wenn sie ihre Reichthümer durch den Krieg vermehrt, die Christen noch ihr Blut vergießen müssen, um ihr den Genuß dieser Reichthümer zu sichern.

• Eine zweite Maaßregel, welche ich nehmen würde, wäre das Gesetz: daß jede Judentochter einen Christen ohne alle anderen Ceremonien heirathen könne, als welche ein durch den Mas-

gistrat des Orts sankzionirter Ehekontrakt enthält.

- Bei der allgemeinen, und, wie es mir vorkommt, in der weiblichen Natur sehr tief gegründeten, Vorliebe der Judenmädchen für den Christen müßte ein solches Gesetz nothwendig die Folge haben, daß die Pluralität derselben sich wirklich mit Christen verbände; und wenn alsdann die Juden, um heirathen zu können, ihre Zuflucht zu Christentöchtern nehmen müßten, so wäre ihr Übergang zum Christenthum und alle die seligen Folgen, welche sowohl für sie, als für die ganze Gesellschaft von der Ablegung ihrer ungeselligen Vorurtheile abhängen, auf das allersicherste eingeleitet; ohne daß ein Zwang dabei statt fände, welcher auf Intoleranz zurückschließen ließe.

Wie seltsam, daß ich, ein Fremdling in diesem Lande, mich mit Planen zur Verbesserung der vorhandenen Gesellschaftsverhältnisse besasse! Aber kann es anders seyn, bei der Vorliebe, die ich einmal für diese Preussen gefaßt habe? Ich weiß nicht, ob

ihnen die Juden nicht auf mannichfaltige Art nützlich geworden sind; aber das glaub' ich nach meiner ganzen Kenntniß der gegenwärtigen Lage der Dinge behaupten zu können, daß der Druck verschwinden muß, in welchem sie bisher durch diese Nation gehalten worden sind. In so fern Antipathien in der Gesellschaft schlechterdings nothwendig sind, um eine größere Entwicklung hervor zu bringen, möchten die Juden noch immer Juden bleiben; aber ihre Existenz thut den Menschenrechten Abbruch, welche das Christenthum so tief begründet, und darum müssen sie sich in Christen verwandeln, wenn sie nicht als Menschen untergehen wollen. Welcher von den ehemaligen Churfürsten der Mark Brandenburg auch die Juden zuerst in sein Land aufnehmen mochte, so konnte er schlechterdings nicht die Folgen übersehen, die seine Großmuth oder Politik haben würde. Seit dieser Zeit haben sie sich mit jedem Jahre mehr aufgenommen. Friedrich der Große begünstigte sie, weil sie alle die Verschlagenheit hatten, die er gebrauchte, um seine pa-

triotischen Plane durchzusetzen. Noch länger begünstigt, würden sie sich selbst am meisten gefährlich werden. Ist es gleich nicht zu leugnen, daß sie durch ihre List einem hohen Maaß von Gewalt gewachsen sind; so bleibt zuletzt doch die Gewalt den Ausschlag über die List. Gegenwärtig steht der Christ durchaus im Nachtheil gegen sie. Je mehr sie das Gesetz scheinbar respektiren und wirklich unter die Füße treten, desto leichter gewinnen sie alle Prozesse, in welche man sie verwickeln möchte; denn das Gesetz, welches immer nur eine Norm für Entscheidungen ist, muß zu ihrem Vortheil entscheiden, so bald in den Formen nicht gefehlt ist; und diese kennt der Jude zu genau, um sie nicht aufs strengste zu beobachten. Das beste Prädikat, das man einem Juden geben kann, ist das eines Gesetzmenschen; dabei aber ist er von aller wahren Moralität noch eben so weit entfernt, als er es in jenen Zeiten war, wo ihn das Christenthum zuerst verwandeln sollte. Sonderbares Schicksal dieser Nation, daß sie in allem, was den wahren Menschen

ausmacht, immer auf demselben Punkt geblieben ist!

Um nicht noch einmal auf die Juden zurück zu kommen, muß ich noch einige Bemerkungen über ihre wissenschaftliche Kultur hinzufügen.

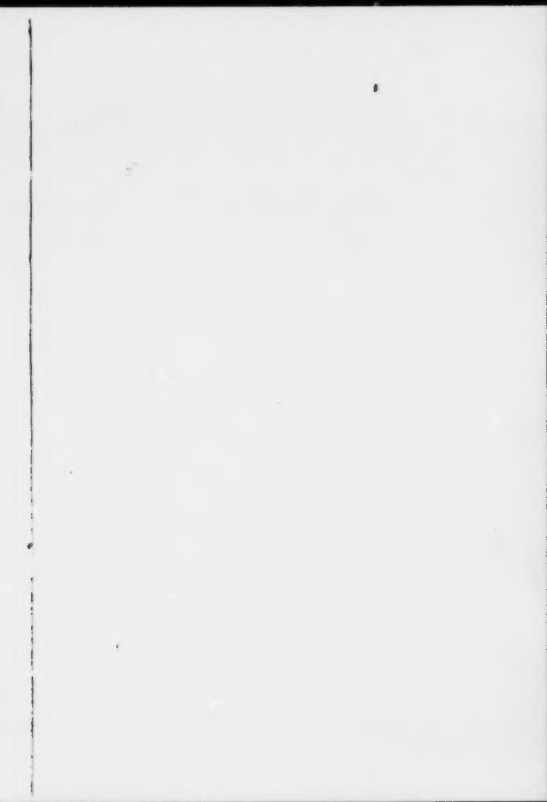
Daß sie im höchsten Grade unpoetisch sind, versteht sich von selbst; denn dies hängt aufs genaueste mit dem Kaufmannsgeist zusammen, der sie ausschließend belebt.

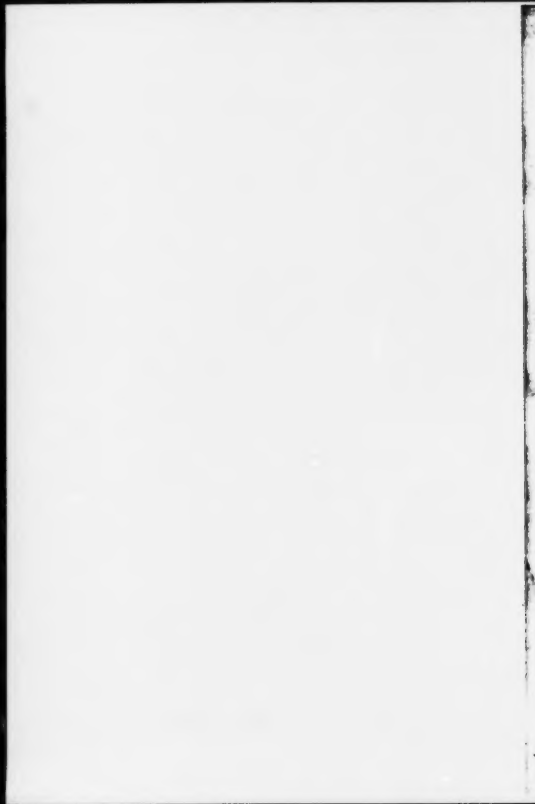
In dem gegenwärtigen Augenblick befaßen sie sich zwar mit Arzneikunde und Philosophie; aber beide behandeln sie so, wie sie als Juden müssen, d. h. sie lieben darin alles Positive, und hassen folglich alles, was auf eine weitere Entwicklung hindeutet.

Metier soll alles unter ihren Händen werden, und zwar einträgliches Metier, bei welchem man, wenn es einmal eingelernt ist, die Hände in den Schooß legen kann. Hinge es von ihnen ab, so bliebe die Welt in jeder Hinsicht auf demselben Punkt, vorausgesetzt nur, daß ihr Vortheil nicht darunter leidet.

Mehrere von den hiesigen Juden sind Schriftsteller; aber was leisten sie als solche? Sie wiederholen, was, wer weiß wie oft, gesagt ist. Kein neuer Gedanke geht von ihnen aus; wenigstens kein fruchtbarer.

Ich höre sie öfters in Gesellschaften sprechen; aber die Insolenz ihres Tons abgerechnet, ist ihre Unterhaltung ohne allen Gehalt. Der Miene nach, welche sie annehmen, begreifen sie Alles; im Grunde aber begreifen sie nichts; und die wahre Philosophie, die, welche es, durch Vergleichung von Thatfachen, auf Abstrakzion allgemeiner Geseze der Erscheinungen und auf das Erkennen der Naturzwecke anlegt, wird ihnen so lange ein Geheimniß bleiben, bis sich diese Philosophie gerade so lernen läßt, als die Mathematik.





Der
neue Machiavell.

Eine
praktische Moral
für

die Ungläubigen.

Essendo l'intento mio, scrivere cosa utile a chi
l'intende, mi è parso più conveniente, andar dietro
alla verità effettuale della cosa, che all'immagina-
zione.



MACCHIAVELLI PRINC. XV.

Philes 1113

Hamburg 1804

von S. E. Hoffmann.

HR 134



V o r r e d e.

Wir besitzen einen Reichthum von moralischen Compendien nach allen Systemen, auch fehlt es an weisläufigen Werken nicht, die eine Moral in Beispielen aufstellen. Ein Schriftsteller hingegen, der mit Wärme und Leben, möglichst gedrängt, aber doch vollständig, die Vorschriften der Sittenlehre gebildeten Lesern an das Herz legte, ist seit Cellerts Zeiten unter uns nicht wieder aufgestanden. Der Verfasser des gegenwärtigen Versuchs fühlte einen Beruf in sich, diese Lücke auszufüllen, und das Bewußts

seyn des edelsten Zwecks und der innigsten Liebe zur Sache giebt ihm das Vertrauen ein, seine Arbeit werde von manchem Freunde praktischer Lebensweisheit mit Beyfall aufgenommen werden, und besonders Lehrern und Erziehern von mannigfaltigem Nutzen seyn.

Aber es wird auch an solchen nicht fehlen, die dies Buch als den frechsten Verrath an den heiligsten und göttlichsten Wahrheiten verschreien, und gar nicht begreifen werden, wie man bey solchen Grundsätzen, als dasselbe enthält, noch von Sittlichkeit sprechen könne. Dies werden eben dieselben seyn, die jetzt so bittere Klage über den tiefen Religionsverfall führen, und die von dem Zunehmen dieses Verfalls das Aergste für die Sittlichkeit der Menschen fürchten, ungeachtet eine nur mittelmäßige Bekanntschaft mit der Geschichte und Völkerkunde sie überzeugen müßte, daß nie mehr Sittlichkeit auf der

Erde geherrscht habe, als jetzt, und daß die Unsitlichkeit heutzutage in denjenigen Ländern am größten sey, in denen die Religion noch ihre stärkste Gewalt ausübt.

Große Gemüther haben sich zu allen Zeiten im engsten Zusammenhange mit dem Urquell und der Summe alles Seyns gedacht und gefühlt, und die Religion, die auf diesem erhabenen Gefühl beruht, ist unstreitig ewig, wie die Gottheit selbst. Solche Gemüther müssen eine Moral, wie die hier aufgestellte, verachten. Aber zu allen Zeiten hat man auch einen Unterschied gemacht zwischen Kindern des Lichts und Kindern dieser Welt, von jeher hat man die Zahl der erstern nur sehr klein angenommen, und der größte Lehrer der Religion warnte schon seine Jünger, das Heiligthum nicht den Hunden zu geben, und die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Wenn demnach von einer Religion für den

großen Haufen die Rede ist, so hat man sich darunter durchaus nicht jenes erhabene Gefühl zu denken, sondern vielmehr einen Wust von dunkeln Begriffen, die sich Jahrhunderte lang vom Vater auf den Sohn vererbt haben, und die der Geist der Aufklärung von Jahr zu Jahr unsicherer macht, und endlich ganz verwischen wird.

Den Verfall dieser Religion zu beklagen würde sich der Verfasser dieses Buches nur dann erst berechtigt glauben, wenn er das alte Geschwäg, daß damit auch der Verfall der Moralität verbunden sey, für gegründet erkennen müßte. Allein er sieht Gottlob die Moralität auf eine viel festere Basis gegründet, als jenes morsche Gestein war, das sie so lange getragen hat, und ruhig wird er jene verwitterten Säulen wohllich einstürzen sehen, ohne auch nur wegen eines Menschen sittlicher Beschädigung in Sorgen zu seyn.

Welches diese festere Basis sey? Dars
 über mag dies Buch die nähere Auskunft
 geben. Wenn die Verächter alles Glaubens
 aus demselben lernten, daß man ihnen alles
 das, was auf bloßem Glauben beruht,
 willig Preis geben könne, ohne dem Sitt
 tengesetze das Geringste von seiner verpflicht
 tenden Kraft zu entziehen; wenn im Ge
 gentheil die Verfechter des Idealismus sich
 daraus überzeugten, daß auch die nach ih
 rer Meinung so krasse materialistische Ans
 sicht des Menschenlebens, mit der gehörig
 en Consequenz verfolgt, wenigstens eben
 so beruhigende Resultate gebe, und eben so
 gute moralische Praktiker bilde, als ihre
 poetische, göttliche; und wenn endlich vers
 tändige Erzieher finden sollten, daß ein
 moralischer Unterricht nach diesem Buche den
 bisherigen Religionsunterricht noch etwas
 mehr als ersetzen könne: so wird der Vers
 fasser seinen Zeitgenossen einen größern
 Dienst erwiesen zu haben glauben, als wenn

er noch so viele Vorschläge zur Verbesserung
der Liturgie gethan, oder eine ganze Biblio-
thek von Predigten herausgegeben hätte.

Geschrieben im November 1803.

I n h a l t.

Vorbereitende Betrachtungen.

1. Wie sind sittliche Begriffe zuerst entstanden?	C. 1
2. Was ist Vernunft?	8
3. Ist der Mensch von Natur gut oder böse?	15
4. Wie verhält sich die Sittenlehre zur Rechtslehre?	19
5. Was ist die Bestimmung des Menschen?	22
6. Wie verhält sich die Sinnlichkeit zur Glückseligkeit?	35
7. Gehört mehr Verstand zum Guten oder zum Bösen?	44
8. Wie wird der Mensch zum Handeln bestimmt?	47
9. Kann man denn wirklich zu allen Zeiten moralisch handeln?	55
10. Hülfsmittel zur Sinnlichkeit.	75
11. Wie soll man moralische Handlungen beurtheilen?	112
12. Wer ist ein Waise?	129
13. Wie verhält sich die Politik zur Moral?	136

Erstes Hauptstück.

Die Klugheitslehre.

1. Gebiet dieser Wissenschaft. Verschiedene Arten der Güter.	149
--	-----

9. Gesundheit und Stärke.	134
7. Reichthum.	139
4. Ehre, Macht.	142
5. Gemüthsruhe.	173
6. Wissenschaft und Kunst.	189
7. Liebe der Menschen.	199
8. Freundschaft.	226

Zweytes Hauptstück.

Die Sittenlehre.

I. Die vollkommenen Pflichten.	
1. Princip derselben.	237
2. Achtung für fremdes Lebensgefühl.	241
3. Achtung für fremde Ehre.	258
4. Achtung für fremdes Eigenthum.	259
5. Achtung für die Gemüthsruhe Anderer.	266
6. Achtung für die Wahrheit.	271
7. Achtung für fremde Stillschelt.	283
8. Achtung für die Ehe.	290
9. Achtung für die Staatsverhältnisse.	305
10. Wer ist ein rechtschaffener Mann?	328
II. Die unvollkommenen Pflichten.	
1. Princip und Gränzen dieser Pflichten.	354
2. Die Tugend der Mäßigkeit.	334
3. Bezirk des guten Menschen.	343
4. Erhebung fremder Gütigkeit.	346
5. Beförderung fremder Stillschelt.	353

Vorbereitende Betrachtungen.

I.

Wie sind sittliche Begriffe zuerst entstanden?

Wenn es erlaubt ist, von dem höchsten Wesen nach menschlicher Weise zu reden, so möchte man sagen, es habe sich bey der Erschaffung der Welt mit dem Menschengeschlechte ein ganz besonderes Vergnügen ausgedacht. Die Keime zu Pflanzen und Thieren, die seine Hand austreute, erreichten gleich mit ihrer Entwicklung die Bestimmung aller bis in Ewigkeit nachfolgenden Individuen ihrer Gattung. Länger kämpften die Elemente unter sich um den friedlichen Besitz des wunders

baren Valles, den sie selber gemeinschaftlich zu constitutiren scheinen; aber endlich legten auch sie sich zur Ruhe und die Erdkugel schwebte bis auf einzeln unbedeutende Veränderungen für ewige Zeiten vollendet durch den ätherischen Raum. Odeme, Pflanzen und Corallenstauden strebten schweigend aus ihr empor, Vögel umflatterten, vierfüßige Thiere umirrten, Würmer durchtrochen sie, und es ist kein Grund zum zweifeln vorhanden, daß nicht alle Pflanzen und Thiergattungen, wenige ausgenommen, schon in ihrer ersten Generation denselben Grad der Vollendung gehabt haben sollten, in dem wir sie noch jetzt sehen. Nur ein seltsames Thiergeschlecht schritt unter den übrigen umher, schnell wie Hirsche, schlau wie Füchse, stark wie Bären, aber herrschsüchtiger und grausamer als sie alle — das Menschengeschlecht. Noch war es Thier, brüllte wie ein Thier, ernährte sich, pflanzte sich fort, wie die Thiere. Aber es war nicht bestimmt, bis in alle Ewigkeit auf dieser Stufe

der rohen Thierheit stehen zu bleiben. Die Gottheit hatte es einer unendlichen Entwicklung fähig gemacht, doch hatte sie sich für die selbe nicht eigene Wunder vorbehalten, sondern den Keim dazu in das wunderbare Geschlecht selbst gelegt. Alles sollte der Mensch aus sich selber schöpfen, wenigstens sollte er das schmelzende Bewußtseyn haben, als sey es so; denn wer kann sagen, er thue etwas, oder wer kann angeben, was das sey, das in ihm schafft und denkt? So daß uns Gott erscheint wie ein gütiger Vater, der, sein Edhndchen angenehm zu zusehen, unvermerkt das Röß führt, das die see selbst zu lenken meint.

An welche einfache Hebel das Geschlecht der Entwicklung geknüpft war und ist, sieht man leicht. Zu der größten Vollkommenheit aller thierischen Organe kamen noch die wunderbaren Hände, das Sprachvermögen, die Fähigkeit, unter allen Himmelskrichen und von den verschiedenartigsten Nahrungsmitteln zu leben, und das fortdauernde Bedürfniß des Ge-

schlechtsumiganges, welches ein Haupttrieb zum geselligen Leben wurde, und sich bey keiner andern Thiergattung findet.

Wie lange es indessen gedauert haben mag, ehe die erste wilde Menschenhorde zur Bezeichnung ihrer Gedanken eine rohe Sprache erfand, und von da an bis zu dem Zeitpuncte, wo sie dem unständigen Herumschwärmen zuerst ein Ziel setzte, und den Begriff des Eigenthums erfaßt — wer mag das berechnen! Sieht es doch noch jetzt Völker, die noch nicht bis dahin gekommen sind. Denken wir uns aber eine solche frühe Menschengesellschaft, und einen kleinen König an ihrer Spitze — denn die Geschichte lehrt, daß dies bey den Ältesten morgenländischen Hirtenvölkern der Fall war — so läßt sich leicht errathen, worin das Amt dieses Königes vorzüglich werde bestanden haben. Sicher war es dem Geschäft eines heutigen Hausvaters ähnlich, der eine Anzahl ungezogener Knaben über Tische in Ordnung zu halten hat. Sein Nachwort

mußte dem ewigen Gejankte der nimmerfattten
 Begierde mit Gewalt ein Ende machen, und
 damit er sich bey feinen Ausprüchen immer des
 Verstandes der Mehrheit versichert halten
 konnte, mußte er in diesen Ausprüchen be-
 ständig von dem Princip der Gerechtigkeit aus-
 gehen.

Aber wie fand er dies Princip? Zuerst
 mußte ihn die Combination auf den einfachen
 Satz leiten: Wer Schaden gethan hat, dem
 muß wieder geschadet werden. Mit diesem
 Grundsatz war nicht nur der Beleidigte zufrie-
 den, sondern alle andern, die zu der Gesell-
 schaft gehörten. Jeder dachte sich nämlich an
 des Beleidigten Stelle, und machte die Sache
 zu seiner eigenen, schnell bedenkend, wozu es
 führen müßte, wenn solche Beleidigungen je-
 dem erlaubt wären. So wurde es selbst dem
 rohesten Wilden fühlbar, daß er Verbindlich-
 keiten gegen seines Gleichen habe, weil er doch
 nicht umhin konnte, Anforderungen an sie
 zu machen, und eine ruhige Betrachtung fremd

der Ungerechtigkeiten führte ihn sogleich auf die Einsicht, daß es zur Erhaltung der Harmonie des Ganzen durchaus nothwendig sey, daß jeder Einzelne sich in den Aeußerungen seiner Willkühr gewissen Schranken unterwerfe.

Aber freiwillig unterwirft sich keiner, wenn die Begierden ihn fortreißen, und die Ergebnisse der ruhigen Betrachtung verweht der erste Sturm der Leidenschaft. Doch hatte früh die Unbekanntheit mit den Kräften und Erscheinungen der Natur die religiöse Furcht erzeugt. Man starrte vor Fettschen, und suchte sie durch Anbetung und Opfer zu versöhnen. Die Volkshäupter, unaufhörlich geängstigt von dem lästigen, ja gefährlichen Geschäft, die Unbändigen im Zaum zu halten, wurden vermuthlich durch eben diese Angst auf den Gedanken geführt, die gefürchtetste Autorität der Götter zu Hülfe zu nehmen, wie etwa eine ungeschickte Wärterin, um das Geschrey der Kleinen zu stillen, in der Angst ihres Herzens den schwarzen Mann zu Hülfe ruft. So wurden

die Götter, die bisher nur als böse Dämonen
gefürchtet worden waren, zuerst zu moralischen
Besen gemacht, und gern glaubte der rohe
Wilde seinem Könige oder Schaman dies von
der Noth erzeugte Dogma; denn was konnte
ihm bey ruhiger Betrachtung billiger und tröstli-
cher erscheinen, als die Vorstellung, daß der
gewaltige Weltgeist nur denen zürne, die An-
dern Böses thun. Es versteht sich, daß
Volkssänger und Gesetzgeber diesen heilsamen
Glauben möglichst benutzten, und so in der
Religion eine treffliche Zwangsmacht errich-
ten, die um so nöthiger wurde, je mehr die
Menschenmenge anwuchs und die kleinern Hor-
den allmählig in große Staaten zusam-
menfloßen.

Wir finden daher in den frühesten Nachrich-
ten, welche uns von den Urewohnern unsers
Erdballs übrig sind, folgende sittliche Begriffe
schon völlig festgestellt: Jeder Mensch hat
Pflichten gegen die Gesellschaft, in der er lebt;
es ist Recht, daß jeder bestraft werde, der diese

Pflichten verlegt; und: es ist ein strenger und gerechter Gott, der über die Handlungen der Menschen wacht, und die Bösen wirklich bestraft.

2.

Was ist Vernunft?

Nachdem nun auf die eben beschriebene Weise Furcht und Rettung die Menschen so weit gebracht hatten, daß sie sich die Schranken und das Gebiß, welches ihrer eigentlichen Raubthiernatur angelegt war, ruhiger gefallen ließen: so mußten allmählig, besonders in Greisen, oder Männern von sanfterm Temperamente, etwa folgende Betrachtungen entstehen: Es ist ja ganz natürlich, daß man sich seiner Begierden in dem Maße enthalten muß, wo sie Andern nachtheilig werden. Wenn uns auch die Götter und der König für solche Zügellosigkeit der Begierden nicht strafen, so

sollten wir sie uns doch nicht erlauben; denn was wollte aus unserer friedlichen Gesellschaft werden, wenn sich jeder so etwas herausnehmen wollte? Was ich mir aber erlaube, das muß ja auch jedem Andern erlaubt seyn dürfen; mithin darf ich billig nichts thun, was ich nicht der ganzen Gesellschaft in meinem Falle gestatten würde.

Dies Hinaufsteigen der Combination von einzelnen Vorstellungen zu allgemeinen Ideen, aus welchen nachher wieder ganze Geschlechter von untergeordneten Ideen ausgehen, nennt man das Geschäft der Vernunft; und so bezeichnete also der Ausdruck Vernunft im Grunde die Denkkraft selbst, insofern sie sich in einem Streben nach allgemeinen Ideen und letzten Zwecken äußert. Die Ideen von der Existenz einer Weltursache, von der Nothwendigkeit des Sittengesetzes, u. a. sind also Ergebnisse der Vernunft, und die Lebensart: meine Vernunft lehrt mich dies oder das, heißt nichts andres, als: nachdem ich mich bes

müht habe, eine Menge verschiedenartiger Erscheinungen in einen gemeinschaftlichen Punct zu vereinigen, bin ich auf eine allgemeine Idee gekommen, der zu Folge ich jetzt nothwendig so oder so urtheilen oder handeln muß.

Da nun aber die Vernunft das Abstract unzähliger einzelnen Vorstellungen ist, so darf man natürlich nicht zu allen Zeiten und in allen Subjecten einerley bleibende Resultate von ihr verlangen. Das, was Luther für vernünftig hielt, ist es jetzt zum Theil nicht mehr, weil die Wahrheit der einzelnen Begriffe, von denen er ausging, von uns längst verworfen worden ist. Wenn er es z. B. unvernünftig fand, für die Richtigkeit der Lehre von der Transsubstantiation noch einen deutlichern Beweis, als Christi eigene Worte: das ist mein Leib, zu verlangen: so kann man nicht umhin, über die Vernunft des großen Mannes, oder vielmehr seines Zeitalters, zu lächeln.

Gutgesinnte Menschen können nicht begreifen, wie dieser oder jener anders Handelnde

seiner Vernunft so wenig Gehör geben könne, und bedenken nicht, daß die Ergebnisse seiner Vernunft ganz andere seyn können, als die der Andern. Der z. B. in seinen Abstractionen einzig von folgenden Vorstellungen ausgehen wollte: „Ich bin zwar ein Glied einer großen Gesellschaft, aber daß diese etwas für mich thut, ist keine freiwillige Wohlthat; sie selber hat sich nicht durch eigene Weisheit, sondern durch Zufall und Nothwendigkeit gebildet; ich lebte vielleicht glücklicher, wenn diese Gesellschaft nicht so zahlreich und gekünstelt wäre; ich finde auch nicht, daß die Mehrheit eine so besondere Achtung für sie bezeigt: — wer, sage ich, von solchen Vorstellungen ausgehen wollte, den würde seine Vernunft auf ganz andere Maximen des Handelns führen, und es ist nur zu gewiß, daß jede unmoralische Handlung, wenn sie begangen wird, von einer Vernunft bewußt gebilligt worden sey, die — seys aus Uebervillung oder aus Beschränktheit der Einsicht — von Reflexionen, wie die eben erwähnten,

ausging. Ja, um es gerade herans zu sagen: der Zweck, den sich der Eigennützte setzt, ist so gut durch die Vernunft gefunden worden, als der moralische, so daß die Vernunft die Führerin des Egoisten so gut als des Tugendhaften seyn kann.

Da indessen die ruhig arbeitende Combination unmöglich bey so niedrigen Reflexionen stehen bleiben kann, indem vielmehr eine andere sich ihr unwiderstehlich aufdringt, die nämlich, daß Trotz allen Widerstreben der Bösen doch allein die überwiegende Menge der Guten es sey, die der Gesellschaft ihre Haltung und Sicherheit, und dem Leben seinen Werth und seine Freuden gewähre: so ist noch nie eine ruhig und richtig combinirende Vernunft auf eine allgemeine Idee gestoßen, welche dieser an siegender Wahrheit gleich gekommen wäre: „die höchste Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts könnte nur dadurch erreicht werden, daß jeder Einzelne sein Wohl dem Wohl des Ganzen unterordnete“. Eine Idee, aus welcher sich noth-

wendig für das Handeln folgende Maxime ergeben muß: „handle in allen Fällen so, wie du aus Liebe zur Menschheit wünschen mußt, daß jeder handeln möchte.“ — Da nun das Denkvermögen der weisesten Männer aller Zeiten mehr oder weniger bestimmt diese Handlungsmaxime als die einzig richtige aufgefunden hat, und immer finden wird, so lange Menschen in Gesellschaft leben werden: so nennt man es ausschließlich in dieser Beziehung, da es nothwendig auf diese gute Maxime führt, Vernunft, *) und muthet es jedem Menschen an, wo nicht als etwas Angeborenes, doch als eine Fertigkeit, deren Erwerbung in jedes gesunden Menschen Vermögen stehe. Merkwürdig ist, daß unzählige Menschen nach jener Maxime vernünftig handeln, ohne sich derselben deutlich bewußt zu seyn. Der Grund liegt darin, daß die Vernunft ihre Operationen theils so schnell, theils so unvollständig verricht

*) Nach Kant: praktische Vernunft.

set, daß wir nur ein dunkles Gefühl von ihr empfinden, das sich erst bey späterer genauerer Betrachtung in deutliche Ideen zerlegen läßt.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich nun leicht, was es heiße: die Vernunft erwacht. Offensiv ist nichts anders, als: das Combinationsvermögen hat eine solche Stärke und Ausbildung erreicht, daß es jener allgemeinen Idee und jener erhabenen Ansicht des Menschenlebens fähig und empfänglich ist.

Es ergiebt sich ferner daraus, daß die Vernunft, immer nach der Vernunft zu handeln, mit der oben angegebenen Maxime völlig eins ist; denn indem sie das Mittel empfiehlt, führt sie zum Zweck, ohne diesen zu nennen.

Es ergiebt sich drittens, daß, da die Vernunft in einer Fertigkeit besteht, eine gewisse Ideenreihe zu allen Zeiten schnell und sicher hervorzurufen, in unsern Schulen weit mehr für die Moralität gethan werden könne, als leider gethan wird; eine Wahrheit, von der so

unaussprechlich viel abhängt, und die doch so wenig Lehrern Sorge zu machen scheint.

3.

3. Ist der Mensch von Natur gut oder böse?

Aus dem bisher Gesagten wird es hoffentlich klar seyn, daß der eigentlichste Naturzustand des Menschen der thierische, und seine wahre Natur die des Raubthiers sey. Verlangt nach ungestörter Befriedigung des Selbst-erhaltungs- und Geschlechtstriebes ist ihm so natürlich, wie dem Löwen oder dem Hunde, und jeder, der ihn daran hindern will, ist sein Feind. Feindseligkeit gegen seines Gleichen ist also recht eigentlich der Grundcharakter des Menschen; nur die Furcht hemmt zuerst die Ausbrüche dieser Feindseligkeit, und was auch nachher Cultur, Religion und Vernunft thun mögen, diesen Charakter zu mildern oder zu verstecken, so bleibt er doch unauslöschbar die Grundlage un-

ferer Natur. Der entgegengesetzte Charakter der Menschenliebe ist die Frucht eines langen Zwanges, und eben so gut ein künstlicher Zustand, als die Zähmheit eines gefangenen Löwen, der ruhig die Hand des Führers in seinem grimmigen Rachen duldet. Wir dürfen nicht eben so ungeheure Gährungen der Menschheit, wie etwa die französische Revolution war, auffuchen, um zu sehen, wie die ursprüngliche Raubthiernatur des Menschen bey dem ersten Verschwinden der gesetzlichen Schranken wieder hervorbricht: alle die Veschelten und Betrügerreien, die mitten unter uns cultivirten, friedlich lebenden Völkern täglich vorkommen, ja der Meid, der sich auch dem besten Menschen unwiderstehlich aufdringt, wenn dieser den Nachbar glücklicher sieht als sich, ist ein deutlicher Beweis, daß die thierischen Triebe das Uebergewicht in unserer Natur haben. Die Kinder sind die größten Egoisten; sie bekümmern sich um die ganze Welt nicht, und möchten lieber alles für sich allein haben.

Lebten die Menschen so einzeln auf dem Erdboden zerstreut, daß keiner je von dem Andern gehindert würde, so könnte von gut oder böse gar nicht die Rede seyn. Erlaube wäre jedem dann alles, was seinen Neigungen gesäße; und wie könnte man dies böse nennen, da es den Anlagen seiner Natur gemäß wäre? Erst die Umgebung von seines Gleichen legt dem Einzelnen einen Zwang auf, und es ist eine sehr willkürliche Bezeichnung, das gut zu nennen, was ein Mensch aus Furcht vor diesem Zwange gegen seine innersten Neigungen thut. Dies durch den Zwang der Gesellschaft dem Einzelnen abgeordnete Güte für angeboren zu halten, konnte nur solchen Menschen einfallen, die, von Kindheit auf unter beständigem gesellschaftlichen Zwange erzogen, beständig von ihren Eltern mit Liebe behandelt, und sorgfältig vor dem Umgange mit Fremden verwahrt, nie Gelegenheit hatten, die Kraft des Selbsterhaltungstriebes in ihrer ganzen Stärke zu beobachten.

4.

Wie verhält sich die Sittentehre zur Rechtslehre?

Nachdem es den ersten Menschengesellschaften durch die einseitigere Ausbildung der Individuen immer mehr Bedürfniß geworden war, zusammen zu halten, mußte man auf Mittel sinnen, die Willkür immer mehr zu beschränken, und besonders das Leben und das Eigenthum der Staatsbürger immer mehr zu sichern. So entstanden denn die ersten rohen Gesetze, in denen nur das allernothwendigste geboten war, ohne welches die Gesellschaft nicht bestehen konnte: nicht stehlen, nicht tödten, nicht ehebrechen, die Eltern ehren, keinem seine Sklaven abspensig machen, nicht falsch zeugen &c. Je vollkommener sich in der Folge die Staaten ausbildeten, desto näher wurden diese Gesetze bestimmt; eine Menge verwickelter Fälle, welche von weisen Richtern entschieden

worden waren, wurden zur Richtschnur für künftige ähnliche Fälle aufgezeichnet, und so erhielten endlich unsere Gesetzbücher das Ansehen einer unendlichen Casuistik. Man abstrahirte endlich aus diesen Millionen Fällen allgemeine, für alle Gesellschaften brauchbare, Grundsätze eines rechtlichen Verfahrens in den wichtigsten Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, und so entstand bekanntlich das Naturrecht. Was ist dies also anders, als eine Sammlung moralischer Gesetze, die das Handeln in gewissen oft wiederkehrenden bürgerlichen Verhältnissen ein für allemal unabweichend bestimmen sollen?

Nun ist aber augenscheinlich, daß ein tausendjähriger Sammelleiß, verbunden mit der fruchtbarsten Phantasie juristischer Casuisten nicht im Stande seyn würde, alle mögliche moralische Verhältnisse, in welche zwey oder mehrere Personen kommen könnten, zu Papiere zu bringen. Und wenn es möglich wäre, wer würde dies Ungeheuer von Corpus Juris durchs

lesen wollen? Wie könnte man auch im Laufe des Augenblicks jedes unrichtig behandelte moralische Verhältniß der öffentlichen Justiz zur Verichtigung übertragen? Genug daß sie die erheblicheren Verletzungen der Gerechtigkeit zu bestrafen übernimmt.

Da die Rechtswissenschaft auf solche Weise nur eine sehr unvollkommene Beschützerin der Socialverhältnisse seyn kann, so muß eine Wissenschaft hinzutreten, die sie in ihren kleinsten Theilen ergänzt, und mithin sie selbst in sich aufnimmt; eine Wissenschaft, die nie eine äußere executive Macht, wie jene, erlangen kann, sondern sich einzig auf ihre innere Nothwendigkeit stützen muß, wenn es ihr anders nicht gelingt, den Ehrgeiz, die Furcht oder die Religion auf ihre Seite zu ziehen. Diese Wissenschaft ist — die Moral.

Was ist die Bestimmung des Menschen?

Vey dem Anblick einer neuersundenen, uns nicht gleich erklärlichen Maschine würden wir uns mit der Frage nach ihrer Bestimmung am natürlichsten an ihren Erfinder zu wenden haben. So könnte die einzig befriedigende Antwort auf die Frage, wozu der Mensch denn eigentlich bestimmt sey, allein von dem unergündlichen Meister gegeben werden, der zuerst unser Daseyn gewollt hat. Alles, was der Mensch selbst darüber räsonnirt, könnte leicht einem gutmüthig zuhörenden Jupiter *) ein ähnliches Lächeln abgewinnen, als uns das Urtheil der Schwalbe in der Fabel über den Tempel, an welchen sie ihr Nest angeklebt hatte. Wie indessen das Bedürfniß darauf geführt hat, die Bestimmung der Naturproducte in

*) Hor. III. Carm. 29, v. 3.

den Gebrauch des Menschen zu sehen, des Getraides und Schlachtwiehs, daß es verzehret, des Holzes, daß es verbrannt, ja des Ungesiezers, daß es getödtet werde: so hat die unruhige Wißbegier des Menschen auch nicht abgelaßen, nach dem Geheimniß seiner eigenen Bestimmung zu forschen. Die Resultate ihrer Untersuchungen sind verschiedentlich ausgefallen. Am allgemeinsten angenommen ist das: der Mensch sey bestimmt, in diesem Leben das Ideal der ruhigen Vernunft so vollkommen als möglich zu realisiren, und in einem andern, von der Weisheit und Gerechtigkeit des Schöpfers zu erwartenden, dasjenige ganz zu erreichen und zu erkennen, was ihm hier nur anzustreben und auf der Oberfläche anzuschauen vergönnt war.

Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Glaube des nach Erkenntniß dürstenden Geistes und des tugendhaften Gemüthes würdig ist, und schöne Früchte für das Leben trägt. Allein dieselbe Vernunft, die uns zu dieser Ansicht führt,

sagt uns eben so deutlich, daß eine Menge Erscheinungen damit gar nicht übereinstimmen, sondern vielmehr auf ganz andere Ergebnisse führen. Millionen Menschen sind gestorben, ganze Völker sind untergegangen, ohne von jenem Vernunftideale auch nur eine Ahnung empfunden zu haben, Millionen leben noch, ohne sich desselben bewußt zu seyn. Kann aber etwas zur allgemeinen Bestimmung des Menschen gemacht werden, das nur der kleinste Theil erreicht, ja zu erreichen fähig ist? Und was kann uns denn berechtigen, eine andere Welt anzunehmen, die so weit über alle mögliche Erfahrung hinaus liegt? Sollte denn die Sehnsucht nach einem Elysium und der unstillbare Forschungstrieb durch nichts anders zu erklären seyn? Könnte jene nicht ein natürlicher Nothbehelf der Schwachen seyn, die im betrübenden Gefühl, von dieses Lebens Freuden wenig genossen zu haben, als Supplement ihres hier nicht erschöpften Daseyns ein zukünftiges fordern zu dürfen glauben? Und

dürfte es nicht eine zu weit getriebene Annahme der uns zu so mancherley nützlichen irdischen Zwecken verliehenen Neugier gewesen seyn, wenn sie verlangte, daß um ihrerwillen eine Lebenskraft noch nach der sichtlichsten Zerstörung ihrer Organe als Kraft, mit Gefühlsvermögen und Bewußtseyn fortdauern sollte, eine Forderung, die, nach allen unsern Begriffen von einer Kraft, das Unmögliche voraussetzt?

Beg also mit allen Theorien, die zu ihrer Begründung Hypothesen bedürfen, welche im Grunde doch auf nichts anderm als auf süßen Wünschen und schönen Dichtungen beruhen! Soll mir etwas als meine Bestimmung klar einleuchten, so muß es eine Realität seyn, die ich deutlich erkenne, und zu deren Hervorbringung ich die innerste Neigung jedes Menschen ohne Ausnahme unwillkürlich hinstreben sehe. An dieses letzte Wahrzeichen will ich mich halten, sollte ich darüber auch auf Ergebnisse stoßen, die die ganze philosophische Welt als horrende verschrie.

Und kann ich lange zweifeln, worauf die innere Stimme meines Herzens mich führt? Glückseligkeit will sie haben, und nichts als Glückseligkeit. Und worin soll diese bestehen? Offenbar in dem Bewußtseyn des freiesten Gebrauches aller meiner Kräfte, und der möglich größten Befriedigung aller meiner Neigungen. Pein und Mißbehagen macht mir jede unterdrückte Lust, ich fühle mich unglücklich in jeder Beschränkung meiner Kräfte. Für jeden Genuß, zu dem ein Wesen meiner Natur sich berechtigt fühlt, und den ich mir versagen muß, klage ich das Schicksal kühn der Parteipflicht, der Ungerechtigkeit an, und wenn nicht der Gedanke an eine unabänderliche Naturnothwendigkeit, der der gespaltene Baum und die zertretene Blume eben so streng als ich unterworfen sind, mich zum Schweigen zwänge: auf einen denkenden und fühlenden Regierer könnte ich — recht böse werden.

Waren es nicht von jeher die Dichter, die das innerste Gefühl der Menschheit am reinsten

sien und wahrsten ausgesprochen haben? Nun so hört sie doch, vom ehrwürdigen Homer, vom weisen Salomo, vom Solon und Mimus vermuth an bis auf unsern kräftigen, vollherzigen Goethe, ob sie nicht alle das eigentliche Leben nur in den Lebensgenuß setzen, und den als den Weisesten preisen, der am meisten die Freuden des Lebens aufzusuchen und zu genießen verstehe. Fühlen wir uns nicht selbst beym Anblick eines gelehrten, arbeitsamen, nützlichen, redlichen, aber für allen Lebensgenuß todten Mannes mehr zum Mitleid als zum Neide gestimmt? Womit nicht gesagt ist, daß der grobe sinnliche Genuß allein die wahre Glückseligkeit ausmache. Denn der Mensch hat ja nicht physische Kräfte allein, vielmehr sind die geistigen die bey weitem edleren, und die Beschauung ihrer Regsamkeit mithin auch der edlere Genuß.

Genuß also, das vollkommenste Gefühl aller meiner Kräfte werde ich als eine Bestimmung dieses Lebens anerkennen müssen, da

alles mich darauf hinweist, alles Lebendige ohne Ausnahme nur dahin verlangt, und Mann und Weib, Alt und Jung, Thoren und Weise unter allen Himmelsstrichen darin übereinkommen, selbst diejenigen nicht ausgenommen, die mit dem Munde etwas anderes bekennen. Und wenn das ist, nur was hindert mich denn, mich aus einem Genuß in den andern zu stürzen, und allen meinen Neigungen nach Herzenslust den Zügel schießen zu lassen?

„Was dich hindert? Versuche es nur. Du wirst es bald erfahren.“

Ach leider ja! Dieser erwünschte Zusammenhang von unzähligen meines Gleichen, die alle genießen wollen, wie ich, und mir mit raubgieriger Wuth tausend Gelegenheiten vor dem Munde weghaschen, die ich für mein Bedürfniß zu benutzen gedachte. Diese verhasste Gesellschaft! wozu ist sie doch nur da? Kann auch dieser Confluxus von Raubthieren eine edle Bestimmung haben? Wir wollen sehen.

Wunderbar genug ist dies millionenfache Ungedueht gestaltet, und weise in der That muß es vom Schöpfer berechnet seyn, daß so viel widerstrebende Kräfte sich nicht selbst zerstören, vielmehr dem Ganzen mit jedem Jahr-
hundert mehr innere Kraft und äußern Umfang geben. Wunderbar muß auch die Entstehung dieser Gesellschaft seyn. Welch ein Abstand zwischen jenen Zeiten, da der kunstverschmied Erfinderschmied zuerst es wagte, Jagd, Viehzucht und Ackerbau ganz aufzugeben, und diese Erwerbszweige im Vertrauen auf seine Kunst den Nachbarn zu überlassen, denen er Waffen und Gerathe hämmerte, und zwischen den untrigen, wo die Beschäftigungen der einzelnen Menschenklassen in das Tausendsache vervielfältigt sind, die unbedeutendste ihren Mann nährt, und durch das Medium des Geldes (der gemeinnützigsten aller Erfindungen) ein Mensch, der Jahre lang das Zimmer nicht verläßt, die Producte des Feldes, die Gewürze des Orients, die Fabricate der verschiedenartigsten Künstler

und Handwerker in seinen Besitz bringen laßt. Ich genieße Früchte, deren Vaterland ich nie betrat; ich träge Kleider, die ich nicht selbst gemacht habe; ich bediene mich vieler Dinge, deren Verfertigungsart ich kaum kenne; ich nehme Theil an jeder nützlichen Erfindung, die seit viertausend Jahren von Menschen gemacht worden ist; ich lebe sicher und in tiefem Frieden; ein stehendes Heer von Hunderttausenden ist auch zu meinem Schutze da; ein Collegium weiser Richter sichert mir auch meine Ansprüche und meine Rechte; die Werke der scharfsinnigsten Wahrforscher sind auch zu meiner Belehrung geschrieben. Ich lese mit Schrecken die Geschichten meines Vaterlandes zu des barbarischen Chlodewigs Zeit. Was ist seitdem aus meinem Volke geworden! Welch ein kunstreiches, bewundernswürdiges Gebäude ist diese Staatsverfassung! Sie enthält die Resultate alles Denkens und Bildens der Menschheit seit ihrer Entstehung bis jetzt. Und ich, der ich die Früchte dieser Entwicklung mit ge-

niese, bin ich nicht allen Erfindern der Vorzeit Dank schuldig, die mir zu einer solchen Bildung und zu einer so künstlichen Verannahnung der Lebensgenüsse den Weg gebahnt haben? Und da die immer stärkere Verdichtung der Gesellschaft immer mehr Kräfte in Bewegung setzt, und immer mehr Lebensquellen eröffnet: ist nicht mit der größten Sicherheit zu erwarten, daß die Entwicklung des Menschengeschlechts immer höher steigen, und endlich einen Grad erreichen werde, gegen den alles, was wir bis jetzt erlebt haben, nur als Kleinigkeit erscheinen wird? Welch ein wunderbares Wesen, diese Gesellschaft!

„Dies millionenköpfige, raubthierartige Ungeheuer, das dir alle deine Freuden schmälert?“

O nein! Vergieb mir, allweises Wesen, daß ich dies dein wundervollstes Werk nicht früher untersuchte. Ja, ich sehe deutlich, mit diesem Werke mußt du eine große, wahrhaft göttliche Absicht haben. Ausprechen kann ich sie nicht; aber eine dunkle Ahnung erlaubst du

mir zu fassen. Du willst mein Geschlecht zu einer Höhe der Entwicklung führen, von der es jetzt noch keine Begriffe hat, und Wundertaden von Jahren willst du dich — daß ich menschlich von dir denke — an dem Anschau dieser immer steigenden und sich immer allzumeiner ausbreitenden Entwicklung weiden. Ey, welch ein Strahl von Erkenntniß geht jetzt in mir auf! Nun, nun sehe ich, allweiser Vater, wozu du mich bestimmt hast. Auch ich soll meine schwache Hand an diesen wunderbaren Bau; seys auch nur, daß ich ein wenig hinzutrage, oder ein Häuflein Schutz wegschaffe, oder wenn ich selbst die Hand nicht führen kann, meinen Nachbarn, meinen Kindern rathe, was sie thun sollen. O welch eine erhabene Bestimmung, ein Arbeiter an deinem Tempel zu seyn! Was schadet's auch, daß ich die Vollendung des Baues nicht erlebe? Kann ich doch, so lange ich lebe, mich an dem erröhen, was ich seit meiner Anstellung zum Ganzen beygetragen habe. Kann ich doch viel

leicht ein Werkstück hinauf winden, Ley dessen Andlick noch von spätern Geschlechtern nicht ohne Dank und Bewunderung mein Name genannt wird.

Wohlt mir! Nachdem ich diese würdige Ansicht gefaßt habe, kann ich nicht mehr murren, daß der Zwang der Gesellschaft meine egoistischen Begierden hemmt. Kann ich von nun an je wieder wünschen, daß diese wunderbare Gesellschaft um meinetwillen lieber nicht seyn möchte: ha, so bin ich es werth, von meinen eigensüchtigen Erleben zu Tode gepeinigt zu werden, und Tantalusqualen zu danden, durch keine Gewährung verfüßt. Und ich sollte von der Gottheit ein zweytes Leben ertrogen, um die Genüsse nachzuholen, die mir hier verweigert waren? Thor, würde sie mir zurufen, verachtetest du das edelste Gefühl, Mitarbeiter an meinem Tempel zu seyn, so bist du auch nicht werth, länger in dem thierischen Genuße zu schwelgen, den ich auch den andern Thieren nur für ein Leben vergönnt habe.

„Aber wer sollte nicht die Vollendung zu schauen wünschen, wenn er an der Arbeit Antheil nahm?“

Um der Arbeiter willen hat noch nie ein König gebaut. Suche Du lieber im Arbeiten selbst deine Freude.

„Doch ums Himmels willen, welche Freude kann z. B. dieser arme Soldat an seinem Antheil von Arbeit finden?“

Auch er hat das Bewußtseyn, an seinem Plage unentbehrlich zu seyn. Auch Wächter werden beim Baue gebraucht, und durch ihr bloßes Wachen verrichten sie einen nützlichen Dienst. Und wie die Kräfte, so die Arbeit.

„Doch sage mir, wenn das, was du genannt hast, wirklich die Bestimmung des menschlichen Geschlechts wäre, warum würde es denn Gott zulassen, daß so viele Menschen gänzlich verhindert würden, an dem großen, gemeinschaftlichen Werke Theil zu nehmen? Denke nur an die Kranken, an die Wüthschen und Nonnen &c.“

Die Natur hat die ungeheure Zahl ihrer Productionen so krämermäßig nicht abgewogen. Wie wir in eines Fisches Kogen tausend ungeborene verschlucken, wie unter zehntausend Eichen kaum eine sich zur Eiche entwickelt, und dennoch weder an Fischen noch an Eichen Mangel ist: so können auch tausende von verkrüppelten Menschenindividuen, die am Wege zerstreut werden, oder ungenutzt wie Blumen in der Wüste verwelken, bey dem großen Gange des Ganzen nicht in Betrachtung kommen.

„Aber was sagst du zu den Afrikanern, die nun schon seit Jahrtausenden diesem großen Gange untheilnehmend zuschauen?“

An sie ist die Reihe noch nicht gekommen. Von ihnen kann daher der Schöpfer noch kein Interesse für sein Werk erwarten. Doch um sie zu entschädigen, gleichsam statt eines Barregeldes, hat er sie auf die erste Bestimmung des Menschen, den sinnlichen Genuß, desto nachdrücklicher angewiesen, und man weiß, daß sie sich diese Anweisung trefflich zu Nutzen machen.

6.

Wie verhält sich die Einsicht zur Glückseligkeit?

Aus dem Vorigen ergiebt sich, daß der Mensch eine zwiefache Bestimmung habe, als Einzelwesen nämlich sich so glücklich als möglich zu machen, und als Glied der Gesellschaft zum Vortheile dieser Gesellschaft aus allen Kräften mitzuwirken. Auf das Erstere führen ihn blindlings seine Triebe hin, auf das zweyte der Drang der äußern Umstände. Kein Wunder, wenn dieser Drang, wie alle Beschränkung, Haß und Widerschlichkeit erzeugt, und nur wenige Menschen bis jetzt sich auf dem Standpunct haben erheben können, wo jene strenge Nothwendigkeit ihnen heilig, und jeder Aufopferung werth erschien.

Und unterhalb dieses Standpuncts — welcher ein schwerer Kampf bietet sich da dem armen sinnlichen Geschöpfe dar! Er tritt in die Gesellschaft ein, und will von ihren Vortheilen

mit genießen, in ihr leben und glücklich seyn. Jeder sieht ihn misstrauisch an, als fragte er: was kannst du uns geben? — Ich habe nichts als meine Kräfte, spricht er. — Gut, so wenn du sie uns zum Besten an, so wollen wir dir lohnen. Er sieht sich um, und bemerkt bald, daß man mit Jedem so verfährt. Hier erblickt er einen, der die Bedingungen umgehen wollte, aber von dem lautenden Gesetze hart bestraft ward; dort sieht er einen Trägen hältlos betteln, dort einen Undankbaren verachtet gehen. Wie? ruft er aus; so ist mir denn kein Genuß erlaubt, den ich der Gesellschaft nicht erst abverdient habe? So soll ich mir nichts von ihren Gütern zu eignen, das ich nicht mit ihrer lauten Bewilligung hinnehmen darf? Die fatalen Gesetze! — Aber wie? schüßen sie nicht auch mich?

Ey freilich! ruft der Begüterte. Und ich wolite, sie wären noch von weit größerm Umfange, oder vielmehr der Grund aller Gesetzgebung wäre allen Menschen von Natur so tief

ins Herz geschrieben, daß wir der äußern Ver-
sehe gar nicht bedürften.

Steh' hier meine Wissenschaft, ruft der
Moralist ihm zu. Sie führt auf diesen Grund,
zeigt, daß er wirklich in jedes Menschen Brust
vorhanden sey, und ist das vollständigste Com-
plement der äußern Gesetzgebung, ja ihre Bas-
is. Sie zeigt dem Unentschlossenen, Verwirr-
ten einen Ausgang aus dem Streite seiner
zweifachen Bestimmung, indem sie ihn auf
die Tugend hinweist. Was jagst du? spricht
sie ihn an. Diese Nothwendigkeit ist nur dem
eine schreckliche Göttin, der sie haßt und für-
ktert, nicht dem, der sich ihr vertrauend, frey-
willig unterwirft. Jenen zehrt sie bey den Haar-
en zu ihrem Dienste, diesen lohnt sie für sei-
nen Gehorsam mit den edelsten Gefühlen. Zu
entfliehen ist ihr nicht, du mußt nach ihrem
Willen leben; aber da dem nun einmal so ist,
warum willst du es nicht machen, wie ein klug-
ger Minister, der, weil er seinen Fall vorher-
sieht, von selbst um seinen Abschied bittet? Ans

statt das Tausende von beschränkten Seelen nur durch die Noth sich unwillig treiben lassen, zum Wohl der Gesellschaft etwas wenigens mitzuwirken, und wie gepresste Matrosen heimlich fluchend ihre Arbeit verrichten, nimm du vielmehr an dem allgemeinen Streben des Vervollkommen mit Ueberlegung, mit Vorsatz, mit Liebe Theil; dich begeistere die Größe des Zwecks, zu dem du mitwirkst; und wenn du darüber auch einige Genüsse, zu denen deine erste Bestimmung dich berechnete, aufopfern müßtest, so denke, daß in dem Bewußtseyn; dem Ganzen diese Aufopferung gebracht zu haben, wiederum ein süßer Genuß liegt.

„Das klingt schön in der Rede, aber doch ist es hart in der That. In der Blüte des Lebens, wo jede Ader nach Genüsse strebt, und das Gefühl meiner Kräfte mich nicht ruhen läßt, soll ich mir Freuden versagen, die mein innerstes Selbst begehrt, um gewisser Pflichten willen, die nur eine kalte Reflexion mir als heilig vorhält? In dem Kampf mit Aer-

muth und Sorge, mit der Bosheit schlechter Menschen, mit der Treulosigkeit des Glücks soll ich diejenigen rechtlich, ja brüderlich behandelnd, die sich keinen Augenblick bedenken, mich zu betrügen oder mir sonst zu schaden? Warum machte es auch Gott den Menschen so schwer, der Stimme der Vernunft zu gehorchen? Warum gab er ihnen auf der einen Seite das Streben nach Glückseligkeit, und setzte ihnen auf der andern einen Zweck vor, der jenes Streben unzähligmahl schnurstracks vereitelt? Wahrlich nicht unrecht wars von den Philosophen, den Schöpfer noch zu einem zweyten Leben zu verpflichten, in dem er uns das Unrecht, das er uns in diesem vielleicht nicht ersparen konnte, vollkommen vergüten müßte. Und sage mir, du, der du diesen Ausweg zu verwerfen scheinst: wie anders willst du die göttliche Gerechtigkeit retten?"

Sie rettet sich selbst auf mancherley Weise. Schon genug wäre es, wenn — was jeder gern gesehen wird — die Summe des Uebels, das

der einzelne Mensch zu tragen hat, im Ganzen doch von der Mehrheit der glücklichen Lebensstunden überwogen würde. Schon genug, daß jedem ein Gefühl gegeben ist, das ihm sagt: du verdienst nicht mehr, als du empfindest. Schon genug, daß in den traurigen Jahrhunderten des Mittelalters, wo die fürchterlichen Währungen brauseten, aus denen die jetzt beruhigten Staaten hervorgegangen sind, zum Troste der hart gedrückten Menschen die Herzenbeglückerin, Religion, vom Schöpfer selbst herniedergesandt war, ihnen den Mantel des irdischen Glücks durch die leuchtende Hoffnung auf ein unvergängliches Himmlisches zu ersetzen. Schon genug, daß die Stärke des Gefühls im Menschen sich meistens nach dem Grade seiner Erkenntniß richtet, und mithin nicht jeder so elend ist, als er uns seiner Täu-
 lenden scheint. Aber die Gottheit selber hat uns den Weg zur Tugend ganz vorzüglich dadurch erleichtert, daß sie uns geistige Kräfte gab, deren Vollgefühl uns dauerhafter glücklich ma-

hen sollte, als jeder physische Genuß. Das eben ist das Zeichen wahrer Bildung, wenn das Bewußtseyn unserer schön geübten, frey wirkenden Geisteskräfte uns ein froheres Gefühl gewährt, als jeder bloße Sinnengenuss, ja wenn uns der letztere über dem erstern allmälig verächtlich, oder doch nur insofern wünschenerwerth scheint, als er einer Veredlung durch geistige Zusätze fähig ist. Jeder wahrhaft edle Mann zu allen Zeiten hat im besessenden Anschau seiner innern Kräfte klein geachtet jede ängstliche Sorge um sein Leben, um Essen und Trinken, um Fortkommen und äußeres Glück; klein geachtet die Polster der Wohlthat, den Dunst der Küche, den Klang des Goldes; klein geachtet die Schmeicheleyen der Unmündigen, den Hohn des Unverständes und die Gunst der Großen. Ja, die Freudigkeit, eine große Idee durchzuführen, hat selbst in solchen, deren Ideen die Vernunft nicht billigen konnte, Wunder der Selbstbeherrschung hervorgebracht. Wer zweifelt, daß

die Ersten, welche sich in den ägyptischen Wästen dem beschaulichen Leben gewidmet haben, sich nicht über alle Beschreibung glücklich fühlten in dem Bewußtseyn, eine Qual freywillig zu ertragen, die die gemeine menschliche Natur als den höchsten Grad der Unglückseligkeit verabscheute? Kann nun die geistige Kraft des Menschen solche Wunder wirken, wie sollte sie nicht hinreichend seyn, uns zu beglücken, wenn ihr eine Aufgabe vorgelegt wird, deren Vortrefflichkeit die ruhige Vernunft eines jeden, der sie nur versteht, anerkennen muß?

Und darf ich sie noch nennen, diese Aufgabe? Es ist die: „Zeige durch dein ganzes Leben, daß die Beförderung des allgemeinen Wohls deines ersten Zweck und dein herzlichster Wunsch sey; suche nur in dem Nutzen der Gesellschaft deinen eigenen, und behandle jeden deiner Nebenmenschen als deinen Mitarbeiter an dem großen Werke der Entwicklung, als deinen Bruder. Die Gesinnung, verleihe welcher diese Idee uns die wertheste und heiligste

geworden ist, darf man ja wohl mit allem Rechte Tugend nennen. Und wird man nun noch fragen, wie die Tugend mit der Glückseligkeit bestehen könne? Wer sich tugendhaft glaubt, und den Lasterhaften um sein Glück beneiden kann, der ist sicher von der wahren Tugend noch weit entfernt. Güter endlich, die uns die Natur versagt hat, z. B. Gesundheit, Schönheit, und was daraus hervorgeht, muß man freilich von der Tugend nicht verlangen wollen. Sie würden ja auch durch Laster eben so wenig zu erlangen gewesen seyn. Wohl ist es schwer, sich über solche Mängel zu trösten; aber nimmermehr können sie uns berechtigen, dem großen Ganzen unsers Liebe und Achtung zu versagen.

Behalt mehr Verstand zum Guten oder zum Bösen?

Diese Frage ist ungefähr von gleicher Art mit der: Gehört mehr Kraft dazu, mit oder gegen den Strom zu schwimmen? Denn wenn gleich bey weitem der kleinere Theil der Menschen moralisch handelt, so hat doch der ganze Staat im Allgemeinen die Tendenz zum Guten, die Gesetze wirken darauf hin, und jedermann, er sey selber auch noch so ungerecht, verlangt doch von Andern gerecht behandelt zu werden; ja mit dem guten Willen der Gesellschaft können wir kein Gut in derselben erlangen, das wir nicht um ihrerwillen verdient haben. Welche unüberwindliche Hindernisse hat also der Böse nicht zu bekämpfen! Er hat nicht nur die Gesetze, nicht nur den Haß und die Verachtung der Guten, sondern sogar den Neid der andern Bösen gegen sich; und da besonders der

letztere sehr scharfsichtig und wachsam ist, so wird er schon einen nicht gemeinen Grad von List, Gewandtheit und Verstellungskunst besitzen müssen, wenn er sein Wesen lange mit einiger Sicherheit forttreiben will. Wer sich also nicht eines ganz besondern Maasses jener Geisteskräfte bewußt ist, der sollte sich eben so wenig in jenen mißlichen Kampf einlassen, als ein Wanderer, der die Schleifwege im Walde nicht kennt, von der großen Heerstraße abweichen, oder einer, der des Eislaufs nicht kundig ist, sich auf die schlüpfrige Bahn wagen darf.

Dagegen ist es solchen, denen die Natur ein vorzüglich reiches Maass von Verstand und Willen verliehen hat, ungemein schwer, dem Pfad des Guten immer treu zu folgen. Der Trieb nach Glückseligkeit nämlich, der uns antreibt, uns aller unserer Kräfte recht lebhaft bewußt zu werden, flößt ihnen ein unwiderstehliches Verlangen ein, sich ihre Geschicklichkeit recht oft zur Anschauung vorzuhalten, und sich an den Wirkungen derselben zu weiden. Ist

nun nicht gleich ein guter Zweck vorhanden, so ist ihnen auch der böse willkommen, und gemeiniglich üben sie dann ihre Kraft auf Kosten ihrer unbehülfsichern Nebenmenschen. So ist z. B. kein Zweifel, daß nicht Cartouche im Bewußtseyn seiner unübertreflichen Schlaueit sich unendlich glücklicher gefühlt habe, als mancher ehrliche Mann, der an den Folgen einer einzigen Unklugheit, z. E. einer unvorsichtigen Wahl der Gattinn, zeitlebens leiden mußte. Aber eben so gewiß ist es auch, daß dieser nämliche Cartouche noch unendlich glücklicher gewesen seyn würde, hätte er so früh die Richtung zur Tugend bekommen, als er sie zum Laßer erhielt, und hätte ihm folglich die seltsame Lebendigkeit seines Geistes so viel Gelegenheiten zu edeln Handlungen zugeführt, als sie ihm zu Verbrechen finden half.

Wie wird der Mensch zum Handeln bestimmt?

Wenn ich irgend eine meiner Handlungen betrachte, und mich frage: von wo aus begann der erste Stoß dieser Handlung, oder wo fing sie in meiner Seele an? so gerathe ich zuletzt auf eine Kraft in mir, die ich nicht weiter erklären kann, und die die Urheber der Sprache mit dem Namen *Wille* bezeichnet haben. Sie ist ein Analogon der Lebenskraft, richtet sich nach ihr auf das vollkommenste in den Graden der Stärke und Schwäche, und ist vielleicht, näher untersucht, mit ihr eines und dasselbe. Sie scheint mir bey den Thieren genau die nämliche Kraft, wie im Menschen zu seyn. Wie der Hauch unhörbar durch die durchgehends zugehaltene Flöte geht, und sich erst kund thut, je nachdem ihm eine Oeffnung frey gelassen wird; so sehen wir auch des Willens mannigfaltige

Blitzsamkeit nicht eher, als bis ihm eine Gelegenheit zugeführt wird, sich zu äußern. Es fragt sich also: wer führt ihm diese Gelegenheiten zu? Und hier ergiebt sich sogleich, daß es Ideen sind, die den Willen bestimmen. Was für Ideen, wird aus Beyspielen am deutlichsten werden.

Der Knabe, der nach dem Apfel greift, das Mädchen, das auf den Ball zu gehen wünscht, der träge Schüler, der aus Furcht vor dem Regenwetter nicht in die Schule gehen will — diese alle wollen etwas durch die Vorstellung des Vergnügens oder Mißvergnügens: die Mutter, die dem längstgesättigten Knaben den Apfel versagt, und der Tochter ein neues Kleid zum Ball kauft; der Lehrer, der trotz dem Regen dennoch zur Schule geht: diese werden zu ihrem Wollen durch die Vorstellung der Nothwendigkeit bestimmt. Bey einigem Nachdenken wird man finden, daß sich alle möglichen Acte des Willens von diesen beyden Vorstellungen herschreiben. Indem ich am

Pulte, auf meinen Arm gestützt, eine Idee verfolgen, die mir interessant geworden ist, wird mein Wille zu dieser Beschäftigung (denn auch das Denken ist ja ein Handeln) durch die Vorstellung des davon zu erwartenden Vergnügens bestimmt; indem ich aber über die Abfassung eines mir aufgetragenen Amtsberichtes nachdenke, hält die Vorstellung der Nothwendigkeit meinen Willen anhaltend auf diese Meditation gerichtet.

Die Nothwendigkeit, von der ich hier rede, wird uns bald mehr, bald weniger nahe gelegt. Der Sklave, der Schulknabe, der Soldat, sieht den physischen Zwang unmittelbar vor Augen; der Handwerker wird durch die Vorstellung der nothwendigen üblen Folgen seines Unfleißes zum Arbeitenwollen gebracht; der kantische Philosoph endlich soll, wie man sagt, durch die Vorstellung der unbedingten Nothwendigkeit des Sittengesetzes zu einem durchgängig pflichtmäßigen Verhalten bestimmt werden.

Der achtungswürdigste Mensch ist unstreitig

der, der sich jede Vorstellung, die seinen Willen bestimmen soll, erst ganz klar macht. Dies geschieht indessen bey dem ungebildeten Menschen fast niemals, und bey dem gebildeten nur in wichtigern Fällen. Gewöhnlich reicht schon eine dunkle Vorstellung hin, uns zum Handeln zu bewegen, und vieles nehmen wir als nothwendig und angenehm an, bloß weil es andere dafür halten, oder weil wir selbst es von Jugend auf so angenommen haben. Daß unter andern bey allen religiösen Handlungen des gemeinen Mannes eine auf diese Art durch Gewöhnung festgewurzelte dunkle Vorstellung der Nothwendigkeit zum Grunde liege, darf wohl nicht erst gesagt werden.

Es giebt Augenblicke, da man ganz willenslos ist, z. B. wenn man in Gedanken ist, wachend träumt, und Worte ausstößt oder Bewegungen macht, ohne daran zu denken. Es ist eine seltsame Erscheinung, wie man in solchem Zustande zuletzt plöblich durch einen Gedanken, man weiß nicht woher, geweckt wird, sich rasch

zusammennimmt, und durch einen Act des Willens, der gewöhnlich von einer Vorstellung der Nothwendigkeit herrührt, jenem halben Wahnsinne sogleich ein Ende macht. Wer diesem Gange zum Träumen sehr ergeben ist, kann während des Träumens zu ganz wunderlichen Handlungen oder Reden hingerissen werden, deren er sich nachher selber schämt, und die Leuten von größerer Geistesgegenwart ganz unbegreiflich erscheinen. Aber solche, die in diesem Falle sind — gewöhnlich nervenschwache Personen — werden wohl wissen, was ich meine. Auch erinnere ich mich, daß Rousseau es irgendwo selbst von sich sagt, wie er oft in diesem Zustande der Geistesverfinsterung Dinge gethan habe, nach welchen ihn zu richten die höchste Ungerechtigkeit gewesen seyn würde.

Wenn gleich die Willenshandlungen der Menschen bey weitem dem größten Theile nach solche sind, die aus der Vorstellung der Nothwendigkeit hervorgehen, so wird doch jedermann am besten wissen, daß sie ihm nicht die

angenehmsten sind. Schon darum war von einem kategorischen Imperativ keine Frucht zu erwarten, und ihn gar auf den Kanzeln dem großen Haufen vorzuhalten, mußte billig als ein thörichtes Beginnen getadelt werden. Ein großer Theil dieses Haufens — nicht verachtungswürdige Leute — hört dem Prediger mit stiller Bewunderung zu, der ihm die Nothwendigkeit, sittlich zu handeln, beweisen will; denn er ist sich wohl bewußt, daß alle Sünden, die er je beging, Werke einer noch viel dringender Nothwendigkeit waren. Woher nehmen und doch nicht fehlen? ist eine sehr gemeine Redensart dieser gedrückten Volksklasse, die im Schweiße ihres Angesichts kaum so viel erwerben kann, als für die ersten Lebensbedürfnisse hinreicht. Der Herr Pastor hat gut reden, hört man sie oft sagen; er weiß nicht, wie dem Hungrigen zu Muth ist. An diese Armen hat die Moral kein Recht; denn wer für sein Leben kämpfen muß, hat nicht Zeit, an das Wohl der Menschheit zu denken. Solchen

Leuten kann man bloß durch die Klugheitslehre bekommen, indem man ihnen begreiflich macht, wie sehr sie ihren Zustand noch durch ein treu-loses Verhalten gegen Andere verschlimmern können.

Aus dieser Untersuchung der Quellen aller Willenshandlungen ergeben sich mehrere Folgerungen, die für die praktische Sittenlehre von der größten Wichtigkeit sind. Ist nur die vollkommene Vorstellung der Nothwendigkeit einer gewissen Handlung erforderlich, um diese Handlung zu vollziehen: wie sollten nicht Eltern, Lehrer und Erzieher ihr Hauptgeschäft daraus machen, die Jugend so früh, so deutlich und so vollständig als möglich von dem wunderbaren Bau der menschlichen Gesellschaft, von ihrem erhabenen Endzweck, und von dem Verhältniß des Einzelnen zu ihr zu unterrichten, damit sie selbst, schon als Knaben, die Nothwendigkeit einer sittlichen Lebensordnung einsehen und ehren lernten. Denn nur an dieser Erkenntniß fehlt es Vielen, um weit bessere

Menschen zu seyn, als sie sind. Viele, die jetzt nur, so zu sagen, Naturalisten in der Tugend sind, würden wahre Weise werden, wenn sie den reinen Grund ihrer dunkeln Ahnungen klar anschauen könnten, und manchen Fehler vermeiden, den sie sich jetzt in der Meinung erlauben, dieser eine habe ja so viel nicht zu bedeuten.

Ferner: Sind diejenigen Willenshandlungen die zuverlässigsten, die aus der Vorstellung des Vergnügens entspringen, nun so bleibt ja dem, der der *Stetlichkeit* ernstlich nachstrebt, nichts besseres übrig, als — was oben schon berührt ist — sie in sein Gefühl aufzunehmen, und sie zum Gegenstand seiner edelsten Kraftäußerungen zu machen. Dann wird jede gute That, die er hervorbringen will, ihm zum Kunstwerke; oder vielmehr, er selber wird sich zum Kunstwerke, an dem er unablässig arbeitet, das er mit inniger Selbstzufriedenheit betrachtet, das er eben so sorgfältig vor Flecken schützt, als der Maler das seinige. Will man diese Gat-

tung der Tugend Eitelkeit nennen, *) so ist es wenigstens die edelste Art derselben, so wie Sokrates wohl derjenige ist, der es in ihr am weitesten gebracht hat. Denn die — nach meinem Gefühl unendlich liebenswürdigere — Seelensgröße Jesu ruhte wohl auf einer andern Grundlage.

9.

Kann man denn wirklich zu allen Zeiten moralisch handeln?

Es kann hier nicht meine Absicht seyn, den berüchtigten Streit über die Freyheit des Willens einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Längst ausgemacht ist, daß das Gesetz der Natur

*) Dies scheint Böthe's Meinung zu seyn, wenn ich anders seinen Spruch recht verstehe:

Wie verführt die Natur, um Hohes und Niedres
im Menschen

zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

salutät, dem all' unser Denken folgt, durchaus mit keiner Freyheit vereinbar seyn könne. Da niemand dies klarer ausgedrückt hat, als Fichte im ersten Buche seiner Bestimmung des Menschen, so wird es mir erlaubt seyn, einige der vorzüglichsten hierher gehörigen Stellen aus seiner Abhandlung herzusetzen.

„Ich erscheine mir als frey, heißt es S. 36, in einzelnen Begebenheiten meines Lebens, wenn diese Begebenheiten Aeußerungen der selbstständigen Kraft sind, die mir für mein Individuum zu Theil geworden; als zurückgehalten und eingeschränkt, wenn durch eine Verkettung äußerer Umstände, die in der Zeit entstehen, nicht aber in der ursprünglichen Beschränkung meines Individuums liegen, ich nicht einmal das kann, was ich meiner individuellen Kraft nach wohl könnte; als gezwungen, wenn diese individuelle Kraft durch die Uebermacht anderer ihr entgegengesetzten sogar ihrem eigenen Befehle zuwider sich zu äußern genöthigt wird. Gib einem Tausche Bewußt

seyn, und laß ihn ungehindert wachsen, seine Zweige verbreiten, die seiner Gattung eigenthümlichen Blätter, Knospen, Blüten, Früchte hervorbringen. Er wird sich wahrhaftig nicht dadurch beschränkt finden, daß er nun gerade ein Baum ist, und gerade von dieser Gattung, und gerade dieser Einzelne in dieser Gattung; er wird sich frey finden, weil er in allen jenen Aeußerungen nichts thut, als was seine Natur fordert; er wird nichts anders thun wollen, weil er nur wollen kann, was diese fordert. Aber laß sein Wachsthum durch ungünstige Witterung, durch Mangel an Nahrung, oder durch andere Ursachen zurückgehalten werden; er wird sich begränzt und gehindert fühlen, weil ein Trieb, der wirklich in seiner Natur liegt, nicht befriedigt wird. Wird seine frey umherstrebenden Nester an ein Gekländer, nöthige ihm durch Einsprossung fremde Zweige auf, er wird sich zu einem Handeln gezwungen fühlen. Seine Nester wachsen allerdings fort, aber nicht nach der Richtung, die

die sich selbst überlassene Kraft genommen haben würde; er bringt allerdings Früchte, aber nicht die, die seine ursprüngliche Natur fordert. — Im unmittelbaren Selbstbewußtseyn erscheine ich mir als frey: durch Nachdenken über die ganze Natur finde ich, daß Freyheit schlechterdings unmöglich ist. Das erstere muß dem letztern untergeordnet werden, denn es ist selbst durch das letztere sogar zu erklären.“

E. 45. „Ein Wollen ist das unmittelbare Bewußtseyn der Wirksamkeit einer unserer inneren Naturkräfte. Das unmittelbare Bewußtseyn eines Strebens dieser Kräfte, das noch nicht Wirksamkeit ist, weil es durch gegenstrebende Kräfte gehemmt wird, ist im Bewußtseyn Neigung, oder Begierde; der Kampf der streitenden Kräfte, Unentschlossenheit; der Sieg der einen, Willensentschluß. — Die Kraft, welche jedesmal siegt, siegt nothwendig; ihr Uebergewicht ist durch den Zusammenhang des Universums bestimmt; sonach ist durch den

selben Zusammenhang auch die Tugend, die Untugend und das Laster jedes Individuums unwiderruflich bestimmt. — Aber darum hört die Tugend nicht auf, Tugend, und das Laster, Laster zu seyn. Der Tugendhase ist eine edle, der Lasterhase eine unedle und verwerfliche, jedoch aus dem Zusammenhange des Universums nothwendig erfolgende Natur.“

S. 47. „Es giebt Reue, und sie ist das Bewußtseyn des fortdauernden Strebens der Menschheit in mir, auch nachdem dasselbe besiegt worden, verbunden mit dem unangenehmen Gefühle, daß es besiegt worden. — Belohnung und Strafe sind die natürlichen Folgen der Tugend und des Lasters zur Hervorbringung neuer Tugend. Durch häufige bedeutende Siege nämlich wird unsere eigenthümliche Kraft ausgedehnet und verstärkt; durch Mangel an aller Wirksamkeit oder durch häufige Niederlagen wird sie immer schwächer. — Verschuldet hat sich derjenige, und ihm wird sein Vergehen zugerechnet, der die Gesellschaft des

thigt, künstliche äußere Kräfte anzuwenden, um die Wirksamkeit seiner der allgemeinen Eucharheit nachtheiligen Triebe zu verhindern."

Bekanntlich wendet sich der große Denker, dessen Worte ich hier entlehnt habe, trotz der ungemeinen Klarheit, mit der er diese Ansicht der Welt und der Menschennatur aufgefaßt hat, zuletzt mit Abscheu von derselben weg, um auf der Bahn des Glaubens eine den Wünschen seines innersten Gefühls schmeichelndere Perspektive zu gewinnen. Was soll nun aber der thun, der ihm auf diese Bahn nicht folgen kann? Und wie kann man ihm mit voller Ueberzeugung dahin folgen wollen, da man sich auf der ersten schon an ein Ziel geführt sieht, von welchem aus gar kein zweytes mehr möglich zu seyn scheint? Soll man mit ihm sein Daseyn verwünschen, das man nun als eine Sklavenkette erkannt hat, von der nur in der Todesstunde Erlösung zu hoffen ist? Muß man nicht unwillig auf den Schöpfer werden, der, recht als hätte er seinen Spott

mit uns treiben wollen, unmittelbar neben der Erkenntniß, daß wir nichts als todte Werkzeuge in seiner Hand sind, uns den brennenden Wunsch eingepflanzt hat, selbst Götter, selbst Urheber unserer eigenen Ideen und Thaten zu seyn? Welch ein heilloser Betrug! Ist mir das Selbstbewußtseyn nur dazu gegeben, daß ich gleichsam müßig dabeystehen und zusehen soll, wie in mir gedacht und gehandelt wird, und mich betrüben, daß nichts besseres in mir geschieht?

Doch getrost! Er, der uns die Kraft des Denkens und des Glaubens verleiht, und an dem mannigfaltigsten Spiel der Götter mit der Farben- und Gestalten seine Freude zu finden scheint, hat auch von jeher dafür gesorgt, daß selbst der wunderlichste Schwärmer in seinem Glauben, wosfern es nur ein recht fester Glaube war, seine Veruhigung, sein Glück finden sollte. Auch dir, der du über die Aussicht, die der Determinist dir eröffnet hat, für jetzt noch in Schrecken starrend dastehst, wird

ein Trostgrund nahe seyn, wenn du ihn nur auffuchen willst. Sage mir doch zuerst, was beunruhigt dich denn am meisten? Etwa der Gedanke, daß du nun oft in den Fall kommen werdest, es mit ansehen zu müssen, wie die guten Kräfte in dir etwas sehr Edles hervorbringen werden, an dessen Stelle du gern etwas Schändliches gethan haben möchtest? „Nicht doch, das wäre noch zu ertragen; ja ich wäre dem Ratum Dank dafür schuldig.“ Oder fürchtest du, die Nothwendigkeit werde dich nun oft in unkluge, niederträchtige Handlungen hinabreißen, deren traurige, entehrende Folgen du alle tragen müßtest, während dein Verstand seyn dich doch von allem Antheil an diesen Handlungen frey spräche?

Allerdings ein fataler Fall! Aber bedenke einmal, kannst du wohl je in diesen Fall kommen? Nimmermehr. So lange deine Furcht währt, bist du sicher vor der Gefahr, eine je ner gefürchteten Handlungen zu begehen. Eben um deiner Furcht willen erspart dir das Schicksal

sal jede Handlung, die dich betrüben könnte.
 Den wunderbaren Zusammenhang dieser Dinge
 mag ein gemeines Vespispiel erläutern. Gesezt,
 es fände sich auf der Wachparade ein Soldat
 ohne Gewehr ein, und antwortete auf Befras-
 gen folgendes: Es sey ihm durchaus nicht heyr-
 gefallen, das Gewehr mitzunehmen, er habe
 auf alle seine Ideen, bey'm Ankleiden und
 Beggehen genau Achtung gegeben, aber die,
 daß er auch das Gewehr brauche, sey durchaus
 nicht darunter gewesen; er hoffe Verzeihung zu
 erhalten, denn er könne unmöglich glauben,
 daß man so ungerecht seyn werde, ihn für
 etwas zu bestrafen, das er nicht selbst verschul-
 det habe, sondern welches die nothwendige
 Folge der mangelhaften Productionskraft; sei-
 ner Phantasie gewesen sey. — Gesezt, er
 spräche so, was würde der Hauptmann ant-
 worten? Unstreitig würde er, ohne auf seine
 Rechtfertigung die mindeste Rücksicht zu neh-
 men, die doch ganz gerecht seyn könnte, ihn
 als einen absichtlichen Übertreter der ihm wohl

bekannten Gesetze strafen, und die sichere Folge dieser Strafe würde seyn, daß weder dieser Soldat noch irgend einer seiner Kameraden jemals wieder sein Gewehr vergessen würde. Wie nun hier die deutliche Einsicht in die Folgen einer gewissen unrechten Handlungsart allemal unausbleiblich den Willen zu der entgegen gesetzten Handlungsart bestimmt, so kannst auch du, der du fürchtest, dein Wille zu dir möchte einmal etwas gegen deine deutliche Einsicht unternehmen, sicher darauf rechnen, daß eben diese Einsicht, wenn sie wirklich deutlich ist, auch immer die oberste Beherrscherin deines Willens seyn werde. Denn das Vermögen, mit welchem du deinen Combinationen zusiehst, ist ja eben das Combinationsvermögen selbst, und indem du denkst, daß durch dein Denken etwas die nicht angenehme zu wirkt werden könne, weißt du, ja die Vorstellung der Nothwendigkeit in dir auf, daß nicht anders gehandelt werden müsse, und diese Vorstellung der Nothwendigkeit war ge-

rade erforderlich, deinen Willen zum Andershandeln zu bestimmen.

Es ist also immer dasselbe, man handle mit dem Bewußtseyn der Freyheit oder der Gesundenheit. Immer wird geschehen, was nach dem Geschehen unserer innern Kräfte geschehen muß; die Vorstellungen des Vergnügens und Mißvergügens oder die der Nothwendigkeit werden auf unsern Willen wirken, und indem wir uns selbst beschauen, werden wir nicht anders sagen können, als daß wir es sind, die da denken, wollen und handeln. So ungesähe würde man sich den Mechanismus eines perpetuum mobile zu denken haben, ein Zirkel von Rädern, deren jedes in das nächste griffe, bis endlich das erste sich mit dem letzten dergestalt vereinigte, daß man nicht wüßte, ob es dieses triebe, oder von ihm getrieben würde. Hier ist abermals eine von den Gränzen, wo die Neugier verstummen und der Ansehung weichen muß.

Noch könnte man fragen: wenn es die Ab:

sicht der Natur war, und durch eine unendliche Menge von verworrenen Fußsteigen vermöge ihrer blinden Gewalt nicht unserm, nur ihrem letzten Zwecke entgegen zu führen, warum jagte sie uns durch diese zahllosen Lurwege, ließ uns in so viel Gruben fallen, und oft so schmerzhaft wieder aufstehen? Wozu das Gaukelspiel, uns so zu täuschen, daß wir glauben mußten, wir wählten selbst die Wege, und setzten uns selber das Ziel vor? Diese Frage ist nahe verwandt mit der: Warum gab die Natur uns dieses Auge, das die Bewunderung des Anatomen ist, und knüpfte das Erkennen der sichtbaren Gegenstände an so wunderliche Bedingungen in demselben, da sie doch immer neue Wunder zu Hülfe nehmen muß, um durch die vielen uns doch ewig unerklärlichen Wege eine Sensation der äußern Gegenstände auf unser Gemüth möglich zu machen? Warum ersparte sie sich nicht die vielen künstlichen Häute und Feuchtigkeiten, und verschloß unsern Kopf vorne so wie hinten? Es kam ja

nur auf ihr Wollen an, um uns durch die bloße glatte Haut eben so gut von der Farbe und Gestalt entfernter Körper zu unterrichten, als sie uns durch diese von der Härte und Glätte näher belehrt hat. — Es wird schwer seyn, auf diese Fragen eine Antwort zu finden; doch ist so viel klar, daß wenn man diese Fragen immer weiter verfolgen wollte, man zuletzt auf diese stoßen würde: wozu am Ende ist die Welt erschaffen? Aber selbst bey dieser Frage äßt uns der in den Gesetzen unserer Denkkraft vernehmbare Weltgeist durch eine andere. Wozu, fragen wir nämlich wieder, wozu dieser ungeheure Raum, wenn nicht die Welt darin schwebte?

Doch genug des Speculirens. Es kam hier nur darauf an, zu zeigen, daß kein Determinismus die Moral überflüssig machen könne, ja daß diese Anfangs trostlos scheinende Ansicht nichts in der Sache selbst verändere, ja sogar bey näherer Beleuchtung ihre Trostlosigkeit gänzlich verliere, indem diese ja nur

dann bleibend seyn könnte, wenn wir durch die Erkenntniß auch das Gefühl der Freiheit verlore, welches aber durch keine Demonstration je geschehen wird, da es ein unabtrennbarer Bestandtheil unsers Selbstbewußtseyns zu seyn scheint. Eben so wie die genaueste Einsicht in die Wahrheit des copernicanischen Sonnensystems auch in dem größten Astronomen nimmermehr das fortwährende Gefühl austilgen wird, daß er, und mit ihm die Erde, feststehe, und daß er zu allen Zeiten oben auf derselben ruhe, unmöglich aber mit den Sohlen an ihrer untern Fläche, wie eine Fliege an der Decke, hängen könne. Man sieht, wie analog dieser Glaube jenem ist, und wie weislich die Natur verfuhr, als sie beide, unserer Erkenntniß zum Troste, gleichsam wie einen Nachspruch unserm Gemüthe aufdrang. Man wird auch nicht einwenden wollen, daß mancher vielleicht eben darum das ihm mögliche Gute unterlassen könnte, weil er glaubte, er könne ja doch aus eigener Kraft nichts thun.

Wenn es so sehr an nothwendigen Aufforderungen zu einem Guten fehlt, daß er diese Betrachtung anstellen kann, der würde es sicher auch ohne die Betrachtung unterlassen.

Nicht also mit der Freyheit fällt Tugend und Laster, sondern mit dem Glauben an die Freyheit. Dieser Glaube aber ist unaussitzbar. Laßt uns also immer fortfahren, von jedem Menschen jedes moralische Gute streng zu fordern, ohne alle Rücksicht auf seine Kräfte. Indem wir alle die Förderung an ihn thun, spannen wir seine Kräfte zugleich zu dem erforderlichen Grade. So tadeln Recensenten den schlechten Schriftsteller eigentlich mit Unrecht; denn er würde ja von selbst wohl besser geschrieben haben, wenn er das Vermögen dazu gehabt hätte; aber doch ist die Furcht vor ihrem Tadel die unsichtbare Kraft, die jedes Gute hervorbringt. Laßt uns die Vorstellung von der Nothwendigkeit einer durchaus sittlichen Gesinnung früh in die Seelen unserer Kinder pflanzen, und sie täglich darin erneuern, damit sie

sich streng gewöhnen, jede andere Idee, die ihnen aufsteigt, schnell mit jener in Beziehung zu bringen. Halten wir ihnen so viele gute Vergnügungsspiele als möglich vor, damit ihr blesames Organ gleichsam als Schößling schon die Richtung zum Guten annehme, die ihm durchs ganze Leben bleiben soll. Laßt uns schon das kleinste sündliche Versehen an ihnen ernstlich rügen, damit nie eine Schlassheit in derjenigen Ideenreihe Platz finden könne, die zu der höchsten sittlichen Idee hinführt. Die Mutter, die ihrem Kinde eine Unart ungestraft hingehen läßt, angeblich aus dem Grunde, daß es ja nur ein Kind sey, und es nicht besser verstehe, verräth eine wahrhaft bemitleidenswerthe Einfalt. Es ist gerade so, als wenn der Oben angeführte Hauptmann den Soldaten ohne Gewehr wegen seines Vergessens bedauerte, und seiner Rechtfertigung Verfall gäbe. Wer von dem Werthe und der Nothwendigkeit moralischer Gesinnungen deutliche Begriffe hat, der predige sie laut, damit er seine Einsicht so

vielen als möglich mittheile, denn je mehr er die Ideen Anderer berichtigt, desto mehr zwingende Motive zum Guten bringt er in ihnen hervor. Will es hier jemand als eine Erfahrung anführen, daß die beste Erkenntniß oft gar keinen Einfluß auf das Handeln habe: so kann man dreist darauf antworten, daß da, wo dies der Fall zu seyn scheint, die Erkenntniß wohl ein auswendig gelerntes und um der Leute willen sorgsam zur Schau getragenes Wissen, aber nimmermehr eine in Geist und Herzen lebendig fest gewurzelte Ueberzeugung seyn könne. Den Fall ausgenommen, wo bey einem heftigen Temperamente die Hitze der Leidenschaft auch den vernünftigsten Mann auf Augenblicke in einen Wahnsinnigen umzuwandeln kann.

Mittel zur Eintracht.

Die Weisheit des Welterschöpfers hat dafür gesorgt, daß die Erreichung eines Hauptzwecks der Natur niemals nur der Einsicht und dem Einwirken seiner Geschöpfe allein überlassen seyn sollte. So hat er die Selbsterhaltung und die Fortpflanzung selbst der vernünftigen Wesen an ein Paar allmächtige Triebe gebunden, und so hat er auch dafür gesorgt, daß das Uebergewicht der sinnlichen Ideen in der Gesellschaft, ohne welches diese sich selbst aufreiben müßte, nicht von der Vernunft allein abhinge, sondern durch eine Menge der verschiedensten fremdartigen Triebfedern mitbewirkt würde. Diese, zum Theil aus egoistischer Quelle selbst herfließend, sind vorzüglich der Ehrgeiz, die Eitelkeit, das gute Herz, die Gewohnheit, das moralische Gefühl, die

Furcht, das Mitleid, das Gewissen, die Negligon.

Vielleicht möchte man in diesem Verzeichnisse auch die natürliche Schwäche erwarten. Allein diese, wiewohl sie durch frühe Gewöhnung zu einer guten Richtung geführt, sehr brauchbare, oft sogar lebenswürdige Menschen hervorbringen kann, ist doch eben so oft, und öfter vielleicht, die Wurzel der verächtlichsten Niederträchtigkeit und Bosheit. Ja eben so gut könnte man im Gegentheil die körperliche Stärke als ein großes Hülfsmittel zur Tugend nennen, da sie die zur Selbsterhaltung nöthigen Mittel leichter herbeyschafft, um deren willen der Schwache so oft zum Verbrecher wird, und da sie dem Reize zur Sünde nicht so leicht unterliegt, auch weniger zum Wüßstige ganze, dem bekannten Anfang aller Laster, hinzieht.

Wenn man das zugiebt, was ich eben von der Tugend gesagt habe, daß sie nämlich ihr schönstes Leben der Freude an der eigenen Ver-

nunkraft verdankt, und daß das Selbstgefühl des Weisen demjenigen ähnlich ist, mit welchem eine wahrhaft schöne Person sich selbst betrachtet: so wird man auch gestehen müssen; daß der Ehrgeiz eins der wirksamsten Hülfsmittel zur Tugend sey. Denn was kann mit der Freude an eigener Vollkommenheit näher verwandt seyn, als die Begierde, Andere zur Achtung dieser Vollkommenheit zu nöthigen? Zwar ist der Ehrgeiz, als ein aus dem Selbsthaltungstrieb hervorgehendes Streben, eigentlich nur auf den Erwerb äußerer Vorzüge gerichtet; indessen da man mit diesen allein noch nicht die vollkommene Achtung der Menschen erlangen kann, so ist der Ehrgeizige auch zu einem sittlichen Verhalten gegen Andere genöthigt, aus dem die Welt auf die Richtigkeit der moralischen Ideenreihen in seinem Kopfe wenigstens soll schließen können. Auf diese Art wird der Mann von Ehre, wenn er zugleich klug ist, schon um seines äußern Credits willen sich keine schlechte Handlung erlau-

ben, sondern immer mit größter Sorgfalt den Schein der Redlichkeit bewahren, da ausgenommen, wo er sich mit seines Gleichen zusammenfindet, vor denen er nicht nöthig zu haben glaubt, seine Grundsätze für etwas mehr als politische auszugeben. Wer sieht nicht, daß in diese Klasse von rechtlichen Leuten der größte Theil der sogenannten gebildeten Welt gehört? Sie sind zum Umgange recht brauchbar und angenehm, aber — es ist unächte Farbe, die die Prüfung nicht aushält. Thäte nicht wäre es, ihnen unbedingt zu vertrauen; der Weise wähle aus ihnen seine Freunde nicht.

Ob man den Ehrtrieb bey der Erziehung benutzen solle, ist kaum eine Frage. Schon der alte Homer legt den Vätern, die ihre Söhne entlassen, als den Kern aller Lehre die Ermahnung in den Mund:

„Immer besser zu werden, und höher zu

„streben vor Andern,“

und ich wüßte gar nicht, welche Vorstellung schon dem Kindesalter faßlicher gemacht wer-

den könnte, als die, daß der Fleißigste, der Geschickteste und der Sittlichste bey guten Menschen auch immer der Geachtetste sey; daß nichts Schimpflicheres und Traurigeres erdacht werden könne, als ein Mensch, der auch gar nichts an sich habe, was ihn seinen Mitmenschen werth machen könne, und der wegen seiner Schlechtigkeit von allen verachtet werde; daß man noch nicht rufen dürfe, so lange man noch einen Mitschüler über sich sehe, der verständiger, besser und fleißiger sey, und daß die größten Männer auch als Kinder schon gezeigt hätten, daß ihnen das Gewöhnliche, Gemeine bey weitem nicht genüge. Was man gegen diese Anspornungen einwenden könnte, wäre etwa dieses, daß solche Kinder in der Folge alles nur um des Ruhmes willen thun würden; allein abgesehen davon, daß dieß gar kein Unglück für die Welt seyn würde, ist es ja einem verständigen Erzieher gar nicht schwer, in reifern Jahren, nachdem der Trieb nach dem Edlern einmal so

schön geweckt und angefaßt ist, allmählig dem Streben nach fremder Achtung das edlere Wohlgefallen an sich selbst unterzuschleichen, für welches auch jüngere Kinder schon Sinn genug verrathen. So sieht man nicht selten einen gutartigen Knaben, der unwillig eine Spielskulptur aufopferte, um etwa ein Musikstück einzutüben, zuletzt, nachdem die Uebung herrlich gelungen ist, freudig herumspringen, und dem Vater danken, daß er ihn mit Ernst zu der Arbeit angehalten habe.

Ganz anders, als mit dem Ehrgeize, verhält es sich mit der Eitelkeit. So glaube ich, ist die Auszeichnungssucht solcher Menschen zu nennen, die, zu beschränkt am Geiste, um sich ein einziges großes Ideal ihrer Strebungen vorzustellen, das mit der Totalität ihrer Kräfte erreicht werden müßte, sich begnügen, einzelne kleine Züge zu einem solchen Ideale zu ergreifen und vor den Augen der Zuschauer wohlbehaglich zu verwirklichen. So beeifert sich ein eitles Weib, weit entfernt, durch

die Harmonie ihres ganzen Wesens ein Bild schöner Weiblichkeit darzustellen (wovon sie vielleicht gar keinen Begriff hat), den Männern eine schöne Hand, einen zierlichen Fuß, weiße Zähne, eine melodische Stimme, oder sonst einen einzelnen Vorzug, dessen sie sich bewußt ist, unaufhörlich vor die Augen zu rücken. So drängt sich mancher Wicht, der im Herzen vor dem Gedanken erschrickt, sich von seinem lieben Ich zu trennen, und mit Leib und Seele nur für das große Ganze zu leben — so drängt er sich hinzu, wenn eine einzelne That der Menschenliebe geschehen soll, oder ergreift eine Gelegenheit, wo vieler Ohren und Augen auf ihn gerichtet sind, durch schöne Worte eine hohe Meinung von seinem gefühlvollen Herzen oder seinen edeln Grundsätzen zu erregen; er macht fremde Wohlthaten rühmend bekannt; wünscht sehr, unter den Almosen sammlern und Beschützern der Armen oder des unterdrückten Talents mit seinem Namen in öffentlichen Blättern zu prangen, stellt sich gerührt von fremder

Uneigennützigkeit, und spricht mit Betrübniß von den Fehlern des Nächsten. Obgleich die Vorsehung dafür gesorgt hat, daß selbst aus der Armseligkeit dieser Schwachen dem Ganzen hier und da auf mancherley Weise ein Gutes zufließt, so sey es doch fern von jedem Lehrer, der nicht selbst zur Klasse dieser Wichte gehört, zur Entstehung oder Nahrung dieser Schwäche absichtlich beizutragen. Denn nicht genug, daß die wenigen glänzenden Handlungen, die aus dieser Quelle hervorgehen, ganz und gar keinen Werth haben, so wenig etwa, als die vergoldeten Masse die Buchsbaumpyramide, an der sie hangen, zum Range eines Fruchtbaums erheben: der Thor, der sich dieser Art von Eitelkeit ergeben hat, ist eben dadurch auf immer zur wahren Tugend verdorben, indem er nun in jener ein Surrogat für diese gefunden zu haben glaubt, das ihn noch überdies der Versuchungen überhebt, die seiner Meinung nach mit der anhaltenden Tugendhaftigkeit verbunden sind. Nicht genug also kann man die Zus

gend vor dieser Afiertugend warnen, ja man sollte sie, wo sie sich zeigt, nach den Umständen ahnden oder dem Gespödt Preis geben.

Eine der sichersten Stützen einer einmal begründeten tugendhaften Gesinnung (leider freylich auch des einmal festgewurzelten Lasters) ist die Gewohnheit. Ihre wunderbare Macht gleicht jener mechanischen Kraft, die man die Trägheit der Körper nennt, und ohne sie würden unzählige neue Anstrengungen der ersten bewegenden Kraft nöthig seyn, die wir jetzt dafür zu vielerley neuen Verrichtungen brauchen können. Selbst das schwerste Geschäft macht sie leicht, den gefährlichsten Zeiltanz zum Possenspiel, den Kampf mit den Wogen des Weltmeers zur Lust, und Aufopferungen für Andere zum süßen Geschäfte. Auch die Sittlichkeit, wie Alles, wird uns durch sie zur andern Natur, so daß wir zuletzt die Pflicht wie aus einem bloßen Mechanismus üben, und die entgegenge setzte lasterhafte Handlungsweise ganz unmöglich finden. Welches jedoch den Werth

des Tugendhaften nur in den Augen derer herabsehen kann, die etwa auch von einem besondernswürdigen Virtuosen sagen würden, seine Fertigkeit sey gar keines Rühmens werth, weil er sie ja durch vieles Spielen ganz natürlich erworben habe. Hat nun die Gewohnheit eine wunderbare Kraft, ja, ist sie sogar mit dem sogenannten Charakter eines und dasselbe: woher in aller Welt denn diese unergreifliche Sorglosigkeit der meisten Eltern und Erzieher in diesem Hauptgeschäft aller Erziehung? Wenn Ihr nicht frühe Eure Kinder zu der Handlungsweise gewöhnt, von der Ihr doch wünschet, daß sie dieselbe als Jünglinge und Männer unausgesetzt beobachten möchten: wenn glaubt Ihr denn, daß dieselbe sich einsinken werde? Stellen sich denn bey einem Knaben, der niemals ernstlich zur weisen Beschäftigung seiner Zeit, zur Bedachtsamkeit, zur Bescheidenheit, zur Ordnung angehalten worden ist, diese Tugenden etwa so wie das Bartthaar mit dem Jünglingsalter von selber ein?

Denkt ihr denn gar nichts bey den weisen Sprüchen der Alten: Was ein guter Haken werden soll, krümmt sich bey Zeiten; und: was Hanschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr? Was tausend Thörinnen zu unglücklichen Wütschern gemacht hat, ist die einzige unseltige Redensart: Es wird wohl noch kommen. Die weisen (aber wie viel sind deren?) sagen dafür: Es muß geholt werden. Alle Hülfsstugenden sind ohnehin von der Art, daß sie nur durch einen sehr geläufigen Mechanismus leicht werden, und daher im Alter nie nachgeholt werden können, wenn sie in der Jugend versäumt worden sind. Dahin gehören die Ordnung, die Pünctlichkeit, die Sparsamkeit und die Reinlichkeit. Auch die ununterbrochene Thätigkeit wird demjenigen sehr schwer, den erst spät die Noth dazu zwingt. Die Schamhaftigkeit, da sie eine bloß conventionelle Tugend ist, beruht einzig auf früher und strenger Gewöhnung; wo aber diese Statt gefunden hat, ist sie dafür auch von solcher Kraft, daß man

ſie für einen Naturtrieb halten könnte. Jeder Fehler alſo, der der Trägheit des Kindes überſehen wird, iſt als ein Rückſchritt deſſelben in der entgegengeſetzten Tugend zu betrachten, und dem Vater, der nicht mit der ſtrengſten Conſequenz jeden ſolchen Rückſchritt verhütet, ſondern es ruhig mit anſehen kann, wie die einmal angefangene Gewöhnung hundertmal unterbrochen wird, iſt auf den Kopf zuzufagen, daß er die Sittlichkeit ſeines Kindes nicht achtet, nicht wolle.

Was brachte denn die ſelfenſteſten religiöſen Ueberzeugungen in den Köpfen ſo vieler tauſend Märtyrer aus dem gemeinſten Volke zur Zeit der Glaubensverfolgungen hervor? Was anders, als die blinde Autorität der Eltern, der Verwandten und der Lehrer? Dieſe hatten es geglaubt, alſo mußte es wahr ſeyn. Ja, ſehen wir auf uns ſelbſt, ſo müſſen wir geſtehen, wir haben einen großen Theil deſſen, was wir für wahr halten, einzig auf Glauben angenommen. Wie ſollten wir alſo

nicht eilen, unsern Kindern bey Zeiten dlesenis gen Grundsätze durch unaufhörliche Wiederholung einzupfropfen, die einst in ihnen mit religiöser Kraft wirken sollen? Die berühmte Maintenon, eine der züchtigsten Frauen, die je gelebt haben, hatte es als eine feste Maxime wohl tausendmal von ihrer Mutter gehört, es sey nichts unanständiger, als einen Mann zu umarmen, ja ihre Mutter selbst hatte sie in ihrem Leben nur zweymal umarmt. Daher die hohen Begriffe von weiblicher Schamhaftigkeit, die diese Frau bey großem Verstande und in den üppigsten Hofzirkeln mit unerschütterlichem Ernst behauptete. Unsere jetzige Töchtererziehung mit Inbegriff der unzünftigen Lesereyen, die man jetzt schon in den Händen zehnjähriger Mädchen antrifft, steht damit in einem trefflichen Contraste. — Ein Freund des Verfassers, ein sehr ordnungsliebender und ökonomischer Mann, durfte vor seinem zwölften Jahre kein Geld anrühren, und lernte dasselbe früh als etwas Heiliges an

sehen, weil sein dürftiger Vater ihm oft erklärte, wie sauer es zu verdienen sey. Dies fällt mir immer ein, so oft ich Kinder mit Gelde spielen sehe. Es scheint ein unschuldiges Spiel, aber es kann leicht das unglücklichste von allen werden.

Ich habe oft die künstliche Erziehung in vornehmen Häusern als unnatürlich bespötteln hören, vermöge welcher ein dreijähriges Kind schon so fertig in den Regeln des feinen Anstands dressirt ist, daß es auf den Wink schweigt, spricht, kommt, geht, bittet, sich bedankt, die Hand küßt, eine Verbeugung macht, u. dgl. Man meint nämlich, dadurch werde die eigene Kraft erdödet, und das heiße einen Pfirsichsbaum am Spalier erziehen. Nicht dünkt, es heiße einen jungen Baum durch Anbinden an einen Pfahl vor dem Krummwachsen sichern. Man sehe doch nur die Früchte jener bespöttelten Erziehung. Es sind keine andern, als daß der Edelmann sich von Hause aus durch ein seines Betragen und einen edlen Anstand so

sehr vor dem Bürger ausgezeichnet, daß er von einer edlern Race erzeugt scheint. Ja wenn man in einem adeligen Hause an der bescheidenen Artigkeit der Kinder seine Freude hat, so möchte man an der Tafel eines modernen Pädagogen vor Aerger versterben, daß man über dem Lärm der Kinder kein eignes Wort nicht hören kann. Wo wahre Kraft ist, da kann sie niemals unterdrückt werden. Aber Richtungen kann man ihr früh geben; und wer gäbe ihr bey seinen Kindern nicht gern diejenige, die er für die wohlthätigste erkennt?

Ich kann hier eine schöne Gewöhnung nicht übergehen, die den Erziehern nicht genug zu empfehlen ist, die Gewöhnung schon der kleinsten Kinder an den Gedanken an Gott. Wie man auch über die Religion urtheilen möge, so wird doch jeder gestehen müssen, daß dieser Gedanke in den Händen des Erziehers ein schönes Vehikel werden kann, seinen Lehren eine heilige Autorität zu geben. Der Glaube an einen allsehenden Zeugen unserer Handlungen,

der zugleich ein gütiger Vater sey, kann Kindern, die noch nicht grübeln, sehr interessant gemacht werden, und es wird dadurch ein gewisser Idealismus erregt, der, wenn ihn auch späterhin Geschichte und Philosophie wieder abstreifen, doch alle die guten Gewohnungen im Manne zurückläßt, die man dem Kinde damit einimpfte. Bey den Mädchen wäre dies fast noch mehr als bey Knaben zu empfehlen. — Doch genug der Abschweifungen!

Sehr nahe mit der guten Gewohnheit hängt das sogenannte gute Herz zusammen, das im gemeinen Leben so sehr gerühmt, und von denen, die sich weise dünken, so tief verachtet wird. Die letztern meinen nämlich, es sey im Grunde nur Schwäche, wo nicht gar Dummheit, und da es nicht das Werk der Vernunft sey, fast ganz ohne Werth. Ich an meinem Theile rathe sehr, jeden zu fliehen, der diese Sprache redet; er selber hat gewiß kein gutes Herz, sonst würde er ein Gut

nicht so schnell verläßern, das diejenigen, die es besitzen, so glücklich macht.

Gewöhnlich hört man das Lob des guten Herzens aus dem Munde der Liebenden, wenn sie von ihren Geliebten sprechen. Dies könnte uns vielleicht auf den eigentlichen Sinn dieses Lobspruches führen. Welche Eigenschaft ist es, nämlich, die uns an dem theuren Gegenstande unserer Zärtlichkeit so einzig entzückt, wie an keinem andern Wesen? Ist es nicht das arglose Hingeben der Geliebten, das süße Vergessen ihrer selbst in den Armen des Mannes, dem sie sich ergab; das kindliche Vertrauen zu seiner Güte, das willige Mittheilen des Kostbarsten und Heiligsten, was sie hat, in der sichern Ueberzeugung, daß er dessen würdig sey, ja noch unendlich mehr als das verdiene? Wer je die Sprache dieser Empfindung in dem verkündeten Himmelöblick eines keuschen Weibes gelesen hat, der wird wissen, was er dabey zu denken hat, wenn er das gute Herz nur für ein Eigenthum der Dummten erklären hört.

Kern vom Gedausch der großen Welt, in
 Häusern, wo ein echter Familiengeist herrscht,
 wie ihn uns der Dichter der Luise und des
 Pfarrers von Watfield so reizend schildern,
 geht das gute Herz, das zuerst den biedern
 Gatten an die züchtige Gattinn zog, wie ein
 Vatersegen auf die Kinder über, die aus dieser
 glücklichen Ehe erwachsen. Wie die unschuldig-
 gen Kleinen ihre Eltern nie anders, als liebs-
 reich und gütig mit einander umgehen sehen,
 ja von der Mutter oft ins Geheimniß gezogen
 werden, wenn sie dem Vater an einem Feste
 eine freudige Ueberraschung bereiten will; wie
 dieser bey'm Nachhausekommen mit seinem
 Oberrocke auch seinen Ernst ablegt, Mutter
 und Kinder liebevoll umarmt, und nun in
 sorgloser, hingeegebener Vertraulichkeit alles er-
 zählt, was er gehört hat, alles mit seinem
 Lieben bespricht, was er thun will, nichts
 Geheimtes vor ihnen hat, weil er sie als zu
 seinem Selbst gehörig betrachtet: so fassen auch
 die unverderbten Kinder früh den herzlichen,

vertraulichen Sinn der Eltern auf, und das zarte Gemüth gewöhnt sich vom Mutterbusen an zur treuherzigen Hingebung, zum arglosen Vertrauen gegen Jeden, den es kennt, und trägt selbst dem Fremden ein Herz voll Unbefangenheit und Wohlwollen entgegen. So gewöhnt an eine offene Mittheilung, an ein Voraussehen derselben Güte bey Andern, ist nun allerdings der treuherzige Jüngling bey seinem Eintritt in die große Welt den Politikern eine höchst naive Erscheinung, und wenn er es nicht bald inne wird, daß auf diesem weiten Marktplatz des Eigennutzes andere Maximen, als im väterlichen Hause, gelten, so wird er freilich dem Verdachte der Einfalt schwer entgehen können. Ja, was sage ich, dem Verdachte? Da es die Klugheit wirklich darauf anlegt, Andern Vortheile abzugewinnen, und das gute Herz vorzüglich in der Bereitwilligkeit besteht, Andern so viel Vortheile als möglich zu lassen und zu gönnen: so stehen beide ger-

radehin in Opposition gegen einander, und der gutmüthige Jüngling wird, um nicht für sein gutes Herz unaufhörlich zu leiden, und ein Ball jedes Schlaupkopfes zu werden, an nichts eifriger arbeiten dürfen, als an der Unterjochung seines wohlwollenden Gefühls unter die Herrschaft der Klugheit; welches jedoch nur wenigen ganz gelingt, weil das politische Leben, wie jede Kunst, früh geübt seyn will.

In einem auffallenden Contraste mit diesem Bilde stehen diejenigen Menschen, die unter einem so feindseligen Gestirn geboren wurden, daß der Hauch der Liebe ihr junges Herz nie erwärmend berühren konnte, die vielleicht ohne Mutter aufwuchsen, und einzig von der Varmherzigkeit, wo nicht gar von der bezahlten Amtspflicht fremder, kalter Menschen ihre kümmerliche Nahrung empfangen. Ausgestossen in die Oede eines menschenleeren Aufenthalts oder in den Tumult eines wilden Volksgebränges, das kalt bey ihnen vor

überflöhmte, und in welchem jeder Einzelne nur seinem Vortheile oder seinem Genuße nachstürzte, konnte in ihrem erschrocken Gemüthe wohl nie eine Ahnung davon aufkommen, daß unter diesen Millionen von Menschen Einer für den Andern vorhanden seyn, Einer an des Andern Daseyn, oder gar am Wohl des Ganzen seine Freude finden könnte. So weit erwachsen endlich, um in dies Gewühl selbst mit eintreten zu können; von der Noth gezwungen, ihren Unterhalt in demselben zu suchen; und nicht im Geringssten unterstützt von äußern Hülfsmitteln, müssen sie sich einzig auf sich selbst verlassen, aus ihrem eignen Vorrath die Mittel ersinden, und die Thorheiten Anderer zu Hülfe nehmen, um nur ihren Platz zu behaupten. Welchen harten Stand findet solch ein Aermster da! Ringsum sieht er Tausende seines Gleichen, die mit ihm nach einem Ziele streben; unzähligemal wird ihm, was er schon fest zu halten glaubte, vor dem

Wunde weggehasset, und ein ewiger Krieg
 tobt, in welchem bald Stärke, bald Schlaus-
 heit den Sieg gewinnt. Wie sollte ihm in
 diesem Gedränge nur etwas dem ähnliches,
 was der gutgeartete Knabe im Kreise seiner
 geliebten Eltern und Geschwister empfindet,
 in den Sinn kommen? Er sieht in seinen
 Mitmenschen nur seine Feinde, er stellt sich
 nur freundlich gegen sie, wenn er mit Ges-
 walt nichts von ihnen erlangen kann; er
 denkt also auch von ihrer Freundlichkeit nicht
 besser, und ist nur mehr auf seiner Hut,
 je zuvorkommender man ihm begegnet; er
 hält alle Tugend aus innern Principien ents-
 weder für Ehimäre oder für Affectation, und
 verachtet alle, die nach reiner Sittlichkeit
 streben, als beschränkte Köpfe oder Heuchler.
 Da er das Leben als einen ewigen Krieg
 ansieht, so kennt er keine andere Größe,
 als die Niedertretung recht vieler Feinde,
 und der Fall dieser Feinde kostet ihm keine
 Thräne, weil er darauf gefaßt ist, auch

seinerseits jeden Augenblick dem nämlichen Kriegsglück zu unterliegen.

Menschen dieser Art, gefühllos wie die Steine, und fähig, um eines geringen Vortheils willen das Abscheulichste zu vollführen, gehen am häufigsten aus dem Elend der niedrigsten Volksklasse hervor, und bilden sich in dem verzweiflungsvollsten Kampfe um die Selbsterhaltung mit ihres Gleichen. Sie sind aber auch in den Zirkeln der Großen anzutreffen, wo die Mütter wichtigere Geschäfte haben, als dem lästigen Säuglinge ihre Muttermilch und ihr Mutterherz einzusößen, wo schon die Knaben sich in Cabalen und die kleinen Mädchen im Kokettiren üben, und wo derjenige der Geachtetste ist, der seinen Nebenbuhlern die feinsten Schlingen zu legen weiß. Der wahre Boden solcher Tigermenschen aber ist ein von wilden Factionen zerrissener, aus allen seinen Fugen getretener Staat, in dem Anarchie und Bürgerkriege rasen, und kein

Gefeh gehört wird. Hier finden sie den rechten Tummelplatz für ihre menschenfeindlichen Begierden, und wo alles in Waffen ist, hält keine Scheu sie zurück. Man denke an die Ungeheuer der Revolution, und an die Blutszenen in den Bürgerkriegen des alten Roms. Man lese die Geschichte des Cäsar Vorgia, des Pizarro, des Wallenstein, und man wird finden, daß von dem, was wir gutes Herz nennen, auch nicht ein Gedanke in ihnen gewesen ist. Mit Löwen und Tigern sie zu vergleichen, hieße noch schonend von ihnen sprechen; denn diese Thiere würgen doch nur solche, die der Gattung nach unter ihnen sind; das gegen jene gegen ihr eigenes Geschlecht wütheten, ja ganze Haufen von Menschen mit kaltem Blute ihrem Egoismus opfern konnten.

Aus allem diesen erhellet, daß das gute Herz nichts anders ist, als eine frühe Gewöhnung zum Wohlwollen und Vertrauen gegen Anders, im Gegensatz von der egoistischen

Verschlossenheit und vorsichtigen Politik, die
 immer eher haßt als liebt, eher mißtrauet als
 trauet, eher nimmt als giebt. Und weil es
 denn eben eine Gewohnung ist, so kann es
 nicht unschicklich klingen, wenn man auch Thiere
 eines guten Herzens fähig nennen wollte.
 Sprechen wir nicht oft von einem guten Hum-
 de, einem guten Pferde, und verstehen darun-
 ter gleichfalls eine Gewohnheit dieser Thiere,
 eher zu lieblosen, als sich zu widersetzen, und
 eher zu dienen, als zu schaden? Und ist nicht
 die Zähmheit eines Löwen, der seinen Führer sich
 kofet, ein vollkommenes Analogon von der
 Treue eines alten Dieners, der es dankbar er-
 kennt, wie seine Existenz mit der Güte seines
 Herrn innig zusammenhängt? Man bewun-
 dert oft die Zähmheit solcher reißenden Thiere,
 aber ich sollte meinen, daß die Humanität,
 die die Cultur allmählig aus der Brutalität des
 reißendsten aller Raubthiere, des Menschen,
 hervorgebracht hat, noch weit bewundernswür-
 diger wäre. Auch über dies Capitel der Au-

thropologie hat die französische Revolution uns merkwürdige Aufschlüsse gegeben. Von dem Augenblick an, da die Schranken der gesellschaftlichen Ordnung niederstürzten, verwandelte sich die feinste Cultur des Parisers in den Blutsdurst des Pantherhiers; der Mensch verschwand, und nur das Raubthier blieb übrig.

Interessant ist es, zu sehen, wie sich das gute Herz, unter Umständen behauptet, wo alles den Verstand auffordert, nur auf den Wertheil zu schauen. Hier wirkt es etwa wie eine sahnste Frau auf einen starrsinnigen Ehegatten, der in der Regel ihr keine Theilnahme an seinen Geschäften erlaubt, wohl aber in Stunden der Muße ihrem gutgemeinten Gespräche ein Ohr leiht. So sehen wir Cäsar und Heinrich IV. mit festem Schritt ein großes kriegerisches Werk verfolgen, und während desselben jede sentimentale Betrachtung, als hier nicht her gehörig, kalt beseitigen; dann aber nach errungener Palme dem alten Gange des Herzens zum Wohlwollen und Verzeihen freyen

Lauf lassen, und wieder Menschen und Freunde seyn. Beide Männer mögen zum Beispiele dienen, daß das gute Herz der Kraft, entschlossen zu handeln, keinen Eintrag thut, sondern sich vielmehr sehr wohl damit vereinigen lasse.

Es ist einleuchtend, wie außerordentlich die Masse der guten Handlungen durch diejenige Klasse von Menschen vermehrt wird, denen wir ein gutes Herz beylegen, eine Klasse, die in der That zur Freude aller Guten sehr zahlreich ist. Insofern also muß der Freund der Menschheit es den Aeltern und Erziehern wünschen, daß sie von dem guten Herzen ja nicht eine so schlechte Meinung hegen, sondern vielmehr bei ihren Kindern aus allen Kräften darauf hinarbeiten möchten. Macht man sie nur mit den Gefahren der großen Welt und mit den dagegen erforderlichen Klugheitsregeln gleich frühe bekannt, so hat man keinen Schaden für sie von ihrer Gutherzigkeit zu befürchten. Wie die Erziehung zu diesem Charakter

zu veranstalten sey, wird jeder leicht von selber finden. Da das gute Herz nichts als eine Gewohnheit ist, so gilt von ihm alles das, was ich oben von dieser gesagt habe. Aber es muß die frühesten aller Gewohnungen seyn. Der Anfang kann nur von einer liebevollen Mutter kommen, die den zarten Säugling mit ihrem eignen Leben nährt, ihre Liebe in seine zarte Seele hindüperpflanzt, und ihre Ruhe und ihre Vergnügungen ihm mit Freuden aufopfert *). Ein traulicher Familienschooß muß dann den so gepflegten umfassen, in welchem nur ein Geist der Liebe herrscht, und in welchem er verwahrt ist vor allen Anfeindungen des Meides und des Eigennußes. Darauf hat auch die Natur so deutlich hingewiesen, indem sie allein dem Kinde des Menschen eine so lange Unmündigkeit bestimmte; aber freilich müßten

*) Wirklich lehrt uns die Geschichte, daß die besten oben angeführtenelden, Caesar und Heinrich IV., das Glück gehabt haben, von solchen Müttern erzogen worden zu seyn.

zu diesem Uebuse manche Ehen ganz andere geschlossen, manche häusliche Verfassungen ganz anders gefermt seyn, als man dies leider vorzüglich in großen Städten findet.

Ich komme zu einem andern Hülfsmittel zur Sittlichkeit, zu dem moralischen Gefühl. Worin dies bestehe, ist meines Erachtens von den bisherigen Moralisten noch nicht befriedigend erklärt worden. Am schlechtesten haben es diejenigen wohl beobachtet, die es für eine eigenthümliche und angeborene Kraft des Gemüths ausgegeben haben. Bekanntlich regt es sich bey jedem moralischen Falle, den wir hören oder lesen, und bestimmt uns vorläufig, ohne alles Nachdenken, zur Billigung oder zum Abscheu. Wir hören von einem schändlichen Betrüge, der einem Unschuldigen gespielt worden ist, wir lesen von den Abscheulichkeiten eines Nero oder Caligula, und werden empört darüber, daß keine höhere Gewalt da war, die Menschheit an diesen Ungeheuern zu rächen. Woher nun diese innere Stimme,

die so sehr auf Recht und auf Bestrafung der Ungerechten dringt? Mich dünkt, sie kommt aus einem völlig egoistischen Organe, und ist nur eine Erweiterung des eigenen Selbsterhaltungstriebes, der uns eifersüchtig auf jeden macht, der die uns gebührenden Rechte antastet will. Wir wünschen eine allgemeine Moralität, damit wir allgemein vertrauen können, und je mehr wir uns bewußt sind, selbst mit aller Strenge unsere Pflichten gegen Andere zu erfüllen, desto mehr empört es uns, Andere an ihrem Theile so gewissenlos zu sehen. Unsere Eifersucht in diesem Puncte geht so weit, daß längst verübte, ja selbst bloß erdichtete Thaten der Ungerechtigkeit uns zum Zorn entflammen, daß wir mit den unglücklichen Zeitgenossen des Nero sympathisiren, und jede tyrannische Verletzung der allgemeinen Menschenrechte zu einer Sache der Menschheit machen. Was für ein Leben müßte es seyn, ruft uns der Egoismus zu, wenn so ein Verfahren allgemein werden sollte, oder wenn ein Nero und Caligula wiederkehrte!

Bekanntlich gehen viele Gefühle aus Vorstellungen hervor, und lösen sich wieder in Vorstellungen auf, wenn man ihnen näher nachforscht. Von dieser Art ist das moralische Gefühl. Es entsteht, indem die Vergleichung einer einzelnen Erscheinung mit einer allgemeinen Idee in unserm Kopfe so schnell von statuten geht, daß wir uns dieses Geschäftes nur als eines dunkeln Gefühls bewußt werden; aber untersuchen wir dieses Gefühl, so finden wir, daß demselben eine deutliche Vorstellung zum Grunde liegt, nämlich die der Folgen, welche aus einer dem einzelnen Falle gemäßen allgemeinen Maxime hervorgehen müßten. Auf den, dem die moralische Ideenreihe recht geläufig ist, macht die Erzählung einer fremden Immoralität genau denselben Eindruck, den ein sprachkundiger Mann beym Anhören eines fremden Sprachfehlers empfindet.

Als Hülfsmittel zur Sittlichkeit kann also das moralische Gefühl nur in so fern gelten, als es uns die Beispiele fremder Güte oder

Ungerechtigkeit aufmunternd oder warnend vor die Augen hält; doch möchte es wohl unter allen das kräftigste seyn, denn derjenige, der es ehrt, bedarf seiner nicht erst, und dem Andern wird es nie an Scheingründen fehlen, es zu übertäuben.

Ich komme zur Furcht. Daß diese nicht bloß die Quelle vieles sittlichen Guten, sondern eine Haupttriebfeder menschlicher Handlungen überhaupt ist, bezeugt die Geschichte. Sie machte selbst einen Augustus zum musterhaften Regenten; sie trieb schon oft in schwachen Menschen Kräfte hervor, die sonst ewig in ihnen geschlummert hätten; sie ist die erste Erzeugerin der Klugheit; ihr verdankt die menschliche Gesellschaft die erste Gesetzgebung. Was würde aus unsern Staaten werden, wenn nicht die Furcht vor den Gesetzen und der militärischen Zwangsmacht der Regenten den unruhigen Pöbel im Zaum hielte! Wie schlecht würde selbst das gute Herz oft den Kampf mit dem Eigennutz bestehen, wenn nicht eine heilsame Furcht,

auch das, was man noch hatte, zu verlieren,
die Versuchung zurücktreiben hätte!

Nahe verwandt mit der Furcht scheinen mir
auch das Mitleid und das Gewissen, ob
man gleich beide bisher zu edlern Trieben hat
machen wollen. Aber edel oder nicht; genug,
daß sie Gutes wirken und Böses verhüten.
Daß das Mitleid eine bloß egoistische Empfin-
dung sey, wird jeder fühlen, wenn er auf das
merkt, was beym Anblick eines Unglücklichen in
ihm vergeht. Unstreitig ist es ein dunkles Ver-
sehen seiner selbst in die Lage des Armen, und
ein schnell aus dieser Abstraction gezogener
Schluß auf das, was wir in dieser Lage von
Andern wünschen würden. Sehr gut drückt
Moliere die Sache in folgenden Versen aus:

*L'homme sent qu'il est homme, et tant
qu'il sentira,*

*Que les malheurs d'autrui peuvent un
jour l'atteindre,*

*Il prendra part aux maux, qu'il a raison
de craindre.*

Das Gewissen ist noch größerer Art. Es ist die ganz Furcht vor der Strafe, sey es vor der menschlichen oder vor der göttlichen. Dies erhellt schon daraus, daß sich jeder Unschuldige, wenn er in einen Verdacht gezogen wird, darauf beruft, daß er ein gutes Gewissen habe, womit er nichts andern sagen will, als daß er eine gerechte Strafe nicht fürchten dürfe. Man nehme einem Haufen Soldaten einmal die Furcht vor der Strafe, z. B. bey einer Plünderung, und wir wollen sehen, wo das Gewissen bleiben wird (wenn nicht etwa die Furcht vor einer göttlichen Strafe wirkt). Wo finden wir auch nur eine Spur davon bey einem Nero oder Caligula, die sich über alle menschliche Gesetze erhaben wußten, und die göttlichen für eine Träumerey hielten? Oder bey solchen Wüthkern, denen die Sitte erlaubt, ihre alten Väter zu tödten? Unter welchen fürchterlichen Gewissensmartern starben dagegen die Ungerechten in den Zeiten, wo die christliche Religion noch ihre größte Gewalt auf die Wes-

müher ankündete, und niemand die Lehren der Priester von den Gluthen der Hölle und des Hefefeuers bezweifelte. Wo hören wir, seitdem diese unsichtbare Zwangsmacht unwirksam geworden ist, noch von solchen Todesqualen? — Demnach bedeutet auch die Redensart: „das Gewissen schläft,“ nichts anderes, als: wir halten die Mäßigkeit einer Bestrafung noch so entfernt, daß wir deshalb völlig sicher sind.

Was endlich die Religion betrifft, so war auch sie, ihrem ältesten Ursprunge nach, nichts anders als Furcht, Furcht vor den unsichtbaren Wesen, die man als die Schöpfer der Natur, und als die Beweger der ungeheuren Kräfte ahnete, vor deren unverstandenen Ausbrüchen man zitterte. Neugier mußte den rohen Menschen heftig treiben, etwas näheres von diesen unsichtbaren Mächten zu erfahren; und wie hätten nicht die Dichter, denen es oblag, diesen Drang zu befriedigen, unter allen Vorstellungen, die sich ihnen von dem

Wesen der Götter aufdrängen, dieselbige besonders herausheben sollen, die ihnen die einflussreiche auf das Verhalten ihrer wilden Kameraden scheinen mußte, die von der Richterwürde und Gerechtigkeit der Götter? Die Griechen zwar fielen auf diesen Kunstgriff am spätesten. Nur für gewisse Arten von Verbrechen ersannen sie göttliche Strafen, z. B. für die Verletzung des Gastrechts; eine Idee, auf welche ein wandernder Sänger allerdings zuerst kommen mußte. Was sie im Uebrigen von der Liebe der Götter zu den Guten sangen, mochte wohl wenig fruchten, nachdem sie es einmal damit versehen hatten, daß sie in der Absicht, ihre Zuhörer angenehm zu unterhalten, allmählig eine ganze scandalöse Chronik des Olymps zusammengesezt hatten. Weit besonnener und planmäßiger müssen in diesem Puncte die ägyptischen Priester zu Werke gegangen seyn, da der Gott der Juden, unstreitig eine Copie aus den ägyptischen Mythen, einen so ernstlichen und vollkommenen Despotenchar

rakter trägt. Wer zweifelt daran, daß die Furcht vor diesem unerbittlichen Jehova zu einer Zeit, wo die Gesetzgebung und die bürgerliche Policey noch so sehr in ihrer Kindheit war, *die Stelle der schönsten Disciplin bey den Israeliten vertreten habe?

Als aber nach und nach die wachsende Cultur und besonders der Einfluß griechischer Philosophie in den ägyptischen Juden die crassen Vorstellungen des mosaischen theokratischen Systems so weit gemildert hatte, daß endlich in des göttlichen Jesus-Haupte die schönste aller poetischen Ideen, die von einem allgütigen und allweisen Vater aller Menschen, entstehen konnte: da erst sah man die Religion in ihrer ganzen Schönheit vom Himmel niedersteigen; und wiewohl der große Gedanke in der ganzen Reinheit, in der ihn das Gemüth des Erfinders aufgefaßt hatte, vielleicht schon mit Johannis Tode von der Erde wieder verschwand (denn schon Paulus brachte viel Sanerteig dar zwischen): so verdankte doch die Welt seitdem

der Religion nicht bloß in polleyplicher Hinsicht ein außerordentliches Band, sondern auch eine Hülle der wunderbarsten und beglückendsten Empfindungen. Dem Gemeinen war und blieb sie Furcht vor dem Allgegenwärtigen und dessen verheissenem gerechten Weltgericht, dem Edleren hielt sie eine reine poetische Welt mitleich in der unreinen wirklichen vor, in die er stüßten konnte, wenn die letztere ihn mit Ueberdruß und Schmerz erfüllte. Betrachten wir den Zustand von Europa vom ersten bis zum achtzehnten Jahrhundert, zuerst die Expressionen römischer Gewalthaber, dann das unaussprechliche Elend, welches die Einwanderungen der Barbaren und der Umsturz der römischen Welt Herrschaft mit sich führten, und hiers auf die lange traurige Periode des Mittelalters, mit ihren unaufhörlichen Kriegen, ihren Seuchen, ihren Hungernöthen, ihren Räubereien und Empörungen, mit ihrem Mangel an gesellschaftlicher und polleyplicher Zucht, ihrer Unsicherheit und steten Lebensgefahr: betrachten

wir diese namenlose Masse bürgerlichen Elends, so können wir es uns wohl erklären, wie die unglücklichen Dulder dieses Elends mit der ganzen Kraft ihres Gemüths an einem Glanz ben hangen konnten, der jetzt, da wir Gott lob in bessern Verhältnissen leben, uns immer fremder und gleichgültiger werden muß. Ihm zufolge war dies Leben nur eine Prüfungszeit; das wahre, eigentliche Leben sollte erst jenseits kommen. Auch das härteste Geschick war Wohlthat des lebenden Vaters, war das Werk der ewigen Weisheit, die uns nur jetzt ihre Zwecke verborgen hielt, einst aber ihre Thaten aufs herrlichste rechtfertigen würde. Keine der hier geweinten Thränen ging auf dem Acker Gottes verloren; je größer hier die Noth, desto größer sollte dort die Freude seyn.

Noch jetzt ist dieser Glaube die Stütze unzähliger Unglücklichen, und es ist die Frage, ob die Weisheit, die ihn zerstört, uns mehr besänftigen könne. Soviel sieht man, daß er eine außerordentliche Kraft ge-

habt haben müsse, auch mitten in den Geiräueln der allgemeinen Gefeklofigkeit das kindliche Gemüth mit Stärke zur Vollbringung der Pflicht zu waffnen und den Rath zum Leben aufrecht zu erhalten, und daß er mit ihm einst unter den Hülfsmitteln zur Eitlichkeit einen der ersten Plätze eingenommen habe. Ob der Erzieher noch jetzt von der Religion Gebrauch machen solle? — Wenn er selber keine hat, ums Himmels willen nicht. Wird er aber selbst noch von ihr durchglüht, so wird er aus diesem Buche keinen Rath begehren.

So zahlreich also sind die Triebfedern, welche den Menschen gegeben sind, um sie zu einer möglichst allgemeinen Moratität, d. i. Sociatität, hinzuföhren; und ihnen allein ist es zuzuschreiben, daß trotz der Seltenheit der wahren Tugend doch die Summe

des einzelnen Guten, welches täglich geschieht, die des Bösen unendlich übersteigt.

II.

Wie soll man moralische Handlungen beurtheilen?

Bei dieser großen Verschiedenheit der Triebfedern, welche rechtliche Handlungen hervorbringen können, wird es freilich dem Beurtheiler, ja selbst dem Thäter einer Handlung oft unmöglich werden, den Antheil zu bestimmen, den eine oder mehrere dieser Triebfedern daran gehabt haben. Der wirklich Tugendhafte wird so fern davon seyn, den Einfluß egoistischer Triebfedern auf seine Handlungen zu leugnen, daß er sie vielmehr alle zusammen in sich vereinigt gestehen wird. Er ist sich bewußt, nicht aus Furchtsamkeit, nicht aus Gewohnheit, nicht aus Ehrgeiz, nicht aus Eigennutz gehandelt zu ha-



ben, sondern aus freyer Anerkennung der Nothwendigkeit, gerade so und nicht anders handeln zu können, und aus Liebe zu dem, was er für seinen Verlus als Mensch anerkannt hat; aber er würde sich allerdings, auch gefürchtet haben, schlechter zu handeln; es würde auch allerdings mit der Ehre, nach der er geizt, nicht haben bestehen können; selbst sein Eigennutz verlangte die That um des angenehmen Gefühls willen, das solche Thaten ihm gewähren; und endlich hat ihn allerdings auch die Gewohnheit fortgerissen, denn er kann es ja nun einmal nicht ändern, daß das Gutthun ihm so geläufig geworden ist, wie einem Tänzer der schöne Gang. Ist also die Liebe von einem Manne, dessen ganzer Charakter verräth, daß er die Tugend in sich aufgenommen habe, so wäre es uns verständlich von irgend einer seiner Handlungen zu sagen, sie könne doch wohl auch aus Furcht geschehen seyn, oder aus Ehrgeiz &c. Sie ist aus der Harmonie seines

ganzen Wesens hervorgegangen. Ein Charakter von dieser Art ist Bayard, der in der historischen Welt wenige seines Gleichen hat. Fehler kann ein solcher nur aus mangelhafter Erkenntniß begehen, oder wenn er allzu plöthlich überrascht worden ist.

Ob Tugendhaftigkeit der wahre innere Charakter eines Menschen sey, kann nur aus der festen Consequenz und aus der ruhigen Harmonie aller seiner Handlungen geschlossen werden. Haben wir keine hinreichenden Gründe, jemanden diesen Charakter zuzuschreiben, und sehen wir ihn öfter Handlungen verrichten, die mit einer festen Ueberzeugung von der innern Nothwendigkeit der Moralität nicht vereinbar sind: so können wir dreist urtheilen, daß auch das Gute, welches wir an ihm sehen, keinesweges aus der reinsten Quelle fließe. Im besten Falle kommt es alsdann aus einem guten Herzen; allein dieses ist nur wirksam, wenn nicht stärkere Triebe vorkommen. Thut

ein solcher eine gute Handlung, die nicht aus dem guten Herzen oder einer gewissen Angewohnheit zu erklären ist: so muß man nach derjenigen Triebfeder fragen, die in den meisten Fällen seinen Willen bestimmt, sey es Ehrgeiz, oder Habsucht, oder Furcht, oder Wollust; und da wird es in der Regel nicht schwer seyn, die benannte Handlung mit jener Triebfeder in einen sehr begreiflichen Zusammenhang zu bringen, ohne daß man Gefahr läuft, der Person unrecht zu thun. Denn ist nur das entschieden, daß Tugendhaftigkeit der sichere, bewährte Charakter dieser Person nicht ist: so fließen alle ihre Handlungen aus dem Egoismus, und sind, menschlich zu reden, durchaus ohne innern Werth, mögen sie auch so edel maskirt seyn, als sie wollen. Es giebt nur diese zwey Hauptcharaktern, rein moralische und egoistische.

Ob man auch von religiösen Charakteren sprechen könne, ist eine schwierige Frage.

So viel ich davon einsehe, muß ich sie verneinen. Die poetische Begeisterung, die das Wesen der Religion ausmacht, und vermöge welcher man sich der seligen Verwandtschaft mit dem Vater der Liebe innig bewußt ist, diese Begeisterung verträgt sich gleich bequem mit moralischen und egoistischen Gesinnungen, und wie sie die sittlichen Handlungen mit einem schöneren Lichte verklärt, so autorisirt und entschuldigt sie die sinnlichen. Die Wiedertäufer hielten sich vermöge ihrer Gnade vor Gott zu allen sinnlichen Genüssen berechtigt, und die Mystiker sagen selbst, daß, wenn nur alles mit Religion geschehe, auch die Verirrungen des schwachen Fleisches dem Geiste nicht zugerechnet werden könnten. Welch eine Menge egoistischer Begierden amalgamirten sich nicht von jeher mit dem Religionsseifer! Wie Luther von der Religion die schönste Kraft zur Unternehmung seines großen Werkes hernahm, so kommt zugleich der unbeugsame Eigensinn, der keinen

Widerspruch dulden konnte, auf ihre Rech-
nung. Er schien der Gottheit seine eigene
Denkart unterzulegen, um diese desto zuvers-
sichtlicher der ganzen Welt aufdringen zu
können. Und dies scheint bey allen Gottes-
männern seiner Art der Fall gewesen zu seyn,
so daß es als der höchste Grad der Religio-
sität angenommen werden kann, zu glauben,
daß jeder Gedanke, den das Herz billigt,
eine unmittelbare Eingebung Gottes sey.
Ist dies wirklich so, so folgt daraus, daß
die Religion nur solchen Charakteren die
höchste moralische Vollendung gebe, die schon
vorher auf einem andern Wege die Noth-
wendigkeit des Sittengesetzes in ihrer ganzen
Stärke aufgefaßt hatten. Demnach hätte
man bey der Beurtheilung religiöser Mens-
chen erst zu fragen: wie weit reichte
die Bildung ihres Verstandes? Welche klä-
re Begriffe hatten sie von Gott und den
menschlichen Verhältnissen? Ist ein auf
deutlichen Ideen beruhender moralischer Cha-

rakter in ihnen voranzusehen? Oder handelten sie bloß nach egoistischen Trieben? Ist Herrschsucht ein hervorragender Zug ihres Charakters? — Wo sich die beiden letzten Fälle finden, da kann zwar die Energie des Geistes, verbunden mit der Allgewalt der Religion, viel Großes und Gutes gewirkt haben, aber von wahrer Moralität kann doch nie die Rede seyn. Ja aus der Geschichte der Schwärmer ließen sich Belege zu der Wahrheit finden, daß man der lasterhafteste und der religiöseste Mensch zugleich seyn könne.

Um also den idealischen Charakter Jesu begreifen zu können, muß man nothwendig annehmen, daß er schon vorher, ehe sich die Idee, als sey er von Gott selbst zum Zeugen der Wahrheit und zum Heilande der Welt berufen, in ihm festsetzte, durch tiefes Studium und durch lange aufmerksame Betrachtung des politischen Elends seiner Nation auf das Moralsystem gefallen sey, das,

seiner Ueberzeugung nach, allem menschlichen Elende überhaupt ein Ende machen müßte. Wohl kann ich mir denken, wie er von dem Augenblick an, da er in der Liebe das allgemeine Gesetz aller Geister gefunden zu haben glaubte, nicht zufrieden, ein bloßes *εὐφημα* zu rufen, sich als ein höheres Werkzeug Gottes vorkommen mußte, das zu dem wichtigsten Werke auf Erden berufen sey. Da nun ein solches Werk von den heiligsten Männern der Nation oft und lange vorher verkündigt war, und einzelne Bezeichnungen dessen, der es verrichten würde, auf Jesum wirklich paßten: was Wunder, daß ein junger Mann von lebhafter Phantasie, überrascht von dem Entzücken einer die ganze Welt interessirenden Entdeckung, jene Bezeichnungen auf sich deutete, und unter Martern und Verspottungen von seiner ersten Aussage, daß er der Sohn Gottes sey, nichts zurücknahm? Nur in einem Gemüth, das die Liebe zu seinem Prinzip erkohren, und

allen Egoismus rein ausgerottet hätte, konnte solch ein Glaube ohne Hochmuth und Herrschsucht wohnen. Eben an dieser ruhigen, bescheidenen Fassung erkenne ich den auf den deutlichsten Ideen ruhenden, rein moralischen Charakter dieses größten aller Menschen; und wenn gleich die Religiosität die Blorte um sein Haupt vollendet, so bin ich doch gewiß, daß er auch ohne Religion ein vollkommen moralischer Charakter gewesen seyn würde. Ueber die scheinbaren Anomalien in diesem Charakter werde ich bey einer andern Gelegenheit sprechen.

12.

Wer ist ein Weiser?

Wenn die Tugend in der vollkommensten Richtung des Willens auf das Wohl der menschlichen Gesellschaft besteht, so kann der

Tugendhafte nur Pflichten gegen seinen Nächsten haben. Wie er sich selbst behandeln will, muß ihm billig allein überlassen bleiben, und die Gesellschaft kann ihn dafür nicht zur Verantwortung ziehen, wenn er z. B. ein Verschwender oder ein Spieler, unordentlich in seinen eigenen Angelegenheiten, oder sonst etwas seyn will, wodurch er allein sich selber schadet. Ueberzeugt er die Welt nur von seiner Menschenliebe und seinem warmen Eifer für das allgemeine Beste, so wird ihm der Name eines Tugendhaften nicht versagt werden können. Gesezt, es machte ihm Vergnügen, *** oder gar **** zu treiben, wer darf sich unterstehen, seinen moralischen Charakter deshalb anzutasten? Kann er einen Wicht finden, der verächtlich genug ist, um sich zu einem so ekelhaften Spiele herzugeben: wem wird dadurch geschadet? Die verehrungswürdigsten Männer des Alterthums erlaubten sich diese Unflätere, und wie widrig

und empörend man auch dieselbe an ihnen finden mag, so kann man doch nicht eigentlich sagen, daß sie dadurch verhindert worden seyen, ihre Pflichten gegen den Staat und ihre Mitbürger gewissenhaft zu erfüllen. Eben so wenig ist einzusehen, wie man dem Selbstmorde von Seiten der Moral etwas anhaben kann. Bin ich geboren, um in der Befriedigung meiner Neigungen und in der Uebung meiner Kräfte mein Glück, und in der Theilnahme am Ganzen der moralischen Welt meine Beschäftigung zu finden: wie könnte mein Zurücktreten von der letztern noch besonders strafbar seyn, da ich ja dadurch zugleich meinem eigenen Glück entsage?

Nach diesen Ideen verfährt man ja auch einzig, wenn man z. B. jemanden vom Selbstmorde zurückhalten will. Man stellt ihm nicht den Nachtheil vor, den die Gesellschaft davon haben werde, sondern den Vortheil, den seine Erhaltung ihm selber

gewähren könne, die Möglichkeit eines bessern Schicksals u. Auch dem Vorgeher geheimer Sünden zeigt man nicht die bösen Folgen seiner Unzucht für Andere, sondern für ihn selbst, die Zerrüttung seiner Gesundheit, die Schwächung seiner Geisteskräfte, den Verlust seiner blühenden Gesichtsfarbe, die Verachtung aller, die ihn kennen u. Auf gleiche Weise legt man jungen Leuten nicht die Pflicht, sondern die Vortheile der Sparsamkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit, der Ordnungsliebe, der Reinlichkeit, der Sorge für die Gesundheit u. ans Herz.

„So gäbe es also gar keine Pflichten gegen uns selbst?“

Dem Bishergesagten zufolge, nein.

„Aber könnte denn nicht die Mäßigkeit u. V., insofern sie uns fähig macht, der Gesellschaft durch größere Thätigkeit nützlicher zu seyn, wenigstens als eine Hülftugend betrachtet werden?“

O ja, ich habe mich eben selbst dieses Ausdrucks bedient. Aber wer wird den Grund eines Verfahrens so weit herholen, wenn ein weit näherer zur Hand ist? Das ist nicht anders, als wenn man für solche, die im Finstern ausgehen müssen, eine Pflicht aufstellen wollte, Laternen mitzunehmen, weil den Begegnenden damit ein Gefallen geschähe. Wenn die Nothwendigkeit nicht einleuchtet, nun sein selbst willen mächtig zu seyn, wie wollte man ihm begreiflich machen, daß er es für Andere seyn müsse?

„Aber wohia willst du denn nun mit diesen Tugenden, wenn sie nicht in die Moral gehören?“

Erinnerst du dich nicht dessen, was ich oben von der zwiefachen Bestimmung des Menschen gesagt habe? einer für sich selbst, und einer für das Ganze? Giebt ihm nun die Moral eine Anweisung, die letztere zu erreichen, wie werden wir die Wissenschaft zu

nennen haben, die ihn auf die Erreichung der ersten führt?

„Ach, ich verstehe. Es kommt hier auf die Erfindung der besten Mittel an, seinen wahren Vortheil zu sichern: Klugheitslehre wird diese Wissenschaft heißen.“

Ganz recht. Ihr Object ist also ganz eigentlich das, was ehemals durch die Moral verwirklicht werden sollte, eigene Glückseligkeit. Wer ihr in allen Stücken folgt, ist ein kluger; wer der Sittenlehre folgt, ein tugendhafter Mann. Beides zusammen vereinigt giebt den Weisen. So daß also dem Klugen zur Weisheit noch die Tugend fehlt, und dem Tugendhaften die Klugheit. Weisheit und Tugend ist demnach eine unschickliche Art zu sprechen, denn die Tugend ist ein Theil der Weisheit. Wie erschwärend übrigens dieser Begriff des Weisen sey, wird man finden, wenn man damit alten historischen oder erdichteten Charakter,

dem wir dies Prädicat zugestehen, J. V. Lessings Nathan, vergleichen will.

13.

Welches ist das Verhältniß der Politik zur Moral?

Moralität würde gar nicht möglich seyn, wenn nicht die Mehrheit der Bürger eines Staats den Frieden suchte, und sich alle die äußeren Zwangsmittel gefallen ließen, die diesen Frieden allein noch erhalten. Nehmet einem Staate seinen Regenten, seine Justiz, seine Polizey und Garnison, löset auf solche Weise alle seine äußern Bande auf, und eine Scene, wie die der Zerstörung von Magdeburg, oder wie die bekannten Mordscenen in Rom und Paris, wird ihren Anfang nehmen. Auch der gütigste Menschenfreund wird die Waffen anlegen und sein Haus verschließen, und weil er im Guten sein Recht nicht erhält

ten kann, wird er das, was er zu fordern hat, mit dem Degen ertrogen müssen. Wenn niemand Recht thut, denkt er, warum soll ichs denn thun? Liebe, Vertrauen, Mitleid hat hier gar keinen Platz, denn mit mir hat keiner Mitleid, mir vertraut keiner, sondern wer mich sieht, feindet mich an. Wie sollte mir in dieser Lage noch etwas anders übrig seyn, als Gewalt und List? Wo ich keine Gemeinheit sehe, die mir die Sicherheit meines Lebens verbürgt, da muß ich mein eigener Staat, mein eigener Richter und Beschützer seyn. Nun bin ich wieder Raubthier; und Selbsterhaltung ist mein nächster Zweck. Fülle was da fülle! Je furchtbarer ich mich durch meine Buth mache, desto sicherer werde ich stehen, bis mich etwa ein noch Stärkerer übermannet.

Dies sind die Maximen bedrängter Menschen in allen anarchischen, revolutionären Perioden der Geschichte gewesen, und hieraus geht klar hervor, daß nur unter dem Schutze

äußerer Gesetze, also in einem Staate, Moralität möglich seyn kann, und daß die größere Moralität auch immer in dem besser regierten Staate Statt finden werde. Hier nämlich sieht der rechtschaffene Mann vertrauensvoller zu der Regierung auf, von der er weiß, daß sie sein Verfahren billigen und seine Forderungen unterstützen werde. Ein solcher Rückenhalt macht ihm Muth, seine Bürgerpflichten an seinem Theile redlich zu erfüllen; er verläßt sich jetzt nicht mehr auf sein inneres Recht allein, sondern auch auf die äußere Gerechtigkeit, die ihn dabey schützen werde. Im äußersten Falle weiß er, daß der Staat Schiedsrichter zwischen ihm und seinen Feinden seyn werde, und dies erhält ihn ruhig und seiner Pflicht getreu.

Aber worauf soll der Fürst fußen, der sich mit seinem Nachbar im Streite befindet? Wer soll ihren Zwist entscheiden? Nur die Gewalt kann es, und wessen Kanonen die fürchterlichste Verheerung anrichten, der gewinnt den Pros

geß und erreicht seinen Zweck. Wie der Krieg alle Schranken äußerer Ordnung niederreißt, so hebt er auch alle moralischen Verhältnisse zwischen zweyen Völkern auf: Raubthier kämpft gegen Raubthier, die Vernunft verschwindet, und Gewalt und List treten an ihre Stelle. Machiavelli ist hier an seinem Plage, und sein Grundsatz, ein rechter Fürst müsse nach den Umständen bald Löwe bald Fuchs seyn können, ist nun mehr werth, als alle Lehren der Moralisten. Es ist wahr, unser moralisches Gefühl empört sich bey der Politik eines Ferdinand von Spanien, eines Ludwig XI., eines Karl V. Allein wenn man bedenkt, daß diese Männer es auf sich genommen hatten, aus ungeheuren anarchischen Verwirrungen feste Monarchien zu bilden, und die Gewalt eines unbändigen Adels zu vernichten; daß sie das bey noch Kriege mit mächtigen Nachbarn zu führen hatten, und daß sie gewöhnlich so arm an Gelde waren, und mit so mühsam zusammengelesenen und so schlecht disciplinirten Trupe

pen ihre Siege erschuten mußten: so kann man nicht umhin, ihnen jedes Mittel durchgehen zu lassen, das man bey'm Thiergesecht einem Sklaven zugesiehn würde, der es mit einer ganzen Rotte reißender Thiere aufnehmen sollte. Oder hätte man lieber rathen mögen, die jetzt so schön vereinigten Staaten der Anarchie, den Bürgerkriegen, der Tyranny der adeligen Räuber zu überlassen? Würde man es weiser finden, wenn ein Ludwig XI. oder Franz I. sich des schönsten Theils ihrer Macht freiwillig begeben hätten, um das in der Gefangenschaft gegebene Wort zu halten? Ihre Feinde selber würden sie dafür Narren gescholten haben, wohl wissend, daß sie selbst in diesem Falle ganz anders gehandelt hätten.

„Aber, sagt man vielleicht, aus diesem Gesichtspuncte betrachtete man doch in jenen Zeiten selbst nicht allgemein die Thaten der Politik. Rechtschaffene Männer wurden schon damals durch die Treulosigkeit der Könige empört, und Karl V. nannte selber öffentlich sein

nen Gegner einen ehrlosen Monarchen, weil er sein königliches Wort gebrochen habe.“

Hierauf läßt sich antworten: Wenn rechtschaffene Männer sich an der treulosen Politik der Großen ärgerten, so war das eine natürliche Wirkung ihres moralischen Gefühls, aber auch zugleich ihrer großen Beschränktheit. Sie wollten mit ihrem kleinen bürgerlichen Maaßstab Handlungen messen, die für diesen Maaßstab gar nicht gehörten. Karl V. endlich konnte gar nichts besseres thun, als durch sein Geschrey den großen Haufen gegen Franz I. aufwiegeln; obgleich er selber die nämliche Politik schon früher mit gleichem Glücke gegen ihn angewandt hatte, und in jedem ähnlichen Falle kein Bedenken getragen haben würde, sie noch tausendmal anzuwenden.

„Doch findet man, daß in neuern Zeiten die Häupter der Staaten nicht mehr so offenbar nichtswürdige Kunstgriffe gegen einander gebrauchen.“

Das ist der neuesten Geschichte nicht ganz

gemäß. Indessen muß man auch bedenken; daß die jeztige Kriegskunst und die vollkommnere militärische Verfassung der Staaten der Moralität eines Feindes nicht mehr einen so weiten Spielraum lassen, als ehemals. Jezt würde man keinem Fürsten mehr auf sein bloßes Wort, gewisse Provinzen abzutreten, Frieden bewilligen. Man besetzt diese Provinzen erst vollständig, ehe vom Frieden die Rede ist. Da ferner die Kriege immer kostbarer werden, und ein König, der einen sehr getrennten Staat zu regieren, und vielerley Rücksichten zu nehmen hat, weit mehr als ein Regent des Mittelalters auf das Spiel setzt, wenn er einen Krieg anfängt: so kann es jezt nicht so leicht mehr vorkommen, daß ein unlängst erst hart mitgenommener Staat gleich nach geschlossenem Frieden sich durch eine neue Treulosigkeit den kaum gewichenen Feind noch einmal auf den Hals laden sollte. Im Mittelalter, wo die Kriege mehr planlose Valgereyen ohne besondere Folgen waren, wo die Heere nach Ablauf

des Sommers wieder entlassen, und wenn man so viel Geld übrig hatte, im nächsten Sommer wieder mühsam zusammen geworben wurden, ging das wohl an. Je größer und fester hingegen die Staaten werden, desto seltener, aber auch desto fürchterlicher werden die Kriege seyn; denn nun rüstet man sich um nichts Kleineres mehr, als um die Zertrümmerung oder Verschlingung anderer Staaten. Die Mächtigen verbinden sich zur Vernichtung der Schwächeren, und die Kreise ziehen sich immer größer. Die Furcht gebietet hier allein, sie macht auch, wo es Noth thut, die Regenten moralisch. Aber das kann nicht die Moral der Liebe, sondern einzig die der Klugheit seyn. Eine Sittenlehre, wie sie für den Bürger existirt, ist für die Könige nicht vorhanden; für sie ist nur die Klugheitslehre da, und Machiasvelli's klassisches Buch wird ihr ewiger Coder seyn, ein Werk, von welchem ein neuerer Schriftsteller trefflich bemerkt, daß Friedrich der Große es durch eine Schrift widerlegt.

aber durch sein ganzes Leben beständig habe.

Die volle Moralität kann erst da wirken, wo alle geselligen Verhältnisse auf das zweckmäßigste bestimmt sind. Wo man erst bessere Verhältnisse schaffen muß, wird es ohne Jnmoralitäten mancher Art schlechterdings nicht abgehen können. Angenommen, daß Moses wirklich seine politischen Ideen nicht für göttliche Eingebungen gehalten habe, und sich dessen mit voller Klarheit bewußt gewesen sey, daß er das Volk durch seine Blendwerke, seine vorgeblichen Gespräche mit Jehoven u. offenkundig betrüge: wer möchte wohl diesen Fall der Elitenlehre zur Entscheidung geben? Er gehört offenbar in die Ringheitlehre, eben aus dem oft angeführten Grunde, weil die Moral da noch gar nicht Fuß fassen kann, wo erst äußere gesellige Verhältnisse geschaffen werden sollen. Man gebe doch ein anderes Mittel an, wie Moses seinen erhabenen, trefflich durchdachten, höchst wohlthätigen und gemeinnützigen

gigen Zweck hätte erreichen sollen! Ich fordere alle Moralisten dazu auf! Sie können es nicht? Gut, so gestehen sie denn, daß es allerdings Handlungen giebt, die außerhalb ihres Gebietes liegen. Und sollten sie dazu dennoch die Köpfe schütteln, so will ich ihnen eine Autorität anführen, die zwar dazu bisher noch nicht gebraucht, sonst aber noch von keinem Moralisten in der Welt verworfen worden ist.

Als der Stifter des Christenthums irgendwo in der Einsamkeit, vielleicht in den ägyptischen Wüsten, über das große Werk, das er unternehmen wollte, völlig mit sich eins geworden war, trat er, ganz unstreitig voll des reinsten Enthusiasmus für das Gute, und voll Abscheus gegen jeden nichtswürdigen Verrug, die Reise in sein Vaterland an. Aus Anhänglichkeit an seine Vaterstadt wollte er in dieser zuerst sein Werk versuchen; aber wie schlecht belohnte sich dieser Anfang! Kein Mensch konnte begreifen, was dem Zimmermannsohne

eingefallen sey, den jedermann noch als Kind gekannt hatte, dessen Eltern und Geschwister ganz gemeine Leute waren, und der sich nun für einen Gesandten des wahren Gottes ausgeben wollte. Erst lachte man ihn vermuthlich aus, nachher warf man mit Steinen nach ihm, und nöthigte ihm die bekannte Bemerkung ab, daß ein Prophet nirgends weniger als in seinem Vaterlande gelte. *) An andern Orten ging es ihm nicht viel besser, und obgleich seine Worte selbst in den Ohren gemeiner Menschen einen wunderbaren Nachdruck hatten, so würde er doch mit seinen bloßen Predigten wenig ausgerichtet haben, wenn er sich nicht hätte entschließen können, dem Volke das zu geben, was es mehr als alles übrige von einem Messias erwartete, Wunderwerke. Daß er dergleichen gethan habe (auch wenn viele von denen, welche uns die Evans gelisten erzählen, erdichtet oder wenigstens ent-

*) Luc. 4, 26 — 28.

stellt und vergrößert seyn sollten), ist gar keinem Zweifel unterworfen; ich meine nämlich, daß er nicht bloß natürliche Curen verrichtet, sondern dies mit der Affectation gethan habe als geschehe es durch übermenschliche Kraft; ja daß er mitunter auch manches magische Kunststückchen, das vielleicht herzlich einfach war, nicht verschmäht habe, um sich vor dem Pöbel (denn den Phariseern entwichte er schlaugen genug *) das erforderliche Ansehen zu geben. Und wenn man sich ein schlaues Accommodiren mit einem so heiligen Charakter gar nicht versindat denken kann, was will man denn zu den handgreiflichen Sophistereyen sagen, zu denen er zuweilen seine Zuflucht nahm, wenn er kein schnelleres Mittel finden konnte, die lästigen Frager zum Schweigen zu bringen? Man sehe die elende, aber für sein Publikum wohl berechnete Antwort auf die Frage, wie er denn seine eigene Götlichkeit rechtfertigen

*) Matth. 22. 23.

könne. Joh. 10, 34. Kann ferner ein so vernünftiger Mann wohl im Ernst das für einen gültigen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für das Nichtabsterben des Messias vom David gehalten haben, was er als solchen den stupiden Schriftklaubern nach Matth. 22, 31. und 43. hinwarf? Was war das anders als Accommodation, d. h. Politik ohne Rücksicht auf Sittlichkeit?

Aber soll man ihn darum einen Betrüger nennen? Der sonst so treffliche Menschenkenner Göthe mag sehen, wie er sein hartes Urtheil über diesen Charakter vor dem Gesenius der Geschichte verantworten will. *) Wer über die Gränzen der Moral mit dem, was ich eben darüber gesagt habe, einverstanden ist, bey dem wird jener große Charakter an Würde nichts verlieren, und wenn es auch ganz ausgemacht wäre, daß er allers

*) Göthe's neue Schriften, Th. VII. S. 283.

dingß zuweilen nothgedrungen den Gaukler hätte machen müssen. Was in aller Welt sollte er denn anfangen, wenn einmal ohne diese Prophetenmaske bey dem wundersüchtigen Volke durchaus kein Vertrauen zu gewinnen war? Hätte man lieber gewollt, daß er sein größtes Werk ausgegeben hätte, und nach dem schlechten Debüt in Nazareth auf ewig verstummt wäre? Möchte man lieber den ganzen, gar nicht zu berechnenden Segen, den das Christenthum 1800 Jahre lang gewirkt hat, aus der Geschichte wegwünschen, wenn er ohne jene armseltigen politischen Kunstgriffe nicht hervergebracht werden konnte? Nein, seinem göttlichen Vater sey Dank, daß er selbst über diese moralische Kleingeisterey erhaben war, die man ihn jetzt so gern andichten möchte, um seinen guten Namen bey ehrlichen Bürgerleuten zu retten. Wer zum Weltreformer berufen ist, muß die höchste Ansicht des Lebens zu fassen wissen, und wie noch kein Vernünftiger den großen Friedrich

einen Mörder geschimpft hat, ungeachtet durch ihn mehr Menschen getödtet worden sind, als durch zehntausend Banditen: so wird man auch wissen, was von der Einsicht derer zu halten ist, die um der kleinlichen Mittel willen, die Jesus zur Erreichung seines großen Zwecks brauchen mußte, diesen Herren der Menschheit einen Verräther schelten können. Wer überhaupt keinen höheren Maassstab für das Verdienst dieses Mannes hat, als den der gemeinen bürgerlichen Rechtlichkeit, der kennt ihn nur zum kleinsten Theile, und hat keine Befugniß, über seine Größe zu urtheilen. Aber auch wenn dieser Maassstab gelten soll, so erscheint er vor jedem billigen Richter schon durch sein wiederholtes Geständniß, wie verhaßt ihm der Glaube und der Wunsch der Willen gewesen sey, vollkommen gerechtfertigt.

Nichts hat überhaupt (um dies hier beysäufig mitzunehmen) der richtigen historischen Ansicht des großen politischen Charakters Jesu

mehr Schaden gethan, als die Glorie von idealischer Heiligkeit, welche unsere Homileten und Mystiker um ihn gezogen haben. Aus ihren Abschilderungen ist allmählig die Vorstellung von ihm erwachsen und herrschend geworden, als ob er die Güte, die Liebe, die Sanftmuth und Gottergebenheit selbst gewesen wäre. Besonders hat die rührende Katastrophe seiner Lebensgeschichte die Farben zu diesem Gemälde hergeben müssen, und da die Volkredner einmal darauf angewiesen waren, seinen Charakter als Muster der Nachahmung auch für den niedrigsten ihrer Zuhörer anzupreisen, so konnten sie nichts besseres thun, als nur die Züge aus demselben herausheben, die ihn als Helfer, der Menschheit und als gefassten, gottergebenen Dulder auszeichnen. Auch die Künstler, die sich berufen haben, ein idealisches Bild von ihm aufzustellen, haben uns an eine Physiognomie gewöhnt, welche heitere Ruhe, Milde, und die reinste Güte ausdrückt. Liefert man gar die salbungreichen Ehrenten und Kirchenges-

sänge gewisser pietistischen Schulen, so wird man vollends geneigt, sich ihn als den zärtlichsten, in brünstiger Liebe zerfließenden Bräutigam seiner durch ihn erlöseten vielgeliebten Braut, der christlichen Kirche, herzlich und küßend, schmachtend und liebäugelnd zu denken, eine Verstellung, die einem mystischen Gemüthe vielleicht sehr erbaulich seyn mag, aber des ernsten, nüchternen Historikers durchaus unwürdig ist.

Gerade das Gegentheil von jener süßen, weichen Empfindeley: die festeste, männlichste Geistesstärke, verbunden mit der höchsten Klarheit, Besonnenheit und Geistesgegenwart, macht den Grundstoff dieses herrlichen Charakters aus. Man denkt ihn sich weit richtiger, wenn man sich ihn mit dem kräftigen, durchbohrenden Blick und dem kühnen, entschlossenen Feuerreiser Luthers vorstellt, als wenn man von einem sanftblickenden rafaelschen Christuskorps angeht. Seine Worte: „ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bring-

gen, sondern das Schwert," gehen keinesweges allein auf die nach seinem Tode erfolgten Revolutionen; sie drücken schon den Geist seiner eigenen Unternehmung aus. Bildete er nicht die stärkste Opposition gegen die Priesterschaft? Nahm er nicht den Triumph an, den ihm das Volk verschaffte, als es ihn, allen Priestern zum Hohn, unter lauten Jubel in die Stadt führte, und seinem Esel Palmenblätter unterstreuete? War das nicht eine echt lutherische Handlung, als er die Taubentasten und Wechselfische der Krämer im Tempel umstürzte? Und die donnernde Philippica, die er nach Matth. 23, 23 — 33. mit demosthenischem Feuereifer an die Pharisäer hielt, zeugt die von einem stillen Gemüthe, das wie ein sanfter Bach ewig rein und spiegelhell und eben dahinfließt? Klingt es nach dem lieben, süßen Heiland, wenn er eine Rede an das Volk mit den Worten schließt: „Doch jene, meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her, und erwürgt

sie vor mir!" —? *) Und wie er zum
 Herrscher geboren war, so wußte er auch seine
 Autorität, die er dem Gewicht seiner Worte,
 der Klugheit seiner Antworten und der Würde
 seines Betragens zuerst verdankte, gehörigen
 Orts durch nachdrückliche Züchtigungen der
 Dummdreisten oder Spötter zu behaupten.
 Man weiß, wie er selbst vor Gericht dem
 plumpen Schergen seine Ungezogenheit nicht
 ungestraft durchgehen ließ, **) wie er sogar
 einen Menschen wegen eines von demselben er-
 haltenen ihm mißfälligen Titels anfaß, ***)
 und wie derb er die abfertigte, die ihn mit
 ungehörigen Zumuthungen behelligten. ****)
 Solche Züge aus der Geschichte des han-
 delnden Messias muß man auffuchen, um
 einen richtigen Begriff von ihm zu bekommen.

*) Luc. 19, 27.

**) Joh. 18, 23.

***) Matth. 19, 27.

****) Luc. 12, 11.

Seine Aeußerungen als Lehrer und Dichter vollenden zwar das schöne Gemälde seines großen Charakters, aber sie sind doch nur bloße Dehors für den Geschichtsschreiber, der zuerst nach den Thaten des Mannes in der Periode seines vollen, strengen Wirkens fragt.

Moralisch können ferner alle diejenigen Bestrebungen nicht beurtheilt werden, die ein Staat macht, um sich bessere Verhältnisse mit Gewalt zu verschaffen. So gewiß jede Verletzung der Majestätsrechte höchst strafbar ist in einem Staate, dessen Regierung den Bedürfnissen des Volks durch die weisesten Veranstellungen abzuheffen sucht: so wenig können doch die Forderungen der Sittenlehre noch an solchen Unterthanen geltend gemacht werden, die in der Gesellschaft durchaus nicht mehr bestehen können. Hier tritt der Naturzustand wieder ein; Gesetze sind nichts mehr, die gesellschaftlichen Verhältnisse binden nicht mehr, die

Revolution mit allen ihren Grundsätzen ist da. Hier darf niemand mehr sagen: „Aber ihr hättet doch gehorchen, euch nicht an eurer Obrigkeit vergreifen sollen &c.“ Und wer demnach untersuchen wollte, ob die französische Nation recht daran gethan habe, die alte Verfassung umzustürzen, der könnte eben so gut untersuchen, ob das Feuer recht daran thue, wenn es auch Häuser ergreife.

Hat ferner ein Staat innere Gebrechen, vor deren Wegschaffung er nie seinen einzelnen Gliedern alle Bequemlichkeit und Wohlfarth geben kann, die sie von der Gesellschaft verlangen können, so wird diese Wegschaffung, selbst wenn sie mit großer Härte verbunden seyn müßte, durchaus nicht unmoralisch zu nennen seyn, und der mildeste und gerechteste König darf sich darüber kein Gewissen machen. Ist es wirklich erweislich, daß gewisse fremdartige Corporationen in der Gesellschaft, z. B. Juden, Zigeuner, dieser letztern eben das sind, was

der Krebs dem menschlichen Körper ist, so dürfen solche ihr Schicksal durchaus nicht von der Moralität, sondern einzig von der Klugheit der Regenten erwarten.

Erstes Hauptstück.

Die Klugheitslehre.

I.

Gebiet dieser Wissenschaft.

Nachdem wir die Glückseligkeit als das Object der Klugheitslehre angenommen haben, werden wir jetzt den Begriff derselben näher feststellen müssen, um daraus die Mittel entwickeln zu können, durch welche dieselbe zu erlangen sey.

Jeder fühlt, daß er dann glücklich seyn würde, wenn es ihm erlaubt wäre, alle seine Neigungen und Triebe zu befriedigen. Es

ragt sich also: wie vielerley Grundtriebe finden sich in der menschlichen Natur, auf welche sich die sämmtlichen Neigungen in uns gründen?

1. Als den stärksten aller thierischen Triebe kündigt sich zuerst der Selbsterhaltungstrieb an. Dieser äußert sich bey den Thieren bloß in einem steten Suchen nach Nahrung, in einem neidischen Anfeinden derer, die eine gleiche Nahrung suchen, und bey wenigen Arten derselben auch in einem Streben, Vorrath für künftigen Nahrung einzusammeln. So ungefähr finden wir ihn auch nur bey wilden Menschen, die nicht über den gegenwärtigen Tag hinausdenken, und bey der Einsamkeit ihrer Bedürfnisse auch nicht Ursache haben, über die fernere Erhaltung ihrer Existenz sehr in Kengken zu seyn. Nur erst, wenn die Menschen sich so eng zusammengedrängt sehen, daß sie zur Sicherung ihrer Existenz schon früh Pläne für ein ganzes Leben entwerfen müssen, dann schärfen sich alle Kräfte

te, und der Selbsterhaltungstrieb nimmt eine vielfachere Gestalt an. Die Tausende von Menschen, durch die ich mich hindurchdrängen muß, machen mich misstrauisch; jeder, der höher steht als ich, oder der mir eilig nach will, erregt meinen Neid; jeder Thaler, den ich mehr gewinne, jede kleine Erhöhung meines Possens erfreut mich als eine Bürgschaft meiner wachsenden Sicherheit, und je unentbehrlicher ich mich den Menschen, oder je unabhängiger ich mich von ihnen mache, desto gewisser bin ich, mich bis ans Ende lähn zu behaupten. Jeder Schritt hingegen, den ich zurückthun muß, macht mir bange, weil er mir einen Theil des Gefühls meiner Sicherheit raubt, und jeder Vorzug, der einem Andern gegeben wird, kränkt mich, weil ich jedes Gut für mich verlange, dessen ich als Mensch theilhaftig werden kann. Hieraus fließen folgende Neigungen: 1) im Besitz aller physischen und geistigen Kräfte zu seyn, durch welche man in der Welt seine Existenz sichern kann, 2) reich

zu seyn, und 3) allgemeiner Ehre und Achtung zu genießen.

2) Der zweyte, gleichfalls allen Thieren gemeins Trieb ist der der Geschlechtsliebe. Er ist nicht nur an sich der höchsten Veredelung fähig, sondern er erzeugt auch noch ein andres, nicht weniger süßes Gefühl, das der Freundschaft. Der Mensch will gern vertrauen, und da für männliche Geschäfte und Sorgen mancher Art nicht jedem Weibe Sinn verliehen ist, so sehnt sich der Mann nach einer männlichen Brust, in die er die seine ausschütten könne. Selbst Thiere grämen sich, wenn ihnen ein alter Theilnehmer ihrer Gefangenschaft oder ihrer Arbeit entrisen wird.

3) Außer diesen finden sich im Menschen noch zwey wunderbare Triebe, die den Thieren gänzlich versagt sind, ein Trieb nach Wissenschaft, und

4) ein Sehnen, gewisse Zustände seines Innern, Ideen, Ahnungen, Gefühle, außer sich darzustellen, mit einem Worte, ein Kunst

trieb. Worauf beide beruhen, wird unten an seinem Orte gesagt werden.

Die Dinge, welche uns vermöge dieser verschiedenen Triebe und Neigungen als wünschenswerth erscheinen, heißen Güter. Einzeln sind es folgende: Gesundheit, mit ihren Begleiterinnen Stärke, Gewandtheit und Schönheit, Reichthum, Ehre und Macht, Gemüthsruhe, Wissenschaft und Kunst, Liebe, Freundschaft. Je gebildeter ein Mensch ist, je mehreren dieser Güter jagt er nach, der rohere ist mit den gröbsten derselben zufrieden; auch der schwächliche, von Natur und Glück wenig begünstigte Mensch schränkt sich willig auf wenige ein. Da uns übrigens unsere eigenen Neigungen zu jenen Gütern hinziehen, so kann die Klugheitslehre, die uns bloß die leichtesten und vortheilhaftesten Mittel, sie zu erlangen, angeben soll, auch keine Pflichten, wie die Ethenlehre, enthalten, sondern nur Anweisungen und Rathschläge erteilen, deren Vernachlässigung sich allemal an dem Ungehorsam

men selber rächt. Bekanntlich ist für die unzähligen Menschen, für welche gar keine Moral vorhanden ist, die Klugheitslehre die einzige Gesetzgeberin, die sie respectiren, und wirklich kann auch ein sehr regelmäßig und vollständig ausgeführtes Gebäude dieser Wissenschaft beynahe so gut die Stelle der Moral vertreten, daß es kein Wunder ist, wie Epikur und Helvetius aus der Moral selbst eine bloße Klugheitslehre haben machen können. Ja da unsere Gesetzgebung ganz auf moralische Prinzipien gegründet ist, und der Kluge vor allen Dingen die Rache der Gesetze vermeiden muß: so wird er schon dadurch gezwungen, in seinen Bestrebungen das Gebiet der Sittenlehre nicht zu verlassen. Auch wenn er die Ehre und Liebe der Menschen, die doch auch zu seinen wünschenswerthen Gütern gehören, auf dem rechten Wege sucht, so wird ihn schon die bloße Klugheit auf das Prinzip des rechtschaffenen und des guten Menschen führen. Ist endlich jemand so beschränkt oder so gefühllos, daß

unfre oben erwähnte erhabene Ansicht des Menschengeschlechts und seiner Bestimmung ihn gar nicht rührt: so kann man ihn geradehin zu keiner andern Moralität verpflichten, als zu der, die aus der Klugheitslehre fließt, und für solche wird das System des Helvetius das als lehrfruchtbarste und überzeugendste seyn.

Vey der Abhandlung unserer Wissenschaft werden wir keinen bessern Gang einschlagen können, als den uns die oben genannten Güter vorzeichnen. Wir wollen eins nach dem andern betrachten, und die Klugheitsregeln auffuchen, die dabey zu bemerken sind.

2.

Gesundheit und Stärke.

Beides unschätzbare Güter, wiewohl nur von denen geschätzt, die sie nicht besitzen. Sie sind nicht viel weniger werth, als das Leben

selbst, denn sie sind, wie dieses, die Bedingungen jedes angenehmen Lebensgefühls und jedes Genusses. Wie sollte also der, der sie von der Natur erhielt, nicht alles anwenden, sie zu bewahren, und der sie verlor, sie wieder herzustellen? Aber wie wenig wird daran gedacht! Kann es wohl vernünftig seyn, junge Kinder, die jede Lust vertragen, ausschließlich an die warme, erkünstelte, zu gewöhnen, sie in Betten und dicke Kleidungsstücke zu packen, und ihren Magen durch hitzige Getränke, ihre Säfte durch Zuckerwerk zu verderben? Kann es vernünftig seyn, sie in eingeschlossener Stubenluft zu erziehen, die Kraft ihrer Augen durch die nahe Beengung ihres Horizonts oder durch ein übel angebrachtes Licht gleich in den ersten Wochen zu schwächen? Und da wir an den Menschen, welche sich von gymnastischen Künsten nähren, mit Erstaunen sehen, welch eines unglaublichen Grades von Vervollkommenung unsere körperlichen Kräfte bey anhaltender Uebung fähig sind: wie könn-

nen wir denn so gar nichts für unsere Kinder in dieser Hinsicht thun, zumal da einige dieser Uebungen den jüngern Jahren recht eigentlich angemessen sind, die sonst doch nur mit Nichtsthun und Spielen verbracht werden? Wie können wir Erwachsenen ferner selbst so gleichgültig gegen die Erhaltung unserer Gesundheit seyn? Wie können wir bey erhitzten Bewegungen, z. E. beym Tanz, die Vorsicht so sehr aus den Augen setzen? Wie können wir manche Speisen, deren übeln Einfluß auf unsern Magen wir aus langer Erfahrung kennen, um einer elenden Lusternheit willen, doch immer wieder aufs neue zu uns nehmen? Wie in unsern sinnlichen Gendüssen so unenthaltfam, so unmaßig seyn? Wie in dem Mauth einer thierischen Begierde so wenig auf das Gift achten, das wir vielleicht mit der geheßten Züßigkeit zugleich einsaugen? Wie um eines elenden Ritzels willen, den wir noch dazu aus Scham vor gestitteten Menschen verheimlichen müssen, die Blüte unserer

Jugend, die hellere Frische der Gesundheit und die Elasticität unserer Denkorgane zerstreuen, unsern Knochen das Mark entziehen, und für künftige edlere Genüsse unbrauchbar machen, und unsere Züge so entstellen, daß der Kenner unsere geheimen Laster uns aus den Augen sehen kann? Wie ist es vor der Vernunft zu verantworten, daß Kranke aus Eigensinn ärztliche Hülfe ausschlagen, oder, nur halb hergestellt, schon wieder so unmäßig und unachtsam leben können, als zuvor?

Von der Stärke des Körpers ist die des Geistes meistens eine natürliche Folge. Auch sie gewinnt durch angestrengte Uebung so viel, und wird doch so wenig geübt. Muth, Standhaftigkeit, Ausdauer unter beschwerlichen Arbeiten, hängen nur von einem recht ernstlichen Zusammennehmen der Vernunft, und von einer energischen Entschließung ab; und wir sollten unsern edelsten Charakter so sehr verleugnen, und in unabänderlichen Schicksalen wie die Kinder wimmern? Ein anderes ist es

mit der beständigen Gefasstheit des Gemüths, da wir einerley festbestimmte Regel des Handelns in jedem Augenblick streng befolgen, nie eine Handlung verrichten, die der vorigen widerspricht, und immerfort einerley Ziel in fester Richtung verfolgen. Ob diese Consequenz des Charakters auch von einem natürlich schwachen, kränkelnden Menschen verlangt werden könne, oder ob nicht auch das Fundament dazu in den frühesten Jahren durch eine strenge Erziehung gelegt seyn müsse, wage ich nicht zu entscheiden. Das weiß ich aber, daß sie eines der wünschenswertheften Güter, und zur inneren Selbstzufriedenheit durchaus unentbehrlich ist.

3.

Reichthum.

Reich zu werden wäre gar nicht schwer, wenn die fatale Moral und die Gesetze nur nicht wären. So aber kommt es darauf an, nichts an sich zu nehmen, als was uns die Gesetze und die Billigkeit der Menschen öffentlich zugestehen, und da bleibt denn freilich kein anderes Mittel übrig, als den Lehrern für ihr Geld so viel zu geben oder zu leisten, daß sie nicht müde werden, unsere Arbeiten zu bezahlen.

Erwirb dir also früh solche Talente, durch welche du einst den Menschen nützlich werden kannst, und da sich doch nicht vielerley auf einmal treiben läßt, so lege dich besonders auf eine Kunst, eine Geschicklichkeit oder ein Gewerbe, und bringe dasselbe zu der möglichst größten Vollkommenheit. Je weiter du darin

deines Gleichen übertrifft, desto häufiger wird man sich an dich wenden, und für außerordentliche Kunst wird man auch gern außerordentliche Belohnungen gelten lassen. Handwerk hat einen goldnen Boden; den Geschickten hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt; das waren goldene Sprüche bey unsern Alten. Suche auch am liebsten solche Geschäfte, die dem allgemeinen Geschmacke und dem gegenwärtigen Bedürfnisse angemessen sind; dergleichen versäume nicht, vorher deine Kräfte zu prüfen, ob sie auch der Arbeit gewachsen sind, die die zu ergreifende Lebensart erfordert. Behandle deine Kunden gefällig und ehrlich, damit sie gern wiederkommen, und wenn du Mitarbeiter brauchst, so scheue keine Kosten, um die besten zu bekommen, welche zu haben sind. Sey arbeitsam und zeitfarg, erschwere dir nicht die Arbeit durch Unordnung, zerstreue dich nicht während derselben durch Plaudern, Herumlaufen, Grillensfangen, Träumen, Trinken u. dgl., sondern fördere mit ununterbro-

Heuer Aufmerksamkeit das angefangene Werk.
 Laß ja den Müßiggang nicht eintreten. Laß
 nichts auf morgen auf, was du heut noch
 thun kannst. Gewöhne dich an eine bestimmte
 Tagesordnung. Verschlafe nicht zuviel Zeit.
 Stelle dir immer im Geiste das Vergnügen
 vor, das du nach Vollendung einer Arbeit ha-
 ben wirst, die dir jetzt beschwerlich wird.

Hast du nun guten Verdienst, und willst
 reich werden, so halte dein Geld zu Rathe.
 Bey Leibe gib nicht mehr aus, als du eins
 nimmst. Sey sparsam, und verschiebe man-
 ches Vergnügen auf bessere Zeiten. Aber hüte
 dich vor dem Geiz, vermöge dessen dir das
 baare Geld lieber ist, als alles, was man das
 für erhalten kann. Diese elende Liebhaberey
 verschließt das Herz tausend edleren Gefühlen,
 und hindert auch die Gemüthsruhe, die zu ei-
 nem glücklichen Leben unentbehrlich ist.

4.

Ehre, Macht.

Der Ehrtrieb wird fast durch dieselben Mittel befriedigt, wie der Trieb nach Vermögen. Um von den Menschen geachtet zu werden, müssen wir ihnen solche Thaten und einen solchen Charakter zeigen, als zur Achtung erfordert wird, und um sie gar unter unsere Botmäßigkeit zu bringen, müssen wir uns solche Kräfte erwerben, denen sie nicht widerstehen können. Weit mehr aber als der, welcher nur von den Menschen leben will, wird der seine Kräfte anstrengen müssen, der weit über den großen Haufen hervor-
 zutragen begehrt, und selbst wenn er reich und vornehm geboren ist, wird er die wahre Ehre nur dann erst verlangen können, wenn er dem Staate auch solche Dienste erweisen kann, als solcher Geburt angemessen sind.

Heurig sehen wir den ehrgeizigen Jüngling in die Bahn des Ruhmes stürzen, und schon durch sein bloßes Aeußere, seinen Gang und seine Sprache verrathen, daß er mehr als andere bedeuten, und höher als sie acchet seyn wolle. Die Vernunft kann diesen Trieb nicht mißbilligen, denn das Höchste und Herrlichste in der Geschichte ist durch ihn hervorgebracht worden; aber warnen muß sie den hochfahrenden Jüngling vor der Lächerlichkeit, sich eher etwas dünken zu lassen, als er wirklich etwas ist. Der Tempel des Ruhmes ist nicht in einem Tage gebaut, und einige Procken, den Größeren entwendet, machen so wenig selbst groß, als die geborgten Federn die Krähe zum wirklichen Pfau machten. Wahrscheinlich große Menschen haben, trotz dem Genie, das man ihnen beylegte, ihre würdevollen Werke nicht ohne die größte Anstrengung hervorgebracht. Sie dachten nicht so hin und wieder einmal an das, was sie werden wollten: sie waren mit ganzer

Seele in das Werk versunken, sie dachten und träumten Tag und Nacht nichts anders, als nur das Eine, und keine Schwierigkeit schreckte sie ab. Die Unruhe des Themistokles, der vor den Trophäen des Miltiades nicht schlafen konnte, hat jeder Held nach ihm empfunden. Wer kann das, was Demosthenes und Cicero zur Uebung ihrer Seelenkräfte und zur Vervollkommenung ihrer Kunst gethan haben, ohne Bewunderung, oder vielmehr ohne Seufzer und Erröthen lesen? Der große Michel Angelo verbrannte vor seinem Ende seine Handzeichnungen, damit die Nachwelt an den vielen Correcturen und verunglückten Versuchen nicht erkennen sollte, wie viel Mühe ihm seine kleinsten Werke gekostet hätten. In der Geschichte der Gelehrten, die in der begeisterungsvollen Periode des Wiederauflebens der Wissenschaften in Italien berühmt geworden sind, finden sich gleichfalls Beispiele ganz außerordentlicher Anstrengungen. Mancher junge

Mann schloß sich Monate lang ein, um nichts als griechisch mit sich selbst zu sprechen; andere studirten den Cicero so genau, daß sie sich keine Phrase erlaubten, die nicht in diesem Autor wörtlich zu finden war; andere forderten die ganze Welt auf ihre Gelehrsamkeit heraus; Lipsius wollte sich für das erste Wort, das ihm beym Auswendigs herfallen des ganzen Tacitus fehlen würde, den Kopf abschlagen lassen, und viele andere, die griechische und römische Autoren herausgegeben haben, wußten diese gleichfalls, wenigstens größtentheils, auswendig. Das heißt doch mit ganzer Seele in seinem Fache leben! So antwortete der große Buffon einigen Fremden, die seinen Fleiß und seine Kenntnisse bewunderten: er habe auch funfzig Jahre am Pulte zugebracht. Mögen diese Beispiele den wahren Ehrgeiz anspornen, sich gleichfalls nicht mit leichten Aufgaben zu begnügen. *Per aspera ad astra!*

Um jedoch diejenigen nicht zu verschüchtern

tern, die sich so große Kräfte nicht zutrauen, darf ich nicht unbemerkt lassen, daß die Achtung der Welt nicht ausschließlich nur große, glänzende Thesen belohnt, sondern in einem gewissen Grade jeder redlichen Bemühung zu Theil wird, an seinem Platze sein Möglichstes zu thun, und sich eine deutliche Einsicht in seine Pflicht und seine Bestimmung zu verschaffen. Schön sagt Göthe daher:

Weißt du, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine

Recht. Der Große begehrt just so das Große zu thun.

So giebt es z. B. Bedienten, die ihren Platz so trefflich ausfüllen, daß sie durch ihre Treue, Ordnung und Klugheit ihren Herren selbst Bewunderung und Achtung abnöthigen. So ist ein geringer Mensch, ein Voté, ein armer Handwerksmann, oft ein so in sich selbst vollendeter Charakter, daß er eine interessantere Unterhaltung gewährt, als ein sich selbst nicht klar geworden

ner Halbgelehrter. Die Summe aller Lehre für diesen Punct ist die: Sey alles, was du seyn willst, ganz; thue alles, was du thun, willst, recht; fange nichts an zu thun oder zu sprechen ohne Zweck; und suche dir immer klar zu machen, was du denn eigentlich wollest, und warum du es wollest.

Ob nun gleich auf ein solches Verhalten die Achtung der Menschen von selbst folgt, so giebt es doch eine Menge leichtsinniger oder muthwilliger Menschen, die auch dem Achtungswürdigen noch trotzen. Diese zur Achtung zu zwingen, ist jedermann erlaubt, ja das bürgerliche Gesetz unterstützt ihn darin. Eine zu ängstliche Anschmiegun^g an die sittlichen Gebote könnte uns z. B. leicht verleiten, einem dummen oder unverschämten Menschen, der unsere Ehre angreift, stillschweigend zu vergeben; allein das würde ihm nur Muth machen, noch unverschämter zu werden, auch leicht Andere zur Nachahmung reizen. Zur Aufrechthaltung unserer

Respect ist uns daher jedes Zwangsmittel erlaubt, das mit der Gerechtigkeit, die wir auch dem Feinde schuldig sind, bestehen kann. In in manchen Verhältnissen müssen wir die Zwangsmittel anwenden, wenn nicht mit unserer Autorität auch aller Nutzen, welchen wir stiften können, verloren gehen soll, z. B. als Vorleser einer Anstalt, als Lehrer, als Herrschaft, als Regierer eines großen Hauses, u. dgl. Hier müssen wir auf die kleinste Erweifung des uns gebührenden Respects eifersüchtig seyn, und die geringste Verletzung desselben nicht ungeahndet lassen. Um aber unsern Untergebenen diese Pflicht zu erleichtern, müssen wir zuerst darnach trachten, ihren Respect zu verdienen, und zweitens, ein solches Betragen beobachten, durch welches wir demselben nicht selber etwas vergeben. — Wie will ein Lehrer Respect haben können, der den Schülern jeden Augenblick eine Vorlesung giebt, sie ungeschickt behandelt, und selbst nicht weiß, was er

von ihnen haben will? Wie will eine Frau ihre Wad in Respect erhalten, wenn sie so wenig von Wirthschaft und Einkauf, vom Kochen und Waschen versteht, daß sie ohne den Rath der klügern Wad verloren wäre? Wie kann ein Knabe Achtung für seinen Vater haben, wenn er sieht, daß dieser der Strenge gar nicht fähig ist, sich nirgends consequent zeigt, oder sich wenig um ihn bekümmert? Der Verlust des Respects ist gewöhnlich die Folge eines unbedachtsamen Betragens gegen die Untergebenen. Man nennt es mit einem inhuman schneidenden Ausdrucke, sich gemein machen, aber diese Redensart ist sehr treffend. Die Hochachtung, die ein Schüler vor seinem Lehrer oder ein Bedienter vor seinem Herrn hat, beruht auf der Meynung, daß solch ein Mann ganz andere Ideen und viel wichtigere Geschäfte in seinem Kopfe habe, als er; daß es also verwegen sey, ihn darin zu stören, und mehr mit ihm zu sprechen, als die Nothwendigkeit erfordert.

dert. Zeigt nun der Herr durch sein langes
 Verweilen bey dem Bedienten, durch seine
 unbedeutenden, überflüssigen Gespräche, durch
 die Geduld, ja das Wohlgefallen, mit wel-
 chem er wohl die außerwesentlichsten Dinge
 von demselben anhört, daß doch sein Kopf
 mit dem seines Bedienten vieles gemein
 habe, so zerstört er selbst den Grund seines
 bisherigen Autorität, und sein nachheriges
 Anpreisenwollen wird ihn nur lächerlich
 machen.

Die Regel, welche hieraus für Herrschaft-
 ten, Vorgesetzten, Lehrer und Eltern folgt, ist
 die: Halte dich mit denen, deren Respect
 du verlangst, nicht einen Augenblick länger
 auf, als du ihrer für diesmal bedarfst; ent-
 laß sie alsdann sogleich, und erhalte sie sorg-
 fältig in der Meinung, als ob die Sphäre
 deines Denkens und Wirkens weit über der
 andern läge, und als ob zwischen ihnen und
 dir kein Berührungspunct möglich wäre,
 als insofern du ihnen Aufträge gibst,

oder sie unterrichtest. Verhieg ihnen sorgfältig deine Schwächen, sey nie unthätig in ihrer Gegenwart, und gib dir das Ansehen, als ob du auch das Kleinste bemerktest. Am besten ist es, sie so wenig als möglich zu sehen. Auch selbst den Vätern ist dieser Kunstgriff, bey ihren Kindern nützlich.

Bev unsers Gleichen erhalten wir uns in Ehren theils durch das, was wir thun, theils durch das, was wir sprechen. Bereits heben wir ihren Geist durch die Mittheilung neuer Ideen, oder geben wir ihnen durch interessante Fragen Gelegenheit, sich thätig zu zeigen, so werden sie gern unsere Gesellschaft suchen, und nicht ermüden, uns zuzuhören. Nur wer uns nichts gibt und nichts von uns verlangt, ist uns überlässig, sagt Lavater. Es kommt aber hier wieder nicht alles auf die Kräfte an, sondern das Meiste auf den Gebrauch, den wir davon machen. Auch dem, der bey schwacher Kräfte nur recht viel Willen zeigt, das Wenige,

was er vermag, recht gut zu machen, versagen wir unsere Achtung nicht.

Man kann sagen, - daß jedermann den Preis erhalte, den er sich selbst setzt, wosern man nicht offenbar sieht, daß er uns betrügen will. So gewiß daher der arrogante, aufgeblasene, eingeübete Geck von jedem vernünftigen Manne verachtet wird, weil man keinen innern Gehalt bey ihm wahrnimmt, so leicht kann doch auch der vernünftige Mann verleitet werden, den wirklich verdienstvollen gleichgültiger zu behandeln, wenn dieser durch allzukriechende Höflichkeit sich selbst mit denen in eine Klasse setzt, die nichts von der Gerechtigkeit, sondern alles nur von der Güte Anderer zu erwarten haben.

5.

Gemüthsruhe.

Die große Mehrheit derjenigen Menschen, denen nur ein mäßiger Grad von Gesundheit, Kraft, Ehre, Vermögen, Glück überhaupt, angewiesen ist, würde sehr unglücklich seyn, wenn nicht die Macht der Gewohnheit im Stande wäre, uns auch eine schlechtere Lage angenehm zu machen, und wenn nicht in der menschlichen Natur eine gewisse Trägheit läge, die besonders in gewissen Jahren jede Veränderung scheuet, selbst wenn sie Verbesserung wäre. Da wir aber doch nun einmal nicht alle reich und vornehm, klug und schön seyn, nicht alle Länder zu regieren haben oder schöne Weiber besitzen können, so müssen wir billig der Natur Dank wissen für jene zwey Gewichte, mit denen sie den Flug unserer Begierden so

wehthätig hat hemmen wollen. Schon ihre Absicht erkennen und ehren, ist Weisheit, sie befördern, unser Glück. Aber wie können wir das?

Es sind nicht alle Menschen so glücklich, sich bey dem, was das Schicksal für sie gethan hat, zu beruhigen. Wenn mancher auch hat, was tausend Andere ihm beneiden, so kann er sich doch nicht recht von Herzen freuen, sondern tausend Kleinigkeiten oder irgend eine herrschende Vorstellung verbittern ihm sein ganzes Leben, und rauben ihm jene schöne Gemüthsruhe, die der Schöpfer uns doch so sichtlich gegönnt hat. Dieser bereut frühe Unvorsichtigkeiten, deren Folgen er noch empfinden muß; ein Anderer schimpft auf sein Temperament, das ihn oft wider seinen Willen zu tadelnswürdigen Handlungen oder unbesonnenen Reden fortreißt; ein Dritter quält sich mit Grillen, die gar keinen Grund haben; ein Vierter verwünscht seine Lage, u. s. w.

Was zuerst die Reue über frühe Unbedachtsamkeiten betrifft, so ist sie allerdings ein starkes Hinderniß der Gemüthsruhe, und in den meisten Fällen noch dazu ganz fruchtlos. Wie ehemals manches edle, unschuldige Weib ihr Leben bange im Kloster vertrauern mußte, wohl ein allzurascher Entschluß in den Jahren der Unwissenheit sie geführt: so veräußert noch jetzt mancher Ehemann sein Leben an der Seite einer Frau, die, obgleich ehemals seine freye Wahl, ihm jetzt mit jedem Tage unaussprechlicher wird: so quält sich mancher in einem Amte oder Gewerbe, das er mehr im Traume als bey voller Besonnenheit zuerst ergriff, oder besreut die versäumte Gelegenheit, Kenntnisse einzusammeln, die ihm jetzt trefflich zu Statten kommen würden; oder er verwünscht den Augenblick, da eine blinde Leidenschaft ihn trieb, sich seines edelsten Gutes, der Gesundheit, zu berauben. Was ist zu thun, um sich solche Reue zu ersparen? Offenbar

nichts anders, als bey jedem Schritt sich bestimmt zu fragen: was willst du thun? und vor allen Dingen die Folgen wohl zu bedenken. *Quidquid agis, prudenter agas et respice finem!* war der Spruch, den jener alte Weise mit schwerem Gelde nicht zu theuer zu verkaufen glaubte. Aber es ist ganz außerordentlich, mit welcher Zuversicht der leichtsinnige Mensch darauf rechnet, daß der Zufall seine unbesonnenen Streiche wieder gut machen werde. In dem Leben eines vollkommen weisen Mannes müßte eigentlich keine Handlung, ja kein Wort uns berechnet seyn, und je fester man alles übersetzt, je klarer man sich vorher alles gedacht hat, was man thun will, desto weniger wird man zu bereuen haben.

1 Ganz besonders sollte man die wichtigsten Schritte, wovon so vieles in der Zukunft abhängt, nicht ohne die größte Behutsamkeit und ohne die reifste Ueberlegung thun. Was kann z. B. wichtiger seyn, als die

Wah! der Ehegenossinn? Und wie unvernünftig wird dabey nicht meistens verfahren! Entweder sieht man bloß auf eine Eigenschaft, z. B. Schönheit, Reichthum &c.; oder man sieht auf gar nichts, und nimmt die Nöthle, die man kennt, weil man sich nicht in Mähe nehmen will, mehrere andere kennen zu lernen; oder man hat sich so in ein gewisses Haus eingewohnt, und so viel Gefälligkeiten in demselben schweigend angenommen, daß man sich nicht mehr zurückziehen kann, aus Furcht, undankbar zu scheinen; oder man ist von der Liebe so leidenschaftlich hingerissen worden, daß man, in der Uebersetzung, man werde ohne den Gegenstand derselben nicht leben können, Herz und Hand auf ewig verschenkt hat. Das letztere begegnet nur sehr jungen Leuten, und wird in vielen Fällen durch die bürgerlichen Verhältnisse wieder vereitelt, die die frühen Heyrathen besänntlich sehr erschweren. Ungeachtet nun die Bereitwilligkeit zur ewigen Verpflichtung dem

feurigen Jünglinge zur Ehre gereicht, so ras-
 then doch Klugheits- und Sittenlehre gleich
 ernstlich von dieser Treuherzigkeit ab; diese,
 weil man niemanden Hoffnungen machen soll,
 deren Erfüllung nicht ganz von uns abhängt,
 jene, weil man sich nie die Hände binden muß,
 wenn man in der Folge die verlorne Freyheit
 nicht schmerzlich bereuen will. Man mache
 sich daher früh recht deutliche Begriffe von der
 Liebe, und entschlage sich besonders des unges-
 gründeten Glaubens, als könne man nur mit
 einer bestimmten Person, die man gerade jetzt
 gefunden hat, glücklich leben. Man sage sich
 vielmehr so kraß als möglich, daß alles, was
 bey der heißesten, zärtlichsten Liebe in dem
 Alter der erwachten Mannbarkeit in unserm
 Herzen vorzugehen scheint, eigentlich eine Span-
 ne tiefer vorgehe, daß dasselbe gleichfalls vor-
 gehen würde, wenn wir hundert ganz andere
 Mädchen unter solchen Umständen kennen ge-
 lernt hätten, und daß es sicher vorgehen wer-
 de, wenn wir etwa unsern Wohnort verändern

sollten. Man sage sich recht deutlich, daß, den physischen Grundtrieb ausgenommen, alles übrige bey der Liebe nur Poesie ist, und daß, nach dem Verflug des poetischen Zaubernebels, est etwas sehr Trostloses zurückbleibt. — Um endlich nicht von solchen, die darauf ausgehen, unvermerkt umstrickt zu werden, besuche man solche Häuser, in welchen Töchter heranreifen, mit größter Vorsicht, mache sich auf keine Weise von den Eltern solcher Töchter abhängig, und weiche besonders allen Wohlthaten aus, auf welche einmal Anforderungen gegründet werden könnten.

Eben dieselbe Vorsicht und dasselbe Mißtrauen sind nöthig, wenn wir uns mit einem Compagnon in ein Handelsgeschäft einlassen wollen. Wo wir nicht vollkommene Fähigkeit, Ernst, Thätigkeit und gewissenhafte Redlichkeit wahrnehmen, da müsse keine Freundschaft uns verleiten, den unsichern, reueschwängern Bund zu schließen. Bey Verträgen ziehe man ja einen der Landesgesetze kundigen Mann zu

Nathe. Auch mit dem Leihen zaudre man, wenn man nicht allensfalls auch bereit ist, das Geleihene zu schenken. Derer, die geliehene Sachen zu der bestimmten Zeit von selbst wiedergeben, sind so wenige in der Welt, daß sie nur als Ausnahmen zu betrachten sind.

Ich komme jetzt zu denen, die nicht eine bleibende Ursache zur Unzufriedenheit haben, sondern deren Gemüthsruhe nur zuweilen gestört wird. Dies geschieht meistens durch Ausbrüche eines heftigen Temperaments, oder durch Wirkungen einer alten bösen Gewohnheit, oder durch temporäre Vernachlässigung der Klugheit. Man verliert im Spiele sein Geld, man bekommt beim Trunke Handel, man versäumt etwas nöthiges über vielem Plaudern, langem Schlafen, unnützer Geschäftigkeit &c., man vergißt sich im Reden, sagt, was man nicht sagen sollte, und hat Verdruß davon. Auch zur Verhütung solcher Vorfälle rath die Klugheitslehre: handle nach der Vernunft; sey dir deiner Zwecke deutlich bewußt;

träume nie mit wachenden Augen. Du kannst spielen, denn es ist ein unschädliches Vergnügen, nur mußt du wissen, wie weit du gehen darfst. Ist es so mit dir bestellt, daß ein Verlust von wenigen Groschen oder Thalern dich sehr verlegen machen könnte, so spiele lieber nicht. Du darfst Aufwand machen, nur nicht mehr, als mit deiner Einnahme und deinen nöthigen Ausgaben bestehen kann. Du darfst trinken, nur nicht mehr, als dein Kopf verträgt. Hat aber eine frühe Verwöhnung irgend einen bösen Hang in dir befestigt, so mache dir die philosophische Aufgabe, ihn mit allen Waffen der Vernunft zu bestreiten und zu besiegen.

Ein drittes Hinderniß der Gemüthsruhe ist die Furcht, eine Tochter der Schwäche, zuweilen aber auch der Trägheit. Man bildet sich ängstliche Vorstellungen von der Zukunft, man glaubt, es werde mit uns selbst, ja mit der ganzen Welt immer schlechter werden, man werde nicht mehr leben können &c. Aus dies

fer Besorgniß wird man geizig, mißtrauisch, ängstlich, verschlossen, menschenscheu. Oder man hängt an abergläubischen Zeichen, Prophezeiungen, Träumen und Ahnungen, und zittert vor den unschuldigsten Dingen. Oder man glaubt sich von heimlichen Feinden umgeben, glaubt Freunde falsch, die es doch gut mit uns meinen, und verbittert sich dadurch selbst das Leben. Oder man hat medizinische und philosophische Bücher gelesen, und glaubt sich von allen Krankheiten verfolgt, oder wird durch Zweifel an Gott und Unsterblichkeit so ängstigt &c.

Willst du von diesen Arten der Furcht geheilt werden, so mache es, wie man es mit scheuen Pferden macht, geh gerade auf den gesürchteten Gegenstand los, und lerne ihn deutlich kennen. Sieh doch zu, ob es denn nicht her schon so merklich schlechter mit dir geworben sey, und ob es nicht mit tausend Andern noch unendlich schlechter stehe. Wo diese bleiben werden, wird ja auch für dich wohl noch

Raum, seyn. Liest doch die Geschichtschreiber, wie sie immer die nämliche Sprache über schlechte Zeiten und böse Menschen geführt haben, ja wie, laut den Thatfachen, alles wirklich schon viel schlechter gewesen ist, als jetzt. Ein Cicero würde unsere Zeiten goldne Zeiten nennen. Verwirrt dummer Aberglaube dir den Kopf, so bilde deinen Geist durch Untersuchung der Natur und ihrer Gesetze, eigne dir die Klarheit stärkerer Geister an, und entschwinge dich dem Wusse und der Finsterniß des Übels. Zitterst du vor Menschen, so untersuche doch, ob sie denn wirklich wohl ein so mächtiges Interesse haben können, dir zu schaden, und was sie denn bisher schon eigentlich gethan haben. Findest du es nicht ganz besonders, daß du so ein guter, jene aber so erböse Menschen seyn sollten? Sie sind ja doch mit dir aus einem Thon geknetet. Oder fühlst du dich etwa wirklich selbst so böse? Nicht doch! Nun so werden sie es ja auch nicht seyn. — Du kannst krank werden, das ist

gewiß; du wirst einmal sterben, das ist noch gewisser. Aber wirst du es durch alles Denken verhindern? Denke doch lieber, wie du leben willst. Sind doch alle gestorben, die gelebt haben, so wirst du's ja auch überwinden. Mache es doch, wie listige Schuldner, die sich so in der Arbeit verliest anstellen, daß der Gläubiger sie nicht zu stören wagt. Pflanze, rechne, baue, kaufe, schreib, mache Pläne für halbe Jahrhunderte; arbeite, als wolltest du ewig leben; du wirst dadurch, wo nicht den Tod, doch die Gedanken an ihn verjagen. Und was die Furcht vor dem Weltgericht betrifft: lebe so, daß du es nicht scheuen darfst. — „Aber wenn nun mit dem Tode alles aus wäre?“ — Du meinst, wenn alle übrigen todt blieben, und du allein erwachtest? Das wäre freilich schlimm! — „Ach nein, wenn ich auch todt, und in der Erde liegen bliebe!“ — Und es fühltest, daß du da lägest! — „Ach nicht doch! wo will ichs denn fühlen, wenn ich todt bin?“ — Nicht? O über das

große Unglück, todt zu seyn, und nichts davon zu fühlen!

Betrachten wir nun viertens noch diejenigen, die aus Unzufriedenheit mit ihrer Lage nicht zur Gemüthsruhe kommen können, so wird ja die Vernunft in vielen Fällen auch für diese noch Rath und Trost haben. In allen freilich nicht. Im Stiere des Phalaris, bey herschossenen Gliedern oder an der Galcerenzkette möchte wohl der eifernste Stoiker seine Idee von der wahren Glückseligkeit aufgeben. Aber wie viele leiden denn so ein Uebermaaß von Elend? Bey vielen ist es die Armut, die sie zu Klagen treibt. Ist denn der redlichste Fleiß gar nicht im Stande, etwas mehr hinzuzuschaffen? Andere klagen über Mangel an Unterstützung. Habt ihr denn die Unterstützung auch verdient? Habt ihr sie auf die rechte Art nachgesucht? Habt ihr nicht durch Leichtsinns oder Trägheit eine gute Gelegenheit vernachlässigt? Es giebt so herrliche Exempel von Menschen, die bey wenigem vers

gnität gewesen sind, daß man sich, wenn man es nicht gleichfalls seyn kann, immer mit Recht in den Verdacht ziehen darf, als müsse die Schuld doch wohl in einer zu wenig geordneten Ideentreihe und zu geringer Selbstherrschaft der Vernunft liegen. So wie es auf mich ankommt, ob mein Gärtchen Blumen oder Unkraut tragen soll, so wird mir auch mein kleiner Wirkungskreis Freude oder Verdruß gewähren, je nachdem ich ihn bearbeite. Etwas wird immer darin seyn, das mich belohnen kann, und je unscheinbarer das Geschäft ist, desto rühmlicher für mich, wenn ich etwas ausgezeichnetes daraus mache. Und stehe ich denn wirklich so schlecht? Würden sich nicht Hunderte herzudrängen, wenn ich ihnen nur Platz machen wollte? Und kurz und gut, es ist nicht zu ändern. Es ist fast unbegreiflich, wie man, bey dieser eingesehenen Nothwendigkeit nur noch das Gesicht verziehen kann.

Selbst wenn endlich die Kräfte schwinden, und der letzte Kampf sich naht; wenn die Freunde, die uns bisher noch heiter besuchten, nun immer ernsthafter und wehmüthiger von uns Abschied nehmen; wenn wir die Unsrigen schon dem weggehenden Arzte ängstlich nachgehen sehen, ihn draußen zu fragen, wie lange es noch wohl dauern könne — o meine Freunde, so schwer der bittere Gedanke auch drückt, so wollen wir doch auch ihn mit männlicher Fassung denken. Es muß ja doch endlich einmal dahin kommen, und die Edelsten sind diesen Weg gegangen, vor uns; hätten gern noch manches ausgeführt, noch manches ihrer ausgestreuten Körner erwachsen sehen; aber sie mußten früher von hinnen. Laßt uns sterben wie sie. Auch unser Tod soll seyn wie der Edelsten unsers Geschlechts.

Vom Meide werde ich noch an einem andern Orte zu reden haben, doch darf ich ihn

auch hier als einen mächtigen Störer der Gemüthsruhe nicht ganz übergehen. Keinen Meid zu haben, ist von keinem Menschen zu verlangen; denn durch jeden Vorzug, der einem Andern gegeben wird, sehen wir uns zurückgesetzt, und dabey kommt der allgewaltige Selbsterhaltungstrieb viel zu sehr ins Spiel, als daß es ohne feindselige Regungen abgehen könnte. Sollen diese geschwächt oder ganz unterdrückt werden, so kann dies allein durch die Vorstellungen geschehen, daß wir ja etwas unbilliges verlangen, daß auch Andere leben wollen, daß ein Mensch nicht alle Vorzüge in sich vereinigen könne, und daß uns für das, was Andere vor uns voraus haben, wiederum manches zu Theil geworden ist, das ihnen abgeht.

6.

Wissenschaft und Kunst.

Diese beiden wunderbaren Göttergaben müssen unstreitig unter die Güter gerechnet werden, da diejenigen, welche sie einmal recht kennen gelernt haben, mit der innersten Eehnsucht nach ihrem vollkommensten Besitze streben. Auf welche Anlage unserer Natur sich die dabey wirklichen Kräfte gründen, das ist bekanntlich die große Aufgabe, die sich die neueste Philosophie; eben deswegen sehr passend Wissenschaftslehre genannt, gemacht hat. Ob sie sie jemals lösen werde, und ob bis in diese schwindelnde Tiefe zu dringen dem menschlichen Geiste überhaupt gestattet sey, wird die Zukunft lehren.

Bis dahin aber, wo wir die Kräfte selber kennen werden, wollen wir uns begnügen, die äußern Bedingungen kennen zu

lernen, unter denen sich diese Kräfte wirksam erzeugen. Und hier ergeben sich wunderliche Erscheinungen. Die herrliche Wissenschaft, die göttliche Kunst, dienen eben so sehr dem gemeinen Selbsterhaltungstrieb zur Nahrung, als Reichthum, Ehre, Macht, und die übrigen Güter. Das erste Motiv, das uns zum Lernen treibt, ist die Furcht vor dem Lehrer, dann kommt der Ehrgeiz hinzu, uns mit unserm Wissen vor Andern auszuzeichnen, und endlich der Eigennuß, der uns gewisse Kenntnisse als unentbehrlich zu irgend einem Amte vorstellt. Erst wenn wir alle diese Triebfedern abgeschüttelt haben, bleibt ein reines Vergnügen an den Studien selbst zurück, welches indessen immer noch den größten Theil seiner Nahrung dem Ehrtriebe verdankt. Dem Künstler, der eine Sehnsucht empfindet, sich über den großen Haufen gemeiner Menschen emporzuschwingen, aber weder Gelegenheit zu Heldenthaten, noch Zugang zu den Staatsgeschäften hat, bleibt nur ein Weg übrig,

dem Volke zu zeigen, wie würdig er der Achtung sey, der nämlich, daß er sich in seine Kammer verschließe, und seinen Gedanken, Wünschen und Träumen äußeres Leben, sinnliche Gestalt und sichere Dauer gebe, um dann stolz mit seinem Werke hervortreten und sagen zu können: Seht, das hat der Mann geschaffen, den ihr übrigen Geschäfte treibenden oder auch müßig schwebenden Menschen in eurer Gesellschaft so gleichgültig ansehet! — Verbietet dem Verfasser der Wissenschaftslehre, den geringsten neuen Gedanken der Welt oder auch nur einem Freunde mitzutheilen; schneidet einem Rafael die Hoffnung rein ab, für seine Gemälde Geld und Ehre zu erhalten, und von dem Augenblick an hat für jenen die Philosophie und für diesen die Kunst auch nicht das geringste Interesse mehr.

Nirgends zeigt sich die Verdrehbarkeit der menschlichen Vernunft durch verkehrte Gewohn-

nungen so deutlich, als in der sinn- und zwecklosen Art, wie viele Gelehrte die Wissenschaften behandeln. Eigentlich kann man doch nur vier Zwecke erdenken, zu denen man Kenntnisse einsammelt, entweder 1. aus reinem Vergnügen am Wissen, oder 2. weil die Kenntnisse, nach denen man strebt, ins praktische Leben eingreifen, oder 3. um eines Examinators willen, oder endlich 4. weil man sie Andern wieder lehren will, die vielleicht etwas besseres, als wir selbst, damit anzufangen wissen werden. Diese letztere Klasse umfaßt die Schullehrer, die, wenn sie sich nicht einen von den beiden erstgenannten Zwecken zugleich setzen, den Apothekern zu vergleichen sind, welche ihre Kräuter und abstrahiren Heilmittel nicht zu eignem Gebrauch, sondern für Andre einsammeln. Wer sich nun aus einem dieser vier Gründe, oder aus mehreren zusammen genommen, auf die Wissenschaften legt, der weiß doch wenigstens, was er will, und behauptet also dabey doch im-

mer den Ruhm eines vernünftigen Mannes. Was soll man aber zu denen sagen, die immerfort studiren, so wie der Gelfige immerfort sammelt, ohne zu wissen, wozu? die von allem etwas haben wollen, und nichts vereinigen? die mit solchem Ernst auf die Erlernung todtter Sprachen dringen, ohne sich doch sonderlich um die Werke zu bekümmern, die in diesen Sprachen geschrieben sind? die kahlle geographische oder statistische Register auswendig lernen, um sich ein Zeitungslexikon zu ersparen? die zehntausend Pflanzen mit den Linneischen Namen zu nennen, aber von keiner einzigen den Nutzen anzugeben wissen? die die Geschlechtsregister der Kalifen und die sämmtlichen Stämme der germanischen Völker an den Fingern herzählen können, aber über die Ursachen und Wirkungen von Weider Erscheinung nie nachgedacht haben? Freilich werden auch diese sagen, solches Wissen mache ihnen Vergnügen; allein es würde ihnen schwer werden, zu beweisen, daß dies Ver-

gnügen edler sey, als das Vergnügen am Thombre:
spiel, oder an der Anhörung einer alten Frau,
deren Familiengeschichten und Stadtgeklätsche
mich eben so nahe angehen, als die Einwoh-
nerzahl der Stadt Buxtehude, oder der Un-
terschied der Cyben φ_1 und φ_2 , oder der
barbarische Name, mit welchem der selige
Linne irgend eine so und so aussehende, um
die und die Zeit an dem und dem Flusse in
Sibirien blühende Wasserpflanze hat benannt
wissen wollen.

Doch, daß mich Niemand mißverstehe!
Damit soll keinesweges gesagt seyn, als ob
ein Vösching, ein Wolf, ein Humboldt, in
ihren Bemühungen, uns eine möglichst voll-
ständige Geographie, eine möglichst genaue
Kenntniß der griechischen Grammatik und
einen ungewöhnlichen Beitrag zu unsern bo-
tanischen Registern zu geben, thöricht gehan-
delt hätten. Nur wenn wir annehmen könn-
ten, daß diese trefflichen Männer für den
letzten Zweck alles Wissens keinen Sinn ges

habe, und sich um das Eingreifen ihrer Wissenschaften in die allgemeine Bildung nicht bekümmert hätten, verdienten sie unser Achselzucken. Aber nachdem sie unter den obigen vier angegebenen Zwecken dem ersten immerfort nachjirchten, machte es ihnen Vergnügen, um des vierten willen jene mühsamen Werke über die Geographie und über die Dialecte auszuarbeiten, und dadurch tausend Andern die Erreichung aller vier Zwecke zu erleichtern.

Um nun auf die Hauptsache zurückzukommen, warum ich dieser Dinge hier überhaupt erwähnen mußte, so fragt sich: auf welchem Wege ist von der Wissenschaft, als Gut betrachtet, der schönste Vortheil zu gewinnen, und wie ist dies Gut überhaupt zu erlangen? Eine ausführliche Beantwortung der letzten Frage würde mich auf eine Methodik aller einzelnen Wissenschaften führen. worauf ich mich hier natürlich nicht verlassen kann. Daher nur folgende Winke:

Wer von seinen Eltern oder Lehrern zum

Studium der Wissenschaften bestimmt ist, der werde früh angehalten, in dem Lernen sein Vergnügen zu finden. Alle Elemente, besonders der Sprachen, bringe man ihm zu einer Zeit bey, wo das Gedächtniß noch alles ohne Unterschied gern festhält, und wo die Motive der Furcht, des Wettseifers oder der Liebe zum Lehrer ihn noch treiben. Späterhin wird es dem zum Denken gewöhnten Geiste schon schwer, ja unmöglich, die trockenen Formeln und das viele Mechanische, das zum ersten Anfange, gleichsam zum Gerüste, erfordert wird, lieb zu gewinnen und fest zu halten. Die Schulen sollten daher recht eigentlich diejenigen Dinge treiben, die sich ohne äußern Zwang dem Geiste nicht anschlügen, und um ihrer innern Annehmlichkeit willen nie gelernt werden würden, besonders also Sprachen; dagegen sollten sie die Zeit weniger mit solchen Wissenschaften versplittern, die doch nur erst in reiferen Jahren bey eigenem Triebe und Bedürfnisse mit rechtem Nutzen

studirt, und auf die rechte Weise gefaßt werden können, z. E. Geschichte, Aesthetik u. über welche letztere heut zu Tage die alte grammatische Gründlichkeit unverzeihlich vernachlässigt wird. Ueberhaupt sollte man den Kopf eines jungen Menschen bis in die erste Klasse wie ein Magazin betrachten, in welches nur immer hineingetragen würde, und erst wenn alle Fächer voll wären, mithin ein reiches Maaß von Materialien vorhanden wäre, sollte man anfangen, ihn zu belehren, wozu in der Folge wohl diese Schätze zu gebrauchen wären. Es ist nicht zu fürchten, daß ein mechanisch vollgepfropfter Kopf ohne Judicium (wie man's nennt) bleiben werde. Wer nur einen rechten Vorrath in sich fühlte, den wird zu seiner Zeit Ehrgeiz und Bedürfnis schon lehren, ihn zu gebrauchen, auch hat die Natur diesen Gang bey allen wissenschaftlichen Erfindern genommen. Erst nahmen sie alles, was da war, in sich auf; dann combinirten sie aus dieser Summe Neues

und Größeres; dagegen ist noch nie ein früherer Raisonneur ein gründlicher Dilettant gewesen. — Nach wohl gelegtem Fundamente richtet nun der Jüngling seinen Blick nach einem Vereinigungepunkte alles seines Wissens, nach einem letzten Grunde aller Erscheinungen: dies wird ihn auf die Philosophie, die Wissenschaft aller Wissenschaften, führen. Erst wenn er selbst gesehen hat, wie weit die Ausflüchte reichen, die ihm hier eröffnet sind, und wie sich in diesen Strom alle einzelnen Bäche ergießen, dann lehre er zurück, und wähle sich das kleinere Gebiet, das ihm vor allen andern lacht, und bebaue es zum Besten des Ganzen so redlich, als er kann. So wird ihm die innere Selbstzufriedenheit und die Achtung der Welt nicht fehlen.

Der Künstler wird nur von der Kunst begeistert, und nur von Künstlern erzogen. Sein Vergnügen ist dem des Schöpfers analog. Wen sein guter Genius diesen Weg

fährte, der wird der Regeln der Klugheitslehre dazu nicht bedürfen.

7.

Liebe der Menschen.

Nicht die Tyrannen allein, die nach dem Grundsatz: *oderint dum metuant*, regiert haben, sondern auch ein großer Theil der übrigen Menschen haben die Liebe ihrer Mitmenschen so gering geachtet, daß es einem gutartigen, gefühlvollen Manne unbegreiflich ist, wie sie sich dabey haben glücklich fühlen können. Je edler unser Charakter gebildet ist, desto sehnfuchtsvoller werden wir nach dem süßen Bewußtseyn streben, recht vielen Menschen etwas werth zu seyn, und von allen, die uns umgeben, geliebt zu werden. Und umgekehrt, wenn wir nach diesem Bewußtseyn streben, so werden wir unwillkürlich auf

die Beobachtung der sittlichen Gebote geführt werden; denn diese ist größtentheils das Mittel, die Liebe der Menschen zu gewinnen. Doch wir wollen alles, was dahin gehört, hier kurz zusammenstellen.

Um geliebt zu werden, müssen wir liebenswürdig seyn; liebenswürdig durch das, was wir thun, liebenswürdig in dem, was wir sprechen, liebenswürdig durch die ganze Art, wie wir uns darstellen. Das Letztere ist zwar nicht die Hauptsache, aber es ist das Erste, was an uns bemerkt wird, und es ist kein kleiner Vortheil, wenn der erste Eindruck, den wir machen, angenehm ist. In dieser Hinsicht ist körperliche Schönheit unstreitig ein sehr wünschenswerthes Gut, und die Bemühung, sie zu erhöhen, nicht so verächtlich Eitelkeit zu nennen. Vielmehr ist es der Klugheit vollkommen gemäß, wenn man gewisse natürliche Fehler durch Zwang, gutgewählte Kleidung oder medizinische Mittel so viel als möglich verbirgt, wenn man solche Farben oder

solche Art, das Haar zu tragen, wählt, die der Gesichtsfarbe oder dem Wuchse etwas lei-
hen, wenn man der herrschenden Mode folgt,
und wenn man sich aller solcher Trachten, Res-
den oder Bewegungen enthalt, von denen man
weiß, daß sie zu seiner Individualität nicht
passen.

Das Universalmittel zum Gefallen, das
selbst die Schönheit nicht erbeihren kann, ist
die Reinlichkeit; aber nicht eine solche,
die nur auf der Oberfläche schimmert, sondern
die zu Geist und Leben bey uns geworden ist,
und alles erfüllt, was uns umgiebt. Sie ist,
nach Montesquieu, der äußere Widerschein
von der Reinheit der Seele. Nicht leicht kann
man den Sinn für diese Tugend zu weit treis-
ben. Ein reinliches, wohlgeordnetes Zimmer,
ein weißes Kleid, saubere Wäsche, die volls-
kommenste Reinlichkeit der Haut, des Kopfes,
der Zähne und des Mundes, eine blinkende
Küche, ein Eifer für die Weiterhaltung auch
der gebräuchtesten Gefäße und Hausgeräthe:

dies alles erwirbt einem jungen Mädchen einen Reiz, der über allen Reiz der Schönheit geht, und der Abgang dieser Tugend ist nicht selten die Ursache, warum manches Mädchen so wenig gesucht wird, und manches Weib ihrem Manne so unaussehnlich ist. Die Frauen klagen so gern darüber, daß die Liebe der Männer weit lauer im Ehestande als im Brautstande sey; allein sie bedenken nicht, daß sie ihnen auch im ehelichen Schlafgemach eine weit schmutzigere, schlammigere Figur zeigen, als bey den ehemaligen Schäferbesuchen im Brautstande. Gewöhnlich muß dabey freilich die Kude und die Wirthschaft zur Ausrede dienen; aber damit wollen sie nur ihre Trägheit und Bequemlichkeitsliebe bedecken. Eine Ehefrau sollte, und wenn sie noch so oft die Wäsche wechseln müßte, für ihr Hauskleid und ihr Unterröckchen weit größere Sorge tragen, als für alle Staatskleider und Coeffüren, mit denen sie in Gesellschaften glänzen will. Jeder Mann sollte billig nichts so sehr fliehen, als

daß, wodurch er sich Andern ekelhaft machen kann; aber besonders ist eine von Unflath starrrende Hausfrau der scheußlichste Anblick, den man haben kann.

Mit der Reinlichkeit hängt die Ordnungsliebe auf das genaueste zusammen. Beide müssen uns früh angewöhnt werden, wenn sie uns in reiferen Jahren nicht wenigstens sehr schwer fallen sollen. Die Ordnungsliebe theilt die Tageszeit streng für gewisse Geschäfte ab, verlangt in jedem Geschäft einen unabänderlichen Tact und Mechanismus, und weist auch dem kleinsten Geräthe seinen bestimmten Platz an, den es immer und ewig behalten muß und auf den es jedesmal gleich nach dem Gebrauche wieder hingelegt wird, so daß es auch im Finstern gefunden, und jedem Fremden aufs genaueste und sicherste bezeichnet werden kann. Ein kürzlich bey Berlin verstorbener Landprediger bediente sich noch in seinem achtzigsten Jahre der nämlichen zwei Stecknadeln, mit denen er noch als Schüler seine Halsbinde bes

festigt hatte. Wie hätte er sie auch verlieren können, da er sich von Jugend auf gewöhnt hatte, sie des Abends in die Binde zu stecken, und sie beim Wechseln der Binden immer sorgfältig aus der alten herauszuziehen? Außer dem großen ökonomischen Nutzen dieser Tugend aber ist sie kein geringes Mittel, uns die Zuneigung Anderer zu verschaffen, indem nicht nur ein wohlgeordnetes Zimmer, Haus, Schrank, Garten &c. angenehm ins Auge fallen, sondern jeder sich auch unbedenklicher mit einem Manne einläßt, dessen Ordnungsliebe auf verwandte Tugenden schließen läßt.

Ob eine Dame zur Erhöhung ihrer Schönheit auch Schminke und falsches Haar benutzen solle? Wenn sie es ihrem Publicum zu trauen darf, ihm dadurch zu gefallen — warum nicht? Was das aber für ein Publicum seyn kann? Unstreitig kein anderes, als welches sich selbst mit falschen Lenden und Waden behilft.

Nächst dem schönen Körper wird man

am sichersten durch artige Manieren und Reden und durch Geschmack gefallen. Diese Dinge können freilich nur im Umgange mit fein erzogenen Personen gelernt werden, allein auch eigene Aufmerksamkeit auf sich selbst kann uns wenigstens die plumpsten Verstöße vermeiden helfen. Zu diesem Zweck besuche man, so häufig man dazu Gelegenheit hat, gebildete Gesellschaften, das Theater und den Tanzsaal, wenn beides letztere Orte nicht etwa aus ökonomischen Rücksichten, oder aus Pflicht für die Gesundheit oder die Gemüthsruhe vermieden werden müssen. Man studire besonders die kleinen Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten, wodurch man sich bey Frauen und höhern Personen so beliebt macht, und vermeide jedes Wort, womit man das ästhetische Gefühl beleidigen könnte. Ein reines und gebildetes Sprachorgan, und die Gabe, seine Gedanken und Gefühle in einer leichten und angenehmen Rede vorzutragen, giebt uns einen hohen

Werth in der Gesellschaft, und man weiß, welche ungeheure Uebungen die Alten anstelleten, um sich in dieser Kunst recht zu ver-
vollkommen. Wenn werden doch auch bey uns die Zeiten kommen, wo man der mündlichen Veredsamkeit eigene Uebungen widmen wird?

Nächst diesem Talente giebt es noch einige andere, die ihre Nützlichkeit ganz vorzüglich im geselligen Umgange bewähren, und die daher schon deshalb mit Eifer zu erlangen sind. Eine Fertigkeit in fremden Sprachen, im Spielen eines musikalischen Instruments, im Singen, im Tanzen, selbst in den gangbarsten Arten geselliger Spiele, giebt uns die vielseitigste Brauchbarkeit in Zirkeln, wo solche Talente gelten, und eine derselben setzt uns oft schon in den Stand, eine ganze Gesellschaft angenehm zu unterhalten, die sonst einen Abend in tödlicher Langeweile zugebracht haben würde. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet ist das Karo

tenspiel eine herrliche Erfindung, und der Vorwürfe nicht werth, die die Moralisten ihm meistens zu machen pflegen. Diese Herren sind in der Regel Gelehrte, und müssen es als solche freilich nützlicher finden, Quartanten durchzuackern, als die schöne Zeit mit Spielen zu tödten. Aber sie sollen nur erst denen, die keine Gelehrte sind, ein besseres Mittel vorschlagen, sich von beschwerlichen Geschäften zu erholen, und dem Geist eine angenehme Zerstreuung zu geben. Vorlesen ist etwas; aber wo findet man für eine gemischte Gesellschaft ein Buch, das allen gefällt? Wie leicht schläft man dabey ein! Wo hat man immer einen guten Vorleser? Sprechen? Woher soll der Stoff kommen, wenn dieselben Personen sich oft sehen, und jedesmal lange beysammen sind? Oder wenn man sich gar nicht kennt? Musik? Erfordert einen, der sie machen kann, und immer neue Stücke, die nicht so wohlfeil zu haben sind. Und immer kann man sich doch auch

nicht vorspielen lassen. Dazu hat das Kartenspiel das Gute, daß alle Theilnehmer dabey selbstthätig sind, daß das Nachdenken auf eine angenehme Art dabey beschäftigt wird, und daß die Furcht vor dem Verluste ein beständiges Interesse wach erhält, das oft unsern Körper unmerklich mit erhitzt, und das träge Blut rascher durch die Adern treibt. Gewährt es endlich dem Spielenden selbst Vergnügen, thut es seiner nützlichen Thätigkeit, seinem Vermögen und seiner Gemüthsruhe keinen Eintrag, so ist gar nicht abzusehen, warum es von den Mitteln, unsere gesellschaftlichen Zusammenkünfte zu erheitern, ausgeschlossen zu werden verdiente.

Die solidesten Mittel endlich, nicht bloß Liebe zu erregen, sondern sie auch bleibend zu erhalten, sind solche Tugenden, wodurch man in Andern die angenehmen Gefühle des Vertrauens und des Selbstgefühls hervorbringen kann. Zeige also denen, deren Liebe du wünschest, zuerst, daß sie dir etwas werth

sind. Nichts schmeichelt dem Menschen so sehr, als das Bewußtseyn, recht vielen lieb und schätzbar zu seyn. Der schlechteste Kerl fühlt sich geehrt, wenn man in ihm irgend etwas Gutes rühmend anerkennt, und unser bloßes Vertrauen macht ihn besser. Behandle also jeden recht geistlich mit der Achtung, die er verdient; laß es ihn merken, daß du das Gute an ihm, dessen er sich selbst bewußt ist, mit Wohlgefallen erkennst; ja könntest du selbst das so vertreflich nicht finden, worauf er sich so viel einbildet, so sey doch nicht so lieblos, seinen süßen, Wahn zu stören, wenn dieser Wahn übrigens unschuldig ist, und dein Verus es nicht etwa ausdrücklich fordert, ihm deine Meinung rund heraus zu sagen, oder auch, wenn sein Dünkel nicht eine ernstliche Zurechtweisung heilsam für ihn machen kann. Umgehe die Schwachen Anderer mit Schonung; vermeide es, Dinge zu berühren, die sie kränken könnten; sey höflich, zuvorkommend, dienste

fertig; erhellere sie durch deinen eigenen
 leichten Sinn; klage ihnen ohne Noth nichts
 vor; sprich nicht viel von deiner Krankheit,
 von deinen Geschäften, Processen und Aer-
 gernissen; beruhige sie vielmehr selbst durch
 passende Trostgründe, liebereiches Zureden,
 scherzhaftes Herausheben der lächerlichen oder
 vortheilhaften Seiten eines Unfalls, u. dgl.
 Um alles in der Welt mache dich durch Zu-
 dringlichkeit und Schwachhaftigkeit nicht
 lästig; sprich nicht ab, am wenigsten in
 Dingen, die du nur halb kennst, und vor
 Personen, die diese Dinge besser kennen.
 Brüste dich nicht mit fremdem Wize, denn
 selten bleibt die Quelle, aus der du schöp-
 fest, verborgen. Martere niemanden mit der
 hingeworfenen Erwähnung deiner vornehmen
 Bekanntschaften. Führe nicht Urtheile be-
 rühmter Männer in dem Tone an, als ob
 es deine eigenen wären, selbst wenn du die-
 sen Urtheilen beytrittst. Zeige deutlich, daß
 du alles, was nicht dein Eigenthum ist,

verschmähst, und befolge auch in diesem Punkte die Maxime rechtlicher Leute: „Lies „her arm und ehrlich, als glänzend und „verschuldet.“ Affectire auch nicht fremde Manieren. Was an Andern gefällt, kann dich unendlich machen.

Auch die Vorzüge, Talente, Kenntnisse, Verbindungen, u. deren du dich wirklich rühmen könntest, rücke Niemandem auf. *)

*) Jemandem, der sich recht widerlich machen wollte, würde ich rathen, allen Leuten seine vermeinten bessern Einsichten in die Aussprache und Orthographie unaufhörlich aufzudringen. Wenn ich einen solchen Reformator das V in Pflicht und das einfache S in Stein aussprechen höre, oder seine orthographischen Verbesserungen der Wörter Jar, Son, u. dergl. mit ansehe, so zucken mir immer die Achseln unwillkürlich in die Höhe. Man weiß, wie sehr sich ein ehemals betriebter Jugendschichtsteller durch seine in späteren Jahren angenommene Sprachreinigungswuth um die Achtung des Publicums gebracht hat. Von ihm macht indessen die Betrachtung dem Mitleid Platz, seitdem er uns selbst

Verscheidenheit ist die Krone wahrer Verdienste. Es klingt unendlich schöner, wenn die Leute sagen: „Man sieht es ihm gar nicht an, er spricht wie unser einer; er hat „während eines langen Gesprächs seiner Werke „auch nicht von ferne erwähnt;“ als wenn es heißt: „Beim dritten Worte erfährt „mans schon, daß er in Paris gewesen ist, „daß er ein Schriftsteller ist, daß er den Rös „mit gesprochen hat, daß ihn die und die „Akademie zum Mitglied aufgenommen hat, „daß er so und soviel Sprachen versteht, „oder dergl.“ Daß mit dieser Verscheidenheit keinesweges ein Wegwerfen seiner Würde nothwendig verbunden ist, sieht man leicht. Es kann dem geistvollen Manne nicht an Mitteln fehlen, sich gemeinen Schwärmern, deren Gespräch ihm fade ist, zu entziehen;

berichtet hat, wie sehr Mastaderstocung und Eucht (Hammerthoden und Hypochondrie) auf seinen Geist eingewirkt haben.

nur muß er sie nicht durch Stolz oder Grobheit verschrecken wollen.

Der Grund, auf dem unser Wohlgefallen an der Bescheidenheit der glücklicher Begabten beruht, ist unsre eigne Schwäche, der es wohlthut, wenn ihr, gleich schwachen Augen, die gar zu blendenden Lichter entzogen werden. Aus demselben Grunde lieben wir die, die ihren Neid unterdrücken, und nicht nach anderer Fehlern haschen, weil wir von solchen hoffen dürfen, daß sie auch von uns nur Gutes reden werden; die Aufrichtigen, weil wir uns vor ihrer Hinterlist nicht fürchten dürfen; die Verschwiegenen, weil wir ihnen ohne Furcht unsern Kummer und unsere Freude, unsere Pläne und unsere Hoffnungen anvertrauen können. Nach diesen Tugenden also strebe gleichfalls, wer von andern Menschen geliebt seyn will.

Laßt uns nun noch insbesondere die Lehren
 der Klugheit hören, die sie denen giebt, welche
 die Liebe im eigentlichen Sinne, sey es die eheliche,
 oder die zur Ehe führt, begehren.
 Man wird sagen, Liebe und Klugheit sind
 entgegengesetzte Dinge, denn die Klugheit
 verlangt Ueberlegung unsers Vortheils, die
 Liebe aber führt uns aus uns selbst heraus,
 und wenn wir schon wieder an unsern Vortheil
 denken, lieben wir nicht mehr. Das
 ist ganz richtig; aber eine rechte Klugheit
 wird hier dennoch ihren Platz behaupten
 können. Sie wird sich nämlich an die Thür
 des Herzens stellen, wenn die Liebe noch
 nicht eingegangen ist, und noch zu rechter
 Zeit untersuchen, ob sie herein kommen
 dürfe; und nur erst, wenn sie gefunden
 hat, daß die übrigen Eigenschaften des Mädchens,
 deren Schönheit uns zuerst gerührt,
 unserer Achtung würdig sind, wird sie sich
 zurück ziehen, und den Schauplatz willig
 und ganz der Liebe überlassen.

Aber werden nicht die wenigsten Heyrathen bey uns von der wahren Liebe geschlossen? Und gebührte nicht folglich in allen diesen Fällen der Klugheit die erste, wo nicht die einzige Stimme? Aber was rath sie denn nun in diesem wie in jenem Falle? Sie sagt: Prüfe dich, ob du im Stande bist, die Neigungen und Bedürfnisse der Person, die du heyratheren willst, von welcher Art sie seyn mögen, vollkommen zu befriedigen; denn dies Unvermögen ist die Hauptursach aller Ehebrüche. Prüfe dich, ob jene Person zu deinen Jahren, deinem Stande, deinem Charakter und deiner Lebensweise paßt; denn ist dies nicht, so werdet ihr euch ewig fremd bleiben. Prüfe dich ferner, ob du deiner Frau die nöthige Beschäftigung im Ehestande werdest geben können; denn wenn der langen Weile Raum bleibt, so fängt der böse Dämon schon sein Spielwerk an. Siehe zu, ob du auch nicht einer frühern Verbindung in den Weg trittst:

du wirst dann wenigstens einen schwereren Stand zu behaupten haben. Erkundige dich; welch eine Tochter dies Mädchen gewesen sey: denn eben solche Wittinn wird sie auch seyn. Ziehe einen rechtschaffenen Freund, oder eine brave Frau zu Rathe, und versichte vor allen Dingen das öffentliche Gerücht nicht. Frage dich endlich aufrichtig, ob du auch wohl der Mann seyst, der sich für das Wohl einer Frau fortdauernd und ausschließlich werde interessiren können, und ob du nicht selbst zuerst erkalten möchtest. Nach diesen Untersuchungen fasse deinen Entschluß.

Alles, was die besten Menschen nur an sich ziehen kann, Vertrauen, Achtung, Schonung, gänzliche Hingebung, innige Theilnahme, Verschwiegenheit, Aufopferungen aller Art — das muß dem ehelichen Bande seine unverlethliche, ewige Heiligkeit geben. Hier darf keine Theilung des Interesse, ja keine Theilung der Gedanken seyn; das Geheimsste

der Frau ist dem Manne, das Wichtigste des Mannes der Frau kein Geheimniß. Nichts darf der Eine ohne des Andern Vorwissen ausführen, als nur die Veranstaltungen der Liebe, womit Eins das Andere überraschen will. Aber dennoch darf keine neugierige Zudringlichkeit die Maske der zärtlichen Theilnahme mißbrauchen; eine Laune des Mannes, in der er ungestört seyn will, muß der Frau ein ehrerbietiges Schweigen einflößen, und wiederum, wenn ihr der Kopf heiß ist, darf der Mann nicht ihre Theilnahme an seinen sehr heterogenen Geschäften verlangen. Verschiedene Meinungen erregen keinen Streit, denn jeder ist bereit, den stärkern Gründen nachzugeben, und ein lebhafter Wunsch des Einen, wenn er nicht ganz unbillig ist, wird schon aus Liebe erhört. Maulen und tückisches Nachtragen sind ganz unbekannte Dinge; denn wenn sich einmal ein ernsthafter Zwist erheben will, so bricht der Mann plötzlich ab, läßt die Hitze vers

rauchen, und hält ein Paar Stunden nachher bey völliger Ruhe der Frau die Sache offenherzig wieder vor, ohne Groll oder Rechthaberey. Die Irrende bekennt ihren Fehler eben so freymüthig, und die herzlichste Versöhnung erfolgt. Wer das Regiment führt, wird nie untersucht; ein jeder thut in seinem Departement seine Schuldigkeit, und selbst das gemeinsame Geschäft der Kindererziehung wird von jedem nach seiner Weise betrieben. Welche Weise aber die bessere ist, wird der am besten erkennen, der die schlechtere hat, an dem verlornen Ansehen nämlich, wegen dessen glücklicher Behauptung er wider Willen den Andern ehren muß. Controllirt nur der Vater streng und läßt in seiner Gegenwart keinen Unsug durchgehen, so kann die Mutter nicht viel verderben; denn die Kinder merken selber bald, daß sie nicht die letzte Instanz ist.

Nichts kann die eheliche Harmonie mehr erhöhen, als ein edler Wettstreit, dem Gatt-

ten durch Thaten zu zeigen, wie sehr man das gemeinschaftliche Beste zu befördern wünscht. Wie schön, wenn der Mann bey seiner Nachhausekunft alles aufs reinlichste und ordentlichste besorgt findet, und die verständige und thätige Hausfrau unter den Mägden schalten und anordnen sieht, die den überlegenen Ordnungsgeist derselben ehren, und ihr gern gehorchen, weil sie lauter vernünftige und nöthige Befehle giebt. Welche Freude, wenn er unter den Händen einer so thätigen und klugen Wirthschafterinn sein Hauswesen immer mehr gedeihen sieht, wenn er durch ihre weise Sparsamkeit mit wenigerem auskommen kann, als viele andere, lange nicht so bequem lebende Ehemänner, wenn er sich endlich auf ihre Verufstreue und ihren Verstand so sicher verlassen kann, daß keine Sorge für diesen Theil der Geschäfte ihm etwas von der Zeit und Laune rauben darf, die er seinem Amte schuldig ist. Und auf der andern Seite:

wenn die Frau ihren Mann früh und spät in seinem Verufe arbeiten sieht, und es dankbar erkennen muß: es ist für mich und meine Kinder, daß er sich so fauer werden läßt; aus Liebe zu uns, uns anständiger zu nähren, zu kleiden, zu versorgen, arbeitet er so redlich, mehr als er nöthig hätte, und immer mit Heiterkeit, eben weil es für uns ist: welche Gefühle muß das nicht hervorbringen! Das macht das Glück so mancher braven Familie im Bürgerstande, wovon die vornehme Welt wenig ahnet, am wenigsten die Damen, die sich bewußt sind, durch ihr Vermögen ihre Männer erst zu Männern gemacht zu haben, und die sich nun jede Frechheit ungescheut erlauben, in dem Vertrauen, daß sie die Mittel in Händen haben, den Mann zum Schweigen und zum Gehorsam zu zwingen.

In unsern höhern Ständen sind die Damen meistens nur die Mätressen ihrer Ehemänner. Sie haben nicht einerley Interesse

mit ihnen, sie halten sich ihre eigenen Dinkel, ihre eigene Bedienung, wohl gar ihre eigene Wohnung; sie gehen mit vielen andern Leuten wohl eben so freundschaftlich um, als mit ihren Männern; sie sprechen wohl gar mit Tadel von diesen zu Andern, beklagen sich über sie gegen Andere (das gewöhnliche Thema für die Hausfreunde); sie thun gar nichts für sie; wissen auch gar nicht einmal, daß sie eigentlich etwas für sie thun sollten; um die Kinder zu bekümmern sie sich nicht, die Wirtschaft verstehen sie nicht; die Köchin ist Regentin: so bleibt für die armen Damen nichts übrig, als Schlafen, Puhen, Lesen, ein wenig Nähen und Stricken, Theetrinken und Meditiren. Und was hat der Mann von ihnen? Ein kleines Vergnügen, das er anderswo viel wohlfeiler haben könnte.

Doch weg von diesem traurigen Bilde! Wir haben noch ein Wort von der Eifersucht zu sagen. Da die Liebe dem menschlichen Geschlechte das höchste Gut ist, so ist wohl nichts

natürlicher, als daß die Furcht, es zu verlieren, unendlich lebhafter seyn muß, als bey jedem andern Gute. Wie ist es also möglich, daß Liebe ohne Eifersucht bestehen könne? Wo keine Eifersucht ist, da ist auch keine Liebe (wiewohl nicht umgekehrt). Diese Gefährtin ist auch so übel gar nicht, wenn sie nur gehörig behandelt wird; ja die Weiber gestehen es selbst, daß sie etwas Eifersucht an ihren Männern sehr gern sehen. Lästig wird sie, wenn sie in ein unwürdiges Mißtrauen ausartet, wenn sie spionirt, stichelt, grollt oder furchtsam schweigt. Ein vernünftiger Mann wird nicht eher mißtrauen, als bis er Grund dazu zu haben glaubt; dann aber sagt er es offen, was ihn verdrießt, und was er eingestellt wünscht. Eine unverhohlene, ernste, doch sanfte Erklärung wird selbst eine leichtsinnige Frau oft noch zu rechter Zeit zu ihrer Pflicht zurückführen, wenn sie schon geneigt war, diese zu vergessen; wie denn überhaupt die strengste Aufrichtigkeit, die durchaus keine

zweydeutigen Verhältnisse bildet, sondern alles gleich klar sehen will, viel Unfrieden im Reim entstehen kann. Wahr ist es, die Natur hat den Weibern die Treue sehr erschwert, um ihres Hauptzwecks willen, so viel lebende Wesen als möglich hervorzurufen, und daher ist dem sinnlichen Geschlechte allerdings nicht sehr zu trauen. Aber eben deswegen sollte eine Frau, die es mit ihrem Manne wirklich ehrlich meint, auch alles thun, was in ihren Kräften steht, um dies Mißtrauen gänzlich von sich abzuwenden.

Ein Paar Worte über die alte Klage, daß die Weiber gar keine Grundsätze hätten, und daß überhaupt gar nichts Gutes an ihnen sey, werden hier nicht am unrechten Orte stehen. Zuerst sollte man glauben, müßte es schon a priori undenkbar seyn, daß die Natur die eine Hälfte des menschlichen Geschlechtes schlechter als die andere gemacht haben sollte. Dann aber sieht man bey näherer Betrachtung auch leicht, aus welcher Quelle alle weibliche Untus

genden fließen. Entweder nämlich aus dem Geschlechtstriebe, oder aus der Begierde, vor andern ihres Geschlechtes hervorzustrahlen. Beide Triebe haben sie mit uns gemein, und was den ersten betrifft, so wird nicht leicht eine Frau die Befriedigung desselben auf unerlaubten Wegen suchen, wenn sie sie von ihrem Manne erhalten kann. Aber hier scheint die Natur eine Ungerechtigkeit begangen zu haben, indem sie das Weib zu allen Zeiten, den Mann dagegen nur sparsam zum Vey Schlaf aufgelegt und fähig gemacht hat. In Ansehung des zweyten Triebes erscheint der Mann deshalb weit edler, weil er zur Befriedigung desselben Arbeitsamkeit, Kunstfleiß, Erfindungsgabe, Kühnheit und Tapferkeit anwendet; das Weib dagegen durch Puz, Verschwendung, Schminke, Coquetterie und ähnliche Verächlichkeiten ihr Ziel zu erreichen sucht. Aber was bleibt ihr anders übrig, wenn sie glänzen will? Wir können sie nicht tadeln, doch wird es uns erlaubt seyn, unsere Gattinnen aus den stillen,

arbeitsamen Familien zu wählen, in denen die Töchter nicht von Kindheit auf in glänzende Gesellschaften zur Schau geführt, sondern zur häuslichen Thätigkeit, zur Schamhaftigkeit und jungfräulichen Schüchternheit ang geführt worden sind. Noch jetzt ist die beste Frau, diejenige, von der man am wenigsten spricht, und der wirklich edeln Weiblichkeit ist nichts werthlicher, als öffentlich zur Schau ausgestellt zu werden.

Das Weib ist ein Engel, wenn sie liebt; ein langweiliges Geschöpf, wenn zwischen ihr und uns aller Geschlechtsreiz wegfällt, und ein Teufel, wenn sie gezwungen ist, mit einem Manne, der ihr zuwider ist, in Gemeinschaft zu leben.

S.

Freundschaft

Freundschaft ist das Lieblingswort aller Jünglinge und Mädchen, die, im traulichen Familienschooße aufgewachsen, das eigennützigige Thun und Treiben der großen Welt noch nicht kennen, und keine Ahnung davon haben, daß Feindseligkeit gegen seines Gleichen der Grundcharakter der menschlichen Natur sey. Nachdem schon von Kindheit auf die Macht der Gewohnheit ihnen diejenigen werth gemacht hat, mit denen sie gemeinschaftlich aufgewachsen sind, treibt besonders dann ein inneres Bedürfnis sie zur näheren Verbindung mit einem Freunde, wenn das erste Liebesgeschichtchen sich entsponnen hat, und das Herz so voller Unruhe, so voller Seligkeit ist, daß man nicht allein tragen kann, sondern eines Vertrauten bedarf, in dessen verschwiegene

und Theilnehmenden Dufen man alle seine Geheimnisse, sein Glück und seine Leiden ausschütten könne. Man erinnere sich seiner eignen Jugend, und man wird finden, daß die Periode, in der man den wärmsten Enthusiasmus für die Freundschaft fühlte, auch die Periode der ersten Liebe war, und daß jener Enthusiasmus eben auf diesem geheimen, süßen Interesse beruhte. Kühlt dies Interesse weg, so erkalte die Freundschaft allmählig; man schätzt zwar in mannlichen Jahren die alten Jugendgenossen noch, aber das innere Leben, das Poetische, ist aus diesen Verhältnissen verschwunden. Menschen, die nur ihrem Gelds-erwerb nachgehen, nur Verbindungen suchen, um höher zu steigen, glauben dann wohl gar den rechten Kern der Weisheit gefunden zu haben, wenn sie die ganze Freundschaft für eine Chimäre erklären, und den für einen Narren, der sich auf sie verläßt.

Ist aber das Bedürfniß nach Mittheilung vorzüglich dann in uns lebhaft, wenn irgend

ein wichtiges Interesse unser Gemüth beschäftigt, so wird es ja auch nach der Periode der Liebe wohl wieder erwachen, wenn ein anderes, wenn gleich minder starkes, Interesse an die Stelle der letztern tritt. Und so finden wir es ja auch wirklich. Auch bey dem Ringen nach Ehrenstellen, bey dem Speculiren nach einem Geldgewinn, ja selbst bey einer Diebsunternehmung sucht man gern einen treuen Freund, dem man seine Plane und seine Hoffnungen anvertrauen könnte; allein, wo findet sich dazu ein solcher, der nicht gern auch am Gewinn Theil nehmen möchte? Hier also ist es offenbar der böse Neid, der jenem Interesse das Gleichgewicht hält, und die reine, unbefangene Mittheilung nicht zuläßt. Eben daher steht auch die alte Wahrheit unumstößlich fest, daß Fürsten keine Freunde haben können; sie müßten denn aufhören wollen, Fürsten zu seyn. Sie würden gar zu viel von ihrer Auctorität verlieren, wenn sie das Feierkleid auch nur vor einem einzigen ihrer Unterthanen ab-

gen sollten. Die Könige, die dies wirklich
gethan haben, sind auch nichts weniger als
Könige im eigentlichen Sinne gewesen. Friedrich
hat es nie gethan.

Aber sollte denn kein Interesse mehr ge-
unden werden, das stark genug wäre, uns
ur Mittheilung zu reizen, und edel genug,
m den verhassten Neid abzuhalten? Das
Kunstinteresse vielleicht! Aber ach, wo ist der
Neid größer, als eben unter den Künstlern?
Das Interesse für die Wahrheit! Aber wer
kennt nicht die Gelehrtenzänkereyen? Doch
wie? Läßt sich denn nicht zwischen zweyen
Männern ein gleiches Interesse für die Wahr-
heit oder Kunst, aber ein Verfolgen derselben
auf zwey verschiedenen Wegen denken, wor-
in der Neid nothwendig ausgeschlossen wäre
? Warum nicht? Und siehe da, hier ist
wirklich, wo wir auch im männlichen Alter
noch wahre Freundschaft antreffen, unter Künst-
lern und Gelehrten nämlich, von denen jeder
den andern Zweig der Kunst oder Wissen-

schaft bearbeitet, und die also Stoff genug
 zu immer neuen und interessanten Unterhal-
 tungen haben, (indem jeder an den Arbeiten
 des Andern im Allgemeinen Theil nimmt, und
 im Stande ist, sie zu beurtheilen,) von denen
 aber keiner fürchten darf, durch des Andern
 allzugroße Fortschritte in den Schatten ge-
 stellt zu werden. Auch zwischen Kunstgenos-
 sen völlig gleicher Art kann einige Freunds-
 chaft Statt finden, wenn der Grundcharak-
 ter des Einen seuriac Kühnheit, des Andern
 bescheidene Furchtsamkeit ist. Alsdann thut
 es dem Eansieren nicht wehe, sich freiwillig
 vor dem Nebenbuhler zu schmiegen, und dem
 Starken schmeichelt des Schwächeren Ergebens-
 heit. Er traut ihm, eben um seiner Schwä-
 che willen, und gesteht ihm unverhohlen seine
 Vorzüge zu, weil er sicher seyn kann, daß
 derselbe sie gegen ihn nicht mißbrauchen werde.
 Freunde dieser Art waren z. B. Luther und
 Melancthon; idealisch hat uns Schiller in
 seinem Carlos und Göthe im Ezmont ein sol-

des Verhältniß geschildert. Wenn nun gleich hier eigentlich das Interesse für die Kunst oder Wissenschaft die Freundschaft anknüpft, so beschränkt sich doch die letztere bald nicht mehr auf jenes Interesse allein, sondern sie mischt sich auch gern in der Freunde anderweitige Angelegenheiten, und der, der uns zuerst durch seinen Sinn für unser Studium an sich zog, wird uns bald auch als sicherer Theilnehmer und Rathgeber lieb, in dessen treuen Busen wir unsere übrigen Leiden, Hoffnungen und Freuden ausgießen können.

Außerdem giebt es noch eine Menge Freunde, die man gute Freunde zu nennen pflegt, wo das Gut soviel bedeutet, als beim Zucker das Fein, nämlich die wohlfeilste Sorte. Ihr gemeinschaftliches Interesse ist das der Ressource, des Kaffeehauses, der Kegelbahn, des Thombrepots, des Theetisches oder des Weinkellers. In Ermangelung eines höhern ist es immer nicht zu verachten, und öfters

mag auch wohl eine gute Freundschaft zu einer wahren geführt haben.

Auch nach dieser Theorie bewährt sich der alte Spruch, daß unter den Bösen keine Freundschaft Statt finden könne. Insofern nämlich Böse keine andern Menschen sind, als solche, die nur egoistische Zwecke verfolgen, der Zweck zweyer Freunde aber nur außerhalb ihres persönlichen Vortheils liegen kann, weil sonst der Neid sie auf der Stelle trennen würde: insofern sind Freundschaft und Egoismus unverträgliche Gegentheile.

Wie Freundschaft zu stiften sey, das zu fragen hieße die Klugheitslehre ohne Noth bemühen. Das Bedürfniß ist es ja, welches Freunde zusammenführt, und das innere Gefühl sagt einem jeden, wessen Umgang für ihn am besten passe. Das Sprichwort: Gleich sucht sich, Gleich findet sich, macht dem Beobachtungsegeist seines Erfinders Ehre; denn noch täglich bewährt es sich, und von dem Umgang eines Menschen auf seinen Geist und Charakt

er zu schließen, ist kein unrichtiges Verfahren. Wohl aber könnte es nützlich seyn, darauf zu denken, wie man sich einen würdigen Freund erhalten könne. Offenbar dadurch, daß man das Interesse, das ihn zuerst zu uns geführt hat, immer zu erhalten, ja wo möglich zu verstärken sucht. Trefflich sagt Goethe in dieser Hinsicht:

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebend
bendem wandelt.

Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich
für heute mich weg.

Soll mein Freund mich immerfort besuchen, so muß er auch entweder immer etwas bey mir finden, oder mich geneigt wissen, etwas von ihm anzunehmen. Wie der Schmarotzer kalt vor dem Hause seines Gönners vorüber geht, wenn dieser Bankrutt gemacht hat, so bleibt auch der Freund der Wissenschaft von mir weg, sobald er sieht, daß nun nichts (wäre es auch nur eine heitere Stimmung) mehr bey mir zu holen ist.

Er kann seine Zeit offenbar besser anwenden, und ich habe die Schuld seines Begleitbens lebhaft mir selbst zuzuschreiben. Dieser Fall kann aber nicht eintreten, wenn ich in meinen Studien nicht plötzlich stehen bleibe, und indem wir beide denken, handeln und beobachten, wird uns ja immer etwas aufstoßen, worüber wir uns gegenseitig berathen; besfragen oder bestreiken können. Unfehlbar werden die Freunde die wärmsten bleiben, die sich nicht allzuhäufig sehen, während ihres Veysamenseyns immer nur das Beste aus dem Schatze ihres Kopfes und Herzens für einander aushoben, und sich sogleich wieder trennen, wenn sie sich nichts erhebliches mehr zu sagen haben. Das bloße träge Das sitzen in des Freundes Gegenwart ist diesem nur lästig, (im Fall es nicht ein Kranker ist,) und trägt nicht eben dazu bey, uns seine Achtung zu erhalten. Schon den Ehemännern, die ihren Frauen immer werth bleiben wollen, wäre zu rathen, sich nie müßig in ihrer Ge-

antwort aufzuhalten, und sie auf der Stelle zu verlassen, sobald sie ihnen nichts mehr zu thun oder zu sagen haben. Nichts stünmt unsere Achtung so schnell herunter, als das Gemahrwerden der Indolenz und der Geistes schläfrigkeit. Solche Anfälle, die doch der lebhafteste Kopf nicht selten hat, sollte man seinen Freunden eben so behutsam verbergen, wie gewisse körperliche Schwachheiten, durch deren Entdeckung man an ihrer Achtung zu verlieren fürchtet.

Freundschaftliche Verhältnisse werden ferner um so dauerhafter seyn, je delicateser sie von beiden Seiten behandelt werden. Der, welcher seinem Freunde zumuthen kann, sein Zahlmeister, sein Votec, sein Secundant in misslichen Fällen zu seyn, ist nicht werth, einen gefunden zu haben. Wahre Freunde halten das Band der Freundschaft für zu geistig und edel, um es durch Forderungen aus dem Gebiete häuslicher Nothdurft zu entweihen, und gehen eher zum Juden, wenn sie

Geld brauchen, als daß sie ihren Freund eben um seiner Freundschaft willen in Contribution setzen sollten. Es liegt auch in der Natur der Sache, daß das reine, uneigennützig, freye Freundschaftsgefühl von dem Augenblick an gehehmt ist, wie der eine Freund des Schuldner des andern wird.

Zweytes Hauptstück.

Die Sittenlehre.

I.

Die vollkommenen Pflichten.

I.

Princip der vollkommenen Pflichten.

Nachdem wir in der Einleitung zu diesem Werke das Princip der Eitlichkeit festgesetzt haben, wollen wir sehen, wie sich die einzelnen Pflichten aus demselben herleiten

lassen. Vor allen Dingen wollen wir uns nach einer Hauptabtheilung derselben ums sehen.

Man verlangt von jedem, der in einem Concert mitspielen will, daß er an seinem Theile aus allen Kräften zur Vollkommenheit der allgemeinen Harmonie beyrage, oder, wenn man sehr nachsichtig seyn will, so verpflichtet man ihn wenigstens, die Harmonie der Uebrigen nicht zu stören. Beide Forderungen macht auch die Moral an uns, und daraus entstehen nun zwey Hauptclassen von Pflichten, negative und positive, oder, wie man sie gewöhnlich nennt, vollkommene und unvollkommene. Beide wollen wir jetzt nach einander näher betrachten.

„Ich soll die allgemeine Harmonie nicht stören.“ Gut; aber was wird auf meine eine schwache Stimme ankommen? Sehe ich nicht Tausende um mich her, die sich um

diese Harmonie gar nicht kümmern? Und doch besteht sie — so gut sie kann.“

Allerdings besteht sie; aber durch wen? Nicht durch die, welche so denken, wie du jetzt sprichst, sondern die das Gegentheil ausüben, sey es mit Freyheit, oder weil sie das zu gezwungen werden. Sie würde aber gar nicht bestehen können, wenn alle nach deiner Maxime handelten, und daß noch in der Welt so viel moralisches Elend existirt, ist bloß denen zuzuschreiben, die deine Maxime haben. Willst du also zu denen gehören, deren Wegschaffung man um der allgemeinen Harmonie willen wünschen wüßte, oder willst du nicht lieber die Partey derer vermehren, durch deren pflichtmäßiges Handeln jene Harmonie erhalten wird? Da du nun siehst, worauf es ankommt, settest du nicht deinen Ruhm darin suchen wollen, das aus freyem Entschlusse zu thun, zu dem der Schlechte am Ende doch mit Gewalt und oft selbst durch seinen Eigennutz hingezogen wird?

„Aber wie erfahre ich denn, wodurch ich jene allgemeine Harmonie störe oder nicht?“

Durch einen sehr einfachen Versuch. **E**st du im Begriff bist, eine Handlung zu begehren, die auf deinen Nächsten einen Bezug hat, so frage dich nur zuerst: würdest du damit zufrieden seyn, wenn dein Nächster diese Handlung gegen dich beginge? Mußt du dir diese Frage verneinen, so weißt du deine Pflicht. Hieraus nun ergiebt sich folgendes Princip für alle vollkommene Pflichten: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht.“ Oder mit Kants Worten ausgedrückt: „Es laube dir nichts, von dem du nicht wollen kannst, daß die *Maxime* dieses Handelns eine allgemeine *Maxime* für alle Menschen werde.“

2.

Achtung für fremdes Lebensgefühl.

Das allerwenigste, was ein Mensch von dem andern verlangen kann, ist wohl, daß man ihn leben lasse, mithin ist das allers grösste Verbrechen gegen die Gesellschaft dasjenige, wodurch wir die Lebenssicherheit aufheben; und mit Recht setzten die Alten das her den Tod auf die Ermordung eines Menschen. Aber auch jede körperliche Verletzung, wodurch man einem Andern Schmerz verursacht, oder ihn gar des Gebrauchs seiner Gliedmaßen auf eine Zeitlang, wo nicht gar auf immer beraubt, ist ein höchst strafbares Verbrechen. Die Schuld ist nicht viel geringer, wenn man, auch ohne die offenbare Absicht, jemanden zu beschädigen, doch etwas thut, das zufällig einem Menschen gefährlich werden könnte. Leichtsinrige, sorglose Leute haben

die Gewohnheit, Wagen und andere Geräthe über Nacht auf der Straße stehen, tiefe Gräben vor den Häusern, oder Fallthüren auf dem Hausflur im Finstern offen und unbeleuchtet zu lassen, u. dgl. und sind dabey von der Dummheit, Andern zuzumuthen, daß sie, weil sie es wissen, es auch wissen sollen, daß man da nicht gehen dürfe. In einer Straße von *** machte im vorigen strengen Winter 1803 ein Brauer alle Nächte durch das Ausschöpfen seines Wassers den Fahrweg so glatt, daß Menschen und Pferde verunglückten, und die Sackführer gar nicht mehr darüber weg kommen konnten. Ein gegenüber wohnender Bürger konnte zuletzt die Qual der armen Thiere nicht länger mit ansehen, und ließ jeden Morgen die frische Eisorinde mit Asche überschütten. Doch das rührte den Brauer sehr wenig.

Wahrhaft herzerfreuend ist dagegen ein in Ehursachsen bestehendes Gesetz, daß jeder Scheideweg im Lande mit einem Wegweiser besetzt werden solle. Wer es weiß, mit wels

dem Entzücken der verirrte Wanderer auf einen solchen Pfahl zuweilt, der seiner langen Angst ein Ende macht, und ihn, wo er sey, belehrt, der muß den menschenfreundlichen Regenten segnen, der auch für die Beruhigung des armen Pilgers auf einsamen Felsen oder im dichten Walde sorgte, und in seinem Pallaste an den irrenden Fremdling auf der Landstraße dachte.

Ähnlich dem Verbrechen der körperlichen Verletzung Anderer ist die die boshafte Verschränkung fremder Freyheit, und die lieblose Verhinderung fremder Kräfte, in deren freyem Gebrauch der Behinderte sich glücklich gefühlt haben würde. Schon jede absichtliche Störung einer frohen Empfindung Anderer ist unerlaubt und niedrig. Der Leichtsinn oder die Bosheit, mit welcher viele Menschen Andern eine Freude verbittern können, schmerzt oft nicht weniger als eine körperliche Verwundung, und ist — wie auffallend es auch klingen mag — nur dem Grade nach vom Todtschlage verschieden.

Der Gute hat so viel Achtung für die Freuden Anderer, als für ihr Leben, und auch wenn er in diese Art von Freude gerade nicht mit einstimmen kann, so zwingt er sich lieber zu willig scheinender Theilnahme, als daß er sich kalt zurückziehen, und dadurch die Andern gleichfalls verstimmen sollte.

Niemanden sind wir wohl mehr Sorgfalt in diesem Puncte schuldig, als denen, die sich entweder aus Liebe oder aus Pflicht bemühen, uns gefällig zu seyn, und solchen, die schon dadurch, daß sie von uns abhängen, im Gefühl ihrer Freyheit peinlich beschränkt sind. Es verräth wenig seines Gefühls, wenn ein Großer, dem seine Unterthanen bey einer feierlichen Gelegenheit durch irgend eine — wenn auch armselige — Veranstaltung ihre Liebe an den Tag legen wollen, über dergleichen gutgemeinte Bemühungen vornehm lächelt, oder verächtlich hinwegsieht, oder sie gar kalt zurückstößt. Bey dem kleinsten Geschenke, das dir aus liebevollem Herzen ge-

macht wird, bey dem bloßen Bestreben, dir
 eine Freude zu machen, zeige auch wirklich,
 daß man diesen Zweck erreicht habe; weise die
 Gabe nicht zurück, achte sie hoch um des gu-
 ten Willens halben, und wenn sie dir wirklich
 nichts nützen könnte, so ehre sie doch im Anger-
 sichte des Gebers, damit nur dieser nicht, an-
 statt fröhlich, traurig von dir weggehe. Bey
 allem Ernst in deinem Betragen gegen Kin-
 der und Gesinde laß doch keines deine Laune
 empfinden; suche nicht Anlaß zum Schelten
 und Mäkeln, noch weniger tadle sie dann,
 wenn sie Lob verdient zu haben glauben. Bist
 du kränklich, so suche denen, die dich mit Liebe
 pflegen, auch mit Liebe ihre beschwerlichen
 Dienste zu erleichtern; befehl nicht unaufhörs-
 lich; behellige sie nicht mit dem, was du selber
 noch verrichten könntest; fahre sie nicht an,
 ja beunruhige sie nicht einmal durch finstere
 Mienen. Denke, daß sie schon Gram und
 Sorge genug um dich haben, und daß sie ja
 gern hören würden, wenn du ihnen das, was

du mit Härte sagst, nur mit Sanftmuth' sagen wolltest. Denke dich doch an ihre Stelle, wie würdest du solch Betragen empfinden?

Es giebt noch eine Art, Andere zu drücken, auf die man gemeinhin zu wenig achtet, und wodurch man doch oft selbst solchen, denen man wohl will, sehr wehe thut. Bey der so äußerst ungleichen Vertheilung der äußern und innern Güter und bey dem jedem Menschen gleich tief eingepflanzten Selbsterhaltungstrieb, der uns nicht bloß bey der Erhaltung im eigentlichen Sinne still stehen heißt, sondern uns von Stufe zu Stufe immer weiter treibt, und uns immer höhere Grade von Sicherheit zeigt, die noch zu erringen übrig sind: da ist es wohl ganz natürlich, daß uns der Anblick eines jeden, der eine höhere Stufe als wir erstiegen hat, uns nicht bloß unruhig! macht, sondern uns sogar eine feindselige Aufwallung erregt. Dies letzte ist jedoch nur dann der Fall, wenn wir die nämlichen Ansprüche als jener zu haben glaubten, und

sein Glück nur einem ungerechten Zufall zuschreiben. Bekanntlich heißt diese feindselige Empfindung Neid. Man hat ihn unter die Laster gezählt, und viel dagegen gepredigt; aber wie in aller Welt ist es möglich, ein Gefühl nicht zu haben, das mit dem allerstärksten unserer Triebe, dem Triebe der Selbsterhaltung, in so nothwendigem und nahem Zusammenhange steht? Ist denn nicht jeder, der eigentlich unser Gleiches war, aber nun plötzlich weit höher gerückt ist, als wir, ein gerechter Gegenstand des Unmuths für uns geworden? Sollen wir denn nicht mit jedem, der gleicher Natur mit uns ist, gleiche Rechte fordern können? Diese vernünftige Idee liegt jedem neidischen Gefühl zum Grunde, und macht eben dies Gefühl noch unzerstörbarer. Man kann daher mit der größten Sicherheit behaupten, daß kein Mensch in der Welt ist, noch je gewesen ist, der frey vom Neide war, und daß diejenigen, die ihn am wenigsten zu haben scheinen, nur die feinste Kunst aus

wenden, ihn zu bemänteln. In seiner größten Stärke zeigt sich dies feindselige Gefühl bey dem weiblichen Geschlechte, weil alle Stufen der desselben, von der Königin bis zur Bauersdirche nur einerley Art der Bestimmung, die Ehe, haben. Weil nun die Bedingung dieser Bestimmung das Gefallen ist, so erregt jeder Vorzug der Einzelnen den Haß des ganzen Geschlechtes, und jede Vernähung, mehr als Andere zu gefallen, bald den Aerger, bald den Spott der übrigen. Wo nur zwey Weiber zusammen sitzen, da geht es auch bestimmt über zehn andere her, und kein Bändchen und keine Nadel bleibt von den Augen des Neides unbemerkt, wodurch diese oder jene sich zu verschönern gedachte. Doch nicht das schwächere Geschlecht allein läßt sich vom Neide zu Ungerechtigkeiten reizen; selbst der größte Mann unterliegt diesem feindseligen Gefühle, und es äußert sich in ihm um desto heftiger, je größer er ist. Wie viel Unruhe machte es nicht dem armen Cicero, wie folterte es den

großen Pompejus, und späterhin den Nebenspieler Karls V. ? Leonhard von Vinci, dieser große Künstler, verließ noch in seinem siebzigsten Jahre sein Vaterland, weil er die wachsende Größe Michel Agnolo's nicht ertragen konnte. Der sonst so wackere Moriz von Oranien war nicht eher ruhig, als bis er den trefflichen Oldenbarneveld auf das Schafott gebracht hatte, und der große Luther zeigte sich sehr klein, als er Zwingli's größere Vernunft gewahr ward. Was macht uns Voltaires Charakter so verächtlich, als der so schlecht unterdrückte Neid, der ihn bis an sein Ende quälte; und was ist der Grund aller Fehden, die jetzt eben unsere schöngeisterische Welt entzweyen, als Neid und schmerzlich stachelnde Eifersucht ?

Ist nun dies Gefühl so leicht zu entzünden, und raubt es uns wirklich so manche frohe Stunde, wie sollten wir nicht darauf denken, es Andern so sehr als möglich zu ersparen ? Gefällt es uns nicht, wenn ein uns

überlegener Nachbar uns seine Vorzüge so wenig als möglich fühlbar macht, wenn er es selbst zu gestehen scheint, daß das, was ihn über uns erhebt, nur eine zufällige Gunst des blinden Glückes gewesen sey, und daß er uns gern denselben Vorzug mittheilen würde, wenn ers vermöchte? Entzückt es nicht selbst Weiber, wenn ein Mädchen von hoher Schönheit so anspruchslos einhergeht, als wäre sie sich dieses Vorzugs gar nicht bewußt; wenn sie auch den minder Schönen Gerechtigkeit widerfahren läßt, und den Auszeichnungen, die sie erfährt, so bescheiden ausweicht, als ob sie ihr gar nicht zehörten? Ist uns dagegen nicht peinlich und verhaßt der Vornehme, der uns seine Geburt, der Kaufmann, der uns sein Geld, der Gelehrte, der uns seine Gelehrtheit immer und ewig aufdrückt; der Starke, der uns unsere Schwäche, der Geistvolle, der uns unsere Blödigkeit schamvoll empfinden läßt? Wohl an dann, so wollen auch wir auf unserer Hut seyn, daß wir solchen,

die wir in irgend einem Stücke übertreffen, durch unsere Ueberlegenheit nie wehe thun. Niemals müsse unsere Geburt, unser Reichthum, unser vorragender Verstand, unsere Schönheit, oder sonst ein Vorzug uns zu einem übermüthigen Betragen, am allerwenigsten aber zu offenbarem Spott gegen Schlechtere verleiten; vielmehr wollen wir solchen, die durch unsere Vorzüge von uns zurückgeschleucht werden, Muth machen, indem wir alles verleugnen, was sie drücken könnte. Wie rührend ist es, wenn auch der gemeinste Mann von seinem Fürsten freudig sagt: Man siehts ihm gar nicht an, daß er so ein großer Mann ist. Er spricht, wie unser einer.

Am schwersten ist der Stolz zu ertragen, der sich mit seinem edlen Herzen brüsten will, und seine erhabenen Gefinnungen selbstgefällig anpreiset, und mit seinen Wohlthaten ein Geräusch macht. Nichts Erfreuernders kann das gegen erdacht werden, als ein guter Mann, der nie seine Maximen namentlich auskramt,

aber sie durch jede seiner Handlungen deutlich ausspricht; der seine rechte Hand nicht wissen läßt, was die linke thut, und fast verwirrt erscheint, wenn man seinen geheimen Wohlthaten wider seinen Willen auf die Spur kommt.

Da die Bescheidenheit auch ein so vorzügliches Mittel ist, sich Andern beliebt zu machen, und folglich auch die Klugheitslehre auf ihrer Seite hat, so giebt es wenig Pflichten, die man mit so großem Rechte vollkommene nennen könnte, als sie. Aber, könnte jemand sagen, indem du mir Bescheidenheit zur Pflicht machst, verlangst du da nicht von mir etwas Unredliches? Denn ist wohl Bescheidenheit etwas anders, als Verstellung, da doch kein Mensch umhin kann, sich der Vorzüge, die er vor Andern hat, unaufhörlich bewußt zu seyn? Zu sagen, daß auch der talentvollste Mensch Niemand habe, sich des Vielen zu schämen, was er nicht weiß, ist unstatthast, da der Begriff des Viel und Wenig relativ ist, und das

Wenig, was z. B. ein Hugo 'Grotius oder Leibnitz wußte, ein ganz anders Wenig ist, als das, was ein fauler Schüler gelernt hat. Soll sich nun der wirklich Einsichtsvolle geküffentlich belügen, daß er auch diese relativ geringe Kenntniß nicht habe?

Die Antwort ist: Er soll sich seines Verwustseyns in der Stille freuen, so wie der glücklich Liebende sein Glück verstoßen genießt; und seine Freude verbergen, um in keiner Seele Neid darüber zu erregen. Allerdings erfordert die erste Gewöhnung zur Verschidenheit den Zwang der Verstellung; allein durch viele Uebung wird uns auch diese nützliche Heuchelei zur andern Natur. Ein gutes Herz hilft die Sache erleichtern, und ist man erst in der Gewohnheit, so kann man fast nicht mehr begreifen, wie Andere so arrogant seyn können.

Einen Zwang ähnlicher Art, als die Verschidenheit, erfordert die Unterdrückung der Schadenfreude, oder allgemeiner ausgedrückt,

der Freude an fremder Unvollkommenheit. Leute von Erziehung beileißigen sich dieser Unterdrückung, um einer Regel des Wohlstandes nachzukommen; aber es ist auch eine rein moralische Pflicht. Kann man eine herzzersehnendere Empfindung haben, als wenn man in dem Augenblick, wo man ein Unglück gehabt hat, einen schadensfrohen Zuschauer laut auslachen hört, oder wenn man sich wegen einer Unvollkommenheit, der man sich schon allzuschmerzlich selbst bewußt ist, von einer gaffenden Menge bespöttelt sieht? Wie sollten wir also nicht Andern diesen schmerzlichen Zusatz zu einem Schmerze gern ersparen, und ihnen entweder Mitleid heucheln, oder uns stellen, als hielten wir ihre Fehler für keine, oder bemerkten sie gar nicht. Ich sage heucheln, woran sich mancher stoßen wird. Allein mehr kann von der menschlichen Natur billiger Weise nicht gefordert werden; denn die Schadenfreude ist, wie der Neid, ein aus dem Selbsterhaltungstribe gar zu natürlich

hervorgehendes Gefühl, als daß es reel besetzt werden könnte, und jener Franzose, der die Bemerkung gemacht hat, daß in den Ansichten unserer besten Freunde immer etwas liege, das uns nicht mißfalle, hat gewiß die Erfahrung selbst der edelsten Menschen auf seiner Seite.

3.

Achtung für fremde Ehre.

Von dem Augenblick an, da ein Haufe zerstreut lebender Menschen sich in eine bürgerliche Gesellschaft vereinigt, erzeugt der Selbsterhaltungstrieb das Ehrgefühl. Jeder will nämlich das allgemeine Vertrauen für sich erwecken, daß er ein nützlichcs Mitglied der Gesellschaft sey; denn je mehr man ihn dafür hält, desto sicherer ist seine bürgerliche Existenz gegründet. Ihn in der Achtung Anderer herabsetzen, heißt also das Funda-

ment seiner Existenz untergraben, und wie wehe das thue, weiß jeder am besten an sich selbst. So lebhaft du also wünschst, solcher Schmerzen entübrigt zu seyn, so gewissenhaft übe die Pflicht: niemanden durch üble Nachrede an seiner Ehre zu schaden, wenn nicht eine höhere Pflicht es gebietet.

Was uns, trotz der einleuchtenden Nothwendigkeit dieser Vorchrift, so oft antreibt, sie zu übertreten, ist derselbe feindselige Trieb, der uns reizt, uns über unsers Gleichen zu erheben. Da wir nämlich das letztere aus eigener Kraft nicht immer können, so sind wir schlau genug, die Andern zu uns herab nieder zu ziehen, und das können wir gar nicht besser, als wenn wir ihr Ansehen bey Andern verringern. Und wunderbar ist es anzusehen, wie sich da der böse Trieb geberdet, um der Bestrafung unserer eigenen Vernunft zu entgehen. Wir fangen ganz unschuldig damit an, daß wir Andere loben, um uns selbst überreden zu können, daß wir keines-

weges : ungerne ; zu Werke gehen wollen. Dann kommen wir, ganz wie in der Ordnung, auch auf ihre Fehler, und sind ganz besonders geschäftig, diejenigen zu entblößen, von denen wir glauben, daß sie von Andern noch nicht so bemerkt worden sind. Da kommt unvermerkt ein Geschichtchen nach dem andern zum Vorschein, dessen Vergessenheit der Held derselben vielleicht jetzt um vieles erkaufen würde, und wird denen zu Ohren gebracht, die vielleicht ohne dies Geschichtchen jenem viel Gutes erwiesen haben würden. Das wissen wir, aber wir beteden uns, es geschehe dem gemeinen Besten zum Heile, was doch nur eine süße Befriedigung unsers feindseligen Triebes ist. Fränten wir uns nur jedesmal, ob wir auch um des gemeinen Besten willen denjenigen loben würden, der ein kleines Versehen von uns an tausend Orten dem Gespötte oder einer schonungslosen Kritik Preis gäbe, so würden wir die Wahrheit wohl erfahren.

Verständtliche, d. h. auf einen würdigen Zweck ausgehende Betrachtungen über die Fehler Anderer anzustellen, kann natürlich nicht für Ehrverletzung gelten; allein man sieht leicht ein, daß so etwas nur unter Freunden, im edlern Sinne des Wortes, geschehen könne. Hätte sich jemand in den Ruf eines festen Deterministen gesetzt, in dessen Augen nichts Tugend und nichts Fehler ist, so würde ihm überhaupt keine Beleidigung seines Nachsten, auch bey der strengsten Charakterisirung desselben zur Last gelegt werden können. Aber auch an ihn läßt die Moral die Warnung ergehen, in seinen Raisonnements behutsam zu Werke zu gehen, etwas von seiner Kraft — der Liebe aufzuopfern, und vor allen Dingen auf sich zu merken, ob nicht der *δραβόλος*, der sich in alles mischt, ihm unvermerkt auch philosophiren helfe.

Daß endlich die größte und unverzeihlichste Verletzung fremder Ehre in offenkundiger Verläumdung bestehe, da man sich nicht entbidder,

erdictete Beschuldigungen gegen Andere zu verbreiten, darf ich wohl nicht erst sagen.

4.

Achtung für fremdes Eigenthum.

Stehlen hält jedermann für schändlich, allein die Bequemlichkeitsliebe der Menschen, vermöge welcher sie gern viel Früchte für wenig Arbeit genießen möchten, ist viel zu groß, als daß nicht der größte Theil der Gesellschaft aus Dieben bestehen sollte. Es versteht sich, daß der böse Trieb auch hier wieder tausendley Masken in Bereitschaft hat, die Vernunft zu berücken, und tausend glatte Worte, um sie wenigstens zum Schweigen zu bringen. Man borgt etwas, und bezahlt es nicht wieder; das heißt nicht gestohlen, und thut doch die nämlichen Dienste. Man sollte wohl eigentlich ein fremdes Eigenthum ausliefern;

allein es wird nicht darnach gefragt, wohl endlich gar vergessen, und so behält man denn ganz heimlich, wo nicht mit gutem, doch mit ruhigem Gewissen. Man hat einen Gutmüthigen, Unerfahrenen vor sich, und richtet sich darnach mit dem zu fordernden Preise; denn, denkt man, es kann ihn ja nicht schmerzen, weil er es doch nicht weiß, daß er wohlfeiler hätte wegkommen können. Man findet etwas, dessen Eigenthümer wohl leicht auszuforschen wäre; aber, denkt man: er mag die Strafe für seine Unachtsamkeit leiden. Man verhehlt einen fremden Betrug, weil man Nutzen davon zieht, und sagt nachher: Bin ich doch nicht der Thäter; oder: warum ließ jener Einfältige sich betrügen? Man nimmt einem Reichen, und denkt: er kanns entbehren, er ist ohnehin so geizig; wäre er ein Mann, wie er seyn sollte, so müßte er mich eigentlich mit dem beschenken, was ich ihm jetzt heimlich nehme. Man nimmt einem Betrüger, und glaubt gar, ein Werk

der Gerechtigkeit zu thun. Oder man nimmt an solchem Eigenthume, das einer großen Gesellschaft, oder wohl gar dem gesammten Staate gehört, und tröstet sich damit, daß doch eigentlich kein Einzelner darunter leide. Allen diesen sinnreichen Leuten ließe sich sagen, was jener Philosoph einem Diebe antwortete, der sich damit entschuldigen wollte, er habe nicht gewußt, daß das Gestohlene ihm gesöhre: „Aber du wußtest doch, daß es nicht dir gehörte.“

Aber fragt euch nur selbst, ihr Leichtsin- nigen, ob ihr den Gedanken ruhig ertragen könnet, von dem Eurligen immerfort auch nur an solchen Dingen bestohlen zu werden, die ihr nicht gleich vermisst. Mancher würde hierauf trotzig erwidern: o, unser einer wird allerdings oft genug betrogen, und darum muß man sich an Andern wieder zu entschä- digen suchen. Gut; aber an wem entschä- digst du dich nun? An denen, die dir trauen, die dich für edler halten, als daß du so ein

Schelm seyn könntest. Diese Unschuldigen lässest du für die Gewissenlosigkeit Anderer büßen. Ein schönes Verfahren! Eine ganze Welt voll solcher Menschen würde nichts anders als ein großes Diebeslager seyn.

Frage dich abermals: wie würdest du den Mann verlangen, dem du deine weltläufigsten Besitzungen anvertrauen wolltest? Nicht wahr, so treu, daß er auch das kleinste anzurühren scheute, was ihm nicht gehörte? Und wenn du nun einen solchen gefunden zu haben glaubtest, nur mit der einzigen Ausnahme, daß er es mit den Sachen, die dem Fürsten gehörten, oder aus einer öffentlichen Kasse bezahlt wurden, nicht so genau genommen habe; würde dir das ganz recht seyn? Oder würdest du nicht vielmehr denken: Wer die Nothwendigkeit der Treue nicht so fest in seinem Herzen fühlt, daß er sich irgend eine Ausnahme mit leichterm Sinne erlauben kann; der läßt in vorkommenden Fällen der Ausnahmen wohl mehrere gelten? Nicht wahr, du

bist dieser Meinung? Nun so gehe hin, und handle selber der jetzt erlangten Einsicht getreu.

Eine heillose Sitte leichtsinniger Menschen, besonders von der vornehmern Klasse, kann ich hier nicht unerwähnt lassen, die wahrer Diebstahl ist, ohne doch jemals dafür erkannt worden zu seyn, die Gewohnheit nämlich, geringere Leute, besonders Handwerker, die etwas bey ihnen zu thun oder von ihnen zu fordern haben, zehnmal unabesichtigt wieder wegschicken, oder so lange warten zu lassen, daß sie unterdessen ein anderes, höchst dringendes oder auch einträgliches Geschäft mit aller Besquemlichkeit hätten verrichten können. Diese schändliche Gewohnheit, die viele eben recht zum hohen Lohne rechnen, um sich damit ein Ansehen zu geben, ist wirklich mit eine der drückendsten Lasten, die auf der arbeitenden Klasse der Menschen ruhen, und wer ihr diese abnimmt, thut ein rechtes Engelswerk. Wer da weiß, wie sorgfältig ein armer, aber fleiß

flaer Handwerksmann oder sonstiger Arbeiter seine Dienststunden zu Rathe halten muß, der wir einem solchen keine ohne Noth verderben. Man raubt ihm ja geradezu sein baares Geld, wenn man ihm eine gute Stunde raubt. Sieht man besonders, wie wenig solche Vornehms thuer durch solche Besuche eigentlich geändert werden, und wie gleichgültig es ihnen gemeinshin seyn könnte, ob sie den Armen jetzt oder nach einer Stunde oder über acht Tagen abfertigen, so kann man sich des gerechten Unwillens schwer enthalten. Merkwürdig ist es, daß sich kein Stand diese Ungerechtigkeit häufiger erlaubt, als der, welcher um der Gerechtigkeit willen da ist, der Stand der Juristen.

Als eine verstecktere Art des Diebstahls kann ferner diejenige Bosheit betrachtet werden, da man einzig aus feindseltiger Neigung jemanden verhindert, einen rechtmäßigen Erwerb zu machen, geschehe dies nun durch Verhinderung oder irgend ein anderes Mittel. Da

sonders macht sich die Nachsicht eine Freude daraus, fremde Pläne zu vereiteln; aber es ist ganz klar, daß es völlig einerley ist, ob man jemandem ein Gut stiehlt, das er schon hat, oder ihm die Mittel entzieht, ein andres, das ihm nahe war, zu erreichen.

Um nie in die traurige Nothwendigkeit zu gerathen, von fremdem Eigenthume leben zu müssen, hat jeder junge Mensch früh darauf zu sehen, daß er sich ein Talent erwerbe, welches ihn berechtige, seine Erhaltung von der Gesellschaft mit Sicherheit zu erwarten. Dies führt nun auch für jeden gewissenhaften Vater die Pflicht herbey, seinen Sohn mit beständiger Rücksicht auf ein künftiges Gewerbe zu erziehen, und ihn, wenn er nicht aus eigener Neigung zu bewegen ist, sich irgendwo zu fixiren, mit aller Kraft der väterlichen Autorität dazu anzuhalten. Ob der Vater die Lebensart des Sohnes bestimmen dürfe, wird an einem andern Orte untersucht werden.

5.

Wahrung für die Gemüthsruhe Anderer.

Da nach dem, was ich in der Klugheitslehre von der Gemüthsruhe gesagt habe, dies Gut zu den schätzbarsten gehört, welche der Mensch haben kann: so darf die Moral wohl mit Recht die Forderung an uns thun, dies Gut in jedem, bey dem wir es finden, zu ehren, und weder aus Leichtsinne noch mit Absicht etwas zu thun, wodurch ihm dasselbe verlehrt werden könnte. Mit Recht verbirgt man also einem Kranken die Gefahr, in der er schwelt, und die kleine Heuchelei, daß er recht wohl aussehe, daß er sich sichtlich bessere, und dgl. wird uns nicht als Lüge angerechnet, weil jeder wünschen muß, in einer ähnlichen Lüge eben so liebreich; lägnerische Freunde zu haben, die das süße Gefühl der Hoffnung noch so lange in ihm nähren, als Bewußtseyn

und Leben in ihm sey. Der junge Mann, der in der großen Welt und in den Werken der aufgeklärtesten Weisen eine andere Philosophie gefunden hat, als die ihm sein gutmüthig beschränkter Vater unter dem stillen Dache des ländlichen Pfarrhauses eingeflößt hatte, wird, wenn er nun zu dem guten Greise zurückkehrt, ihm zu Liebe seine neuere Ueberzeugung schonend verbirgt, und die frühere erheuchelt, um dieser Schonung willen kein Falscher zu scheitern seyn; denn wer möchte ihn lieber wahr wünschen und des ehrlichen Vaters Bekümmerniß sehen, daß sein einziger Sohn, die Freude seines Alters, in so gottlose Hände gerathen und zeitlich und ewig verloren sey? Fontenelle meint sogar, man müsse einem Ehemanne die Untreue seines Weibes verschweigen; allein hier spricht der Franzose aus ihm, der von der Heiligkeit der Ehen keinen Begriff hat; ja er gründet diesen Rath nicht einmal auf die Gemüthsruhe, die dadurch verletzt würde, sondern auf die Zweck

losigkeit jener Entdeckung, und erbaut darauf den trefflichen Satz, der des Eigennutzpredigers vollkommen würdig ist: eine Lüge sey erlaubt, wenn die Wahrheit keinen Nutzen bringen würde.

Gewisse Ideen, Grundsätze und Hoffnungen, die uns von Kindheit auf, durchs Leben begleitet, uns manchen Trost gegeben haben, und gleichsam mit uns grau geworden sind, haben zuletzt einen Werth und eine Heiligkeit für uns, der nichts in der Welt gleich kommt, und derjenige, welcher sie, aufgebüht von neuer Weisheit, zu erschüttern versucht, wird desto heftiger von uns verabscheut, je stärker seine Waffen, und je bekannter seine Geschicklichkeit ist. Diesen Abscheu eines ehrwürdigen Greises nicht zu reizen, halte doch lieber deine Meinungen bescheiden zurück, und ehre das Alter. Aber auch die Einfalt störe nicht in dem, was ihr wohlgefällt, wenn du doch die Macht nicht hast, die beunruhigten Gemüther durch die völlige Ueberzeugung von

der Wichtigkeit deiner Meinung wieder zu befriedigen. Fliehe die Eitelkeit, die auf Kosten fremder Gemüthsruhe weise scheitern will, und mußt du von Amis wegen einen beschränkten Kopf belehren, so knüpfe deinen Unterricht an die ihm gelaufenen Meinungen an. Es macht dir keine Schande, zu ihm herunter zu steigen, und dein Gewissen darf dich nicht beunruhigen; denn wenn ein wahrhafter weiser Mann dir zuhörte, so würde er dich loben müssen, daß du so klüglich verfahrenst, und zu dem guten Zweck die leichtesten Mittel wähltest. *)

*) „Aber der Zweck heiligt ja nicht die Mittel. Conferatur Crispinus!“ Mit keinem Eage ist vielleicht mehr Unfug getrieben worden als mit diesem. Crispinus that dem Einen Böses, um dem Andern Gutes thun zu können, und das war Unvernunft. Aber nicht, wenn er einem recht gütigen Federhändler, der selber mit verletzten Schuhen gegangen wäre, und sich nicht getraut hatte, sein eigenes Leder anzugreifen, aus wahrer Liebe zu ihm von diesem sehr dem Leder etwas entwendet, und ihm davon heimlich

Man wird jedoch leicht einsehen, daß Accommodationen dieser Art nur in einzelnen Fällen Statt finden können, und da verwerflich sind, wo durch sie der Fortschritt der Aufklärung im Ganzen würde aufgehalten werden. Der Schriftsteller also, der für die Weisheit seiner Nation schreibt, und in die Erziehung des Menschengeschlechts eingreift, darf, wenn er wirklich neue und wichtige Wahrheiten zu entdecken hat, die Angst der Schwachen und das Geschrey der Orthodoxen nicht berücksichtigen. Wirklich beleidigt er auch diese nicht so sehr; denn er wendet sich ja nicht ausdrücklich an sie, er läßt ihnen auch den

sich ein Paar Schuhe gemacht hätte; so daß der Bettelgeister solches Wollen im Winter gewärmt und getrocknet, und von allen Krankheiten, die aus nassem Füssen entspringen konnten, frey geblieben wäre? Dürfte dieser Zweck das Mittel nicht gerechtfertigen? Ich dachte, in diesem Falle, und nicht in dem gewöhnlich gesetzten, wären alle Prediger, die sich nach dem Heilsglauben (der mit jenem Geize des Lederhändlers sehr nahe verwandt ist) bequemen müssen.

Trost, daß die Wahrheit endlich doch die Oberhand behalten werde; und hat er in der That zu frey, d. h. zu unerweislich geschrieben, so erreichen sie wirklich ihren Wunsch, und der junge Weltentdecker wird verlacht und vergessen. Was er dagegen richtig geahnet hat, wird die jüngere Welt auffassen und zur Reise bringen, und kein Schreien der Alten wird den Strom der Aufklärung hemmen können, der nach der Weise aller Ströme im Fortgehen wächst, immer breitere Betten verlangt, und sich nie anders einzwängen läßt, als um dafür desto gewaltiger hinabzustürzen.

6.

Achtung für die Wahrheit.

Jedermann möchte gern vertrauen, und zu einem Arkadien, wie die des wirklichen Lebens überdrüssige Seele des Dichters es sich

denkt, gehören vor allen Dingen Bewohnern von so ungeheuchelter Einfalt der Gesinnungen und von so zuverlässiger Treue, daß man nie der Vorsicht oder des Mißtrauens bedürfte, sondern auf jedes andern Wort so fest wie auf das eigene bauen könnte. Aber es ist in der That sehr niederschlagend, wenn man sieht, wie wenig Achtung auch die besten Menschen für die Wahrheit haben, wie leicht sie die Uebertretung dieser Pflicht bey sich zu entschuldigen wissen, und wie wenig man sich, in Vergleich mit andern Lastern, dieser Untugend zu schämen pflegt. Wahr ist es, die einzelnen Vergehungen gegen die Pflicht der Wahrheit sind nicht selten in ihren Folgen unbedeutend; allein welch ein löcherichtes Gewebe würde die Moral werden, wenn die muthmaßlich kleinen Folgen einer Handlung uns jedesmal zu einer Ausnahme von dem Gesetze berechtigen sollten! Darin besteht ja eben die Vollendung eines Charakters, daß man einem einmal als nothwendig erkanntem Gesetze in

den, und eben in den kleinsten Fällen consequent handelt; denn für die großen berührt uns allenfalls schon die Furcht vor der gerichtlichen Verurtheilung. Und wenn ich in einer vorkommenden, mir höchst wichtigen Gelegenheit einen Mann suchte, auf den ich mich auf das Vollkommenste verlassen könnte: würde ich ganz besonders darnach forschen, ob er auch in Kleinigkeiten zuverlässig sey; mit einem Worte, ob es ihm zur andern Natur geworden sey, ohne alle Ausnahme die Wahrheit zu sagen, und sein gegebenes Wort heilig zu halten.

Liebe ich nun diesen Charakter an Andern, so sollte ich mich seiner nicht selbst aus meinen Kräften befeißigen? Wohlan dann, so will ich niemals, unter keiner Bedingung etwas sagen, das meiner innern Gesinnung und Ueberzeugung geraden Weges zuwider wäre, und niemals etwas versprechen, das ich nicht pünktlich und gerade zu der festgesetzten Zeit erfüllen im Stande seyn sollte. Es soll

man mich kennen lernen, und es soll mein Ertolz seyn, nie in meinem Leben unwahr erfunden worden zu seyn. — Wahrlich, wer dieses Vorsazes Meister wird, hat den größten Schritt zur Tugend gethan, und man wird ihm, sobald man ihn von dieser Seite kennt, nun auch willig jedes andere Gute zu trauen.

Aber woher denn in aller Welt die ungewöhnliche Seltenheit dieser Tugend? Wir wollen dieser Frage näher nachgehen, denn ausstreitig wird ihre vielfache Beantwortung uns eben so vielfache Warnungen an die Hand geben, den Versuchungen zur entgegengesetzten Untugend aufzuweichen.

Am häufigsten wird wohl aus Furcht gelogen, wenn man sich nicht getraut, das, was man gethan hat, oder noch thun will, öffentlich zu verantworten. So hat also jede Uebertretung der Pflicht die Lüge in ihrem Gefolge; kein Wunder, daß diese so häufig angetroffen wird. Eine Hauptregel, wie man immer

wahr bleiben könne, wäre demnach die:
 „Thue nichts Böses, so wirst du nicht nöthig haben, Entschuldigungen zu erlügen.“

Eine andere Veranlassung, Unwahrheiten zu sagen, hat man, wenn man nach Dingen gefragt wird, die man entweder nicht sagen darf, oder zu deren Erforschung man den Frager nicht berufen glaubt. In jenem Falle glaubt man sich oft nicht besser aus der Verlegenheit ziehen, in diesem, den Vorwürfen nicht besser bestrafen zu können, als indem man die Sache anders angiebt, als sie ist. Ich zweifle, ob der besonnene und gerade Mann jemals nöthig haben wird, den Einen zu täuschen, um dem Andern treu zu seyn. Hat er etwas zu verschweigen, so läßt sich nicht selten das Gespräch so leiten, daß die gemeinte Sache gar nicht berührt werden kann; oder er beträgt sich von Anfang an so, daß man gar nicht ahnet, er könne wohl von der Sache wissen; ja in vielen Fällen wird ihm keinen Schaden bringen, wenn er ge-

radem erklärt, daß er für das Geheimniß verantwortlich sey, und es unter keiner Bedingung verrathen dürfe. Das Aufheften erdichteter Geschichtchen, in der Absicht, sich über Andere lustig zu machen, wohin z. E. das Aprilschicken gehört, ist schon nach einem oben angeführten Gesetze unsittlich, das uns vorbietet, Schwächere durch die Vorhaltung ihrer eigenen Einsalt zu betrüben.

Allgemein viel wird ferner aus Leichtsinne gelogen. Der elenden Schwächlinge zu geschweigen, die immerfort Geschichten erdichten, um nur etwas zu erzählen zu haben, ist dies besonders der Fall mit allzuvoreilig gegebenen Versprechungen, die man entweder in der Hoffnung ausstellt, es werde sich ja zu feiner Zeit die Gelegenheit zum Worthalten, die jetzt freilich noch nicht abzusehen ist, wohl finden; oder die man als Nothhülfsen braucht, um gewisse lästige Forderungen für diesmal von der Hand zu weisen, wohl wissend übrigens, daß man zu der versprochenen Zeit so wenig als

nicht sein Wort werden halten können, ja ent-
 schlossen vielleicht, nie und nimmer Wort hal-
 ten zu wollen. Dieserley Menschen gehören
 fast zu den verächtlichsten von allen, und die
 zuletzt genannte Art mag man wohl verworfen und
 nichtswürdig nennen. Eigentlich liegt Furcht
 ihrem Vorfahren zum Grunde. Sie haben
 nicht das Herz, gerade heraus zu sagen, was
 sie thun wollen, und suchen die Geduld ihrer
 Gegner durch fortgesetztes Aesseln zu ermüden.
 Bedauernswürdig ist der, welcher mit solchen
 Leuten zu thun hat. Keine sichere Hoffnung
 darf er auf einen noch so rechtmäßigen, noch
 so sauer erworbenen Gewinn bauen; denn der,
 welcher ihn denselben auszahlen soll, ist ein
 Mensch ohne Treue und Glauben. Kein ernsts-
 tes Geschäft darf er unternehmen; denn
 auf den, der ihn dabey unterstützen soll, kann
 sich nicht verlassen. Die besten Pläne
 scheitern oft aus diesem Grunde. Man darf
 nicht auf nichts zu einer bestimmten Stunde
 rechnen, wenn der, von dem man diese Treue

de erwartet, ein leichtsinniger Mensch ist. Mit einem Worte, man sieht sich jeden Augenblick getäuscht, aufgehalten, im Stich gelassen, und in seinen liebsten Plänen und Wünschen gestört.

So nahe solche Erfahrungen uns selber die Pflicht der Wahrhaftigkeit und Pünctlichkeit legen sollten, so wenig wirken sie doch bey den meisten Leichtsinnigen dieser Art. Es giebt Menschen, die es in dem Nichterfüllen der allerheiligsten Versprechungen zu einer Art von Virtuosität gebracht haben, die sie eigentlich selbst bewundern müßten, da sie gewöhnlich bey jedem neuen Versprechen den Vorsatz zu fassen pflegen, diesmal nun ganz gewiß ihr Wort zu halten, und dann endlich zu ihrem Erstaunen sehen, daß die Sache so wenig steht, wie immer möglich war. Schwächlinge, die niemals ihr verfloßenes Erben mit Freudigkeit betrachten, niemals ihren Freunden und Bekannten ohne Erröthen ins Auge sehen können! Wie bewahrt man sich am besten vor diesem

verächtlichen Charakter? Zuerst, indem man genügend ist, und dadurch die löbliche Unabhängigkeit von dem Erbarmen anderer Menschen fest bewahrt. Dann: indem man sich vor dem ersten Schritte hütet. Hat man sich einmal durch eine Lüge glücklich Lust gemacht, so versucht man das leichte Mittel gewiß bald wieder, und je länger man das Vortheilhaftes aufschiebt, desto schwerer wird es zuletzt. Ferner mache man es sich zum unverbrüchlichen Gesetze, nichts vorher zu bestimmen, wovon man nicht gewiß seyn kann, daß man die Erfüllung zu rechter Zeit vollkommen in seiner Gewalt haben werde; man gewöhne sich also, ein Gewicht auf seine Worte zu legen, und keines entweichen zu lassen, bey dem man nichts ernstliches gedacht hat. Zu unmöglichen Dingen wird uns ja ohnehin kein billiger Mensch verpflichten. Was thut es also, wenn man auch einmal geradehin gestehen muß, man sey nicht im Stande, dies oder jenes Verlangen zu erfüllen, oder dies und

jenes Geschäft in einer verlangten Zeit abzu-
 thun? Der Vernünftige wird uns loben,
 wenn er unsere Vorsicht bemerkt, und uns
 um so mehr vertrauen, je deutlicher er sieht,
 welch ein Ernst es uns mit der Gewissenhaf-
 tigkeit sey; und wer etwas bey uns sucht,
 wird weit zufriedener von uns gehen, wenn
 wir ihm entscheidend die Unmöglichkeit erklärt
 haben, ihm zu helfen, als wenn wir aus zu
 großem Streben, allen gefällig zu seyn, ihn
 mit unsichern Erwartungen von einem Termin
 zum andern hingehalten haben.

Dies sollten sich besonders diejenigen Perso-
 nen aus den höheren Ständen gesagt seyn
 lassen, deren Verwendung, ihres Einflusses
 wegen, häufig von Bittenden gesucht wird.
 Lieber bestimmt abgeschlagen, als unbestimmt
 verdröset, und vor allen Dingen niemals eine
 Hoffnung erregt, die man nicht gewiß erfüllen
 kann. Vorzüglich lieblos ist es, Leute, die
 für uns gearbeitet haben, über den festgesetzten
 Termin hinaus ohne Bezahlung zu lassen. Auch

die Handwerker haben es sehr an sich, ihre Arbeiten zu jeder beliebigen Zeit zu versprechen, wenn sie gleich noch so viel anderes auf sich haben, daß sie unmöglich damit fertig werden können. Sie fürchten aber, man werde, wenn sie die Wahrheit sagten, die Arbeit anderswo bestellen, und um dies zu verhindern, spielen sie absichtlich den ärgerlichen Betrug. Aber sie schaden sich damit nur selbst; denn wer ihre Sitte kennt, geht nicht leicht wieder zu ihnen; dagegen man dem aufrichtigen Manne, der die Unmöglichkeit des Geforderten frey bekennet, gern von selbst einen längern Termin zugestehet.

Noch eine hassenswürdige Gewohnheit ist solchen Leichtsinrigen meistens eigen. Anstatt nämlich die gegebenen Hoffnungen ohne alle Rücksicht, bloß darum, weil man sie einmal gegeben hat, zu erfüllen, fangen sie an, über die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit dieser Hoffnungen bey sich selbst zu raisonniren, und

weil sie dann oft auf das Resultat kommen, daß das, was der Andere von ihnen verlangt hat, gar nicht so nöthig und nützlich sey, so glauben sie darum auch nicht so dringend zur Gewährung dieses Verlangens verpflichtet zu seyn. Aber nichts unstatthafteres kann wohl erdacht werden, als solche Kritik fremder Wünsche. Will man sie anstellen, so thue man dies noch in Gegenwart des Wünschenden, damit sich dieser darnach richten kann; nicht aber nachher, wenn alles verabredet ist, und jener nun sicher glaubt, das Versprochene werde zu rechter Zeit in Erfüllung gehen. Wie kannst du wissen, was mir nöthig oder entbehrlich, wichtig oder unwichtig ist? Und was hast du für ein Recht, meinem Gefühle vorzuschreiben, was es kalt erwarten oder heiß erst sehn, oder wissen es sich gänzlich verziehen soll? Ein kleiner Umstand, der dir gleichgültig scheint, spannt oft meine glühendste Erwartung; ein unbedeutendes Ding, das mir zu einem Zwecke dienen soll, den du nicht

weißt; macht mich aufs Aeußerste ungeduldig;
 eine Stunde, die du mir bestimmtest, und
 die ich deinetwegen dringenden Geschäften ab-
 brach, geht mir nun verloren; ich sitze und
 warte, und zähle die Minuten, da du kommen
 oder das Verlangte schicken wirst: und unter
 dessen hast du zu Hause guten Frieden, denn
 du bist überzeugt, die Sache werde ja so nö-
 thig nicht seyn. — Theseus Vater hatte mit
 dem Schiffer, der den Helden zum gefährli-
 chen Kampfe mit dem Minotaur nach Kreta
 überfahren sollte, verabredet, bey seiner Heims-
 fahrt statt der schwarzen die weiße Flagge auf-
 zustecken, wenn der Streit glücklich abgelau-
 fen sey, damit man schon von weitem von der
 Spitze des attischen Vorgebirges die frohe Bot-
 schaft erfahren könne. Der Schiffer, weit
 entfernt, sich die Sehnsucht des Vaterherzens
 vorzustellen, hielt die Bitte nicht so wichtig,
 oder unterging sich wohl gar, sich mit dem al-
 ten Manne durch Ueberraschung sein Fest zu
 machen; genug er ließ die Trauerflagge an dem

Maß, und der erschrockene Greis stürzte sich verzweifelt ins Meer hinab.

Eine oft aufgeworfene Frage darf hier nicht übergangen werden, nämlich die, ob Nothlagen erlaube seyn können. Damit kann nichts anders gefragt werden, als: ob es Collisionfälle geben könne, in denen die Pflicht der Wahrhaftigkeit einer höhern weichen müsse. Und wie sollte es das nicht? Gesezt, Theieus wäre in Kreta ermordet worden: wer würde es dem Schiffer zum Vorwurf gemacht haben, wenn er aus Schonung für den jählichen Vater dennoch die weiße Flagge aufgesteckt, und die Athener auf einige Stunden gestäuselt hätte? Wer könnte den tadeln, der seinen unschuldigen Freund, der in seinem Hause Zuflucht gesucht, den blutdürstigen Berserkern verheimlichte? Wer möchte nicht vielmehr in einer ähnlichen Lage sich selbst einen solchen Freund wünschen? Eben so wenig kann die behutsame Unterdrückung eines fremden Fehltrittes, dessen Bekanntwerden einem

Abzugs guten Menschen vielleicht unübersehbaren Nachtheil gestiftet hätte, dem eben Un-
 terdrücker als eine Verletzung der Pflicht ange-
 rechnet werden. Die natürlichste Regel, die
 sich für solche Fälle darbietet, ist die: Wähle
 diejenige Handlung, zu welcher dich im Aus-
 genblicke des Handelns das reine Gefühl der
 Liebe am dringendsten auffordert. Nur daß
 Eigennutz oder Furcht nie den Ausschlag gebe!

7.

Wahrung für fremde Elterlichkeit.

Die Nothwendigkeit dieser Pflicht wird
 man zwar dem Unsittlichen aus dem Princip
 aller vollkommenen Pflichten nicht recht her-
 greiflich machen können; allem er wird doch
 wünschen müssen, daß das, was er sich gern
 als eine Prærogative vorbehalten möchte, ja
 nicht allgemein verstatet werde. In so fern

steht man wirklich oft Edelme oder Wellüßlinge in Gegenwart unschuldiger junger Leute von ihren Streichen schweigen, und solch ein Schweigen könnte einen großen Theil ihrer früheren Schuld tilgen. Traurig genug, daß Leichtsin, Mangel an Erziehung oder böses Beispiel so manchen zur Unsitlichkeit hinrissen, und schlimm genug für einen solchen, daß der Besitz der Tugend einmal für ihn verloren ist. Muß er das Uebel noch vermehren, das durch daß er sich absichtlich in der heranwachsenden Jugend Nachfolger auf der Bahn des Lasters erzieht?

Die Pflicht, von welcher hier die Rede ist, kann nur solchen eingeschärft werden, die zwar selbst nicht Kraft genug zur steten Hervorbringung sittlicher Handlungen haben, aber in ruhigen Stunden doch vernünftig genug sind, die Nothwendigkeit des Sittengesetzes einzusehen. Solche kann man nicht dringend genug bitten, doch wenigstens nur auf ihre eigene Hand zu sündigen, und nie die Unschuld zu

Theilnehmern, Zeugen oder Zuhörern ihrer
 Untugenden zu machen. Wer kann es über-
 sehen, zu welchem Brande sich der leichtsinnig
 ausgeworfene Funke entwickeln werde; über
 wie viel andere Häuser er sich erstrecken, und
 wie lange in die tiefe Zukunft hin dies Feuer
 fortwuchern werde? Wie ein Greis an seiner
 goldenen Hochzeit mit eigenem Erstaunen die
 hundert Kinder, Enkel und Urenkel überschaut,
 die ihm ihr Daseyn verdanken, so erstaunens-
 würdig, aber nicht so herzerfreuend müßte es
 seyn, wenn ein einzelner Bösewicht die ganze
 Descendenz der Elenden um sich her versam-
 meln könnte, die theils seinem Beyspiele,
 theils seiner Ueberredung den Sinn für das
 Bessere verdankten, der sie jetzt für die gute
 Sache der Menschheit verloren gemacht hat.
 Wer kann es berechnen, um wie viel ein eins-
 ges, leichtsinnig geschriebenes Buch die Summe
 der jetzt herrschenden laren Grundsätze
 erhöht hat, und wie viele andere Schrif-
 tsteller, durch den Absatz desselben gelockt, sich

dies Buch zum Muster für viele ähnliche genommen haben, durch welche nun der Born der Unsitlichkeit sich aus hundert Röhren in das Publicum ergießt!

Aber selbst, wenn man weiß, daß die Verführung nicht hasen werde, sollte man doch tugendhafte Gemüther mit der Anhörung solcher Grundsätze versehenen, die ihrer ganzen Denkart zuwider sind, und keinen andern als einen widerlichen Eindruck auf sie machen können. Es gehört mit zu der Lieblosigkeit und Heindseligkeit der Gesinnungen, die die Grundlage aller Unsitlichkeit ist, wenn man einen redlichen Mann geistlich damit kränken kann, daß man den Grundsätzen, die er aus reiner Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit der ganzen Welt anwünschen möchte, mit lockerer Satire Hohn spricht, oder, was noch niederrächtiger ist, diejenigen darin wandelnd macht, denen er diese Grundsätze durch Lehre und Leben einzupumpfen von ihrer Kindheit an bemüht war. Das heißt ja nichts

anders, als die Saaten zertreten, die ein fleißiger Landmann mit saurem Schweiße dem magern Boden entlockte, oder die Baumschule mit behäufiger Hand zersähen, aus welcher nach des redlichen Pflanzers Absicht einst für die Kinder und Enkel ein ruhbarer und erquickender Obstgarten hervorgehen sollte.

Kann man eine Schaar von blühenden Kindern ansehen, ohne sich des herrlichen Ausspruchs zu erinnern: thro ist das Reich Gottes? So viele schlanke Pflänzchen, alle voll der Bestimmung, das Reich der Guten dereinst vermehren und anbauen zu helfen, und alle dem Zufall überlassen, der sie entweder in falsche Hände führen wird, die ihnen die dazu nöthige Richtung geben werden, oder der sie, unbeachtet von den Besseren, am Weeg stehen läßt, wo sie mit allen ihren herrlichen Anlagen, sich selbst überlassen, verkrüppeln. Wer könnte grausam genug seyn, zu dieser Verkrüppelung absichtlich beyzutragen? Hält man doch den schon für einen schlechten Mann:

ischen, der ein Baumchen an der Landstraße vorsehllich zerknickt, oder an seinen Zweigen beschädigt. Und was ist ein zerbrochener Baum gegen einen verderbten Menschen!

8.

Wahrung für die Ehr.

Wenn von einer Bestimmung des menschlichen Geschlechts die Rede ist, so denkt jeder dabey nur an den männlichen Theil desselben, und wenn man die Geschichte fragt, was bis her zur Entwicklung dieser großen Gesellschaft geschehen ist, so sagt sie uns einzig das, was die Männer dazu beygetragen haben. Ist das nicht Ungerechtigkeit gegen das andere Geschlecht? So sagen einzelne gelehrte Damen; aber daß es zu allen Zeiten und unter allen Völkern die einstimmige Klage aller Weiber gewesen sey, und daß die Weiber uns durch

gehends beneideten, daß die Regierungen der Staaten, die Gewerbe und Handhierungen, der Ackerbau und der Soldatenstand, die Gerichtshöfe und die Rathgeber nicht eben so gut mit Personen ihres Geschlechts besetzt würden, davon hat man noch nie gehört. Daß einzelne Damen Philologie oder Botanik oder Philosophie studirt, Verse gemacht und Dichter geschrieben haben, macht die Regel nicht wankend. Sind diese doch von jeher als Ausnahmen betrachtet worden, und haben im mindesten nicht den Neid der übrigen ihres Geschlechts geweckt. Ob die Elisabeth und Katharinen sich als Herrscherinnen jemals glücklich gefühlt haben, möchte schwer zu erweisen seyn. Daß ihr Geschlecht auch die Fähigkeit besitze, sich in männliche Geschäfte zu finden, haben sie allerdings bewiesen; allein wer hat je daran gezweifelt? Nur daß es die Bestimmung des ganzen Geschlechts sey, unmittelbar zur Entwicklung der Anlagen der gesammten Menschheit mit-

zuwirken, dies muß mit Rechte geldugnet werden. So unbillig ist die Natur nicht verfahren, daß sie dem Weibe, das schon mit dem Tragen, Gebären, Säugen und Aufziehen der Kinder den größten Theil seines Lebens hindringt, noch jenes große Geschäst, für das Ganze mit zu sorgen, auszubürdet hätte. Ja selbst den Sinn für dieses Ganze hat sie den Weibern versagt, um ihnen die Ueberschreitung ihrer Gränzen recht zu erschweren. Wenn hat je ein Weib eine Erfindung gemacht, eine die Menschheit interessirende Wahrheit zuerst ausgesprochen, oder zur Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse heilsame Vorschläge gethan? Wenn hat je ein großes politisches oder gelehrtes Unternehmen, eine Reformation, eine neue Gesetzgebung, eine Revolution, sie lebhafter beschäftigt, als eine Heyrath, ein Liebeshandel oder ein Mittel, den Männern zu gefallen? Ist nicht dagegen all ihr Dichten und Trachten auf das Letztere gerichtet? Wollen

sie etwas anders als Liebe, die doch dem Manne bey weitem nicht das Höchste ist? Sind sie nach aller Menschen innerstem Gesühle irgendwo besser an ihrem Plage, als in den Armen des Geliebten, an der Wiege der Kinder und in der Wirthschaft? Stimmt zu diesen Berufsarten nicht auch ihr zarterer Leib, ihr weiches Gemüth, ihr Sinn für Kleinigkeiten, ihr Hang zum Puze aufs schicklichste zusammen? Und wünscht sich ein vernünftiges, gut geartetes Weib noch etwas mehr, als einen geachteten Mann, der sie herzlich liebt, blühende Kinder, die sie ernähren, und eine gut eingerichtete Wirthschaft, der sie mit Ehren vorstehen kann? Welches hat die Natur ihnen auch den anschmiegenden Sinn gegeben, vermöge dessen sie sich leicht für die Beschäftigungen ihrer Männer interessiren lernen. So hilft die Frau des Krämers im Nothfall gern verkaufen, und die des Schriftstellers läßt sich lieblich die gelehrten Gespräche gefallen, die der Mann

Ihr im Feuer seiner Begeisterung ausbringt. Wozu quälen sich denn eigentlich unsere aristokratischen Damen so sehr mit Almanachen, Dichterwerken und gelehrten Journalen? Wozu anders, als weil sie mit so vielen jungen Genies zu thun haben, bey denen sie glauben, solches Unterhaltungsstoffes nicht erlangen zu können.

Hat aber die Natur das Weib von der unmittelbaren Theilnahme am Bau des Ganzen ausgeschlossen, so fehlt doch sehr viel, daß sie ihm darum eine minder wichtige Bestimmung gegeben hätte. Liefern sie nicht die immer neuen Arbeiter an dem großen Werke? Gehen nicht die werdenden Geschlechter aus ihrem Schooße hervor? Ist nicht bloß aus ihrem Schooße, größtentheils auch aus ihren Mutterarmen, aus ihrer Schule? Wächst nicht unter ihrer Pflege und Nahrung, unter ihren Schmerzen, ihren Sorgen und Nachtwachen, der Keim zum Menschen auf, den der Mann im Augenblicke

Was Vergnügens sorglos pflanzte, und den er-
 sorglos dem Schicksal überläßt? Nimmt nicht
 das Weib dem Manne willig alle die kleinen
 Nöthen ab, die er zu seiner Bequemlichkeit
 so sehr bedarf, und wozu ihm doch aller Ein-
 seht, ja deren Versorgung ihn in seinen ede-
 lern Geschäften unwürdig zerstreuen würde?
 Und ist sie es endlich nicht, in deren trau-
 licher Kammer, an deren reinlichem Tische,
 an deren wärmendem Ofen, unter deren fromm-
 erzogenen Kindern er seine Ruhe findet nach
 den Beschwerden des Tages, unter deren
 Schöpfungen im wohlverwalteten Hause er
 sich froh fühlt, und seiner Familienvaterwürde
 sich stolz und freudig bewußt wird?

Diese schöne Bestimmung kann aber das
 Weib nicht erreichen, wenn ihr Mann ihr
 nicht ihr Eines und Alles ist, und noch we-
 niger, wenn sie gar niemandes Weib wird.
 Die Natur hat gewollt, daß das Weib dem
 Mann ergänzen sollte, und wo die Vereinig-
 ung so geschieht, wie sie immer geschehen

sollte, da ist auch Mann und Weib schlecht hin Eins, und keins kann sich ohne das Andere denken. Diese Verbindung hält auch auf Lebenszeit, und wenn der Reiz des Weibes und die Kraft des Mannes vertrocknet, so schlingen die indeß heranwachsenden Kinder, in denen das Interesse beider Eltern sich vereinigt, und die holde Gewohnheit das alte Band immer fester zusammen. Wie könnte aber mit dieser Einrichtung der Natur, mit diesem schönen Zwecke der höchsten Weisheit eine Theilung der Herzen bestehen? Was will aus der häuslichen Harmonie werden, in welcher allein gute Kinder gedeihen, wenn der Mann noch eine liebere Vertraute hat, als sein Weib? wenn das Weib ihrem Manne Kinder gebiert, an denen er keinen Theil hat? wenn mit der Vollziehung der Ehe nicht jede weitere Sehnsucht nach männlichem Umgange geschlossen ist, und alle fernern Wünsche auf immer schweigen?

Ja, es ist ganz sonnenklar, daß die

Ehe keine menschliche Erfindung, keine Convenienz, kein politischer Kunstgriff sey, sondern daß die Natur selbst unwiderstehlich darauf hingeführt habe. Ein Mann und ein Weib sollten sich zur Fortpflanzung ihrer Art, und zur sichern Aufziehung der zarten Nachkommenschaft auf Lebenszeit verbinden, und der heilsame Trieb der Eifersucht sollte aller Polygynie und Polyandrie vorbeugen. Eine Anlage zur Schamhaftigkeit sollte den Jüngling und das Mädchen so lange vor dem Geschlechtsgenusse bewahren, bis sie im Stande wären, ihn dem Willen der Natur gemäß zu befriedigen. Die Sorge für den Hausstand, für die Pflege des Mannes und die Erziehung der Kinder sollte endlich jedes andere sinnliche Gelüste außer dem Umgange des Mannes fern von dem Weibe halten; wie denn der Mann durch seine schwereren Geschäfte und seine weniger sinnliche Natur gleichfalls, selbst der Erfahrung gemäß, leicht vor der Ausschweifung bewahrt wird.

Haben wir nun — wie doch wohl des vernünftigen Wesens würdig wäre — Achtung für die weisen Anstalten der Natur, so dürfen wir die Ehe nie anders, denn als das heiligste Band auf Erden betrachten, dessen Verletzung die schändeste Verhöhnung der ewigen Weisheit ist. Und das nicht allein, sie ist auch zugleich die bitterste Kränkung des unschuldigen Gatten. Denn indem zwey Personen ein Ehebündniß schließen, opfern sie einander ihre Freyheit auf, und nichts kann ihnen einen würdigen Ersatz für dieses Opfer geben, wenn es nicht die gegenseitige Treue, das völlige Vertrauen, die ganz dem andern sich hingebende Liebe thut. Wo anders kann der geplagte Mann, der in dem Strudel der treulosen Welt nur vorsichtig und schweigend kämpfen darf, einmal sein Herz ausschließen und völlig und herzlich vertrauen, als im Schoosse der Seinigen, und besonders am Busen seines geliebten Weibes? Wenn nun aber eben dies Weib nur Liebe heuchelt, ihr Herz

einem Andern zugewendet hat, und einem Andern dieselben süßen Rechte auf sich einräumt, die der Mann nur allein zu besitzen wähnt — kann wohl ein schändlicherer Verrug erfonnen werden? Oder wenn der Mann, der seiner Frau durch seine Liebe den schuldigsten Ersatz für die Beschwerden ihres Hausfrauen- und Mutterstandes geben sollte, eine andere als sie mit seiner Liebe beglückt — kann eine Undankbarkeit abscheulicher seyn? Kann einer von beiden wünschen, daß ihm so begegnet werde? Wie könnte er also berechtigt seyn, dem Andern so zu thun?

Und ein junger Mann, der, seinen Trieb zu befriedigen, keinen bequemern Gegenstand findet, als eine leichtsinnige Ehefrau, die er bald zu beschwären hofft: denkt er denn gar nicht daran, wie es ihm gefallen würde, wenn er der Ehemann wäre, der so betrogen werden sollte? Hoffte er denn nicht selbst einmal in diesen Stand zu treten, und ahnet er da nichts von einer Nemesis?

Freilich haben diejenigen, welche sich dies Vergehen erlauben, gewöhnlich diese Entschuldigung, daß sie nur solche Weiber wählten, die so unschicklich verheyrathet seyen, daß durch ihre Verbindung der Zweck und das Glück der Ehe doch nicht erreicht werde; daß sie mithin kein häusliches Glück hätten, weil keines da sey, und daß, wenn sie sich die Gelegenheit nicht zu Nuze machten, gehen andere bereit seyn würden, es an ihrer Stelle zu thun. Der letzte Grund kann vor der Vernunft gar nicht bestehen; denn die daraus folgende Maxime, daß uns alles erlaube sey, was sich Schlechtere erlauben, würde alle Moral aufheben. Was aber das erstere Vorgehen betrifft, daß durch den Ehebruch kein häusliches Glück gestiftet werde, wenn beide Ehegatten nicht zu einander passen, so wird dies schwerlich erwiesen werden können. Das eheliche Glück hat, wie jedes andere, seine Grade. Den höchsten Grad zu erreichen, gelingt in allen Dingen nur wenigen, aber

darum giebt man die Sache selbst nicht
 gleich auf. Gesezt, dir selber wäre es nicht
 möglich, eher zu heyrathen, als bis deine
 Jugendblüthe schon verwelkt, und deine beste
 Kraft zum Theil von dir gewichen wäre;
 du wünschtest aber dennoch von dem versäum-
 ten Glücke so viel nachzuholen, als möglich
 wäre, und zugleich dein Alter vor der Lieb-
 losigkeit bezahlter Pfleger zu sichern; es sände
 sich nun ein Frauenzimmer, zwar wohl eines
 jüngern Mannes würdig, aber in Ermange-
 lung desselben auch bereit, sich einem älteren
 zu vermählen. Wirst du es ihr nicht frey
 stellen, ob sie den gewagten Schritt thun
 wolle, oder nicht? Und wenn sie ihn thun
 will, wirst du nicht annehmen müssen, daß
 sie ihn wohlüberlegt, daß sie sich stark genug
 geföhlt habe, allenfalls einem langen Genuße
 sinnlicher Freuden zu entsagen, und den größ-
 ten Theil ihres ehelichen Glücks lieber in
 andern Geföhlen zu suchen? Muß es denn
 immer und ewig nur sinnlich genossen seyn?

Geseht nun also weiter, sie würde deine Frau, und nach einigen Jahren siele ihr ein, daß sie doch wohl besser gethan hätte, einen andern Mann zu wählen? Und welcher Frau? sollte das nicht einfallen? Könnte aber dieser Einfall eine Berechtigen, es wirklich mit einem andern zu versuchen, so ist gar nicht abzusehen, wenn diese Versuche geschlossen seyn möchten. Denn auch gegen den Besten wird man doch allmählig fühlter, und es wird sich dann immer wieder ein Besserer finden, und diesen wird nach einiger Zeit ein noch geliebterer verdrängen können. Es wäre also solchen Damen gar kein besserer Rath zu geben, als nur gerade hin à la Ninon zu leben; nur müßten sie auch die Offenherzigkeit dieser Buhterinn besitzen, die wenigstens keinen betrogen hat. Aber nicht wahr, du wünschest dir nicht eine solche Frau, oder wenn du sie hättest, so möchtest du doch wohl, daß sich niemand fände, der ihre Lüsternheit benutzte? Und

du solltest mit einem andern Ehemanne thun können, was du wünschst, daß dir niemals geschehe?

Ob der Geschlechtstrieb mit einem Mädchen ohne ehelichen Zweck befriedigt werden dürfe, wird sich aus dem Obigen leicht ergeben. Ist die Ehe die Bestimmung jedes weiblichen Wesens, so wird alles, was demselben die Erreichung dieser Bestimmung erschweren hilft, ein Verbrechen gegen das arme Geschöpf seyn, selbst wenn es einsältig genug seyn könnte, selbst darein zu willigen. Ich meines Theils möchte lieber einen Mord, als die Verführung eines unschuldigen Mädchens auf dem Gewissen haben.

Unter allen gebildeten Völkern, und selbst in Zeiten grosser Sittenverderbniß haben die älteren Jungfrauen stets die Blüthe der Unschuld mit Fleiß zu bewahren gesucht, weil sie wußten, welchen hohen Werth selbst der ausschweifendste Mann auf diesen Vorzug setze. Daß wir denselben so hoch achten,

ist zunächst freilich wohl eine Regung von Mißgunst, eine so weit getriebene Eifersucht, daß wir in unserm Besizthume auch nicht einmal einen Vorgänger dulden wollen; aber es hat doch auch zugleich noch einen sehr realen Grund. Strenge Keuschheit und tief im Herzen wohnende Sittsamkeit der Jungfrau sind dem Manne die einzige Bürgschaft für die Treue und Sittsamkeit der Frau. Es ist nicht wahr, daß der Mann die früheren Vergehungen seines Weibes nicht entdecken könne. Mögen auch die physischen Merkmale besetzter Jungfrauschaft trüglich seyn, so kann ich doch nimmermehr glauben, daß die moralischen es seyn sollten. Einem Weibe, dem die Schamhaftigkeit und Enthaltsamkeit schon vor der Ehe nichts mehr werth waren, und welches alle Einwirkungen der Vernunft, des Ehrgefühls, der Furcht und der Scham durch die bloße Sinnenlust übertrüben konnte, wird auch die häusliche Zucht, die Eingezogenheit und die Treue nicht sehr

am Herzen liegen. Umsonst wird der betragene Bräutigam die holde Schamhaftigkeit und das süße Geständniß der endlich befriedigten Sehnsucht in ihren halbgesenkten Blicken und auf ihren sanft erröthenden Wangen suchen. Das schönste, was er ihr zu geben hatte, war ihr ja nicht mehr neu; ja sie hat schon die Fähigkeit, schamlose Vergleichen anzustellen. Wie sollte sie ihren Mann als den Einzigen werth halten, der sie beglücken könnte? Nein, jene zarte Blüthe der Jungfrauschaft ist ein so nothwendiges Erforderniß zu einer glücklichen Ehe, als nur irgend ein anderer Vorzug, den ein Mädchen ihrem Bräutigam zubringen kann; und mit vollem Rechte hält daher ein junges Frauenzimmer auf die sorgfältigste Bewahrung dieses Kleinods.

Bei dem Manne ist es anders. Weist die Natur weit mehr und wichtigere Zwecke mit ihm hatte, als die Erzeugung einer Nachkommenschaft, so richtete sie auch seine

Begierden bey weitem nicht so sehr auf dies Geschäft, als die des Weibes. Wenn auch der Begattungstrieb zu einer gewissen Zeit noch so heftig bey ihm eintritt, so läßt er sich doch leichter abweisen; ja manche Menschen thun seine Befriedigung nur wie ein Nebengeschäft, oder wie ein verwandtes Naturbedürfniß ab, ohne sich dadurch in ihren übrigen Planen und Ideen weiter stören zu lassen. Das geschieht ohne alles nähere Interesse an dem Gegenstande, ja dieser Gegenstand, den sie bloß als Sache betrachten, ist ihnen gemeiniglich selbst verächtlich. (Dies letztere wäre bey den Weibern eine Unmöglichkeit.) Man könnte daher behaupten, daß ein Mann, wenn er nicht ein ausgemachter Wollüstling und lüderlicher Mensch ist, selbst bey häufig genossenem unreinen Vergnügen dieser Art, noch immer sehr keuschen Herzen geblieben seyn, und die aufrichtigste Achtung für die Ehe und den bessern Theil des weiblichen Geschlechts behal-

ien haben könne. Zwar wird er sich seiner frühern Ausforderungen immer schamen müssen; aber es wird ihm möglich seyn, sie bey einem tugendhaften Weibe gänzlich zu vergessen, und gleichsam ein neues Leben anzufangen. Das Weib hingegen berechnet nach solchen Genüssen die Hauptmomente ihres Lebens, und der Augenblick, da sie sich zum ersten Male der Umarmung eines Mannes hingab, ist der wichtigste ihres ganzen Daseyns.

Dazu kommt, daß der Mann durch die leidigen bürgerlichen Verhältnisse, die ihm oft bey dem besten Willen das Heyrathen unendlich machen, hinreichend entschuldigt ist, wenn er dem nicht mehr zu zähmenden Triebe auf jede mögliche Weise Raum giebt. Ganz gewiß ist es der Vernunft unsers Geschlechts zuzutrauen, daß der größte Theil von uns gern die Blüthe seiner Mannskraft der Gattinn aufbewahren würde, wenn es uns erlaubt wäre, in dem Alter zu heyrathen, in welchem es die

Mädchen thun. Da ferner bey der unaufhörlichen Aufforderung, die ein kraftvoller junger Mann hat, diesen wüthendsten aller Triebe (nächst dem Hunger) zu befriedigen, die Frage schwer zu beantworten ist, warum man die Gelegenheiten, ihn ohne Beleidigung eines Dritten zu befriedigen, unbenutzt lassen sollte: so wird der Moralist mit den bisher gegen die Hurerey gebrauchten Vorstellungen sehr kaum mehr ausreichen.

Ein Doctor Albrecht in Dresden hat in Nr. 303. des Reichsanzeigers von 1803 etwas über die Schädlichkeit der Bordelle gesagt, gegen einen Anonymus in derselben Zeitung, von dem er bedauert, daß ihm folgende Stelle entschlüpft sey: „Es ist unbestreitbar, daß es außer den Gränzen menschlicher Gewalt liegt, in gegenwärtigen Zeiten gewisse Meinungen im Allgemeinen nach Gefallen zu erzeugen, so wie die dermalige öffentliche Meinung über das Unmoralsche der außerordentlichen Befriedigung des Ge-

schlechtstriebeß sehr von der unterschieden ist, die man vor 30 Jahren hierüber nährte. Physische Schwächlinge möchten sie aus Ueberzeugung oder Mißgunst gern noch jetzt verbreiten.“ — Der Verfasser dieser Zeilen (dem dieselben eben so wenig einschläpfen, wie man sagen könnte, daß dem Sokrates die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele einschläpfen sey) wird sich unstreitig über das Verdauern des Hrn. Doctors A. leicht getrüßet haben. Er sieht die Sachen, wie sie sind, und hat den Geist der Zeit begriffen, zwey Vorschläge, die seinem Bedaurer gänzlich abgehen. Die Meinung, von der er spricht, ist die resligiöse Stimmung, die noch vor 30 Jahren alle Sittenlehren zu Glaubenslehren machte, und die jetzt mit dem Ansehen der Geistlichkeit und der Bibel durchaus gesunken ist. Damals war es genug, auf die letztere zu verweisen, und kurz und gut zu lehren, daß Hurerey Sünde sey, und kein rechtlicher Mensch hätte sich unterstanden, zu fragen: warum? Aber

die Zeit der Aufklärung verschmäh't allen Glauben auf Autoritäten, und verlangt Gründe. Kann der Hr. Doctor jene Dumpsheit des Geistes wieder zurück zaubern, in der man nur aus blindem Glauben handelte, so mache er uns das Kunststück vor. Da es aber vor zehn Jahren einem mächtigen Könige, einem sehr thätigen Minister und drey eben so eifrigen Oberconsistorialrathen nicht hat gelingen wollen, so zweifle ich, daß er viel ausrichten wird.

Es ist dabey eine feine Bemerkung des Anonymus, daß diejenigen, die noch jetzt so sehr gegen den Geschlechtsgenuß etfern, entweder aus physischer Schwäche, oder aus Vildigkeit, oder aus Mangel an Gelegenheit, zur eigenen Enthaltsamkeit gezwungen werden, und sich nun diese Enthaltsamkeit zur Tugend anrechnen. Da ist es denn freilich der einzige Trost, der ihnen übrig bleibt, zu glauben, sie seyen aus weit edlerem Stoffe zusammenge setzt, als jene sinnlichen, unreinen Men-

schen, die nur um des Genusses willen da zu seyn glaubten. Es ist ganz außerordentlich, welche Masken der Neid annehmen kann, und ich selber kenne mehrere gute Menschen, welche aus reiner Tugendliebe gegen das Laster der Unkeuschheit zu eifern meinen, da es doch nichts anders, als die quälendste Mißgunst ist, was aus ihnen spricht. Will der Herr Dr. Albrecht einmal recht aufrichtig seyn, so frage er sich nur selbst, ob er nicht an dem Genusse manches von ihm gehassten Bollkistlings gern dann und wann einmal Theil nehmen möchte, wenn es so recht in der Stille geschehen könnte.

Was soll nun das Resultat von dem allem seyn? Soll die Hurerey frank und frey seyn? Ich antworte: Für den, der alle Folgen das von aus williger Entschließung auf sich nehmen will, immerhin! Es giebt der feilen Dirnen unter uns genug, an denen doch einmal nichts mehr zu verderben ist, und denen noch ein Gewinn dadurch zufließt, wenn man

ſie dazu braucht, wozu ſie ſelbſt gebraucht ſeyn wollen. An ſolche wende ſich alſo, wer ſich durchaus nicht mehr bezähmen kann. — Aber wie viele werden dies ſeyn? Uns Deutſchen zumal, denen das Blut weit ruhiger als den ſüdlichen Nationen durch die Adern fließt, hat die Natur ſelbſt die Enthaltſamkeit ſehr erleichtert. Dazu kommt, daß die Schwäche eines großen Theils unſerer Jünglinge nur noch einer ganz kleinen Nachhülfe der Vernunft bedürfte, um allen Anſehtungen glücklich auszuweichen. Iſt dies nun der Fall, ſo muß zum wenigſten die Klugheitslehre dieſe Ueberwindung jedem jungen Manne ernſtlich anrathen, aus folgenden Gründen:

1. Weil dieſer Trieb, einmal befriedigt, nun weit ſtärker wird, als er vorher war, und mithin die erſte Sünde unzählige andere nach ſich zieht, die vielleicht nicht alle ſo gut abzuſen können, als jene erſte.

2. Weil Vergnügungen dieſer Art das Ver-

müß so sehr zerstreuen, daß man oft für nichts Ernsthaftes mehr Sinn behält.

3. Weil die Folgen einer einzigen Ausschweifung oft sehr unglücklich ausfallen können.

Das wäre für die jungen Leute selbst. Für die Eltern will ich noch folgendes hinzufügen.

Da die Gewohnheit, nach gewissern einmal festgewurzelten Vorstellungen zu handeln, ihre eiserne Gewalt selbst über Naturtriebe bewährt hat: so steht es ganz in den Händen der Eltern und Erzieher, ihre Kinder zu Wollüstlingen oder zu enthalt samen Menschen zu bilden. Wer das Letztere will, der gewöhne sie von den ersten Lebensjahren an zur schamhaften Verhüllung des Körpers, lehre sie jede unanständige Entblößung oder Verastung als etwas höchst unsittliches vermeiden, hüte sie vor dem Umgange mit Diensthoten und ge meinen Kindern wie vor dem Feuer, und er kläre sich bey jeder Gelegenheit mit Ernst und Abscheu gegen jede unanständige Rede oder Handlung, die den Kindern zu Ohren kommt.

Ein gefestetes Betragen der Eltern selber gegen einander in der Kinder Gegenwart, und oft wiederholte Aeußerungen über die Nothwendigkeit eines zurückhaltenden Wesens gegen Personen von verschiednem Geschlechte werden die harte Pflanze der Schamhaftigkeit in den weichen Kinderherzen wohltätig befestigen und nähren, und eine frühe und lange Gewohnheit, alles Unanständige in Reden und Handlungen zu vermeiden, wird einst mit der Kraft eines festen Grundsatzes aller Verführung wunderbar entgegen wirken. Ich selber habe mehrere wackere Jünglinge, die aus einer solchen Zucht erwachsen waren, unberührt von dem Schmutze späterer Umgebungen durch die mißlichen Jahre des akademischen Lebens gehen sehen, und weiß, daß sie ihren Bräuten eine unentweichte Unschuld zugebracht haben. Bey ihnen bemerkte ich zugleich eine andere, ihnen sehr früh aufgedrungene Gewohnung, ein sehr hartes Gefühl für das Reine, Schöne und Geschmackvolle, ver-

möge dessen schon der Anblick einer gemeinen
 Bußdirne sie mit Ekel erfüllte. Auch hatten
 sie meistens einen Hang zur Sentimentalität,
 der sie zum Idealen hinführte, und ihnen ein
 so zart veredeltes Bild von der Liebe vorhielt,
 daß sie sich geschämt haben würden, es durch
 unreine, sinnliche Gedanken zu entweihen.
 Ich möchte daher, gegen den Rath der neuern
 Pädagogen, solche Dichterwerke, die diesen
 Hang zum Romantischen nähren, eher em-
 pfehlen, als verbieten; nur solche Schriften,
 in denen die Liebe mit der Frivolität eines
 Franzosen behandelt, oder gar die offenbare
 Unsitte mit lachenden Farben geschildert
 wird, sollten vorsichtiger als Gift über die
 Seite gebracht werden. Ein souveraines Mits-
 tel endlich, den bösen Dämon ganz zu erlö-
 sen, ist, wie schon Ovid lehrt, Gewöhnung
 zu beständiger Beschäftigung. Kann man in
 jenen kritischen Jahren das Gemüth eines
 Jünglings für irgend ein hohes Ziel des Ehr-
 gelüsts begeistern, so wird er vollends von fleisch-

lichen Aufsehtungen nur wenig zu dulden haben.

9.

Kritik für die Staatsverhältnisse.

Der größte Theil der Menschen steht in dem bürgerlichen Zwange, in welchem er leben muß, in den vielen Unterordnungen der executiven Macht, und in so manchen finanzistischen und polizeylichen Gesetzen nichts als drückende Bande, zum Theil durch den Geiz oder das Privatinteresse der Großen geschmiedet, und einzig zur Aussaugung der ärmern Klassen vorhanden. Eine genauere historische Kenntniß von der wunderbaren Entwicklung der Gesellschaft würde diese Unzufriedenheit beträchtlich mildern: die Vergleichung unsers gegenwärtigen Zustandes mit dem unserer Vorfahren in allen früheren Perioden der Geschichte würde uns nicht wenig trösten; und

ein ernstliches Nachdenken über die Schwierigkeiten der Sache würde uns endlich eine hohe Bewunderung dessen abnöthigen, was bereits wirklich in der Zusammensetzung einer so überaus künstlichen Maschine, als unsere heutigen Staatsverfassungen sind, geleistet worden ist. Daß freilich hier nur alles im Großen berechnet werden konnte, und mithin manchem Kleineren unverhältnißmäßig wehe geschehen mußte, war natürlich; aber gewissermaßen ist der menschliche Verstand dadurch entschuldigt, daß der göttliche selbst im Großen nicht viel gerechter verfahren konnte. Wie schlimm sind nicht z. B. gegen die freyen Vögel, Wölfe, Füchse und fast gegen das ganze Vögelgeschlecht die armen Pferde oder die noch geplagteren sibirischen Schlittenhunde weggekommen! Genug, daß wir überzeugt seyn können, es sey für jetzt der besten Einsicht noch nicht möglich gewesen, bessere bürgerliche Verhältnisse hervorzubringen; es werde aber nirgends am guten Willen fehlen, dieselben bey

wachsender Einriht immer mehr zu vervollkommen.

Dieser Ueberzeugung gemäß zu handeln wird die Pflicht des rechtschaffenen Mannes seyn. Daß sie gleichfalls aus dem Princip aller vollkommenen Pflichten folge, erachtet sich leicht. Verlangst du, daß der Staat dich schützen solle, wie kannst du ihm deinen Beytrag zu seiner Erhaltung verweigern? Wenn nun ein jeder, wie du, die Zölle umginge und die Visitatoren berückte, wozu doch jeder eben so viel Recht hätte, als du: woher sollte der Staat seine ihm so nöthigen Kräfte nehmen? Zwar meint man gewöhnlich, die Zaren und Steuern seyen willkührliche Befehle; allein einmal sind sie ja nicht dir allein willkührlich aufgesetzt, sondern jeder Staatsbürger muß sie, gleich dir, tragen, und man bemüht sich immer mehr, den Hohen und Niedern nach gleichem Verhältnisse zu schätzen: und dann, wie sollten sie anders seyn können, da doch nun einmal bestimmte Summen zur Bestrei-

tung der ungeheuren Staatsausgaben und zur Vergrößerung des Schatzes für künftige Unglücksfälle nothwendig zusammengebracht werden müssen? — Aber, sagst du, bey weitem nicht alles, was mir abgepreßt wird, gereicht dem Staate zum Besten; eine Menge unnützer Menschen theilen sich darin, die sich von meinem Schweiße müssen, anstatt, wie ich, zu arbeiten. — Wags seyn, so ernährst du doch andere, und thust mirhin Gutes. Auch ist ihre Arbeit elender als die Deiner; und ihr Loos beklagenswerth genug. Und da du doch diese Menschen nicht wegschaffen kannst, vielmehr der Staat sie durchaus ernähren muß: so fällt jeder Beytrag, den du ihnen vorenthältst, dem Staate zur Last, der ihn sich nun entziehen muß, um ihn diesen Leuten zu geben. Auf jeden Fall ist es also der Staat, den du bestiehlt, und dieser hat also ein Recht, dich dafür hart zu bestrafen. Unüberlegt wäre es auch gesprochen, wenn du sagen wollest: Die Ausgaben, die

der Staat sich macht, sind aus schlechten Veranlassungen hervorgegangen. Warum soll ich zu einem Kriege beytragen, der mit meinem Willen nicht ist angefangen worden, und den uns die Gewalthaber billig hätten ersparen sollen? — Gesetzt, dies letztere wäre möglich gewesen, so berechtigt dich ein Fehler des Regenten doch nicht, dem Ganzen deine Theilnahme zu versagen. Leiden die übrigen Glieder nicht alle mit, und eben so unerschuldig als du, und hast du nicht, als du dieser Gesellschaft beyrathest, dich eben dadurch stillschweigend verbunden, im Nothfalle alle Lasten derselben mitzutragen? Soll der Soldat sein Blut für den Staat hingeben, und du willst nicht einmal etwas von deinem Gelde bezahlen lassen? Ist es denn nichts, daß dich dafür in Friedenszeiten der Staat gegen alle widerrechtliche Eingriffe in deine Rechte schützt, dir dein Eigenthum sichert, dir Gelegenheit zu deinem Unterhalt verschafft, und dir hier zur Durchsetzung deiner Forderungen,

dort zum Unterricht deiner Kinder öffentliche Anstalten barbietet? Gehe doch in die Lander, die von unaufhörlichen Plünderungen gefeßloser Räuber beunruhigt werden, wo der Mann, der gestern noch wohlhabend war, von einer Mameluckenhorde oder von den wilden Trabanten eines rebellischen Pascha aus seinen Bette gerissen wurde, und heute mit seinen ausgezogenen Kindern bettelnd durch die zerrampften Felder wandert, die gestern noch sein waren. Dort wirst du es einsehen, welche Wohlthat es ist, Bürger eines civilisirten Staats zu seyn, und wie weit die Vortheile, die der letztere gewährt, den Druck überwiegen, den man sich um jener willen gefallen lassen muß.

Aus allen bisher angeführten Gründen ist auch jede gewaltthätige Widersehung gegen die Obrigkeit durchaus unmoralisch, und der rechtschaffene Mann wird sich dieselbe, selbst wenn ihm Unrecht geschehen wäre, schon um des Ganzen willen nicht erlauben. Daß es hin

gegen jedem frey stehe, mit offen und beschel-
den dargelegten Vernunftgründen einen zu ras-
chen Schritt der Obrigkeit zu hemmen oder
zu vereiteln, versteht sich von selbst.

 10.

Wer ist ein rechtschaffner Mann?

Dies wären etwa die vorzüglichsten der voll-
kommenen Pflichten. Wer sich ihre Erfüllung
zum festen Gesetze gemacht hat, heißt nach
einem höchst bestimmten Sprachgebrauche ein
rechtschaffener Mann. Von einem solchen ver-
langt man keine vorzügliche Klugheit, keinen
lebhaften Eifer für die Verbesserung einzel-
ner Culturzweige oder bürgerlicher Verhält-
nisse, keine Kenntnisse, keinen Geschmack, kei-
nen Hang zur Wohlthätigkeit oder zu hartem
menschlichen Gefühlen. Er kann geizig, schur-
zig, unordentlich, ein Sodomit, ein Spieler,

ein Trinker seyn; wenn er nur die vollkommenen Pflichten pünctlich übt, und jedem sein Recht erweist, streng, zu rechter Zeit, aus freyer Bewegung und ohne Murren, so ist er ein rechtschaffener Mann. Solche meint Jesus, wenn er sagt, es seyen unnütze Knechte, sie hätten nur gethan, was sie zu thun schuldig wären. Daß der Lehrer der Liebe so sprechen mußte, war wohl natürlich; doch wäre wohl zu wünschen, daß es solcher unnützen Knechte recht viele gäbe, denn leider ist derer, die auch das Schuldigste unterlassen, Legion.

II.

Die unvollkommenen Pflichten.

I.

Grunds und Grenzen dieser Pflichten.

Weniger als die Pflicht zu thun, kann wohl von keinem erwartet werden, als von solchen, die einer Begeisterung für den großen Plan des Welterschöpfers fähig sind, bey denen also alle kalte Betrachtung des sorgsam bestimmten Gesetzes aufhört, und die sich aus innerer Freude an ihrer Menschheit, mit wahrer Liebe entschließen, alles, was das Gesetz befehlt, freywillig doppelt und dreyfach zu thun, und die Forderungen des Egoismus denen des allgemeinen Wohls freudig aufzuopfern. Dies

ist der idealische Charakter des Tugendhaften, und das Princip desselben ist laut der Angabe derer, die diese Tugend lehren: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, d. h. laß dir die Beförderung fremden Glücks eben so angelegen als die deines eigenen seyn.

Für den Tugendhaften wäre also eigentlich von Pflichten gar nicht mehr die Rede. Der Lieblingsjünger Jesu setzt auch die Liebe geradezu dem Pflichtgefühl, welches er sehr richtig eine Furcht nennt, entgegen, wenn er sagt: Furcht ist nicht in der Liebe; die wahre Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. Auch kann dem Tugendhaften in seinem Eifer für das allgemeine Wohl keine Gränze gezogen werden: genug, daß er das, was er thut, aus herzlicher Liebe thut. Daher der Name der unvollkommenen Pflichten, der wenigstens verräth, daß die Moralisten hier mit ihren Bestimmungen nicht weiter fort gehen konnten haben.

Das Unvollkommene liegt offenbar in der

nle zu entscheidenden Gränzbestimmung zwischen dem Gebiet der Klugheits: und dem der Tugendlehre. Hier ist alles so subjectiv, daß jeder einzelne Fall nach andern Gesetzen beurtheilt werden muß. Weg der bekannten Geschichte von der angeblichen Lebensrettung des großen Kurfürsten durch seinen Stallmeister fühlt man allerdings sogleich das Herrliche der Handlung, und hier ist kein Zweifel, daß die Erhaltung eines so wichtigen Hauptes, als der Kurfürst war, mit der Aufopferung eines ganzen Heeres nicht zu theuer erkauft worden wäre. Wie aber, wenn der Stallmeister dasselbe für ein Paar gemeine Knechte gethan hätte? Hier würde die Klugheitslehre unstreitig erst einen Verzicht verlangt haben, wie vieler Menschen Leben nach möglicher Berechnung wohl ungefähr so viel werth gewesen wäre, als das jenes Einen. Etwa fünf? oder sechs? oder sieben? Aber der Enthusiasmus hat keine Schnellwage zum Symbol, und in der Hitze der Schlacht hätte Groben sein Leben

vielleicht eben so entschlossen für einen gemeinen Reiter gelassen, als für seinen Herrn, und mich dünkt, diese Handlung wäre nicht minder edel gewesen.

Da das Leben die Bedingung alles Wirkens und Genießens ist, so wird man auch dem Tugendhaftesten nicht zumuthen können, es für Andere aufzuopfern, wenn nicht durch dieses Opfer ein augenscheinlicher, ganz außerordentlicher Gewinn für das Ganze hervorgeht. Dies ist allerdings der Fall bey dem Soldaten, der sein Leben für das Wohl des Staats aussetzt; es war der Fall bey Jesus, bey Codrus, bey den beiden Spartanern, die nach Herodots Erzählung freywillig nach Zugingen, dem Kerres ihre Köpfe anzubieten, und durch dies Opfer von ihrem Vaterlande das Unglück abzuwenden, das ihrer Meinung nach die Götter zur Strafe für die Ermordung der persischen Gesandten über dasselbe verhängt hatten. Es war der Fall bey den Horatiern, dem Ritter Curtius, und Andern. Aber wo

nicht ein so großes Schicksal auf der Wage liegt, da wird auch der edelste Menschenfreund sich nicht auflagen dürfen, wenn die Liebe zum Leben in seiner Seele stärker, als der Wunsch nach Andrei's Erhaltung verspricht. Wenn ein Hause gutmüthiger Dorfbewohner mitleidig, von der Küste aus, dem Unglück einer gescheiterten Schiffsmannschaft zusieht, ohne daß einer von ihnen das Herz hat, dem Braak mit einem Boote zu Hülfe zu kommen: wer möchte sie deshalb verdammen? Die Aufopferung des Prinzen Leopold von Braunschweig in der großen Wasserschiffahrt zu Frankfurt an der Oder kann nur in so fern eine edle Handlung heißen, als vorausgesetzt werden muß, der junge Held habe die Gefahr nicht für so groß gehalten, und nur den Kleinsmüthigen ein Herz machen wollen, die durch die bloße Möglichkeit eines unglücklichen Erfolgs von der Rettung jener Unglücklichen abgeschreckt wurden. Könnte man annehmen, daß er von der Wahrscheinlichkeit seines To-

des vorher überzeugt gewesen wäre, so würde man nicht umhin können, ihn einen Thoren zu nennen.

Das Beispiel des Sokrates gehört nicht eigentlich hierher. Er starb nicht für das Ganze, auch nicht aus Liebe für einen Einzelnen, sondern — seinem Ideal zu Gefallen. Von dem Tage an, da er in Athen als Lehrer der Weisheit öffentlich aufgetreten war, hatte er sich vorgenommen, in seinem Leben der Welt ein Kunstwerk vorzuhalten, und so mußte es recht in seinen Plan gehören, das Ganze mit der Märtyrerkrone zu vollenden; ja die Arbeit seines ganzen Lebens wäre vernichtet gewesen, wenn er die Rede des Lysias oder das Anerbieten Kritons hätte annehmen können. Da er bey Entwerfung seines Ideals jede kluge Rücksicht auf specielle Staatsverhältnisse streng verworfen hatte, so möchte man sagen, daß ihm ganz Recht geschehen sey, indem die Gesellschaft selbst, deren nothwendige Ordnungen er verhöhnte, ihn seinen Ides

altēmus mit dem Leben büßen ließ. Wir wolten der Welt, statt mehrerer Idealisten feiner Art, lieber recht viele solcher Weisen wünschen, die ihre Ideale mehr den Culturverhältnissen ihres Volks anpassen, und die Klugheit nicht verschmähen, in den Geist ihrer Zeit willig einzugreifen.

Nächst dem Leben sind uns die Güter des Lebens das Liebste. Es entsteht die Frage: wie viel davon sind wir unsern leidenden Mitbrüdern aufzuopfern verbunden? Alles, was wir entbehren können? Gut, aber wer bestimmt hier die Gränge des Bedürfnisses? Wenn ich mich auch von allem Gelde entblößt hätte, könnte ich nicht etwa noch manches Kleidungsstück entbehren, das z. B. ein Abgebrannter noch nöthiger brauchte als ich? Wäre es nicht vielleicht Pflicht, wenn ich Gesunder eine Flasche Weins hätte, und wüßte, wo jemand traurig läge, ihm dieselbe zu schicken? Aber wenn ich dieser Maxime durchaus consequent handeln wollte, so würde ich

offenbar selbst nicht eher zu einem Tropfen kommen, als bis ein ähnlich gesinnter Zuegendsamer, der noch nicht so weit herunter wäre, und mich nun selber traurig liegen sähe, mich mit einem Glase von dem seinigen erquicken müßte. Doch, wir wollen einen ernsthaftern Fall annehmen. Gesezt, ich hätte arme Verwandte, die nur die nöthigsten Lebensbedürfnisse befriedigen könnten. Soll ich nun, der ich etwas mehr übrig habe, um ihr zu retwillen mir jedes Vergnügen versagen, das ich ohne sie gewiß genießen würde? Oder gesezt, ich hätte mir mit saurer Arbeit nach vielen Jahren endlich tausend Thaler verdient, und läse eben, da ich sie auf die Bank bringen wollte, von dem Unglück eines abgebrannten Fleckens. Soll ich nun die Frucht jahrelangen Fleißes hingeben an Menschen, die ich nie gesehen habe? Aber sie sind doch meine Brüder, und sind so unglücklich, und ich könnte zur Noth auch ohne die tausend Thaler vergnügt seyn. Wie kann ich sagen, daß

Ich meinen Nächsten liebe, wenn ich in solcher Noth unthätig bleibe, und mich nicht einmal von meinem Ueberflusse trennen will? Verschämt mich nicht jeder Grobian, den ich noch außer dem strengsten Bedürfnisse sein sehe halte? Und was soll man zu den edeln Männern sagen, die in Palästen wohnen, und Hunderttausende hinterlassen?

2.

Die Tugend der Nüchternheit.

Ich will mich doch in der Geschichte umsehen, und hören, was die Erfahrung von der Tugend sagt. Herrlich strahlte mir hier zuerst das Beyspiel Jesu entgegen. Ja hier sehe ich wahre Tugend, eine schön gehaltene, bis ans Ende fortwährende Begeisterung. Aber welch eine Idee, welch ein Zweck befeelte auch diesen Mann! Wie könnte jetzt noch

jemand zu einer solchen Idee kommen? Wer
 her also soll ich jene Begeisterung nehmen,
 ohne jene Zwecke? Wie kann mein gemeines,
 einschränkendes Leben mich zu solcher poetischen
 Stimmung erheben, oder mich fortwährend
 darin erhalten? — Ich sehe ferner die hoch-
 berühmten Muster eines Sokrates, Diogenes,
 Epikur und anderer Weisen des Alterthums.
 Aber wo zeigt sich in ihrem Leben eine Spur,
 daß herrliche Liebe für die Menschheit, wie bey
 Jesu, sie begeistert habe? Sie haben uns
 durch ihre bewundernswürdigen Aufopferungen
 gezeiget, welcher Stärke die Vernunft fähig
 ist; sie wollten die Wahrheit ihrer Systeme
 durch ihr Leben beweisen, und haben es ge-
 than. Wenn aber Liebe zum Wesen der Ju-
 gend gehört, so ist es sehr unrichtlich, sie
 Tugendhafte zu nennen. Nirgends hat sich
 vielmehr der Egoismus, der Antipode der Ju-
 gend, so thätig bewiesen, als in diesen Philo-
 sophen. — Weiter betrachte ich die Edlen,
 die freudig für ihre Lieben das Leben gelassen

haben; die Diener, die für ihre Herren, die Söhne, die für ihre Väter bluteten; die Weiber, die sich selbst zu ihren gefesselten Männern auf den Revolutionskarren drängten, und sie nicht überleben wollten; auch die Damon und Phintias und andere treue Seelen, deren edle Thaten uns zu Thränen rühren. Ja, auch hier ist Tugend, aber von welcher Art? Ist es ein ganzes tugendhaftes Leben, oder nur eine einzelne Handlung, in einer feurigen Aufwallung, in einer Ekstase vollführt? Offenbar das Letztere, daher auch Scenen dieser Art nur in revolutionären oder kriegerischen Zeiten vorkommen, wo das beständig in Unruhe schwankende Gemüth nie zur Besonnenheit kommt, und alle Handlungen nur Ausbrüche eines stürmischen Gefühls sind. Das Leben solcher Tugendhelden würde in ruhigen Zuständen vielleicht die Möglichkeit solcher Ekstasen kaum haben ahnen lassen, und gewiß waren sie im Uebrigen eben so sehr dem Eigennutz, dem Neide, und andern Schwächen unterworfen,

als wir andern. Haben wir diese Ekstasen nicht auch, nur daß sie in unserm einsiedrigen, ruhigeren Leben auch weniger glänzende Handlungen hervordringen? Was thun wir nicht oft für Personen, für die wir uns lebhaft interessieren! Welcher Entsagungen, Aufopferungen und Anstrengungen sind wir, ihnen zu Liebe, nicht fähig! Und können wir nicht zu eben der Zeit für die ganze übrige Welt kalt, verschlossen und lieblos seyn? Werwiegern wir nicht manchmal, während wir uns zu den edelsten Handlungen begeistert fühlen, dem Bettler einen halben Groschen? Kann Tugend so parteyisch seyn?

O weh, wohin führt das! Die Liebe ist allerdings parteyisch, sie wählt sich ihre Gegenstände aus, sie schränkt sich nur auf wenige ein. Wer alle Welt lieben will, liebt keinen recht. Und nun ist das Unglück, daß alle andern, die wir nicht lieben, uns noch weit weniger als gleichgültig bleiben. Da wir uns nicht durch einen innern Drang uns

sterns Herzens zu ihnen hingezogen fühlen, so betrachten wir sie bloß mit dem feindseligen egoistischen Auge. Jede ihrer eigenen egoistischen Bestrebungen widert uns an, wir schimpfen sie gemeine Naturen, wir verwahren uns gegen ihren Umgang, und doch sind diese Menschen gerade so edel als wir, nur daß sie uns nicht lieben. Wir helfen ihnen wohl, wenn sie entweder unserer Eigensiebe schmachteln, oder wenn so etwas in ihren Zügen liegt, das Dankbarkeit verspricht, oder wenn wir glauben, daß die ihnen zu erweisende Güte einen Glanz auf uns werfen könne: aber bey der geringsten Collision mit unsern egoistischen Neigungen sehen wir gleich den Feind in einem solchen, und es ist bloß aus Furcht, daß wir ihn nicht offenbar feindselig behandeln.

Wie wäre es auch anders möglich bey Geschöpfen, deren stärkster Naturtrieb der der Selbsterhaltung war? Macht uns dieser wühende Trieb nicht schon von Hause aus zu Feinden unserer Gattung? Und kann die Feind-

ste Bildung ihn wohl so dicht verhüllen, daß er nicht bey dem ersten Reize in seiner ganzen Kraft hervorbrechen sollte? Wie hat er nicht in Frankreich geraset, als die Schranken der äußeren Zwangsmacht gefallen waren! Und wie würde er augenblicklich auch bey uns zu rasen anfangen, wenn diese Schranken auch hier einstürzten. Im Stande der Ruhe und des Glücks mag man wohl von allgemeiner Menschenliebe träumen, und bey einer vor kommenden Gelegenheit einem Freunde zeigen, daß man aus Liebe zu ihm auch wohl etwas Großes opfern könne; nur bilde sich keiner ein, daß er nun über allen Egoismus hinweg sey. Die kleinste Veranlassung wird, ehe er sich dessen versieht, den Neid und den Eigennutz aus ihren Winkeln hervortreiben, und der eingebildete Tugendhafte wird dassehen, wie ein anderer Mensch, und sich seines Traumes schämen müssen.

Könnte die Liebe wirklich ein tugendhaftes Leben als vollendetes Ganzes hervorbringen,

so würden wir die vortrefflichsten Charaktere unter den Dichtern zu suchen haben, deren heißes Gefühl uns die Tugend gewöhnlich mit so bezaubernden Farben zu schildern weiß. Aber hier bewährt sich die Kraft der Tugend gerade am schlechtesten. Zwischen edlen Gedanken und einzelnen glänzenden Ekstasen sehen wir den feindseligsten Egoismus mit allen seinen Attributen, Stolz, Neid, Eigennutz, Rache sucht desto greller hervortreten, so daß man von den meisten sagen möchte: wären sie nicht so tugendhaft, so würden sie moralischer seyn.

Immer besser! Also soll die Tugend wohl gar der Moralität hinderlich seyn? Das wäre wohl möglich. In so fern die Liebe etwas Poetisches ist, das nicht ohne einen Aufschwung der Phantasie aus dem niedern Gebiete der nackten Wirklichkeit gedacht werden kann; eben diese Wirklichkeit aber der einzige Schauplatz alles moralischen Handelns ist, wird, der so hoch Begeisterte nur immer nach Idealen trachten, und sich darüber für die Menschen,

wie sie wirklich sind, die Augen verblenden. Der Arme in Abstracto, wie er ihn im Romane geschildert findet, wird ihn innig rühren: der Arme in der Wirklichkeit ekelte ihn an. Diese Lumpen hatte er sich nicht so schmutzig gedacht; die Worte des Vertlers verriethen auch gar keine Sentimentalität; sie weisen auf eine gemeine Gesinnung, mithin verdient der Mensch kein edleres Schicksal. Der aus Vernunft gute Mensch läßt sich das gegen durch die gemeine Natur des Armen nicht abschrecken, sein erster Gedanke ist vielmehr: wie, wenn du an seiner Stelle wärst? was würdest du da wünschen, daß ein Vorseher übergehender für dich thäte? und schon ist die kleine Gabe gerettet. Die Liebe ist ferner ein Gefühl, sie erkaltet mithin allmählig, wenn sie sich gar zu wenig lohnt sieht. Schon oft lehrte der Jüngling, der mit dem Enthusiasmus eines Posa ausging, nach einigen verunglückten Versuchen unenthovoll und mit dem Entschlusse zurück, nun auch gar nichts mehr

süße die Menschen zu thun, weil sie es doch nicht werth wären. Was aber das schlimmste ist, so macht das Gefühl der Liebe zum Guten träge; denn man glaubt sich schon gut, so lange man sich dieses Gefühls bewußt ist, und geht wenig darauf aus, es in Thaten auszudrücken. Ja mit diesem Bewußtseyn im Herzen erlaubt man dem egoistischen Triebe seine liebsten Spiele; man spricht von den Eigenschaften seiner guten Freunde so liebevoll neidisch, man zieht das ungerechte Profitchen so liebevoll eigennützig ein, man umarmt den vortreflichen Collegen, den man zum Henker wünschte, so liebevoll heuchlerisch, und fühlt vor lauter Liebe selbst nicht, welche Stimme hier eigentlich spricht. — Man wird sagen, das sey eine unächte Liebe; allein man sehe nur recht zu, es ist die eigentliche, ächte, nur mit Schwachheit versehen. Man findet sie in einem bewundernswürdigen Grade bey demjenigen Geschlechte, dem die Liebe und die Schwache eigenthümlich sind, bey dem weibi-

lichen. Dieselbe Frau, die uns an Tugend ein Engel schien, weil die Liebe aus ihr sprach, erscheint wie ein gemeines Weib, wenn sie am Kaffeetisch unter ihres Gleichen sitzt, und von einer Dritten spricht, und wie ein Teufel ihrem Manne, wenn er der Eifersucht nicht mit der größten Vorsicht vorzubeugen weiß.

Wie unendlich sicherer als diese Tugendshasteigkeit der Gefühle führt uns die nüchtern Vernunft, die, beständig gewaffnet gegen die heimlichen Ausfälle des Egoismus, unparteyisch die Personen und Sachen ansieht, wie sie sind, ihre einmal festgesetzte Kette von Ideen durchläuft, und jeden vorkommenden Fall aus ihrem einfachen Princip entscheidet. Die Liebe, die Jesus verlangte, ist nur für Menschen von seinem Verufe; wer in den Verhältnissen unsers bürgerlichen Lebens ihm nachzuahmen suchen wollte, würde oft in einzelnen Fällen von denen, die jener unnütze Knechte schalt, in der Sittlichkeit beschämt werden.

So sollte also die Tugend etwas Unmög-
liches seyn? Insofern unter diesem Namen
ein Charakter verstanden wird, der von allen
gefordert werden könne — ja. Einzelne tus-
gendhafte Handlungen sind im Leben jedes
Menschen möglich, und kommen auch in allen
Ständen häufig genug vor. Will man ins-
dessen, wie wir oben immer gethan haben,
die durch lange Uebung zur Fertigkeit gewor-
dene Gewohnheit, immer nach dem Vernunft-
princip zu handeln, Tugend nennen, so ist
dagegen nichts einzuwenden. In diesem Falle
könnte man dann auch sagen, daß die Tugend
lehrbar sey, welches von dem Gefühl der
Liebe nicht gesagt werden kann, das nur durch
eine mystische, religiöse Erziehung zu erzeugen
seyn dürfte.

3.

Begriff des guten Menschen.

Was bleibt nun dem Moralisten übrig, wenn die Mystik, die allein die idealische Tugend hervorbringen kann, außerhalb des Gebiets des Lehrbaren liegt? Ich denke, sein erstes Geschäft wird seyn, in der Vernunft seines Zöglings die moralische Ideenreihe festzustellen, ohne deren Zuverlässigkeit die Mystik, im Fall sie ihn einmal ergriffe, ihn leicht den Kopf verwirren könnte; und es dann abzuwarten, was das Gefühl hinzuthun werde. Er lehre ihn daher zuerst sein Leben nach den Vorschriften der Klugheitslehre einrichten, und seine Neigungen nach den Grundsätzen der Rechtschaffenheit beschränken; weil aber der Rechtschaffene nur negative Pflichten hat, so wird noch übrig seyn, daß man ihn auch zum guten Menschen bilde, und das wird dadurch

geschehen können, daß man ihn auffordert, nicht bloß die Harmonie des allgemeinen Wohls seyns nicht zu stören, sondern sie auch zu befördern. Das Ergreifen eines Amtes, das Streben nach immer wichtigeren Wirkungskreisen, das Forschen nach nützlichen Entdeckungen darf die Moral nicht erst empfehlen, denn dafür werden die durch die Klugheitslehre geleiteten Neigungen schon sorgen. Es ist hier nur die Rede von dem Betragen in unsern verschiedenen Verhältnissen, und hier ist das Princip: Befördere aus allen Kräften das Wohlfeyn deines Nächsten. Verlangt man ein Merkmal, woran man das wahre Wohl des Nächsten erkennen könne, so ist die Lehre die: Thue jedem, was du in seiner Lage von Andern zu empfangen wünschst würdest.

Die Pflichten, welche aus diesem Princip herfließen, sind nicht so unvollkommen, sondern lassen sich ziemlich genau bestimmen. Ich habe nicht nöthig, den Einwohnern einer abgebrannten Stadt mein ganzes Vermögen

zu schenken; denn wenn ich selbst zu diesen Unglücklichen gehörte, so würde ich den unbilligen Wunsch nicht haben, daß ein Einzelter sich so über Gebühr aufopfern möchte; ich würde vielmehr nur wünschen können, daß von allen den Tausenden, die von dem Unglück hörten, ein jeder nach seinen Kräften so viel hergäbe, daß durch die Summe sämmtlicher Wohlthaten mein und meiner Mitbürger Unglück gemildert würde. Dasselbe ist der Fall mit dem Weine, den ich den Kranken schicken soll. Die Summe aller armen Kranken kann ja nicht verlangen, daß jeder, der nur eine Flasche besitzt, sich dieser berauben solle; sondern daß die Summe aller Reichen nach Verhältniß ihres Vorraths so viel zusammentringen möchte, als nöthig wäre, jedem einen kleinen Labetrunk zu gewähren. Wirklich handeln auch alle wohlthätigen Menschen nach einem dunklen Gefühle dieser Maxime, und man hört wohl manchen edlichen Bürgermann bey seiner kleinen Gabe sagen:

Wenn nur ein Jeder nach seinem Vermögen so viel giebt, so wird es keine Noth haben.

Das positive Gute, welches jemand seinem Nebenmenschen erweisen kann, ist nur von zwiefacher Art. Entweder erhöht er ihre Glückseligkeit, oder er befördert ihre Stetigkeit. Von beiden Pflichten wollen wir jetzt noch näher sprechen:

4.

Erhöhung fremder Glückseligkeit.

So wie ich wünsche, daß recht viele Menschen sich für mein Glück interessiren möchten, so muß ich ja wohl billig auch darauf bedacht seyn, das Wohlfeyn recht vieler Andern zu befördern. Dies rath mir schon die Klugheitslehre, da kein gewisseres Mittel ist, sich die Liebe der Menschen zu erwerben, als indem man ihnen Gutes erzeigt. Allein selbst

in solchen Fällen, wo diese schwelgt, und kein rückfließender Nutzen für mich aus meiner Wohlthat abzusehen ist, muß jener Grundsatz der Sittenlehre die stärkste verbindende Kraft für mich haben.

Es ist aber bekannt, daß die Erhöhung fremder Glückseligkeit nicht bloß in Geld und andern Gaben bestehe, womit wir etwa der Noth solcher abhelfen, die ärmer als wir sind. Wir sollen überhaupt allen, mit denen wir umgehen, durch unsern Umgang so viel Freude machen, als wir von dem andern zu haben wünschen müssen. Dies verpflichtet uns zu einem gütigen, nachsichtigen, höflichen Betragen gegen Andere; es verpflichtet uns zu einem beständigen Nachdenken, wie wir die Lage derer, die von uns abhängen, immer angenehmer machen könnten; es treibt uns sogar an, jeden, der etwas bei uns sucht, auch wenn wir ihm nicht helfen können, doch wenigstens auf eine liebevolle Art zu entlassen, ihm einen klugen Rath oder einen wirksamen Trostgrund

mitzugehen, u. dgl. Es verpflichtet uns, einem Dittenden gern etwas von unserer Zeit aufzuopfern, und ihm mit unsern Kenntnissen beizustehen; vor allen Dingen aber seiern seinen Gefühle die Kränkung zu ersparen, es sehen zu müssen, wie beschwerlich er uns sey. Es lehrt uns, Geduld zu haben mit der Schwäche des Alters, mit dem Eigensinn eines Kranken, mit der Eigenliebe eines Verblendeten, der sich in dem Besitz irgend eines Gutes, eines Talents oder einer Idee, deren Wichtigkeit wir einsehen, für unaussprechlich glücklich hält; und mit dem Geschwäh eines Albernern, der es nicht weiß, daß er uns lässig fällt. Es hilft uns für unsere Freunde angenehme Ueberraschungen aussinnen, frohliche Feste bereiten, und gerade das aussuchen, von dem wir wissen, daß es ihnen die meiste Freude machen werde. Es lehrt uns endlich in unserm Gespräche alles dasjenige vorsichtig vermeiden, womit wir in Andern unangenehme Erinnerungen wecken, oder eine Kenntniß von

Dingen verrothen könnten, die nach dem Wunsche jener auf immer unbekannt bleiben sollten.

Die Frage: Wer ist mein Nächster, ist von Jesu durch die Erzählung von dem barmherzigen Samariter schön beantwortet worden. Der ist es, der keinen näheren zum Helfer hat als mich. Darans geht denn auch hervor, auf welche Personen wir unsere wohlthätige Sorgfalt zunächst zu richten haben. Offenbar auf die, deren Schicksal allein von uns abhängt, und nächst diesen auf diejenigen, die durch ehemals uns erwiesene Wohlthaten einen gerechten Anspruch auf unsere Dankbarkeit haben. Was soll man zu einem Manne sagen, der alle Welt zu unterhalten sucht, und seiner Frau keine einzige frohe Stunde macht? Oder zu einem, der Fremden Gutes thut, und sich seiner verlassenen Geschwister nicht annimmt? Man klagt oft über die Zudringlichkeit der Verwandten; allein von wem sollen sie denn eher Hülfe begehren, als von denen, die sie am nächsten kennen? Wie wohl

auch hier die Art, wie, und die Umstände, unter welchen gebeten wird, den Grad unserer Theilnahme höchst verschieden bestimmen werden.

Eben so wenig läßt sich auch im Allgemeinen angeben, wie man sich gegen Wohlthäter zu verhalten habe. Es giebt deren, denen ganz Recht geschieht, wenn sie mit Undank bezahlt werden. Dies sind nämlich solche, die uns zu ihren Zwecken gebrauchen wollten, und um uns dazu zu gewinnen, uns eine Lockspeise vorwarfen, die sie uns nun, da sie uns nicht mehr gebrauchen können, zur Wohlthat anrechnen. Solche Menschen verdienen unsere ganze Verachtung, und es ist noch Schönerung von uns, wenn wir ihnen ihre Schlechtigkeit nicht laut vorrücken, und ihre Schande öffentlich verbreiten. — Andere, minder kraßbar, aber nicht minder eigennützig, erwiesen uns lange Zeit die größte Aufmerksamkeit und Liebe, und leisteten uns in dringenden Fällen die wesentlichste Unterstützung, in

der Absicht, uns dadurch zu einem Gegendienste zu verbinden, der für sie von Wichtigkeit ist, uns hingegen, wenn wir ihn leisten sollten, unser ganzes Glück kosten würde. Von dieser Art sind die Speculationen vieler Frauenzimmer, ja selbst vieler Eltern, denen die Versorgung ihrer geldarmen Töchter Sorge macht. Die Klugheitslehre muß hier zwar billig jeden jungen Mann vor solchen frühen Verbindungen warnen, und die Sittlichkeit kann ihn, wenn er jene Warnungen verachtet, und einem solchen Mädchen durch sein ganzes Betragen gegen sie wirklich Hoffnungen gemacht hat, allerdings verpflichten, sein Wort zu halten; allein wenn er sich redlich bewußt ist, jenen Fehler nicht begangen zu haben, so kann keine Vernunft ihn zwingen, die Liebeserweisungen, die er empfangen hat, gerade mit der Münze zu bezahlen, die man verlangt. Er wird wohl thun, wenn er, um dem Vorwurf der Undankbarkeit zu entgehen, jenen Leuten auf alle Art seine Ergebenheit zu ers

kennen giebt; aber über den durch seine Vereitelung ihre Hauptabsicht erregten Haß darf er sich nicht beunruhigen.

Unter allen unsern Wohlthätern kann wohl Niemand mehr auf unsere Dankbarkeit rechnen, als diejenigen, denen wir das Leben und die Erhaltung desselben in den Tagen unserer unbehüllichen Kindheit verdanken. Das natürliche gesunde Gefühl der ältesten ~~Sohn~~ geber hat überall den Undank gegen die Eltern für eins der schwärzesten Laster erklärt, und die Klügeley verderbter Menschen hat die Nothwendigkeit einer Pflicht, die ihr lästig fiel, siegreich zu bekämpfen geglaubt. Daß meine Eltern mich erzeugt haben, sagt man, kann keinen Dank verdienen, weil sie zunächst diesen Zweck nicht wollten; daß sie mich ernährten, geschah gleichfalls aus Instinct, und machte ihnen herzliches Vergnügen; daß sie mich erzogen, war ihre Pflicht, und es wäre abscheulich von ihnen gewesen, wenn sie es nicht gethan hätten. Auf diese Rede würde

ein Vater im gerechten Zorn erwidern dürfen: „Ja, Undankbarer, dich von unserer Armuth kümmerlich mit zu ernähren, war unser Vergnügen; denn wir sahen einen unschuldigen Edling in dir, der es nicht verdient hatte, hüllos zu verschmachten. Hätten wir damals deine Treulosigkeit und dein schlechtes Herz im Reine erkennen können, ich selber hätte dich vielleicht von deiner Mutter Brust gerissen und dem Findelhause übergeben, damit du nie erfahren hättest, was Elternliebe sey. Es war unsere Pflicht, dich zu erziehen; allein wir thaten es in der Hoffnung, uns eine Stütze im Alter zu bereiten. Hätten wir damals wissen können, daß du es uns mit Undank vergelten würdest, so würde kein Mensch es abscheulich gefunden haben, wenn wir dich deinem bösen Schicksal überlassen hätten. Wer die Natur gekannt hätte, der hätte sie nicht in den Busen gesteckt. Völschwicht, der du gestehst, daß wir aus Liebe alles für dich gethan haben, süßst

du denn nicht, daß man nichts böshafteres thun kann, als Liebe mit Kälte und Verachtung bezahlen?"

Auch der Fall kann kommen, daß ein braver Sohn mit dem besten Willen es nicht über sich gewinnen kann, seine wirklich schlechten Eltern zu achten und zu lieben. Was soll er thun? Gefühle kann man nicht erzwingen; was geliebt werden soll, muß liebenswürdig seyn; wen man achten soll, der muß Vorzüge des Geistes und des Charakters besitzen. Es bleibe hier nichts übrig, als den Eltern diejenigen Liebesdienste zu erweisen, die sie verlangen, jede Klage über unsern Ungehorsam abzuschneiden, in unbedeutenden Streitfällen ihnen nachzugeben, in wichtigern mit Festigkeit die Rechte der Vernunft durchzusetzen, dabey aber alle Erbitterung zu verhüten, und es ihnen überall begreiflich zu machen, daß man nicht aus Stolz oder Eigensinn so strenge gegen sie verfare. Gute Jünglinge haben hier eine schöne Gelegenheit.

sich in der Geduld und Selbstverleugnung zu üben. Wie schwer es auch seyn mag, eine für richtig erkannte Meinung gegen eine uns verkehrt scheinende aufzugeben, so bringt es dafür auch ein schönes Lob, wenn man aus freywilliger Achtung auch die wunderlichen Eigenheiten unverständiger Eltern ohne Wurren zu ertragen weiß.

Sich seiner Eltern zu schämen, wird gemeinhin für ein Zeichen eines schlechten Herzens gehalten; allein ich sollte meinen, daß eine gewisse Art dieser Scham auch wohl die Frucht einer sehr edeln Gesinnung seyn könnte. Wenn z. B. mein Vater, ein Mann von niedriger Herkunft, mich plötzlich in einer Gesellschaft gebildeter Männer und vornehmer Frauen überraschte, und ohne das mindeste Schicklichkeitsgefühl seine Ansprüche an mich mit derselben Rücksichtslosigkeit geltend machte, als wären wir allein; wenn dann seine schlechte Kleidung, seine gemeinen Sitten, sein unanständiges Gespräch die Gesellschaft

zum heimlichen Gespött oder gar zum Widerspruch bewegen: mit welcher Empfindung könnte ich das wohl ansehen? Heißt das sich seiner Eltern schämen, dieses Empörts werden, wenn man sie der Verachtung Preis gegeben sieht, und schweigen muß, weil man sie nicht retten kann, sie, die man so gern recht von Herzen ehren und lieben möchte? Gewöhnlich werfen Eltern, die sich in diesem Falle befinden, ihren besser erzogenen Kindern dies sogenannte Schämen vor, und nehmen es sehr übel, wenn sie von denselben nicht recht laut als ihre Eltern vorgestellt werden, natürlich weil dies ihrer Eitelkeit am meisten schmeicheln würde. Aber wenn sie Einsicht genug hätten, so würden sie das Zartgefühl ihrer Kinder vielmehr ehren müssen, das ihnen den fatalen Contrast gern ersparen möchte, den sie so eifrig suchen. Auch dies ist ein Verhältniß, welches viel Geduld und Klugheit erfordert; denn die Aufgabe ist, so seiner Gefühle Meister zu bleiben, daß man

weder an der Liebe der Eltern noch an der Achtung der Fremden verliert.

Auch diejenige Art von Scham, da man den niedrigen Stand seiner Eltern im Umgange mit Vornehmern verleugnet, (abgesehen davon, daß die Lüge allerdings tadelhaft ist,) kann in vielen Fällen wohl mehr auf einem Mißtrauen in die Vernunft der Andern, als auf eigener Unvernunft beruhen. Allein wenn auch von Seiten der Sittlichkeit nichts dagegen zu sagen wäre, so muß doch die Klugheitslehre diese Scham ganz verwerfen. Einmal kann man nämlich doch nicht wissen, wie der Betrug entdeckt werden könne, und dann hat man sich selbst verächtlich gemacht. Ferner aber macht es uns ja weit mehr Ehre, von einer niedern Stufe zu dem Range der Gebildeten empor gestiegen, als schon durch die bloße Geburt in denselben versetzt zu seyn. Fürchten wir aber im Ernste, durch die Entdeckung unserer niedrigen Geburt in den Augen der Höheren zu verlieren, so wäre ja das

ein böses Geweß, daß wir die bisher von ihnen erhaltene Achtung mehr einem Irrthum, als unserm eignen Verdienste zuschreiben. Wirklich findet sich auch dies Gefühl bey solchen am lebhaftesten, die ihre Erhebung in einen höheren Stand mehr dem blinden Glücke als eigener geistlicher Anstrengung verdanken.

Ich komme jetzt zu den übrigen Wohlthättern, denen Freude zu machen eine der nächsten Pflichten des guten Menschen ist. Die häufigen Klagen über Undank zeigen, wie wenig diese Pflicht geachtet wird. Dies beruht nicht selten auf einer falschen Scham, zu der uns das Betragen mancher Wohlthäter selber Anlaß giebt. Diese können oft, unverständigen Eltern gleich, die alten Verhältnisse nicht vergessen, in denen sie ehemals mit uns standen, denen wir aber längst entwachsen sind. Wir würden herzlich gern einem alten Vater, der uns in unsern Schuljahren einen Freywillig gab, jeden billigen Gegendienst erweisen,

aber der Mann verlangt mehr; er will unsere Freundschaft, unsern Umgang; wir sollen noch immer den Patron in ihm ehren, und das wird uns ja doch gar zu peinlich. Andererseits aber selten wir doch auch bedenken, wie schwer wir einen guten Mann durch unser Vergessen kränken, der uns einmal lieb gewonnen, der vielleicht einst seine herzlichste Freude an uns hatte, und dessen Liebe doch wohl eine Gegenliebe verdient hätte. Es ist doch hart, gerade von denen vergessen zu werden, in deren Herzen wir uns eben ein recht festes Gedächtniß hatten stiften wollen. Verlorne Geld schmerzt, aber verlorne Wohlthaten noch weit mehr; wir würden uns doch auch betrüben, wenn es uns so ginge. Also --! Es wird ja wohl ein Mittelweg zu finden seyn zwischen schweigendem Stolz und selbstbeschämender Demüthigung. Und wie schön sind die Geschichten zu lesen von Fürsten, die sich noch ihrer Erhöhung derer dankbar erinnert haben, die ihnen vorher im

Stande ihrer Erniedrigung Gutes erwiesen hatten.

Daß Eltern das Wohl ihrer Kinder auf alle Weise zu befördern haben, darf man ihnen wohl nicht erst als eine Pflicht vorhalten. Eher sollte man untersuchen, wie weit sich diese Sorge erstrecken dürfe. Namentlich kommt hierbey die Frage in Anschlag. Darf der Vater die Lebensart seines Sohnes bestimmen? Die vorsichtigste Antwort darauf scheint mir die: Wenn der Sohn sich nicht selbst aus vernünftigen Gründen für ein Fach entscheiden kann, ja. Ein kluger Vater wird allerdings seinem Sohne von Kindheit an Gelegenheit zu verschaffen suchen, die verschiedenen Gewerbe der Menschen kennen zu lernen, und entweder sein eigenes Beyspiel oder lebhafteste Empfehlungen dieser oder jener Lebensart werden der Neigung des heranwachsenden Knaben allmählig von selbst eine bestimmte Richtung geben. Einer solchen Neigung schnurstracks zu widersprechen, wäre

allerdings hart; aber in dringenden Fällen, wo des Vaters Vernunftgründe überwiegend sind, wird er kein Bedenken tragen dürfen, dem Sohne eine Zeitlang Gewalt anzuthun. Eine Zeitlang, sage ich; denn lange wird ohnehin die schmerzliche Empfindung des Zwanges nicht währen, wenn die milde Kraft der Gewohnheit erst das Fremde leicht gemacht hat. Treten denn nicht die meisten Menschen gezwungen in ihre Bahn, und gewinnt der arme Waisenknabe nicht mit der Zeit das schwierigste Handwerk lieb, wenn er sieht, daß es ihn ernährt, und daß er nun in keinem andern so gut mehr fortkommen würde?

Zum Schluß noch ein Paar Worte über die Frage, ob man auch seinen Feinden Gutes thun solle. Auf jeden Fall ist es eine höchst unnatürliche Forderung, so unnatürlich, daß der, welcher sie wirklich erfüllte, sich dem Verdachte aussetzen würde, es aus Furcht oder aus Affectation gethan zu haben. Um besonders diesem letztern auszuweis

chen, würde ich sagen: „Ueberlaß das An-
 ,dern, die ihm näher sind, und übe du
 „deinen Wohlthätigkeitshang an solchen, bey
 „denen du es ein: diese Besorgniß thun
 „kannst.“ Freilich, wenn der Fall so drin-
 gend wäre, wie bey dem Hirten in der Fä-
 bel, der am Rande eines Abgrunds einge-
 schlafen war, da wäre es ein Anders. Aber
 dergleichen Fälle möchten wenig vorkommen.
 Das versteht sich übrigens von selbst, daß,
 wenn seinen Feind lieben so viel heißt, als
 ihm trotz seiner Angriffe auf uns die
 strengste Gerechtigkeit erweisen, und alle
 Rachsucht unterdrücken, die Feindestliebe eines
 der ersten Gebote der Vernunft ist, und
 nicht bloß dem guten, sondern schon dem
 rechtschaffenen Manne obliegt. Sind doch
 von Hause aus alle Menschen unsere Feinde,
 wie oben oft genug gesagt ist; so daß die
 Moral recht eigentlich den Zweck hat, und
 mit allen unsern Feinden auszugleichen, und
 aller Fehde ein Ende zu machen. Diejeni-

gen, die wir ausschließlich unsere Feinde nennen, sind folglich nur dem Grade nach von denen verschieden, mit welchen wir in Nähe leben. Kame mir der Fall, daß einer von denen, die mich vorzüglich heftig verfolgt hätten, in einen sehr häßlichen Zustand herlethe, und sein Elend jammerte mich so, daß ich mich bewegt fühlte, ihm eine Unterstützung zu reichen, so würde ich dies wenigstens sehr heimlich thun, um sein Gefühl durch die Beschämung nicht noch schmerzlicher zu verwunden.

5.

Beförderung fremder Ehrlichkeit.

Es ist die Frage, ob ein Staatsminister mehr für das allgemeine Beste thun könne, als ein braver Vater, der dem Staate sechs vollkommen rechtschaffene Männer erzogen hat,

von denen zu erwarten steht, daß jeder wieviel
 deum so viel Sproßlinge derselben Zucht hin-
 terlassen werde. Und was kann nicht erst
 ein Lehrer thun, von dessen Händen Hunderte
 von biegsamen Kinderseelen ihre Bildung
 erhalten, und dessen Beyspiel oft mit einer
 begeisternden Kraft, weit mehr als die Leh-
 ren der Eltern wirkt. Welchen Einfluß der
 Charakter eines allgeköpften Vorstehers auf
 ein ganzes Collegium, ja der eines hochach-
 tungswürdigen Königs auf die Sittlichkeit
 eines ganzen Landes habe, ist bekannt.
 Welche Aufforderung für den edlen Ehrgeiz,
 auch von dieser Seite sein Licht leuchten zu
 lassen! Es ist aber nicht genug, daß wir
 durch unser eigenes Betragen selbst das Mus-
 ter geben; wir können mehr thun, wir könn-
 en durch freywilliges Eingreifen in die Han-
 lungen Anderer, so weit uns dasselbe erlaubt
 ist, mancher Unsittlichkeit vorbeugen, manche
 in ihren Folgen unschädlicher machen. Steht
 uns dabey die Furcht vor dem Hasse der Mens-

schen im Wege, so unterstützt uns auf der andern Seite nicht selten der Beyfall der Uebrigen, die durch die Anomalien eines schlechten Menschen, insofern sie eine Störung der allgemeinen moralischen Harmonie verursachen, gleich heftig beleidigt wurden. Wo es also in unsern Kräften steht, Böses von Andern zu verhindern, eine verborgene Unsitte aus dem Licht zu ziehen, oder die Bestrafung eines Ordnungsbrechers zu bewirken, da ist es unsere Pflicht, es zu thun; denn je mehr Böses wir aus der Welt wegschaffen, desto mehr bessern wir die allgemeine Harmonie, und desto verdienter machen wir uns um die Gesellschaft. Wer etwas Böses weiß, und es aus Furcht verschweigt, der sage nicht, daß er die allgemeine Wohlfahrt liebe, und daß er ein guter Mensch sey. In Fällen, wo die unmittelbare Entdeckung Gefahr bringen könnte, suche man wenigstens mittelbar alles zu thun, was sie auf irgend eine Weise befördern kann.

Am eifrigsten aber laßt uns diese Pflicht

da üben, wo wir mit voller Autorktät schalten können, als Oberhäupter gegen unsere Untere, gebenen, als Lehrer gegen unsere Schüler, als Meister gegen unsere Lehrlinge und, Gesellen, als Hauswirthe über unser Gefinde, als Väter gegen unsere Kinder. Das ist, der wahre Herr, in dessen Nähe keiner, der von ihm abhängt, etwas unrechtes zu thun, ja nur zu sprechen wagt. Man sehe hier häufig die merkwürdige Natur, des Gefühles, welches wir Achtung nennen. Es ist, schon oft gesagt worden, daß dasselbe aus Lust und Unlust gemischt sey; aber woher dies komme, hat nicht jeder untersucht. Offenbar daher, weil wir von der einen Seite die strenge Sittlichkeit des achtungswerthen Mannes, sehen, insofern wir ihn so sicher vertrauen, dürfen, und von der andern sie fürchten, insofern wir, bey einer etwanigen egoistischen Versuchung, weder Unterstützung noch Entschädigung von ihm zu erwarten haben.

In keinem Verhältnisse liegt uns die Pflicht,

fremde Eittlichkeit zu beförtern, so sehr ob,
 als in dem der Lehrer oder der Eltern. Die
 Lehrern besonders sind für die Moralität ihrer
 Kinder so streng verantwortlich, daß, wenn
 aus einem Knaben, der bis in sein v.e.r.z.e.hntes
 Jahr im väterlichen Hause erzogen worden ist,
 ein schlechter Mensch wird, die Eltern dessel-
 ben ohne alle Betgerung die Schuld tragen
 müssen. Wer die Schwäche haben kann, eis-
 nen bemerkten Fehler seines Kindes unbeftraft
 zu lassen, und ihm einen einzigen Befehl um-
 sonst zu geben, der sollte seine Kinder lieber
 einer öffentlichen Anstalt zur Erziehung über-
 lassen; denn nichts ist gewisser, als daß sie
 unter seinen Augen entweder ganz verwildern,
 oder zu eben so charakterlosen Schwächlingen
 heranwachsen werden, als er selbst ist. Ein
 jesuitischer Gehorsam muß die erste Tugend
 solcher Kinder seyn, die in der Folge kräftige
 Männer werden sollen. Der kleinste Befehl,
 ja ein Augenwink des Vaters muß prompt in
 Erfüllung gehen, und, ist er einmal ausges-

sprechen, unwiderrüßlich seyn. Das kleinste
 Zögern muß schon bestraft werden, und der
 Gedanke, als ob es mit dem Befehle vielleicht
 nicht viel auf sich habe, im Kopfe selbst des
 zweijährigen Kindes schon ganz unmöglich
 seyn. Es ist aller Erfahrung zuwider, daß
 die Strenge der Eltern Sklavenseelen erzeuge.
 Waren Luther, waren Kalvin Sklavenknechte?
 Beide erzählen uns selbst, wie hart sie in ih-
 rer Jugend behandelt worden seyen, und beide
 dankten es noch im Grabe ihren Vätern. Daß
 selbe hört man auch jetzt noch oft von ähnlich
 erzogenen Söhnen; wenn aber hat man je ei-
 nen verwilderten, ohne Zaum und Gebiß auf-
 gewachsenen Menschen seinen Eltern freudig
 rühmend nachrufen hören: „Das danke ich
 ihnen, die mich so strenge dazu angehalten
 haben!“? Die Mütter wollen doch so gern
 von ihren Kindern geliebt seyn. Nun wohl!an,
 sie werden es desto mehr seyn, je strenger sie
 gegen dieselben sind, mit der gehörigen Cons-
 sequenz, versteht sich. Eine Liebesung, ein

verdienetes Lob von einer strengen Mutter erregt in dem gehorsamen Kinde ein inniges Entzücken, dagegen das gelinde behandelte nach der Mutter nicht anders fragt, als wenn es etwas von ihr haben will. Auch die strengeren Lehrer sind in der Regel die geliebteren.

Eine abgeschmackte Frage ist es, ob man Kinder schlagen dürfe. Auf welchem andern Wege will man denn vernunftlose Geschöpfe zwingen, gewisse nothwendige Vorstellungen, die ihnen geläufig werden sollen, festzuhalten, als auf dem Wege der Furcht? Kein Weg führt nicht nur so schnell und so unausbleiblich dahin, als dieser, sondern er ist sogar bis zu einem gewissen Alter der einzig mögliche. Man sehe doch, welche Wunder dieses Verfahren bey den Thieren wirkt. Der klügste Hund würde in seinem Leben nicht die Vorstellung festhalten, daß er bey der Rebhühnerjagd erst gebückt und leise hinzuschleichen, dann sich tief ins Gras niederdrücken, und nachdem der Schuß über ihn hingepor-

gen, rasch den verwundet herumflatternden Vögeln nachsürzen müsse: wenn ihm nicht diese Vorstellung unter beständiger Furcht vor dem Stocke so tief eingeprägt worden wäre. So wiegt auch bey dem vernunftlosen Kinde ein einziger Hieb eine ganze Reihe von Demonstrationen auf, und je empfindlicher er war, desto länger wird der Vater in ähnlichen Fällen mit einer bloßen Miene auszuweichen können, die sich auf jenen Hieb bezieht. Ueberhaupt kann man sich vielen Aerger und manche Gewaltthätigkeit ersparen, wenn man sich in seinem ernstern Tone nur immer gleich bleibt. Eltern, die heut die Affen ihrer Kinder sind, und morgen, wenn ihnen der Kopf nicht recht steht, einmal den Orbis spielen wollen, peinigten die Kinder ohne Noth, machen sie am Guten irre, und stoßen ihnen eine Tücke ein, deren häßliche Folgen sie gewöhnlich selbst am meisten erfahren müssen. Unsere Großväter hatten eine treffliche Maxime, die leider ganz in Vergessenheit geräth,

nämlich die: ein Vater müsse seine Kinder niemals merken lassen, wie herzlich er sie liebe. Das müssen sie den Müttern überlassen, die ohnehin dazu bestimmt zu seyn scheinen, das Opfer und Spiel ihrer Kinder zu werden. Will der Mann schmeicheln und küssen, so mag er seine Frau dazu nehmen.

In keiner Periode der Erziehung muß der Vater aufmerksamer auf die Gewöhnung seines Kindes seyn, als in den sechs ersten Lebensjahren. Bis dahin muß die Furcht das herrschende Motiv aller Handlungen des Kindes seyn. Kein Ausruf darf anders, als in dem Tone einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit gegeben werden, ums Himmels Willen nicht bittweise, als ob man etwas dem Verlieben des kleinen Geschöpfes anheim stelle, und als wenn es nur aus Gefälligkeit für die Nichtigkeit des Vaters geschehen solle. Kann man erst mit ihm sprechen, so mag man wohl zuweilen mit wenig Worten hinzufügen, warum es geschehen müsse, aber doch immer erst nach

dem der Befehl schon aufs bloße Wort vollzogen ist. Ein Kind, das nach dem sechsten Jahre noch keine Fertigkeit in allen guten Gewohnheiten hat, die innerhalb seiner Sphäre liegen, ist schon sehr verwahrloset, und muß in eine ganz andere Zucht gebracht werden, wenn noch etwas aus ihm werden soll. Ist es aber in diesem Alter schon gehörig geübt und im Gehorsam völlig befestigt, so wird es nachher nie wieder der Ruthe bedürfen, wenn nur der ernste Ton des Vaters sich gleich bleibt.

Fremde Sittlichkeit zu befördern ist uns schon in einem frühen Alter möglich. Gute Knaben erinnern sich oft gegenseitig, wenn sie etwas Unrechtes an einander wahrnehmen; sie ermahnen, warnen, rathen, bitten, und gesöhnlich mit glücklichem Erfolg, denn von lieben Freunden nimmt man williger und uneingenommener etwas an, als von Vorgesetzten. Sehr wohl berechnet sind daher auch die vielen Ermahnungen der Apostel Jesu an ihre

Gemeinen, zur gegenseitigen Unterstützung im Guten, und auch wir wollen uns die Worte Pauli an die Galater gesagt seyn lassen: Lieben Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehl überleitet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geist, die ihr geistlich seyd.
